Gemeinnützige Naturgeschichte,

von

Dr. Harald Othmar Lenz,
Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal.

Erster Band:

Säugethiere.

Mit acht Tafeln Abbildungen.

Dritte, sehr veränderte Ausgabe.

Gotha,
Becker'sche Buchhandlung.
1851.

Vorrede
zur dritten Ausgabe.

Den Freunden der Natur übergebe ich hier eine dritte, durchweg veränderte und vermehrte Ausgabe meiner Naturgeschichte, und bitte, sie freundlich aufzunehmen.

Die lateinischen Namen habe ich für diejenigen Leser, welche sich mit den Sprachen des Alterthums nicht befassen, so bezeichnet, daß die richtige Aussprache leicht getroffen werden kann: ein Häkchen über der vorletzten Sylbe bedeutet, daß diese kurz, ein Strich, daß sie lang zu sprechen ist. Der erste Name bezeichnet die Gattung, der zweite die Art. So ist z. B. der Name Felis der ganzen Katzengattung (dem Löwen, Tiger, Jaguar, Luchs, der Hauskatze u. s. w.) gemein, der Name Leo aber gehört nur Einer Art aus dieser Gattung, nämlich dem Löwen. Dieser heißt also Felis Leo, der Tiger heißt Felis Tigris u. s. w. Steht hinter dem Namen einer Gattung oder Art noch ein drittes, abgekürztes oder ausgeschriebenes, mit lateinischen Buchstaben gedrucktes Wort, so bedeutet dies den Naturforscher, welcher den lateinischen Namen gegeben hat. Manche der bekanntesten Naturforscher pflegt man in diesem Falle durch eine Abkürzung zu bezeichnen; so schreibt man z. B. nicht Linné, sondern bloß L., nicht Willdenow, sondern W. u. s. w. Schreibt man also Felis Leo, L., so wird durch das L. ausgedrückt, daß Linné den Namen gegeben hat.

Ein alphabetisches Verzeichniß von Naturforschern, welche sich um die Pflanzenkunde Verdienste erworben, werde ich dem vierten Bande vorausschicken; hier möge das Verzeichniß solcher seinen Platz finden, welche für die Thierkunde Bedeutendes geleistet haben:

Adanson.	Audebert.	A. A. Berthold.
L. Agassiz.	Audinot-Serville.	Beyrich.
A. Ahrens.	Audouin.	Bibron.
Albin.	Audubon.	de Blainville.
d'Alton.	Azara.	J. H. Blasius.
Amyot.	K. E. v. Bär.	M. E. Bloch.
St. Ange.	J. M. Bechstein.	G. P. Blom.
d'Argenville.	Bell.	J. F. Blumenbach.
Artedi.	G. Bennett.	H. Boie.
Aube.	Fr. Berge.	Boisduval.

Charles Bonaparte.
Bonelli.
Bonnet.
Borkhausen.
Bosc.
Bouché.
J. F. Brandt.
Brants.
Brehm.
D. Bremser.
Brisson.
Brocchi.
Brongniart.
Bronn.
Bruce.
Brulle.
Brünnich.
Leopold v. Buch.
v. Buffon.
Herm. Burmeister.
Camper.
Carus.
Catesby.
F. Cavolini.
Cetti.
Charpentier.
Chemnitz.
Clairville.
Clerc.
Cloquet.
Configliachi.
Coquebert.
Cramer.
C. H. Creplin.
Creutzer.
Curtis.
George Cuvier, geb. 1769.
Fréderic Cuvier.
Czermack.
Dahlbom.
J. W. Dalmann.
Daniell.
Ch. Darwin.
Daubenton.
Daudin.
Graf Déjean.
Delessert.
Denys de Monfort.
Deshayes.
Desmarest.
Donovan.
Draparnaud.
Drury.
Duftschmid.
Dujardin.
Duméril.
Duponchel.
Eckström.
Edwards.
Egede.
Ch. G. Ehrenberg.
Eichhorn.
Eichwald.
J. Ellis.
W. F. Erichson.
Erxleben.
F. Eschscholtz.
Eschricht.
J. C. Esper.
Fr. Faber.
J. Ch. Fabricius.
O. Fabricius.
Fallen.
v. Férussac.
G. Fischer.
J. B. Fischer.
J. E. Fischer v. Röslerstamm.
Fischer v. Waldheim.
Fitzinger.
Fontana.
E. Forbes.
C. F. Freyer.
O. F. Fries.
J. L. Frisch.
M. G. Gaede.
De Geer.
Geoffroy.
Geoffroy St. Hilaire.
E. F. Germar.
H. K. Geubel.
Gistl.
W. F. v. Gleichen.
C. Gloger.
Gmelin.
Goldfuß.
Gory.
Göze.
Gouan.
Gould.
Graslin.
J. L. C. Gravenhorst.
J. E. Gray.
Griffith.
Grube.
Guérin.
Gyllenham.
De Haan.
E. W. Hahn.
Fr. Hamilton.
Harlan.
Hartig.
G. L. Hartmann.
J. G. Heckel.
Oswald Heer.
J. Henle.
J. Herbst.
J. Fr. Hermann.
Hernandez.
M. Herold.
Herrich-Schäffer.
van der Hoeven.
Holbrook.
Home.
Horsfield.
J. Hübner.
C. v. Hügel.
Alex. v. Humboldt, geb. 1769.
Hundewall.
Jacquin.
Illiger.
Jablonsky.
G. F. Jäger.
Jardine.
Jurine.
J. H. Kaltenbach.
J. J. Kaup.
A. Keferstein.
Graf A. Keyserling.
L. A. Kiener.
Kirby.
Ch. Fr. C. Kleemann.
S. Th. Klein.
Klug.
Knoch.
Knorr.
C. L. Koch.
Kollar.

A. Kölliker.
Ferdinand Krauß.
Kretzschmar.
Kuhl.
J. C. Küster.
de Lacépède.
Lacordaire.
Laicharting.
de Lamarck.
Lamouroux.
Laporte.
Latham.
Pierre André Latreille.
Laugier.
Laurenti.
Leach.
Ledermüller.
Leeuwenhöck.
Leiblin.
Leisler.
Leon-Dufour.
Lepelletier de St. Fargeau.
Lesson.
Lesueur.
F. S. Leuckart.
Leunis.
Levaillant.
Lichtenstein.
Link.
Karl v. Linné, geb. 1707.
Lister.
Longchamps.
Lyonet.
Mac Leay.
Macquart.
Marcgrave.
Marsham.
F. W. Martini.
Mayer.
Meckel.
E. Mehlis.
Ch. v. Meidinger.
J. W. Meigen.
Meißner.
C. Th. Menke.
Sibylla Merian.
Bl. Merrem.
v. Meyer.
Milne-Edwards.
Minding.
Mitchill.
Moguin-Tandon.
Montagu.
Montbeillard.
Montfort.
Morren.
J. Müller.
O. F. Müller.
Hermann Nathusius.
Natterer.
Joh. Fr. Naumann.
Nees v. Esenbeck.
Max. Prinz Neuwied.
Nilsson.
Ch. L. Nitzsch.
A. v. Nordmann.
F. Ochsenheimer.
Laurentius Oken.
Olivi.
Olivier.
Oppel.
d'Orbigny.
Ord.
A. S. Oerstedt.
R. Owen.
Pallas.
Pander.
W. F. Panzer.
Paykull.
Peale.
Pennant.
Percheron.
Perry.
Maximilian Perty.
L. Pfeiffer.
Philippi.
Pictet.
Poli.
Pontoppidan.
Eduard Pöppig.
Rafinesque.
Rambur.
Ramdohr.
G. Rapp.
H. Rathke.
J. Th. Chr. Ratzeburg.
F. D. Réaumur.
Redi.
L. Reeve.
H. G. L. Reichenbach.
Rengger.
Retzius.
Risso.
Römer.
Rösel von Rosenhof.
Rosenthal.
Rossi.
E. A. Roßmäßler.
Roux.
C. A. Rudolphi.
E. Rüppell.
Rusconi.
P. Russel.
Rymer Jones.
Sahlberg.
Savi.
J. C. Savigny.
Say.
J. Chr. Schäffer.
Schiefermüller.
H. R. Schinz.
H. Schlegel.
Schlotheim.
F. Schmalz.
Schneider.
Richard Schomburgk.
Robert Schomburgk.
Schönherr.
Paula v. Schrank.
Ch. D. v. Schreber.
v. Schreibers.
Schultze.
E. F. Schulze.
A. F. Schweigger.
Scoresby.
Seba.
Selys.
Serville.
Shaw.
Shuckard.
v. Siebold.
Sloane.
Hamilton Smith.
Thomas Smith.
Soldani.
Sonnerat.
Sonnini.
Sowerby.

Sparrmann.
Spence.
Spinola.
Spix.
Steller.
Stephens.
Sternberg.
Stoll.
Stör.
Straus-Dürckheim.
J. Sturm.
Suckow.
Sundevall.
Susemihl.
Swainson.
Swammerdam.
Temminck.
Thienemann.
Thompson.
Thunberg.
Tiedemann.
F. Tiedemann.
F. Treitschke.
Treviranus.
F. H. Troschel.
J. v. Tschudi.
Valenciennes.
Vanderlinden.
Vieillot.
Vigors.
Villers.
J. Wagler.
J. A. Wagner.
Moritz Wagner.
Walckenaer.
Walther.
Waterhouse.
Weber.
A. H. L. Westrumb.
Westwood.
Wiedemann.
F. A. Wiegmann.
v. Wildungen.
G. F. Will.
Wilson.
Dietrich a. d. Winckell.
J. Wolf.
G. Zaddach.
Zeder.
Zetterstedt.
Louis Ziegler.

Wegen der Abtheilungen, in welche manche große Gattungen zerfallen, bemerke ich, daß ich die Hauptabtheilungen mit a), b), c), d) u. s. w. bezeichnet habe, so daß also ein b) immer dem vorausgegangenen a), ein d) den vorausgegangenen a), b) und c) entgegensteht. — Ist a) in Unterabtheilungen gebracht, so sind diese alle mit a2) bezeichnet; ist ein a2) wieder in Unterabtheilungen gebracht, so sind diese alle mit a3) bezeichnet; a3) kann dann wieder mit a4) abgetheilt sein u. s. w.; — auf gleiche Weise kann b) mit b2), dann b2) mit b3) in Unterabtheilungen gebracht werden u. s. w. — Findet man zwei- oder dreimal hinter einander c3), so stehn sich alle diese einander entgegen und sind Unterabtheilungen des zunächst vorhergegangenen c2) und dieses wieder eines c), welches einem vorangegangenen a) und b) entgegensteht.

Denjenigen Lesern, welche eine kurze Uebersicht der drei Naturreiche zu haben wünschen, empfehle ich meine im Jahr 1848 zu Gotha in der Becker'schen Verlagsbuchhandlung erschienene Kleine Naturgeschichte, Preis 21 Sgr.

Ueber die Bearbeitung und Benutzung der Stoffe, welche die Natur darbietet, gibt meine im Jahr 1850 zu Jena bei Frommann erschienene Technologie, mit 11 Tafeln voll Abbildungen, Preis 25 Sgr., Auskunft.

Die Abbildungen, welche ich meiner Gemeinnützigen Naturgeschichte beifüge, haben den Zweck, eine Uebersicht der verschiedenen Gestalten zu geben. Sie sind schwarz und kolorirt zu haben.

Schnepfenthal, im März 1851.

H. O. Lenz.

Uebersicht der Eintheilung der Säugethiere.

Die Naturgeschichte

beschäftigt sich mit Betrachtung der Thiere, Pflanzen, Mineralien.

Thiere nennen wir alle Wesen, welchen folgende Eigenschaften zukommen: Sie haben Leben, das heißt selbstständige, sich durch alle ihre Theile verbreitende Thätigkeit; sie haben Seele, welche sich durch Denken und willkührliche Bewegung einzelner Theile äußert; sie bedürfen, so lange sie leben, Nahrung, und diese wird durch eine Oeffnung eingebracht, welche Mund heißt. Die Dauer ihres Lebens währt nur eine bestimmte Zeit; sein Erlöschen nennen wir Tod. — Die Kenntniß der Thiere heißt Thierkunde, Zoologie.

Pflanzen nennen wir alle Wesen, welche Leben, aber keine Seele haben; sie bedürfen Nahrung, aber diese besteht nur aus flüssigen und luftförmigen Stoffen, welche durch die ganze Oberhaut eingesaugt werden. Auch die Pflanzen sind dem Tode unterworfen. — Die Kenntniß derselben heißt Pflanzenkunde, Botanik.

Mineralien nennen wir alle festen und flüssigen Stoffe, welche den Erdball bilden, weder Seele noch Leben haben, keine Nahrung bedürfen. — Die Kenntniß derselben heißt Mineralogie.

Thiere und Pflanzen nennt man auch organische Wesen, weil sie Organe, d. h. zur Thätigkeit bestimmte Theile haben; die Mineralien nennt man anorganisch (d. h. ohne Organe).

Um das Ganze leicht übersehen, das Einzelne leicht am passenden Orte einreihen und jederzeit wiederfinden zu können, bedient man sich einer auf Aehnlichkeit und Unterschied begründeten **Eintheilung**, welche man auch System nennt, nämlich:

1) **Reiche**, und zwar, nach den oben angegebenen Kennzeichen, drei: Thierreich, Pflanzenreich, Mineralreich.
2) **Klassen.**
3) **Ordnungen.** Diese können, wenn sie groß sind, in **Familien**, und letztere wieder in **Gruppen** zerfallen.
4) **Gattungen.**

5) **Arten.** Weichen diese in unwesentlichen Eigenschaften von einander ab, so entstehn **Abarten** (Spielarten, Varietäten), die man auch, wenn sie sich bei der Fortpflanzung unverändert erhalten, im Thierreich Rassen, im Pflanzenreich Sorten nennt.

Wir wollen nun die eben genannte Eintheilung noch in umgekehrter Reihe betrachten und deutlich machen: Zu derselben Art (Species) rechnen wir alle Wesen, die alle Haupteigenschaften mit einander gemein haben; zu derselben Gattung (Genus) rechnen wir alle Arten, die nur in wenigen Haupteigenschaften von einander abweichen; eben so zu derselben Ordnung alle Gattungen, zu derselben Klasse alle Ordnungen, zu demselben Reiche alle Klassen, die nur in wenigen Hauptmerkmalen verschieden sind. — Zur Erläuterung möge folgendes Beispiel dienen. Die Angorakatze ist eine Abart der Art, welche wir Hauskatze nennen; diese gehört zur Gattung Katze; diese zur Gruppe Zehengänger; diese zur Familie Raubthiere; diese zur Ordnung Fleischfresser; diese zur Klasse Säugethiere; diese zum Thierreich.

Bei Thieren und Pflanzen stammt die Nachkommenschaft in der Regel von Wesen derselben Art; stammt sie ausnahmsweis von Wesen verschiedener Art, so nennt man sie Bastard; man zieht z. B. Bastarde von Esel und Pferd, von Stieglitz und Kanarienvogel, von verschiedenen Arten der Geranien u. s. w. — Im Mineralreich gibt es keine Nachkommenschaft.

Eintheilung des Thierreichs in Klassen und Ordnungen.

Klasse: Säugethiere. Sie haben Rückenwirbel, rothes warmes Blut, bekommen lebendige Junge, die sie säugen.

Ordnung: Der Mensch.
O. Affenthiere. Z. B. Orang-Utang, Pavian.
O. Fleischfresser. Z. B. Fledermaus, Fuchs, Löwe.
O. Beutelthiere. Z. B. Beutelratte, Känguru.
O. Nagethiere. Z. B. Eichhorn, Maus, Hase.
O. Zahnarme. Z. B. Faulthier, Schuppenthier.
O. Einfachkauende Hufthiere. Z. B. Elephant, Schwein, Pferd.
O. Wiederkauende Hufthiere. Z. B. Kameel, Hirsch, Schaf.
O. Fischsäugethiere. Z. B. Delphin, Wallfisch.

Klasse: Vögel. Sie haben Rückenwirbel, rothes warmes Blut, legen Eier.

O. Raubvögel. Z. B. Kondor, Habicht, Uhu.

O. Singvögel. Z. B. Drossel, Nachtigall, Kanarienvogel.

O. Paarzeher. Z. B. Specht, Kukuk, Papagei.

O. Hühnervögel. Z. B. Pfau, Haushuhn, Wachtel.

O. Stelzvögel. Z. B. Strauß, Storch, Schnepfe.

O. Schwimmvögel. Z. B. Taucher, Schwan, Ente.

Klasse: Amphibien. Sie haben Rückenwirbel, rothes kaltes Blut, athmen Luft.

O. Schildkröten.

O. Echsen. Z. B. Krokodil, Eidechse, Chamäleon.

O. Schlangen. Z. B. Ringelnatter, Kreuzotter.

O. Froschartige. Z. B. Frosch, Salamander.

Klasse: Fische. Sie haben Rückenwirbel, rothes kaltes Blut, athmen Wasser.

O. Stachelflosser. Z. B. Kaulkopf, Stichling.

O. Weichflosser. Z. B. Karpfen, Hecht, Aal.

O. Knorpelfische. Z. B. Haifisch, Neunauge.

Klasse: Kerbthiere. Sie haben keine Rückenwirbel; ihr Körper ist durch Quereinschnitte geringelt.

O. Krustenthiere. Z. B. Krebs, Kellerassel.

O. Spinnenthiere. Z. B. Spinne, Skorpion, Milbe.

O. Insekten. Z. B. Floh, Käfer, Grille, Wanze, Libelle, Wespe, Schmetterling, Fliege.

O. Ring-Kerbthiere. Z. B. Regenwurm, Blutegel.

O. Band-Kerbthiere. Z. B. Bandwurm, Finne.

Klasse: Würmer. Sie haben keine Rückenwirbel; ihr Körper ist nicht geringelt.

O. Weichthiere. Z. B. Schnecke, Muschel.

O. Sternwürmer. Z. B. Seestern, Seeigel.

O. Quallenwürmer. Z. B. Scheibenqualle, Seeblase.

O. Binnenwürmer. Z. B. Spuhlwurm, Leberegel.

O. Polypen. Z. B. Venusfächer, Edelkoralle.

O. Infusionsthierchen. Z. B. Glockenthierchen.

Die Thiere der vier ersten Klassen bezeichnet man auch mit dem Namen Wirbelthiere, die der zwei letzten als Wirbellose.

Erste Klasse des Thierreichs.
Säugethiere.

Die Säugethiere haben Rückenwirbel, rothes warmes Blut; jedes Säugethier ist entweder männlichen oder weiblichen Geschlechts; das Weibchen kann, wenn es erwachsen, gesund, kräftig und mit einem Männchen gepaart ist, lebendige Junge zur Welt bringen und mit Milch säugen.

Wollen wir den Körper der Säugethiere genauer kennen lernen, so werden wir unsren Zweck am besten erreichen, wenn wir erst den des Menschen betrachten und dann den der übrigen Säugethiere damit vergleichen.

Der **Körper** des **Menschen** hat ein mit Fleisch und Haut bedecktes **Knochen**gerüst. In der frühesten Jugend sind die Knochen knorpelartig, aber mit zunehmendem Alter lagert sich in ihnen allmälig so viel phosphorsaurer Kalk ab, daß dieser etwa 2/3 der Masse ausmacht, welche nun hart und steinartig erscheint. Die langen Knochen der Arme und Beine sind hohl, die Höhlung ist mit einem Fett gefüllt, welches Mark heißt. Die Knochen eines großen Menschen wiegen zusammen etwa 12 Pfund; davon beträgt die Phosphorsäure 3 Pfund, und $1\frac{1}{3}$ Pfund dieser 3 Pfunde sind Phosphor. Die wichtigsten Knochen des Menschen sind folgende: a) am **Kopfe:** 1 Hinterhauptsbein, welches auf dem Halse ruht; 2 Scheitelbeine; 1 Stirnbein; 2 Schläfenbeine; 2 Wangenbeine (Jochbeine, Backenbeine), unter jedem Auge eins; 2 Thränenbeine, durchlöchert, die Augen vom Innern der Nase scheidend; 2 Nasenbeine, welche sich vorn in Knorpel enden, wodurch die Nasenspitze elastisch und bewirkt wird, daß man sie nicht zerbricht, wenn man darauf fällt; 1 Pflugscharbein, die Nasenlöcher scheidend; die Muschelbeine, pa-

pierdünne Plättchen im Innern der Nase; 1 Siebbein, fein durchlöchert, die Schädelhöhle von der Nase scheidend; 2 Gaumenbeine; 2 Oberkinnladenbeine. Alle bisher genannten Knochen des Kopfes sind unbeweglich mit einander verwachsen. Das Hinterhauptsbein, die Scheitelbeine, das Stirnbein, die 2 Schläfenbeine und das Siebbein schließen zusammen einen Raum ein, welcher Schädelhöhle heißt und das Gehirn umschließt; die zackigen Linien, in welchen sich diese Knochen verbinden, heißen Nähte. Die Unterkinnlade ist ein Knochen, welcher jederseits durch ein Gelenk mit dem Schläfenbein verbunden ist; beim Kauen bewegt er sich von unten nach oben. Jede Kinnlade hat 16 Zahnhöhlen, zur Aufnahme der Zahnwurzeln. Am Grunde jeder Zahnhöhle ist eine kleine Oeffnung, durch welche Blutgefäße und Nerven zu den Zähnen gehn. Jede Kinnlade hat 16 **Zähne**, nämlich 4 Schneidezähne, 2 Eckzähne, 10 Backenzähne. Der obere Theil (die Krone) des Zahns ist mit Glasur überzogen, welche sehr hart ist und aus Knochenmasse besteht, die keinen Knorpel enthält; der untere Theil (die Wurzel) und das Innere besteht aus gewöhnlicher Knochenmasse. Die Schneide- und Eckzähne haben nur Eine Wurzel, die 2 vordersten Backenzähne haben ebenfalls nur Eine, höchstens 2, die darauf folgenden 3 Backenzähne haben eigentlich 4, doch sind sie öfters so verwachsen, daß es 3 oder 2 zu sein scheinen. Zuerst erscheinen in der Regel, etwa im neunten Monat des Alters, die 2 mittelsten Schneidezähne der Unterkinnlade, darauf die über ihnen stehenden der Oberkinnlade, später die übrigen Schneidezähne, dann die hinter den Eckzähnen stehenden (vordersten) Backenzähne, nun die Eckzähne selbst, endlich die zunächst den vordersten stehenden (zweiten) Backenzähne, und nun sind, im dritten Jahre des Alters, alle sogenannten Milchzähne da. Die Wurzeln der Milchzähne verschwinden allmälig, indem sie aufgelöst werden. Im 7ten oder 8ten Jahre erscheint hinter dem 2ten Backenzahn der 3te (ein bleibender Zahn) und nun werden gewöhnlich im 8ten und 9ten Jahre die Milch-Schneidezähne durch bleibende Zähne, welche sich unter ihnen gebildet haben, ausgestoßen und ersetzt, im 10ten die Milch-Backenzähne, im 11ten die Milch-Eckzähne; im 12ten erscheinen die (bleibenden) vierten Backenzähne und nun sind 28 Zähne da. Erst gegen das 20ste Jahr, zuweilen auch nach ihm, kommen die fünften (hintersten) Backenzähne (die sogenannten Weisheitszähne). Es ist nun die Zahl voll und beträgt 32. — b) Der **Rumpf** hat 7 Halswirbel, deren ober-

ster, welcher den Kopf trägt, Atlas heißt; 12 Rückenwirbel, deren jeder ein Paar Rippen trägt; 5 Lendenwirbel; 5 Kreuzwirbel; 4 Endwirbel. Von den genannten Wirbeln ist jeder mit seinen Nachbarn beweglich verbunden, nur die 5 Kreuzwirbel bilden zusammen ein festes Stück, das Kreuzbein. Jeder Hals-, Rücken- und Lendenwirbel verlängert sich nach außen in den Dornfortsatz, nach jeder Seite in einen Querfortsatz. Zusammen bilden die Wirbel die Wirbelsäule (das Rückgrath). Die 7 oberen Rippen jeder Seite verbinden sich durch die an ihrer Spitze befindlichen Knorpel mit dem vorn in der Mitte der Brust liegenden Brustbein und heißen wahre Rippen; die 5 unteren Rippen fügen ihre Knorpel nur an die der oberen Rippen. Weil die Rippenknorpel elastisch sind, so kann sich die Brust beim Athmen heben und senken. — c) Zum **Arme** gehören: das Schulterblatt, welches auf dem Rücken liegt; das Schlüsselbein vorn unter dem Hals; das Oberarmbein; das Ellenbogenbein und neben ihm die Speiche; 8 kleine Knochen der Handwurzel; 5 Knochen der Mittelhand, für jeden Finger einer; 5 Finger: der Daumen mit 2, die andern mit 3 Knochen. — d) Zum **Beine** gehören: das Hüftbein; beide Hüftbeine bilden mit dem Kreuzbein das Becken. Am Hüftbein ist eine tiefe Gelenkpfanne, in welche das Schenkelbein eingelenkt ist; an diesem hängt das Schienbein nebst dem Wadenbein; das Gelenk, wo sich Schenkel- und Schienbein berühren, heißt Knie; vorn auf dem Knie liegt ein loser Knochen, die Kniescheibe; eine Erhabenheit am untern Ende des Schienbeins bildet den inneren Knöchel, eine Erhabenheit am Wadenbein den äußeren Knöchel. So wie das Hüftbein dem Schulterblatt entspricht, ferner das Schenkelbein, Schienbein und Wadenbein dem Oberarmbein, Ellenbogenbein und der Speiche ähnlich sind, so sind auch die Knochen des Fußes denen der Hand ähnlich. Die Fußwurzel enthält 7 Knochen, wovon derjenige, auf welchem Schien- und Wadenbein ruhen, Sprungbein, derjenige aber, welcher hinten die Ferse (Hacke) bildet, Fersenbein heißt; der Mittelfuß hat 5 Knochen; der große Zeh hat 2, die 4 andern Zehen jeder 3 Knochen. Das letzte Glied der Finger und Zehen heißt Nagelglied und trägt die aus Hornmasse gebildeten Nägel. Diese wachsen, gleich den Haaren, nur von ihrer Wurzel aus.

Gelenk nennt man jede Stelle, wo Knochen beweglich mit einander verbunden sind; an den Berührungsflächen haben sie einen

Ueberzug von schlüpfrigem Knorpel und hängen durch zähe, elastische Theile zusammen, welche Gelenkbänder heißen.

Haare sind aus Hornmasse bestehende Fäden und stecken mit walzenförmiger Wurzel in der Haut. Reißt man ein Haar hundertmal mit der Wurzel aus, so entsteht doch immer wieder ein neues, welches eben so stark wird, wie das ausgerissene, wenn es nämlich nicht an Kraft und Saft fehlt. Das Haar wächst nur von unten; färbt man also rothe Haare schwarz, so wachsen sie dennoch unten roth nach.

Die **Haut** besteht aus verschiedenen Lagen: 1) der Oberhaut, welche an sich unempfindlich, durchsichtig, blutleer und sehr dünn ist. An der Fußsohle und in der Hand ist sie dick und wird um so dicker, je mehr diese Theile gebraucht werden. Sie trennt sich ziemlich leicht von der übrigen Haut, z. B. durch blasenziehende Mittel. Unter ihr befindet sich 2) eine dünne Lage, das sogenannte Schleimnetz, welches dem Körper die Farbe gibt, indem es beim Europäer weißlich, beim Malaien braun, beim Neger schwarz ist. Unter dem Schleimnetz liegt 3) die Lederhaut oder eigentliche Haut, welche zäh ist und Nerven und Blut enthält. 4) Unter dieser liegt noch ein lockeres Zellgewebe, die Fetthaut genannt, weil sich darin leicht Fett ablagert. Die Haut wird durch die vielen in ihr befindlichen feinen Nerven zum Hauptorgane des Gefühls; sie dient dem Körper zur Deckung und hat auch die wichtige Verrichtung der Ausdünstung und des Einsaugens. Bei einem warmen Bade z. B. saugt sie viel Wasser ein, und Quecksilbersalben, die man in die Haut einreibt, durchdringen den ganzen Körper. Um zu erfahren, wieviel ein erwachsener Mensch binnen 24 Stunden für gewöhnlich durch die Ausdünstung der Haut und Lunge von sich gibt, haben John Dalton und Seguin sehr genaue Versuche angestellt und gefunden, daß sie $1\frac{1}{2}$ bis 5 Pfund beträgt, je nachdem man viel flüssige oder trockne Nahrungsmittel genießt, sich in Wärme oder Kälte befindet. Bei starkem Schwitzen beträgt die Ausdünstung noch weit mehr.

Die **Zunge** ist das Organ des Geschmacks, welcher seinen eigentlichen Sitz in den vielen auf der Oberfläche hervorragenden Nervenwärzchen hat. Diese werden, wie der ganze Mund, immerfort von Speichel befeuchtet, der von verschiednen Drüsen abgesondert wird und eine wässerige Flüssigkeit ist, welche verhütet, daß nichts anklebt, und die harten Speisen während des Kauens befeuchtet und erweicht. Die Zunge hängt hinten an einem Kno-

chen, dem Zungenbein. Es gibt 3 Paare Speicheldrüsen: 1) das größte vor und unter dem Ohr; 2) das kleinere am Hals, innerhalb dem Winkel des Unterkiefers; 3) das kleinste vorn unter der Zunge. Das Gefühl des Geschmacks ist nicht bloß da, weil es angenehm ist, sondern dient auch zur Prüfung der Speisen, indem diejenigen, welche den Geschmack beleidigen, meist schädlich sind.

Die **Nase** ist das Organ des Geruchs, welcher seinen Sitz in der Riechhaut hat, die das Innere der Nase auskleidet, sich über die Muschelbeine verbreitet, immer von Schleim befeuchtet ist und Wärzchen hat, die von den Enden der Nerven gebildet werden. Löst man die Riechhaut bei einem Menschen ab, so ist sie fast so groß, daß man seinen Kopf damit bedecken kann, beim Jagdhund aber ist sie so groß, daß man fast dessen ganzen Körper damit bedecken kann. Nach hinten öffnen sich die Nasenlöcher in die Mundhöhle. Der Sinn des Geruchs prüft die in der Luft befindlichen Gase und Dämpfe; diejenigen, welche schlecht riechen, sind meist schädlich; allein im Gegentheil ist nicht jede angenehm riechende Luft der Gesundheit zuträglich, was auch von manchen dem Geschmacke angenehmen Speisen gilt.

Das **Ohr** ist das Organ des Gehörs. Das äußere Ohr (Ohrmuschel) ist ein mit Haut überzogner Knorpel, bestimmt, den Schall aufzufangen und in den Gehörgang zu leiten. Dieser liegt im Schläfenbeine, und wird in einer Tiefe von etwa ½ Zoll durch das Paukenfell (Trommelfell), eine dünne, elastische Haut, geschlossen. Hinter dem Paukenfell, im steinharten Felsenbein, ist die kaum ½ Zoll weite, mit Luft gefüllte Paukenhöhle, welche durch einen Kanal (die eustachische Röhre), der sich hinten im Gaumen öffnet, mit dem Mund in Verbindung steht. In der Paukenhöhle liegen 3 von ihrer Gestalt benannte Knöchelchen, der Hammer, welcher mit seinem Stiel am Paukenfell hängt; am Hammer hängt wieder der Ambos und an diesem der Steigbügel, welcher sich hinten an die Haut des ovalen Fensters befestigt. Dieses ist der Eingang zum sogenannten Labyrinth, welches ebenfalls im Felsenbein liegt und aus dem Vorhof, drei halbkreisförmigen Röhren und der Schnecke besteht, welche ein spiralförmig gewundener Kanal ist. Der vom Gehirn kommende Gehörnerv tritt durch das Felsenbein ein und verbreitet sich durch das Labyrinth. Die Erschütterungen der Luft werden vom äußeren Ohre aufgefangen, bis zum Pauken-

fell geleitet und von da theilt sich die Erschütterung dem inneren Ohre mit. Im Gehörgang sondert sich aus eignen Drüsen das Ohrenschmalz ab, welches die Haut und das Paukenfell geschmeidig erhält, zugleich auch dem Eindringen des Ungeziefers wehrt. Wird das Paukenfell durchstoßen, so entsteht Taubheit, zuweilen hat sie jedoch auch andre Gründe.

Das **Auge** ist das Organ des Gesichts. Es liegt in einer Höhle, die vom Stirnbein, Thränenbein und den andren benachbarten Knochen gebildet wird. Der kugelförmige Augapfel hat eine feste Haut, deren größerer, weißer Theil die harte Haut (Sclerotica), der kleinere, vorn stehende, durchsichtige aber die Hornhaut genannt wird. Hinter der Hornhaut sieht man eine zarte, blau, braun u. s. w. gefärbte Haut, die Regenbogenhaut (Iris). In der Mitte derselben ist eine runde Oeffnung, das Sehloch (Pupille), durch welches die Lichtstrahlen in das innere Auge gelangen. Die Pupille erscheint uns schwarz, weil wir hindurch in den dunkelgefärbten Hintergrund des Auges sehn; bei starkem Lichte verengert, bei Dunkelheit, um recht viel Strahlen zu fassen, erweitert sie sich. Im Innern des Augapfels liegen folgende Theile verborgen: Die ganze Sklerotika ist mit der aus zartem Gewebe bestehenden Gefäßhaut (Choroidea) ausgekleidet, welche an der der Sklerotika zugekehrten Seite schwarz ist. Von hinten tritt durch eine Oeffnung der Sklerotika der Sehnerv in's Auge, durchbohrt die Gefäßhaut, bildet die markige, sehr zarte Netzhaut, die sich an die innere Fläche der Gefäßhaut anlegt und die ganze hintere Fläche des Glaskörpers umgibt. Der Glaskörper füllt den ganzen hinteren Theil des Augapfels aus, ist gallertartig und vollkommen durchsichtig. Vorn hat er eine Vertiefung, in welcher die Krystalllinse liegt, welche ebenfalls rein durchsichtig, aber härter und linsenförmig ist, und in einer durchsichtigen, häutigen Kapsel steckt. Zwischen der Krystalllinse und der Hornhaut liegt die tropfbar flüssige, wasserhelle, sogenannte wässerige Feuchtigkeit, welche die Iris von beiden Seiten umgibt, so daß sich diese in ihr frei zusammenziehn oder ausdehnen kann. Die hintere Seite der Iris führt den Namen Traubenhaut, und hat, gleich der Gefäßhaut, eine schwarze Farbe. Fehlt beiden die Farbe, so wird das Auge etwas durchsichtig und erscheint wegen seiner Blutäderchen roth. Man nennt Menschen, welchen dieser Fehler eigen ist, Albinos oder Kakerlaken; sie finden sich einzeln unter allen Völkern, selbst unter den Negern, haben dabei eine weiße Haut und semmelweißes

Haar. Beim Sehen fallen die Lichtstrahlen durch die Hornhaut, die wässerige Feuchtigkeit, die Krystalllinse, den Glaskörper, bis auf die Netzhaut, auf der sich ein Bild des gesehenen Gegenstandes abspiegelt. In voller Dunkelheit, d. h. bei vollkommner Abwesenheit der Lichtstrahlen, ist selbst für Eulen- und Katzenaugen das Sehen durchaus unmöglich. Ist die Hornhaut und Krystalllinse bei einem Menschen zu sehr gewölbt, so sieht er nur in der Nähe gut; ist beides zu flach, so sieht er nur in der Ferne gut. Um sich nach allen Seiten bewegen zu können, hat der Augapfel 6 Muskeln; übrigens liegt er auf einer weichen Unterlage von Fett. Die Augenlieder dienen, das Auge zu bedecken und immer feucht zu erhalten. Ueber dem obern Augenliede liegt eine Thränendrüse, deren Ausführungsgänge sich in dasselbe öffnen. Während des Wachens befeuchtet sich das Auge von Zeit zu Zeit durch unwillkührliches Niederziehn des obern Augenlieds (Blinzeln). Beim Schmerz sondert die Thränendrüse zu viel Feuchtigkeit ab, und es fallen Thränen aus dem Auge. Für gewöhnlich sickert die Thränenfeuchtigkeit aus dem Auge durch das Thränenbein in die Nase; beim Weinen ist der Andrang stärker, und man schneuzt sich daher auch mehr. Inwendig an den Rändern der Augenlieder liegen auch Drüsen, die eine fettartige Masse absondern.

Die **Muskeln** werden im gemeinen Leben Fleisch genannt und sind die Organe der Bewegung. Soll eine Bewegung erfolgen, so zieht sich der Muskel zusammen, verkürzt sich dadurch und bewegt so andere Muskeln oder Knochen, mit denen er verwachsen ist, nach sich zu. Uebrigens sind die Muskeln nicht unmittelbar an diejenigen Knochen gewachsen, welche sie in Bewegung setzen sollen; die Verbindung ist durch zähe, weiße **Sehnen** (Flechsen) hergestellt. Da die Bewegungen am Körper unendlich verschieden sind, so ist auch die Anzahl der Muskeln sehr groß. Man zählt deren 238 Paare. Wir wählen hier bloß einige wenige, um einen oberflächlichen Begriff zu geben. Betrachtet man den Mund des Menschen, so sieht man äußerlich nicht viel Andeutung verschiedner Muskeln. Hebt man aber die Haut ab, so sieht man deren eine für die verschiedenen Bewegungen hinreichende Menge. Rings um den Mund läuft der Ringmuskel, der den Mund schließt, so lange er nicht von den andern an ihm befestigten Muskeln gezwungen wird, sich zu öffnen. Ueber dessen Mitte steht der Niederzieher der Nasenspitze; zu jeder Seite der Nase ein die Oberlippe und den Nasenflügel zugleich hebender Muskel, und daneben wieder ein bloß die Oberlippe hebender;

über jedem Mundwinkel ein Hebemuskel des Winkels; daneben der sogenannte Jochmuskel, der den Mund auf und in die Breite zieht; mitten unter dem Munde der Niederzieher der Unterlippe und der Heber des Kinns, welcher die Haut des Kinns nebst der Unterlippe in die Höhe zieht; unter jedem Mundwinkel ein Niederzieher des Mundwinkels; seitwärts vom Munde jederseits eine Lachmuskel, welcher bei manchen Menschen das Grübchen ohnweit der Mundwinkel beim Lachen hervorbringt. Mitten über den Backen läuft der Backenmuskel zum Munde, der ihn zurückzieht und verengern hilft. Für's Kauen haben die Kinnladen wieder ihre eignen Muskeln u. s. w.

An den Armen und Beinen heißen diejenigen Muskeln, welche ausstrecken: Streckmuskeln; diejenigen, welche biegen: Beugemuskeln. So liegen die Beugemuskeln für den Unterschenkel (Schienbein, Wade) hinten am Oberschenkel (Schenkel) und heften ihre Sehnen, die man in der Kniekehle fühlt, hinten an die Knochen des Unterschenkels. Ziehen die Beugemuskeln an, so wird der Unterschenkel emporgezogen. Die Streckmuskeln für den Unterschenkel liegen auf der Vorderseite des Oberschenkels und verbinden sich auf der Kniescheibe in Eine Sehne, die sich vorn an's Schienbein ansetzt. Ziehen die Streckmuskeln an, so kommen Ober- und Unterschenkel in eine gerade Linie.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf den Arm, so kommen die Muskeln, welche den Oberarm nach allen Seiten bewegen, von Schulter, Brust und Rücken; die Muskeln dagegen, welche den Unterarm bewegen, kommen vom Oberarm; die Muskeln, von welchen die Hand bewegt wird, kommen vom Unterarm, und eben daher oder theils auch von der Hand selbst kommen diejenigen, welche die Finger bewegen. Im Ganzen sind die Muskeln des Arms denen des Beines ähnlich.

Das Zwerchfell ist ein sehr flacher, fast hautartiger Muskel, welcher so quer durch den Leib gespannt ist, daß er Brust und Bauch scheidet. Der Speiseröhre, den Adern und Nerven gestattet er den Durchgang.

Zum **Nervensystem** rechnet man das Gehirn, das Rückenmark und die sich von da aus fast durch den ganzen Körper vertheilenden, meist netzartig verbreitenden Nervenfäden. Das **Gehirn** besteht aus einer weichen, weißen Masse, welche von einer blaßröthlichen umgeben wird; es ist in eine dreifache Haut gehüllt, und füllt die Schädelhöhle aus. Man theilt es in das große und

kleine Gehirn. Das erstere nimmt den oberen und vorderen Theil der Höhle ein, ist in zwei gleiche Hälften (Halbkugeln), die eine rechts, die andre links liegend, geschieden, welche unten durch den sogenannten Balken verbunden sind. Unter dem hinteren Ende des Balkens liegt die erbsengroße, röthlichgraue Zirbeldrüse, worin sich gewöhnlich Körnchen von phosphorsaurem Kalk (Hirnsand) vorfinden. Das kleine Gehirn ist 7- bis 8mal kleiner als das große und liegt im hinteren unteren Theile der Schädelhöhle; es ist ebenfalls in zwei Halbkugeln getheilt, aber seine Farbe ist bräunlicher als beim großen und im Innern sieht man eine eigne Verzweigung grauer und weißer Masse, welche man Lebensbaum nennt. Der Mensch hat unter den Säugethieren, in Verhältniß zu seiner Größe, bei weitem das größte Gehirn. Bei einem erwachsenen wiegt es 2 Pfund 11 Loth bis 3 Pfund $3\frac{3}{4}$ Loth, während es bei einem großen Pferde nur 1 Pfund 14 Loth, bei einem 75 Fuß langen Wallfisch 5 Pfund $10\frac{1}{4}$ Loth wiegt. Die Halbkugeln des Gehirns sind der eigentliche Wohnsitz der Seelenkraft. Höchst merkwürdig ist der Umstand, daß die Halbkugeln des großen und kleinen Gehirns bei Verletzung keinen Schmerz empfinden. Es ereignet sich nach Schlachten oder sonst oft, daß bei Verwundung des Kopfes Stücken des Gehirns abgeschnitten werden müssen, aber es zeigt dabei gar keine Empfindlichkeit, auch wird dabei das klare Bewußtsein des Verwundeten nicht vermindert, wenn der Theil des Gehirns, welcher weggenommen wird, klein ist und nicht an sich schon durch die Heftigkeit des Hiebes oder Schusses Betäubung da ist. Geht aber die Verletzung tief oder muß viel weggeschnitten werden, so erfolgt Stumpfsinn und Blindheit des einen Auges oder beider, und muß noch mehr weggenommen werden, so erfolgt der Tod. Bei Säugethieren, Vögeln, Amphibien gilt vom Gehirn in dieser Hinsicht dasselbe. Von dem Gehirn, und zwar von dessen Grundfläche, gehen 12 Paare Nerven aus, wovon die wichtigsten sind: die 2 Geruchsnerven, welche in einzelnen Fäden durch das Siebbein in's Innere der Nase gehn; die 2 Sehnerven, deren jeder von hinten in einen Augapfel tritt; die 2 Gehörnerven für die Ohren; die 2 Zungenschlundkopfnerven für die Muskeln der Zunge und des Schlundkopfs; die 2 Zungenfleischnerven gehn ebenfalls in die Zunge. Das **Rückenmark** ist die Fortsetzung des Gehirns; es geht durch eine Oeffnung im Hinterhauptsbein in den von den Hals- und Rückenwirbeln gebildeten Kanal bis auf den ersten Lendenwirbel, wo es sich ganz in Nerven auflöst, die man den Roßschweif nennt, und nur noch

einen dünnen, kaum 1 Linie dicken Faden durch das Kreuzbein bis zum ersten Endwirbel hinabsendet. Es besteht aus derselben Masse, wie das Gehirn, ist auch, wie jenes, von einer dreifachen Haut umhüllt, unterscheidet sich aber insofern wesentlich davon, als es nicht der Sitz der Seelenkraft ist. Wird es durchschnitten, so ist dadurch die Seele nicht gelähmt, aber alle Muskeln, welche von der durchschnittnen Stelle abwärts ihre Nerven beziehen, sind augenblicklich lahm. Diesen Umstand benutzen viele Fleischer und zerschneiden den Ochsen das Rückenmark gleich hinter dem Kopfe, worauf sie augenblicklich, aller Muskelkraft beraubt, niedersinken. Das Rückenmark gibt jederseits zwischen je 2 Wirbeln einen Nerven ab, wodurch 30 Paare Rückenmarknerven entstehen; sie verbreiten sich fast alle in die Muskeln des Halses, der Brust, des Bauches, der Arme und Beine. Die **Nerven** sind die Vermittler der Empfindung und Bewegung. Indem sie sich allerwärts bis unter die Oberhaut verbreiten, theilen sie allen von ihnen durchdrungenen Theilen Leben und Empfindung mit, und da sie selbst ihr Empfindungsvermögen vom Gehirn aus bekommen, so thun sie allen Theilen den Willen der Seele kund. Schneidet man einen Nerven durch oder unterbindet ihn fest, so wird der dadurch seiner Verbindung mit dem Gehirn beraubte Theil empfindungslos. Erzeugt sich im Gehirn der Gedanke, daß ein Finger gebogen werden soll, so theilt er sich durch die Nervenverbindung augenblicklich dem Finger mit und dieser muß gehorchen; wird seinerseits der Finger durch irgend eine Gewalt verletzt, so gibt er umgekehrt auf demselben Wege Nachricht, klagt sein Leid und bittet um Hülfe. Wird der Finger durchgehauen, so hat das abgehauene Stück keine Empfindung mehr; wird es aber schnell wieder angesetzt und wächst wieder fest, so stellt sich die Verbindung mit dem Gehirn und somit die Empfindung wieder her. Alle Nerven sind weiße Fäden von verschiedner Dicke und Länge, aus demselben Stoffe wie das Gehirn gebildet. Bald spalten sie sich in kleine Zweige, bald treten Zweige zusammen und bilden wieder ein Ganzes. Oft werden die Fädchen so fein, daß sie selbst mit dem Vergrößerungsglas nicht mehr verfolgt werden können. Die Sinnesorgane sind sehr nervenreich, und daher wie alle Theile, zu denen viele Nerven gehn, nämlich Muskeln, Haut, Magen, Darm und Harnblase, sehr empfindlich; wenig Nerven und daher wenig Empfindung haben Leber, Milz, Nieren, Lunge, Herz und Adern; fast oder ganz nerven- und empfindungslos sind die Knochen, so wie die selbige umkleidende Knochenhaut, ferner Sehnen, Bauchfell, Herzbeu-

tel, Krystallinse, Hornhaut, Oberhaut des Körpers, Haare und Nägel.

Es gibt auch eine Anzahl von Nerven, die ein für sich bestehendes, fast vom Gehirne unabhängiges Leben führen, und die man das Ganglienſystem nennt. Es scheint der bildenden Thätigkeit des Körpers vorzustehn, indem es die Verrichtungen der Verdauungswerkzeuge, des Herzens, der Adern, der Lunge vermittelt. Es bildet sich dieses Ganglienſystem aus den Zweigen einiger Gehirnnerven und aus den vorderen Zweigen der Rückenmarknerven, und besteht aus Nervenfäden und Nervengeflechten, welche an verschiedenen Stellen Knoten (Ganglien, Nervenknoten) haben; es treibt seine Geschäfte immerfort, der Mensch mag wachen, oder schlafen, mag dran denken oder nicht.

Wir gehen nun zur Betrachtung derjenigen Theile über, durch welche Verdauung und Ernährung bewirkt wird.

Die **Speiseröhre** beginnt hinten im Munde, hinter der Luftröhre, mit ihrem muskulösen Eingange, dem Schlundkopfe, und geht dann als eine starkhäutige, feuchte Röhre durch Hals, Brust und Zwerchfell in den Magen hinab. Sie bildet jedoch keine offne Röhre, sondern ist immer ihrer ganzen Länge nach geschlossen, außer wenn sie etwas schluckt oder ausspeit. Sie öffnet sich vor dem Bissen und schließt sich hinter ihm. Seiltänzer essen und trinken daher, auch während sie sich an den Beinen aufgehängt haben.

Der **Magen** ist ein links unter dem Zwerchfell, wo die Speiseröhre in ihn eintritt, beginnender, länglichrunder, häutiger Sack, der sich rechts hin nach unten senkt, dünner wird und in den Darm übergeht. Sein Ein- und Ausgang wird, so lange nichts ein- und ausgehen soll, von Kreisfasern geschlossen. Von seiner ganzen inneren Fläche wird der Magensaft abgesondert, welcher die Speisen auflöst und in Brei verwandelt. Jede **Nahrung**, bei der sich ein lebendes Wesen wohl befinden soll, muß erstlich alle Urstoffe enthalten, aus welchen dessen Körper besteht, und zweitens muß die Verdauungskraft von der Art sein, daß sie die Nahrung gehörig auflöst. Die Verdauungskraft aber ist sehr verschieden: Fütterte man einen Menschen (der sich bei zu Gallerte zerkochten Knochen recht wohl befinden kann) mit rohen Knochenstücken, so würde er bald sterben, weil sein Magensaft sie nicht auflöst; und fütterte man einen Hund mit rohen Roggenkörnern, so würde er ebenfalls bald sterben, weil sein Magensaft sie nicht auflöst, während er sich bei gemahlenen und zu Brod gebackenen Roggenkörnern ganz herr-

lich befindet, weil er sie dann leicht verdaut. Hänflinge, Kanarienvögel, Dompfaffen befinden sich im Käfich viele Jahre lang sehr wohl, wenn sie nebst Wasser gar nichts als Rübsamen, Zeisige und Stieglitze, wenn sie gar nichts als Mohn bekommen. Menschen, Hunde u. s. w. würden bald bei dieser Kost verschmachten, weil ihre Verdauungskraft jene Samen nicht gehörig aufzulösen vermag. Füttert man ein Kaninchen durchaus mit nichts als mit rohen Kartoffeln und Wasser, so stirbt es binnen 2 Wochen; füttert man eins mit bloßer Gerste und Wasser, so stirbt es binnen 5 Wochen. Und doch sind Kartoffeln und Gerste seiner Verdauung ganz angemessen. Woran muß hier der Fehler liegen? Ohne Zweifel fehlen der Gerste so wie der Kartoffel dem Körper des Kaninchens unentbehrliche Urstoffe. Gibt man dagegen einem Kaninchen Wasser, Kartoffeln und Gerste zugleich, so gedeiht es sehr gut dabei, ohne Zweifel, weil in diesem Verein alle nöthigen Urstoffe enthalten sind. Den meisten Fleischfressern ist es unmöglich, Gras zu verdauen, die Grasfresser können dagegen, wenn sich's gerade fügt, Fleisch verdauen. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir sehen, wie das Milchvieh bei Leuten, wo es das Spülich bekommt, auch die darin enthaltenen Fleischstücken mit verzehrt, und wenn wir hören, daß an allen Seeküsten, wo man keine Pflanzennahrung für das Vieh hat und doch welches halten will, demselben keine andre Nahrung geboten wird als frische und trockne Fische, und daß es sich dabei recht wohl befindet; so z. B. in Norwegen, bei Odessa, bei der arabischen Stadt Aden, wo außer Pferden und Rindern sogar die Kameele damit erhalten werden. Die wässerigen Theile der Nahrung gehen größtentheils nicht aus dem Magen in den Darm, sondern werden gleich von den Wänden des Magens aufgesogen und in's Blut geführt.

Ob wohl der Mensch oder das Thier immerfort den Magen voll Nahrung haben muß, oder ob ihm nicht auch zuweilen ein Fasten gut thut, und wie lange es wohl ausgehalten werden kann? Der Magen zeigt von selbst durch das Gefühl, welches wir Hunger und Durst nennen, an, wenn er Nahrung bedarf, zeigt auch durch Sättigung an, wenn er genug hat. Wer also jedesmal ißt und trinkt, sobald er hungert und durstet, und aufhört, sobald er satt ist, thut sehr wohl daran, nur darf nach heftiger Körperbewegung der Durst nicht mit kaltem Trank gelöscht werden. Im Falle der Noth kann übrigens der gesunde Mensch Hunger und Durst zugleich kaum bis zum Ende der zweiten Woche aushalten, dagegen den Mangel

an Speise, wenn er nur Wasser trinken kann (denn auch dieses ist Nahrung), weit länger, und Tiedemann führt Beispiele an, wo Menschen in diesem Falle über 50 Tage ausgedauert haben. In Krankheiten und Scheintod können Menschen zuweilen sehr lange alle Nahrung entbehren, so auch die Thiere im Winterschlaf. Von Hunden hat man Beispiele, daß sie 25 bis 36 Tage ohne Speise und Trank ausgehalten haben; einzelne Raubvögel haben 25 bis 28 Tage gehungert; ich besaß einmal eine Kreuzotter, welche 9 Monate ohne Speise und Trank lebte, ja durchaus nichts annehmen wollte, wenn ihr auch die schönsten Leckerbissen gereicht wurden; Dr. Haan hatte einen Skorpion, welcher 9 Monate lang nichts fraß u. s. w. Im Ganzen ertragen Menschen und Thiere Hunger und Durst nur lange, wenn sie sich vorher gut genährt hatten, ferner an einem kühlen und feuchten Orte und bei Mangel an Anstrengung des Körpers, weil unter solchen Umständen wenig verdünstet wird. Im Wasser können manche Wasserthiere, ohne Speise zu genießen, sehr lange ausdauern, wenn es nur oft erneuert wird; so z. B. erhielt Rudolphi einen Olm, Proteus anguīnus, 5 Jahre, Zoys einen 10 Jahre in bloßem Brunnenwasser. Von denjenigen Thieren, welche nicht im Wasser leben, können im Ganzen diejenigen, welche sich vom Raube ernähren, den Hunger am besten vertragen, eine Eigenschaft, von der sie nicht selten Gelegenheit finden, Gebrauch zu machen; dagegen können sie aber auch bei guter Beute wieder tüchtig fressen. Auch bei Menschen thut in dieser Hinsicht die Gewohnheit viel. So erzählt z. B. Lichtenstein von den Buschmännern, daß sie nicht selten länger als 3 oder 4 Tage hungern, dagegen aber auch leicht zu sechsen in Einer Stunde ein fettes Schaf oder in einer halben Nacht ein Quagga bis auf die Knochen verzehren, wobei man bedenken muß, daß diese Menschen sehr klein, kaum über 4 Fuß hoch, sind. Unter den Erdarten scheint keine dem menschlichen Magen zu behagen, als allenfalls der Thon. Man hat in verschiednen Gegenden einzelne Menschen und auch ganze Stämme wilder Völker gefunden, welche zur Abwechslung Thon genossen; und als einmal die Russen auf der Insel St. Matwey ohnweit Unalaschka eine Ansiedlung versuchten, um dort Seehunde und Vögel zu jagen, und sie sich mit einbrechendem Winter unerwartet von diesen Thieren verlassen fanden, verhungerten sie sämmtlich bis auf 3, welche ihr Leben mit Thon fristeten. Auch unter den Thieren ist das Fressen von Erde und Stein sehr selten; doch verschlucken körnerfressende Vögel viel Kieselsteine, der Regenwurm viel Thon, das junge Reh, wie ich bei zahmen öfters gesehn, gern etwas lockre, feuchte Erde.

Der **Darmkanal** ist eine Fortsetzung des Magens. Er füllt mit seinen mannichfachen Windungen einen großen Theil der Bauchhöhle aus, und hat, wenn er ausgestreckt wird, bei erwachsenen Menschen eine Länge von etwa 30 Fuß. Inwendig ist er immer von Schleim befeuchtet, hat auch an seiner inneren Fläche eine Menge sammtartiger feiner Zotten, welche den Nahrungssaft einsaugen. Man theilt ihn in den Dünndarm und Dickdarm. Der Dünndarm kommt vom Magen und sein erstes, etwa 12 Querfinger langes, Stück heißt Zwölffingerdarm. Fast in seine Mitte tritt der Saft der Bauchspeicheldrüse und der Galle ein, und hierdurch wird die Auflösung und Scheidung des Speisebreies, also die Verdauung, vollendet. Das zweite, etwa 20 Fuß lange, Stück des Dünndarms heißt der gewundene Darm, vorn Leerdarm, hinten Krummdarm genannt. Der Dickdarm, welcher viel geräumiger ist als der Dünndarm, wird in 3 Theile geschieden: 1) den Blinddarm, welcher einen blinden Sack bildet, 2) den Grimmdarm, der viele Anschwellungen und Einschnürungen hat, 3) den Mastdarm, welcher die ausgesogenen Ueberbleibsel der Speisen sammelt und als Mist ausleert.

Die **Milz** ist ein in der linken Seite der Bauchhöhle unter den kurzen Rippen liegender röthlicher Lappen, von etwa 4 bis 5 Zoll Länge und 2 bis 3 Zoll Breite, und in der Mitte 1 Zoll Dicke. Sie steht mit dem Magen in Verbindung und trägt wahrscheinlich zur Bildung des Magensaftes bei. Sie ist schon bei Thieren und in einigen Fällen auch bei Menschen ohne Schaden ausgeschnitten worden, und also kein unentbehrlicher Theil. Bei Leuten, die viel Wein oder Schnaps trinken, wird sie klein, bei Biertrinkern groß.

Die **Bauchspeicheldrüse** (Pankreas) ist eine große, gelblich-graue Drüse, den Speicheldrüsen des Mundes ähnlich, hinter dem Magen. Sie ergießt einen zur Verdauung nöthigen speichelähnlichen Saft in den Zwölffingerdarm.

Die **Leber** kann man das Hauptorgan der Darm-Verdauung nennen. Sie nimmt unmittelbar unter dem Zwerchfell, doch mehr nach der rechten Seite hin, einen großen Raum ein. Oben ist sie gewölbt, unten vertieft, und liegt über Magen und Darm her. Sie hat eine in's Gelbe spielende rothbräunliche Farbe, und ist bei Erwachsenen 4 bis 5 Pfund schwer. Je jünger der Mensch, desto größer ist sie im Verhältniß zum Körper. In ihr wird die Galle, ein grünlicher, bitterer, zur Vollendung der Verdauung unentbehrlicher Saft, bereitet, und geht durch den Gallengang in den Zwölf-

fingerdarm über. Wenn in diesem Darm kein Speisebrei ist, so fließt auch die Galle nicht hinein, sondern sammelt sich in der häutigen Gallenblase, die etwa 2 Loth faßt, bis zum Gebrauche an.

Die ganze Bauchhöhle ist mit einer dünnen Haut ausgekleidet, welche **Bauchfell** heißt. Oben erweitert sich diese Haut, umzieht, unter dem Namen Netz, Magen, Leber, Milz und Grimmdarm und steigt vorn bis zum Nabel herab; unten erweitert sie sich ebenfalls und tritt unter dem Namen Gekröse zwischen die Windungen des Darmkanals, an den sie sich, mit Ausnahme des Zwölffingerdarms, der ganzen Länge nach befestigt.

Außer Blutadern enthält das Gekröse noch eine Menge **Chylus**gefäße, welche feinen Aederchen gleichen, den von den Darmwänden aus dem Speisebrei gesogenen milchweißen Saft, den man Chylus nennt, sammeln und durch mehrere Drüsen bis zu dem Milchbrustgang führen, der, am Rücken hin bis zum Halse emporsteigend, dort den Chylus in das der rechten Vorkammer des Herzens zufließende Blut ergießt. Aber nicht bloß aus den Gedärmen wird ein Saft dem Blute zugeführt; es wird auch von den **Lymph**gefäßen, die an sich von den Chylusgefäßen nicht verschieden sind, aber sich durch den ganzen Körper meist in sehr feinen Zweigen verbreiten, ein wässeriger Saft gesammelt, der sich an der genannten Stelle großentheils mit dem Chylus gemeinschaftlich in das Blut ergießt. Chylus und Lymphe (die letztere jedoch minder) sind die Nahrung des Blutes, das Blut ist die Nahrung des Körpers, muß sich daher allerwärtshin verbreiten, und dies geschieht durch das Herz und die Adern.

Das **Blut** ist der flüssige, in fortwährender Bewegung begriffene Inhalt der Adern. Es besteht aus 2 Haupttheilen: 1) dem Blutwasser, welches die eigentliche Flüssigkeit ist, und eine grünlichweiße Farbe hat. Gießt man es in Wasser, so vermischt es sich damit gleichmäßig; bringt man es an's Feuer, so gerinnt es wie Eiweiß zu einer schneidbaren Masse; 2) den Blutkügelchen, nur unter sehr starker Vergrößerung erkennbaren, im Blutwasser schwimmenden rothen Kügelchen, welche in dem Körper entzogenem erkalteten Blute den sogenannten Blutkuchen bilden. Ein erwachsener Mensch hat etwa 20 bis 26 Pfund Blut. Ein Blutverlust von 1 bis 2 Pfund schwächt ihn für einige Zeit, bis es durch neues ersetzt ist; man hat auch Beispiele, daß der Verlust von 12 bis 14 Pfund überstanden worden ist. In Krankheiten zeigt das Blut sehr viele Verschiedenheiten. Manche Arzneistoffe, wie z. B. Schwefel

und Quecksilber, gehn stark in's Blut über; die verschiedenen Nahrungsmittel haben auch bei gesunden Menschen viel Einfluß auf die Verschiedenheit des Blutes. Die gewöhnliche Wärme des menschlichen Blutes ist 30 Grad Reaumur. Als Ursachen der Blutwärme hat man wohl den Druck zu betrachten, durch welchen es immer von Neuem aus dem Herzen gepreßt wird, die Schnelligkeit, womit es, unter beständigem Druck der Aderwände, rastlos umläuft, und die vielen chemischen Verbindungen, welche unaufhörlich in ihm Statt finden. Je schneller das Blut umläuft, wie z. B. bei heftiger Anstrengung des Körpers oder im Fieber, desto heißer wird es; je langsamer es läuft, desto kühler.

Das **Herz** ist ein rundlicher, nach unten sich etwas verdünnender, in der Mitte der Brust an seinen Adern hängender Fleischkörper, der von einer feinen Haut, dem Herzbeutel, locker umgeben wird. Sein unteres Ende steht schief nach der linken Seite zu. Alle Adern treten an seinem obern Ende aus und ein. Innerlich zerfällt das Herz durch eine Scheidewand in die linke und rechte Hälfte. Jede Hälfte hat unten eine in der Fleischmasse liegende Kammer (Höhle) und darüber eine mit schlaffer Haut bedeckte Vorkammer, mit der sie in Verbindung steht. Diejenigen Adern, welche das Blut vom Herzen aus durch den ganzen Körper verbreiten, heißen **Arterien** (Pulsadern); diejenigen dagegen, welche das Blut aus dem ganzen Körper zum Herzen zurückführen, heißen **Venen**. Keine der größeren Arterien liegt nahe unter der Oberhaut, weil eine Verletzung derselben gefährlich ist, indem das Blut in ihnen weit heftiger strömt als in den Venen. Die Arterien verzweigen sich durch den ganzen Körper und gehen zuletzt in unendlich viele fast unsichtbare Aederchen (Haar- oder Kapillargefäße) über, in deren vielen selbst die rothe Farbe des Blutes nicht mehr zu erkennen ist, aber gerade diese sind es, welche überall, indem sie Flüssigkeit durch ihre Wände ausschwitzen und ausdünsten, Ernährung und Ausdünstung des Körpers bewirken. Sie verzweigen sich netzartig, haben nirgends Enden, sondern gehen in eben so feine und eben so unzählige Aederchen über, welche das Blut wieder rückwärts nach dem Herzen führen, indem sie sich mehr und mehr vereinigen und immer größere Adern (Venen) bilden. Den ganzen so eben beschriebenen Vorgang nennt man den Kreislauf des Blutes. Es läßt sich berechnen, daß der Umlauf nur 1 bis 2 Minuten dauert, und also das Blut seinen Umlauf in einer Stunde 30- bis 60mal vollendet.

Uebersehen wir nochmals den Blutumlauf vom Herzen aus, so stellt sich uns folgendes Bild dar: Das nach allen Theilen des Körpers ausgesendete Blut kommt dunkler gefärbt zurück, und strömt, nachdem es vorher den neuen Nahrungssaft, Lymphe und Chylus, aufgenommen, in die rechte Vorkammer des Herzens und von dieser sogleich in die rechte Kammer. Aus dieser wird es durch die Lungenarterie in die Lunge getrieben, nimmt dort eine hellrothe Farbe an, geht dann durch die Lungenvene in die linke Vorkammer des Herzens und von da sogleich in die linke Kammer. Von hier aus wird es durch die große, Aorta benannte Arterie in den ganzen Körper getrieben, und kehrt von da, wie erwähnt, in die rechte Vorkammer zurück. Die Lunge hat, wie wir so eben gesehen haben, ihren eignen, von dem übrigen Körper gesonderten, Kreislauf, dessen Zweck nur ist, das Blut mit der Luft in Berührung zu bringen. Außerdem bekommt sie aber auch noch von der Aorta zu ihrer Ernährung bestimmte Adern, welche sich ganz dem Kreislaufe des übrigen Körpers anschließen.

Der Umlauf des Blutes geht während des ganzen Lebens, bei Tag und Nacht, im Wachen und Schlafen rastlos fort. Welche Kraft erhält das Herz in dieser, zuweilen über 100 Jahre ohne Unterbrechung dauernden Arbeit? Wir können nur die uns übrigens in ihrem Wesen wenig bekannte **Lebenskraft** nennen, dieselbe Kraft, welche allen Verrichtungen des Körpers vorsteht, welche alle seine Theile formt, welche Wunden heilt, Krankheit überwältigt u. s. w. Die Arterien, in welche das Blut aus den Herzkammern gestoßen wird, haben nahe bei demselben häutige Klappen, welche so eingerichtet sind, daß sie sich, so oft ein neuer Blutstoß von der Kammer kommt (welcher immer etwa 2 bis 4 Loth Blut bringt), öffnen, sobald es aber durch ist, gegen dessen Rückkehr stemmen. Das Ausstoßen des Blutes aus der Herzkammer geschieht dadurch, daß sich dieselbe kräftig zusammenzieht; sie erweitert sich aber augenblicklich wieder und füllt sich im Erweitern mit dem ihr zuströmenden Venenblute, welches sie auch gleich wieder durch eine neue Zusammenziehung weiter befördert. Die Oeffnung, welche das Venenblut in die Kammer einläßt, hat eine Klappe, welche den Eintritt des Blutes gestattet, den Rücktritt aber verwehrt. Die ganze im Körper umlaufende Blutmasse füllt, im ununterbrochnen Laufe begriffen, alle Adern und das Herz so aus, daß nirgends der geringste leere Raum darin ist. Weil bei jeder Zusammenziehung der Herzkammer eine Blutmasse in die Arterien gestoßen wird, welche das

vor ihr befindliche Blut weiter stößt, so fließt auch alles Blut stoßweis. Je näher die Arterien dem Herzen sind, desto heftiger sind in ihnen diese Stöße, welche man Puls nennt; in den kleineren Verzweigungen der Arterien und in den Venen sind sie nicht mehr fühlbar. Der Herzschlag, welchen man an der Brust fühlt, rührt davon her, daß die Spitze des Herzens, so oft es sich zusammenzieht, an die Brustwand stößt. Allerwegens wo die Adern sich in feinen Zweigen ausbreiten, münden diese so vielfach in einander, daß diese Verzweigung ein endloses Netz bildet; hieraus erklärt es sich auch, warum z. B. bei dem Verluste eines Fingers oder Fußes der allgemeine Blutumlauf dennoch nicht gestört wird. Es verändern sich dann aber an der verletzten Stelle viele Aederchen, indem sie sich bedeutend erweitern. Die Adern sind sehr elastisch, können sich bei starkem Andrang des Blutes weit ausdehnen, ziehn sich auch, sobald sich die Blutmasse sehr verringert, stark zusammen. Es entsteht deswegen auch weder in ihnen noch im Herzen ein leerer Raum, wenngleich der Mensch durch eine Wunde mehr als die Hälfte seines Blutes verliert. In den ersten Lebensstunden rechnet man 130 bis 140 Pulsschläge auf die Minute; zwischen dem dritten und siebenten Jahre 85 bis 90; bis zur Zeit des beendigten Wachsthums 80; im männlichen Alter 70 bis 75; im Greisenalter 65 bis 70. Bei Weibern ist der Pulsschlag meist schwächer, aber schneller als bei Männern.

Die **Lunge** besteht aus 3 Haupttheilen: 1) dem Kehlkopf. Er liegt oben im Halse, vorn (wo man ihn als Adamsapfel von außen erkennt), vor dem Eingang zur Speiseröhre. Er besteht aus Knorpel, ist fast knochenhart, und ist von der schmalen Stimmritze durchbrochen. Vor dieser ragt ein knorpliger Deckel in die Höhe, der Kehldeckel, welcher sich beim Schlucken nach hinten über die Stimmritze niederlegt, sie schließt, und eine Brücke bildet, über welche Speisen und Getränke hinweg in die Speiseröhre ziehen. Da er sich aber gegen Staub und scharfe Dämpfe nicht schließt, auch zuweilen, z. B. bei anhaltendem Trinken, beim Lachen, bei plötzlichem Schreck, sich unwillkührlich öffnet und Dinge in die Luftröhre gelangen läßt, die nicht hinein gehören, so entsteht in solchen Fällen ein plötzliches Husten, um das Eingedrungene wieder zu entfernen. 2) Der Luftröhre. Sie ist eine häutige, von etwa 20 hinten nicht geschlossenen Knorpelringen umgebene Röhre, welche sich in der Brust rechts und links je in einen ihr ähnlich gebildeten Ast theilt, deren jeder sich in vielfacher Verzweigung in die Lungenflügel aus-

breitet. Die Luftröhre ist inwendig immer schleimig; wird, wie oft beim Schnupfen u. s. w., dieses Schleimes zu viel, oder wird er zu zäh, so entsteht Husten, als eine Anstrengung, ihn durch plötzlichen Luftstoß auszuwerfen. 3) Den 2 Lungenflügeln, die man auch wohl allein Lunge oder Lungen nennt. Der eine füllt rechts, der andre links vom Herzen die Brusthöhle aus. Sie bestehen aus einer zarten, weichen, schwammigen, unzählige Räumchen bildenden und von unzähligen Aederchen durchzogenen Masse. Beim Athmen erweitert sich die Brusthöhle durch Hebung der Rippen und durch Senkung des Zwerchfells, die Luft tritt durch Kehlkopf und Luftröhre in die Lungenflügel, erfüllt dort alle Räumchen, berührt alle die feinen Aederchen, und wird dann, indem die Brust sich wieder verengert, ärmer an Sauerstoff, aber reicher an Kohlensäure und Wasserdunst wieder ausgestoßen. Der Einfluß, welchen das Athmen auf das Blut und Leben äußert, läßt sich nicht genau nachweisen, doch wissen wir, daß Hemmung des Athmens bei Menschen, Säugethieren und Vögeln, schon binnen einer Minute den Tod bewirken kann, wenige ausgenommen, welche zum Tauchen geschaffen sind und etwas länger unter Wasser ausdauern können; Amphibien dagegen vermögen meist stunden-, ja tagelang das Athmen zu entbehren.

Die reine Luft besteht aus Sauer- und Stickstoff, das reine Wasser aus Sauer- und Wasserstoff. Beide finden sich aber in der Natur wenig rein vor und namentlich ist die Luft mehr oder weniger mit allerhand Gasen und Dämpfen gemischt. Unter diesen sind zuweilen einige, welche beim Einathmen der Gesundheit und dem Leben gefährlich sind, wovon ich hier nur als Beispiel die Dämpfe des Quecksilbers und Arseniks, so wie die Kohlensäure (kohlensaures Gas) nennen will. Etwas weniges dieser letzteren findet sich zwar fast überall in der Luft, und ist dann ganz gleichgültig; sobald sie aber in großer Menge vorhanden ist, wie z. B. in der Umgebung glühender Kohlen, in Kellern, worin viel Bier oder Most gährt (und wo sie sich eben durch die Gährung entwickelt), da kann sie, eingeathmet, leicht krank machen, betäuben, durch Erstickung tödten; auch jedes Thier stirbt, jedes Licht erlischt in kohlensaurem Gas. Befindet sich die Kohlensäure dagegen in Speisen und Getränken, so ist sie, in den Magen gebracht, gesund und gut. Fast alle Quellwasser, welche einen erfrischenden Geschmack haben, verdanken diesen der Kohlensäure. Kocht man ein solches Wasser, so erhält es einen faden Geschmack und bekommt nicht so gut, weil die Kohlensäure

beim Kochen verfliegt. Mehrere allgemein beliebte Gesundbrunnen, die sogenannten Sauerwasser, wovon ich hier nur das Selterser (Seltser) nenne, haben ihren stechenden Geschmack und ihre erquickende Wirkung von der Kohlensäure, welche sehr reichlich in ihnen enthalten ist; dasselbe gilt vom schäumenden Champagnerwein, dessen Aufbrausen dadurch entsteht, daß die Kohlensäure, sobald der Stöpsel weg ist, entweicht.

Die **Stimme** wird hervorgebracht, indem die Luft stärker als beim bloßen Athmen ausgestoßen und durch die verschieden gespannte und verengerte Stimmritze getrieben wird. Bei hohen Tönen ist sie mehr verengert und der Kehlkopf mehr in die Höhe gezogen als bei tiefen. Die Vokale kommen alle aus der Luftröhre und bei ihrer Aussprache wird der Mund verschieden erweitert; von den Konsonanten werden h und ch fast bloß durch die Luftröhre, g und k desgleichen, doch mit Beihülfe des Gaumens, b, p, f, v, w, m durch die Lippen, d, t, l, n, r, s durch die Zunge gebildet. Bei r und s helfen die Zähne, bei m und n die Nase.

Der Harn (Urin) wird in den 2 **Nieren** bereitet, welche zu beiden Seiten der Lendenwirbel liegen. Jede ist etwa 4 Zoll lang, 3 Zoll breit, 1 Zoll dick und röthlich gefärbt; von ihr aus geht der Harn durch einen häutigen Kanal (Harnleiter) in die Harnblase (Blase). Diese besteht aus einer mit Muskelfasern versehenen Haut und treibt, wenn sie sich zusammenzieht, den Harn durch die Harnröhre aus dem Körper. Das Blut erhält durch den Chylus immer viele Stoffe, die der Körper nicht brauchen kann; die Lymphe enthält ebenfalls viel, was der Körper nicht bedarf, indem sie viele Stoffe aufnimmt, welche überflüssig oder schädlich sind oder neuen, sie ersetzenden Platz machen müssen, da der Körper immerfort in der Arbeit des Schaffens, Auflösens des Geschaffnen und Ersetzens durch Neugeschaffenes begriffen ist. Das Geschäft der Nieren ist, alle Stoffe (insofern sie nicht durch die Ausdünstung der Haut und Lunge oder durch den Darm fortgehn) aus dem Blute als Harn wegzuschaffen, welche in demselben überflüssig, unnöthig oder schädlich sind, ihr Geschäft ist also, das Blut und somit den Körper zu reinigen.

Ist der Körper wohlgenährt und hat noch Ueberfluß an Nahrungsstoff, so sondert sich Fett ab, welches späterhin bei Mangel wieder eingesogen werden und so zur Erhaltung des Körpers beitragen kann. Am meisten lagert sich im Netze, im Gekröse und in der Fetthaut ab.

Vergleichen wir nun den **Körper** der **andren Säuge-**

thiere mit dem des Menschen, so finden wir im Allgemeinen zwar eine große Aehnlichkeit, in Form und Zahl der Theile jedoch auch bedeutende Verschiedenheit. — Das Stirnbein ist bei den Affen, wie bei dem Menschen, einfach; bei den meisten andren Säugethieren aber ist es durch eine Naht in zwei gleiche Hälften geschieden. Viele wiederkauende Hufthiere haben Hörner und diese sitzen immer auf den Stirnbeinen. Beim Menschen und Affen berühren sich die 2 Hälften der Oberkinnlade vorn; bei den meisten andren Säugethieren sind aber 2 Knochen, die Zwischenkieferbeine, zwischen ihnen. Alle Zähne, welche bei diesen Thieren in den Zwischenkieferbeinen sitzen, werden zu den Schneidezähnen gerechnet; beim Elephanten nennt man sie Stoßzähne. Die Verschiedenheit der Zähne deutet verschiedene Nahrung an: Sind die Backenzähne stumpfhöckerig, wie bei Affen und Schweinen, so sind Früchte, Wurzeln, weiche Dinge Hauptnahrung; sind die Backenzähne flach, aber uneben, und hat die Unterkinnlade eine Seitenbewegung, wie bei Kühen und Pferden, so sind Gras und Blätter Hauptnahrung; sind sie feinzackig, wie bei Fledermäusen und Spitzmäusen, so sind Kerbthiere Hauptnahrung; sind sie mit starken Spitzen versehn, die scheerenartig in einander greifen, wie bei Hunden und Katzen, so ist die Hauptnahrung Fleisch von Wirbelthieren. Die Zahl der Zähne ist verschieden: das große Gürtelthier hat 86, der Ameisenfresser, das Schuppenthier und der Wallfisch haben gar keine. Bei Beschreibungen deutet man oft die Zahl der Zähne der Kürze wegen durch eine eigne Formel aus, z. B. bei der Ziege und Kuh: Schneidezähne $\frac{0}{8}$, Eckz. $\frac{0.\ 0}{0.\ 0}$, Backenz. $\frac{6.\ 6}{6.\ 6}$, d. h. oben keine Schneidezähne, unten 8; oben und unten links und rechts kein Eckzahn; oben und unten links und rechts 6 Backenzähne. Zähne, welche ein Thier mit zur Welt bringt oder in der ersten Jugend bekommt, heißen Milchzähne; sie bleiben nicht für immer, sondern werden von neuen, unter ihnen emporsprossenden ausgestoßen, was man den Zahnwechsel nennt. Dieser betrifft, wie beim Menschen, nur die Schneide-, Eck- und vordersten Backenzähne. Alle Säugethiere haben 7 Halswirbel, der kurzhalsige Maulwurf und Wallfisch eben so wie die langhalsige Giraffe; die Zahl der Rückenwirbel ist am häufigsten 12, der Lendenwirbel 5 bis 7, der Kreuzwirbel 3 bis 5. Durch Vermehrung der Endwirbel entsteht bei vielen Säugethieren der Schwanz; es gibt Schwänze, die nur 3 Wirbel haben, bei einigen Affen zählt man aber 30, beim Ameisenfresser 40. Da das Rückenmark sich nicht bis in den Schwanz fort-

setzt, so ist das Abhauen desselben nicht lebensgefährlich. Alle haben 1 Paar Vorderbeine (Arme) und 1 Paar Hinterbeine, jedoch fehlen die letzteren den Fischsäugethieren. Ein Schulterblatt ist bei allen Säugethieren vorhanden. Die Schlüsselbeine fehlen allen Huf- und Fischsäugethieren, den meisten andern aber nicht. Das Oberarmbein fehlt keinem, ist immer einfach, bei vielen verhältnißmäßig kürzer als beim Menschen; Ellenbogenbein und Speiche sind im Allgemeinen deutlich geschieden; bei den Fledermäusen fehlt aber das Ellenbogenbein oder wird nur durch ein kurzes, dünnes Knöchelchen vorgestellt; bei der Gattung Pferd und bei den wiederkauenden Hufthieren ist vom Ellenbogenbein nichts als eine mit der Speiche verwachsene Spur da. Die Handwurzel besteht aus 5 bis 9 kleinen Knochen. Die Mittelhand hat für jeden Finger Einen Knochen, beim Affen also 5, beim Schwein 4, beim Pferde einen einzigen, welchen man Röhre nennt; auch die wiederkauenden Hufthiere haben nur Einen, welcher ebenfalls Röhre heißt. Die Zahl der Finger (Zehen) beträgt bei den Affenthieren, Fleischfressern und Nagethieren 5, wovon jedoch oft einer, vorzugsweise der Daumen, verkümmert ist; der Elephant hat 5; der Tapir, das Nilpferd 4, eben so das Schwein, bei dem jedoch 2 hinten stehn und kürzer als die vordern sind; das Nashorn 3; die wiederkauenden Hufthiere 2 und dahinter meist 2 verkümmerte; das Pferd nur einen einzigen. Der Finger der Säugethiere hat in der Regel 3 Knochen; davon macht jedoch, wo 5 Finger sind, derjenige eine Ausnahme, welcher zu äußerst auf der Seite der Speiche steht und Daumen heißt, denn er hat nur 2; auch weichen die Fischsäugethiere ab, denn beim gemeinen Wallfisch hat man am Mittelfinger 5 gezählt, bei Delphinen 5 bis 11. Bei den Fledermäusen sind 4 Finger äußerst lang, und zwischen ihnen spannt sich die Flughaut aus, der Daumen dagegen ist kurz. Es ist übrigens zu bemerken, daß man bei der Beschreibung der Thiere nur dann von einer Hand spricht, wenn der Daumen den andren Fingern gegenüber steht und ihnen entgegen greift, wie das beim Menschen am Arm, bei den meisten Affen an den Vorder- und Hinterbeinen der Fall ist; greift der Daumen nicht entgegen, so spricht man nur von Vorder- und Hinterfüßen, nennt beide auch bei Thieren, die keine Hufe haben, Pfoten. Daß die Hinterbeine (Beine) den Fischsäugethieren fehlen, ist schon gesagt; bei den andren hat jedes, wie beim Menschen: 1 Hüftbein, jedoch bei vielen von sehr verschiedener Gestalt; 1 Schenkelbein,

welches bei den Pferden, den wiederkauenden Hufthieren und vielen andern verhältnißmäßig viel kürzer als beim Menschen ist. Die Kniescheibe fehlt den Fledermäusen und einigen Beutelthieren. Schien- und Wadenbein sind bei allen vorhanden, mit Ausnahme der wiederkauenden Hufthiere, denen das Wadenbein ganz fehlt, und der Pferde, bei denen es nur angedeutet ist. Die Fußwurzel besteht bei allen aus mehreren Knochen, hat z. B. beim Affen und Schwein 7, beim Pferd 6, bei Kühen, Schafen, Ziegen, Hirschen 5. Der Mittelfuß hat für jeden Zeh Einen Knochen; beim Pferde ist also nur ein einziger da, welcher, wie an den Vorderbeinen, Röhre heißt; auch die wiederkauenden Hufthiere haben nur Einen, den man gleichfalls Röhre nennt. Bei den Zehen findet sich keine bedeutende Abweichung von Dem, was bei den Fingern gesagt ist. Die Nägel geben der Finger- oder Zehenspitze eine schützende Decke; beim Affen, Hund, Hasen sind sie weder bedeutend groß noch spitz, helfen aber, wo gekratzt oder gescharrt werden muß; beim Kaninchen, Fuchs, Dachs, der Maus sind sie auch nicht auffallend groß oder spitz, thun aber beim Graben tiefer Höhlen sehr gute Dienste; beim Maulwurf sind sie an den Vorderfüßen sehr lang, stark, und müssen täglich tüchtig graben; beim Faulthier sind sie lang und krumm, es hängt wachend und schlafend mit Hülfe dieser Haken an den Aesten der Bäume; der Ameisenbär hat an den Vorderfüßen Nägel wie Adlerkrallen, und reißt damit die Termitenhaufen auf; Seidenaffen, Eichhörnchen, Siebenschläfer, Hermeline und Marder haben krumme, spitzige Nägel, mit deren Hülfe sie äußerst geschickt klettern, indem sie mit den Spitzen einhäkeln; ähnliche Nägel haben die Katzen und benutzen sie vortrefflich zum Packen und Verwunden der Beute und zur Vertheidigung gegen Feinde. Den Nagel nennt man Huf, wenn er das Nagelglied rings wie eine Scheide umgibt; krumme, spitzige Nägel nennt man oft Krallen. Den Fischsäugethieren fehlen die Nägel. Die Haut der Säugethiere ist behaart, sie heißen auch deswegen Haarthiere; nur die Fischsäugethiere haben keine Haare oder einige wenige um's Maul; Igel und Stachelschwein haben außer den Haaren noch Stacheln, das Schuppenthier hornartige Schuppen, das Gürtelthier knochenartige Schilder. Kein Säugethier hat Federn. Bei vielen theilt sich der Pelz in das weichere und gekräuseltere Unterhaar und das stärkere, gerade, über jenes mit den Spitzen hinausragende Oberhaar (Stachelhaar); ist dieses steif, so nennt man es auch Borste. In unsrem Klima wechseln die Säuge-

thiere im Herbst und Frühling das Haar, wodurch ein, zuweilen verschieden gefärbtes, Sommer- und Winterkleid entsteht. Im Winter sind die Haare länger und dichter, die Haut selbst aber ist dann dünner; im Sommer ist's umgekehrt. Will man also eine starke Haut (Leder), so bekommt man sie am besten von im Sommer getödteten Thieren; einen besseren Pelz dagegen liefern die Thiere im Winter. Bei Thieren jedoch, die fast immer unter der Erde oder im Wasser leben, ist der Pelz sich Sommer und Winter ziemlich gleich. Die langen, auf eignen Wärzchen sitzenden Borsten, welche man bei fast allen Säugethieren, mit Ausnahme der meisten Affen, auf der Oberlippe, den Backen und Augenbrauen findet, nennt man Schnurrhaare. Sie scheinen dazu bestimmt, dem Thiere, vorzüglich in voller Dunkelheit, von Gegenständen, welche ihm nahe sind und an die es mit dem Kopfe stoßen könnte, durch das Gefühl Nachricht zu geben. Die Zunge ist im Allgemeinen wenig von der menschlichen verschieden, bei den Ameisenfressern und Schuppenthieren jedoch fadenförmig, beim Wallfisch mit der ganzen Unterseite festgewachsen; bei den Katzen und beim Rindvieh hat sie kleine, nach hinten gerichtete Hornstacheln. Fleischfressende Säugethiere haben geringere Speicheldrüsen als pflanzenfressende, weil ihre Nahrung meist saftiger ist; Wallfische und Delphine haben gar keine, indem sie des Speichels nicht bedürfen, weil sie immer saftige Nahrung mit Wasser schlucken. Die Thiere bedienen sich des Speichels auch, um sich, indem sie sich mit der Zunge lecken, zu putzen. Die Nase ist in der Regel verhältnißmäßig viel größer als beim Menschen, und der Geruch der meisten sehr fein. Sehr viele Säugethiere folgen dem Sinne des Geruchs und Gehörs weit mehr als dem des Gesichts, können sich daher auch im Dunklen gut zurecht finden; viele treiben ihre Geschäfte vorzugsweis in der Dämmerung und bei Nacht; manche, wie der Maulwurf, die Spitzmaus und Maus, haben ihre eigentliche Wohnung im Innern der Erde. Die Nase des Schweins hat vorn eine zum Wühlen bestimmte knorplige Scheibe, die des Elephanten bildet einen langen Rüssel. Das äußere Ohr der Affen ist dem des Menschen ähnlich; bei vielen Säugethieren ist es tütenförmig; bei manchen bildet es eine hängende Klappe, z. B. beim Hühnerhund und Elephant; bei manchen fehlt es ganz, z. B. bei einigen Seehunden, beim Schnabelthier, bei den Fischsäugethieren. Die Augen der Säugethiere sind, wie die menschlichen, beweglich und von 2 Augenliedern geschützt. Bei den wiederkauenden Hufthieren, dem Pferde und Wallfische ist die Pu-

pille wagrecht verlängert, bei der Hauskatze, vielen andern Katzen, auch dem Fuchse u. s. w. senkrecht. Igel und Spitzmaus sind ganz blödsichtig. Beim Maulwurf ist das Auge winzig klein, doch kann er die Augenlieder öffnen; bei der Blindmaus sind sie auch so klein und ganz von der Haut überwachsen. Steht man in der offnen Thür eines Stalles, der kein Fenster hat, also nur von der Thür aus Licht bekommt, und im Stalle befinden sich Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Füchse, welche ihre Augen der Thür zuwenden, so scheint aus jenen Augen ein eignes, phosphorartiges Licht zu kommen. Dieses Leuchten entsteht dadurch, daß Lichtstrahlen, welche durch die Pupille in den Hintergrund des Auges geworfen werden, dort von einer glänzenden Haut, welche man Tapetum lucidum nennt, zurückgeworfen werden. Die Farbe dieser Haut ist bei grasfressenden Säugethieren in der Regel himmelblau, auch in's Grüne und Rothe schillernd, bei fleischfressenden in der Regel blau und weiß. Selbst nach dem Tode leuchten solche Augen noch, bis sie sich zu trüben beginnen. In durchaus dunklen Räumen leuchtet keines Säugethiers Auge. Albinos finden sich häufig unter den zahmen Kaninchen, nämlich alle, die ganz weißes Haar haben. Das Allgemeine, was von den Muskeln, dem Nervensystem, der Speiseröhre, dem Herzen, der Lunge und andren innern Theilen beim Menschen gesagt ist, gilt auch für die Säugethiere; jedoch ist zu bemerken, daß der vierfache Magen der wiederkauenden Hufthiere und der stark-muskulöse des Schuppenthiers und des zweizehigen Ameisenfressers bedeutend vom menschlichen abweicht; daß der Darm der pflanzenfressenden Säugethiere 10- bis 20mal länger ist als der Leib, der Darm der fleischfressenden gewöhnlich nur 3- bis 5mal. Einige Fischsäugethiere, die Schuppenthiere und Ameisenfresser verschlucken ihre Nahrung ganz, die andren kauen sie erst. Jedes Säugethier hat eine Stimme, nur der Mensch hat Sprache und Gesang.

Euter (oder Brüste, wenn sie an der Brust liegen) nennt man diejenigen Theile, in welchen die Milch zur Ernährung der Jungen bereitet wird. Bei den Affen, Fledermäusen und Elephanten stehn sie (der Zahl nach 2) an der Brust; bei den Hunden, Katzen, Eichhörnern, Mäusen, Schweinen u. s. w. Brust und Bauch; bei den Pferden und allen wiederkauenden Hufthieren zwischen den Hinterbeinen. Die Zahl der Euterzitzen wechselt zwischen 2 bis 14. Viele Säugethiere bekommen in der Regel jedesmal nur Ein Junges, wie Pferd und Kuh, andre mehr, wie z. B. der Hamster, wel-

cher bis 16, das Schwein, welches bis 17 bekommt. Große Thiere hecken des Jahrs nur Einmal oder noch seltner, manche kleine aber vielmal, so daß ich z. B. von Einem Kaninchen innerhalb eines Jahres 58 Junge zog, indem es 9mal heckte. Große Thiere werden 2 Jahre und drüber alt, bevor sie das erste Junge bekommen, bei kleineren geht es schneller, wie denn z. B. eine Ziege die ersten Jungen oft gerade an dem Tage bekommt, wo sie 1 Jahr alt wird, ein Kaninchen gerade an dem Tage, wo es ½ Jahr alt wird. Beim Saugen leistet die weiche Zunge wesentliche Dienste, indem sie eine Rinne bildet und die Zitzen von unten umfaßt, während die Oberlippe von oben anschließt. Die Zeit, welche das junge Thier bedarf, um sich bis zur Geburt auszubilden, ist je nach der Größe sehr verschieden: beim Elephanten 21 Monate, beim Dromedar über 12 Monate, bei der Kuh 41 Wochen, der Ziege 21 Wochen, der Maus 21 Tage. Manche Thiere, z. B. die Mäuse, bekommen Junge, die nackt und deren Ohren und Augen geschlossen sind; andre, z. B. die Hunde und Katzen, bekommen welche, die zwar behaart sind, aber doch geschlossene Ohren und Augen haben; in allen diesen Fällen macht die Mutter vorher ein Nestchen zurecht und hält dann die darin befindlichen Säuglinge immer durch Weglecken aller Unreinigkeiten rein; die Jungen der Affen, Hasen, Pferde, wiederkauenden Hufthiere sind gleich behaart, haben offne Augen und Ohren, können nach Verlauf weniger Minuten stehn und gehn. Der im Bauche des Weibchens befindliche häutige Behälter, worin sich in Folge der Paarung mit dem Männchen die Jungen erzeugen und ausbilden, heißt Fruchthälter. Die erste Entstehung verdankt das Thier einem sogenannten Ei. Mehrere Eier bilden zusammen den Eierstock. Das Ei selbst ist ein mit bloßem Auge kaum bemerkbares Bläschen, welches aus einer von sehr feiner Haut umhüllten Feuchtigkeit besteht. Nach der Paarung trennt sich das Ei vom Eierstock und entwickelt sich allmälig im Fruchthälter. Es erzeugen sich Blutgefäßchen, ein klopfendes Herzchen, dann nach und nach um dasselbe herum die übrigen Körpertheile, Alles anfangs noch ganz weich. Das in der Bildung begriffene Geschöpfchen (der Embryo, Fötus) liegt in einer wässerigen Feuchtigkeit, und diese ist von einer häutigen Hülle umgeben; seine Nahrung zieht es theils vermittelst seiner Haut aus der es umgebenden Feuchtigkeit, theils vermittelst des Nabels ein. Der letztere steht durch eine leicht zerreißbare Schnur mit einer Zusammenhäufung von Blutgefäßen in Verbindung, welche Mutterkuchen heißt. Ist der Embryo bis zu

dem gehörigen Grad der Vollkommenheit ausgebildet, so zieht sich der Fruchthälter zusammen und drückt ihn zu einer Oeffnung heraus, welche neben der für den Harn bestimmten liegt. Während des Herausdrückens platzt die Haut, welche die Flüssigkeit und den Embryo umgibt; der Nabelstrang reißt von selbst oder die Mutter zerbeißt ihn. Das so geborene Junge beginnt sogleich zu athmen, und begibt sich, sobald es das Bedürfniß dazu fühlt, an's Euter. Einige Zeit nach der Geburt kommt die Nachgeburt, d. h. der Fruchthälter drückt durch eine neue Zusammenziehung die vorbenannte häutige Hülle sammt dem Mutterkuchen heraus. Diese Nachgeburt wird von der Mutter, selbst bei Säugethieren, die sonst nie einen Bissen Fleisch genießen, gierig gefressen. Pflanzenfressende Hausthiere lassen, wenn sie gut genährt und gesättigt sind, die Nachgeburt gewöhnlich liegen; sind sie es aber nicht, so fressen sie dieselbe und werden leicht davon krank; deswegen nimmt man sie lieber gleich weg.

Das Alter, welches Säugethiere erreichen können, ist sehr verschieden und richtet sich ungefähr nach ihrer Größe. Die Maus wird kaum 4, das Pferd über 30, der Elephant über 100 Jahre alt. Die Blutwärme beträgt bei allen Säugethieren, auch den im Meereswasser lebenden, 30 Grad Reaum., oder etwas mehr oder weniger. Diejenigen, welche den Winter in einem Erstarrungsschlafe zubringen (wie Hamster, Murmelthiere, Siebenschläfer, Haselmäuse, Igel, Fledermäuse), haben im Sommer die Blutwärme der andren Thiere, aber wenn im Herbst eine größere Kühlung eintritt und das Thermometer dem Gefrierpunkt nahe steht, werden sie matt, die Wärme ihres Blutes nimmt bedeutend ab, sie suchen einen Schlupfwinkel und erstarren daselbst so sehr, daß sie todt scheinen, der Athem ganz stille steht und das Blut sich kaum bewegt, bis sie entweder durch zunehmende Wärme oder scharfen Frost geweckt werden. Können sie im letzteren Falle keinen wärmeren Ort erreichen und hält der Frost an, so erfrieren sie. Die Kälte des Winters allein ist wohl nicht die Ursache der Erstarrung, da es im Sommer schwer hält, dergleichen Thiere in Eiskellern zum Schlafe zu bringen, und da dieselben im Winter verderben, wenn man sie durch künstliche Wärme in der Stube zu viel wach erhält, während ihre Natur Schlaf verlangt. Der Winterschlaf ist offenbar auch von einer durch bloße Kälte verursachten Erstarrung verschieden; die letztere kommt oft zufällig vor und endet, wenn durch Wärme keine Hülfe kommt, mit dem Tode. Ich habe schon oftmals Thiere, be-

sonders junge, welche mehrere Stunden lang vor Kälte durchaus leblos geschienen hatten, durch Wärme wieder in's Leben zurückgerufen, und das nicht bloß Säugethiere, sondern auch Vögel. Es gibt auch Thiere, wie der Bär, Dachs und das Eichhorn, welche im Winter nur das Bedürfniß haben, sehr viel zu schlafen, ohne ganz zu erstarren. Jahres- und Tageszeit haben überhaupt sehr großen Einfluß auf alle Thiere. Ich will hier der Kürze wegen nur Ein, aber auch ein recht einleuchtendes Beispiel anführen: Man sollte denken, dem jungen Vogel im Ei gälte Tag und Nacht gleich. Das ist aber nicht der Fall; er weiß wohl, wann Tag ist, und kriecht nur am Tage aus, ohne Zweifel, weil er auch im Ei des Nachts schläft. Selbst wenn er des Abends schon ein Loch in's Ei gemacht hat, um herauszukriechen, wartet er, wenn die Nacht ihn überrascht, bis der neue Tag erscheint, und dies thut er selbst dann, wenn der Ort des Nestes auch am Tage stockdunkel und Tag und Nacht also durch das Auge nicht zu unterscheiden ist. Ob aber nicht die jungen Eulen über Nacht auskriechen? Ich habe keine Erfahrung darüber; es ist mir aber wahrscheinlich.

Es ist merkwürdig, was für einen ungeheuren Grad von Kälte manche Säugethiere ohne Schaden aushalten können. Wallroß, Seehund und Eisbär z. B. ertragen eine Kälte, bei der das Quecksilber gefriert, recht gut, obgleich die ersteren keineswegs durch langes Haar geschützt sind.

Die Farbe der Hausthiere ist, ohne daß man den Grund dafür ganz klar einsieht, sehr verschieden; bei wilden Thieren jedoch kommt dergleichen auch mitunter vor, z. B. weiße Feldmäuse, Hamster, Raben, Sperlinge, schwarze Jaguare, Hamster, Lerchen u. s. w. Bei den Pflanzen ist die Einwirkung des Lichtes auf die Farbe sehr groß, bei den Säugethieren nicht. Es gibt unter den letzteren sehr viele Nachtthiere, welche freiwillig nie an's Sonnenlicht kommen und in ihrer Farbe doch nichts zeigen, woran man eine Spur des Lichtmangels erkennen könnte; ja unser im Innern der Erde lebender, Luft und Licht verabscheuender Maulwurf sieht dennoch aus, als hätte ihn die Sonne zum Mohren gebrannt, und der eben so lebende Goldwurf in Süd-Afrika hat gar eine grüne Farbe mit schönem Kupferschiller. Auch unsre Haus-Säugethiere zeigen nicht den geringsten Einfluß des Lichts oder der Dunkelheit auf ihre Farbe, sei es, daß sie tagtäglich im Sonnenschein die freie Luft genießen, oder daß sie ihr Lebelang Tag und Nacht in dunklen Ställen stehn.

Große Wanderungen, wie sie viele Vögel weithin über

Land und Meer anstellen, sind den Säugethieren unmöglich; kleinere Wanderungen jedoch kommen vor, wie die, welche von manchen Mäusearten und von den nordamerikanischen Büffeln und Rennthieren unternommen werden. Im Allgemeinen hat jedes wilde Säugethier seinen bestimmten Wohnsitz, dessen Umfang, je nach dem Bedürfniß, bald größer, bald kleiner ist, und es hat auch seine bestimmten Wechsel, d. h. Wege, die es sehr oft geht und auf denen es z. B., wenn es verfolgt wird, flüchtet. Es rechnet darauf, daß ihm seine Wechsel bekannt sind und daß ihm daselbst kein unerwartetes Hinderniß aufstößt. Jäger pflegen daher die Wechsel der jagdbaren Thiere zu beobachten, um sie gelegentlich auf denselben zu erlegen.

Die Kunstfertigkeiten, welche Säugethieren angeboren sind, haben im Vergleich mit denen der Vögel, Bienen u. s. w. wenig Merkwürdiges, doch fehlen sie nicht ganz. Wir erwähnen in dieser Hinsicht nur den Wasserbau des Bibers, die unterirdischen Baue der Füchse, Dachse, Kaninchen, die Nester der Eichhörnchen. Viele Säugethiere besitzen einen hohen Grad natürlicher Klugheit und Belehrungsfähigkeit, welche der Mensch, z. B. bei dem Hunde und Pferde, zu seinem großen Vortheil benutzt.

Wir haben schon davon gesprochen, daß die Säugethiere im Allgemeinen hauptsächlich dem Sinne des Geruches folgen. Dieser Sinn hat auch bei ihnen die höchst wichtige Eigenschaft, daß er ihnen bei jedem Gegenstande anzeigt, ob er für sie genießbar ist oder nicht. Manche können jedoch auch durch Hunger oder Naschhaftigkeit bewogen werden, von Leckerbissen zu fressen, welchen Gift beigemischt ist, ein Umstand, welchen der Mensch oft zur Vertilgung der ihm schädlichen benutzt.

Ueber Zähmung und Abrichtung derjenigen Thiere, welche der Mensch mit Vortheil als Hausgenossen und Gehülfen zu benutzen pflegt, wird bei den einzelnen genügende Auskunft gegeben werden. Hier nur einige allgemeine Andeutungen, namentlich für diejenigen Leser, welchen es besonderes Vergnügen macht, wilde Thiere, wie Eichhörnchen, Wiesel, Füchse u. s. w., an sich zu gewöhnen und zu irgend etwas abzurichten, ein Vergnügen, welches jedoch, beiläufig gesagt, meist die Mühe nicht lohnt. Bei vielen Thieren gelingt die Zähmung nur, wenn sie noch jung sind. Das Hauptmittel bei der Erziehung solcher Geister bezieht sich übrigens immer nicht auf den Geist, sondern auf den Bauch, und heißt Hunger und Durst. Gibt man vollauf und gut zu fressen und zu saufen, ist der Lehrling

immer satt, so sind auch seine Fortschritte in Zähmung, Kunst und Wissenschaft bestimmt gering. Bei Hunger und Durst geht es aber dagegen schnell vorwärts. Er bekommt nur aus der Hand seines Erziehers, fühlt bald seine Abhängigkeit von diesem und lernt ihn als Wohlthäter verehren. Alles wird ihm in kleinen Bissen und Schlücken verabreicht und die Gelegenheit zu gegenseitiger Befreundung ist um so größer. Bei vielen Thieren, besonders raubgierigen, ist es um so nöthiger, kleine Bissen zu geben, weil sie beim Genusse großer, an denen sie eine Zeit lang nagen müssen, gewöhnlich eine besondre Lust zum Beißen fühlen. Dagegen ist mir kein Thier bekannt, welches beim Genusse reinen Wassers ein solches boshaftes Gelüste zu fühlen pflegte; daher läßt sich Vieles durch Durst erzwingen, was sich auf andre Weise nicht macht; auch kann man ihn dadurch leicht heftiger machen, daß man gesalzene Speisen füttert. Wasser spielt überhaupt in diesem Erziehungsfache eine wichtige Rolle. Gesetzt, wir hätten jetzt mit einem recht boshaften jungen Füchschen oder Wiesel zu thun, hätten uns alle Mühe gegeben, seine Freundschaft durch Freundlichkeit, Speise und Trank zu gewinnen, es bliebe aber dennoch immer beißig, so würden wir uns mit ihm neben ein Wasserbehälter begeben und es, sobald es uns bisse, augenblicklich bis über die Ohren untertauchen. Unter Wasser erzeugt sich sehr schnell eine sehr große Vorliebe für Frieden; das Thierchen wird loslassen und froh sein, wenn wir ihm bei uns ein gutes, warmes Plätzchen gönnen, wo es sich den Pelz trocknen und putzen kann. Hilft die erste Tauchprobe nicht ganz, so hilft die zweite oder dritte, und hilft diese nicht, so hat man ein sicheres Anzeichen, daß der Taucher so boshaft ist, daß kein Mittel bei ihm fruchten wird. Es widerfährt einem natürlich auch zuweilen, daß man unter Umständen gebissen wird, bei welchen eine augenblickliche Hülfe durch Wasser nicht möglich ist. Alsdann thut ein brennendes Licht oder eine glühende Kohle, welche man dem Beißer an die Nase hält, bessere Dienste als ein Schnipps mit dem Finger oder ein Hieb. Auf den Kopf darf man kein Säugethier schlagen, welches man zähmen will; es wird dadurch feindlich und störrisch gesinnt. Tüchtige Hiebe mit einer Peitsche auf das Kreuz, während das Thier am Halse so fest gehalten wird, daß es sich weder wehren noch entwischen kann, thun dagegen oft sehr gute Wirkung, müssen jedoch nur gegen boshafte Widersetzlichkeit, wenn das Wasserbad nicht thunlich ist oder nicht hilft, angewandt werden. Ein freundliches, wirklich wohlmeinendes Benehmen gewinnt auch Thiere leicht und die kluge-

ren unter ihnen wissen selbst jede Miene des Menschen, dessen Auge sie immer beobachten, zu verstehn. Durch ein tückisches Benehmen kann man dagegen auch Thiere tückisch machen, die es von Natur keineswegs sind. Es gibt ferner ein Mittel, wodurch man sich die Zuneigung der meisten Säugethiere erwerben kann, und besteht darin, daß man sie auf dem Rücken, Halse und Kopfe gegen den Strich der Haare krabbelt. Der allgemeinste Leckerbissen, wodurch man sie anlocken kann, ist Zucker. Ist man durchaus gezwungen, sich mit einem starken, boshaften Thiere zu befassen, und kommt man in Güte nicht durch, so greift man zu einem blanken eisernen Stabe oder Hammer, denn vor Eisen hat es Respekt; im Nothfall nimmt man auch glühendes Eisen oder Holz, oder feuert ihm eine Pistole vor der Nase ab.

Es gibt einige Thiere und Pflanzen, welche offenbar für den Menschen geschaffen sind; dahin gehören die meisten Hausthiere und das Getreide; beide haben die Eigenschaft, daß sie sich ohne seine Pflege und ohne seinen Schutz in den meisten Gegenden nicht auf die Länge erhalten können. Es gibt auch Thiere, welche dem Menschen nur als Plagegeister zugewiesen sind und ihn emsig auf dem ganzen Erdkreise und selbst auf dem Meere verfolgen; der Läuse und Flöhe nicht zu gedenken, so sind doch dergleichen die Ratten und Hausmäuse; diese verlieren sich selbst in den mildesten Ländern nicht ganz in die freie Natur, sondern bleiben immer in der Nähe des Menschen; der Haussperling thut desgleichen.

Ob sich wohl im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende Menschen, Thiere und Pflanzen körperlich verbessert oder verschlechtert, vergrößert oder verkleinert haben? ob wohl aus Affen allmälig Menschen, aus Mäusen Ratten entstanden sind, oder umgekehrt aus Menschen Affen oder aus Ratten Mäuse? — Das ist nicht wahrscheinlich, da wir sichere Beweise für das Gegentheil haben. An den vielen, gegen 3000 Jahre alten Leichen (Mumien) von Menschen und Thieren, so wie an den Getreidekörnern, welche man in den ägyptischen Pyramiden noch vorfindet, desgleichen an den gegen 2000 Jahre alten Gerippen, welche man in Herkulanum und Pompeji ausgräbt, zeigt sich keine wesentliche Verschiedenheit von den Wesen der jetzigen Welt, und eben so wenig in den Abbildungen von Menschen, Thieren und Pflanzen, welche sich aus jenem grauen Alterthume bis auf unsre Zeit erhalten haben. Die Aegyptier, Neger und Juden, welche auf den Grabmälern der ägyptischen Könige abgebildet sind, gleichen den jetzt noch lebenden vollkommen.

Was den Nutzen betrifft, welchen die Säugethiere dem Menschen gewähren, so werden wir davon bei den einzelnen ein Mehreres sprechen und hier nur einige allgemeine Andeutungen geben. Am wichtigsten sind die Hausthiere, welche uns theils reichlich mit Nahrung und Kleidung, mit Talg für Licht und Seife, mit Knochen und Horn, mit Düngung für Felder und Gärten versehen, theils als Zug-, Reit- und Lastthiere oder sonst als Gehülfen bei unsren Unternehmungen unterstützen. Wie elend und mühevoll wäre das menschliche Leben ohne die Hülfe der Hausthiere! Wollen wir uns eine bequeme Wohnung bauen, gleich arbeiten von allen Seiten her Pferde und Ochsen, die schweren Lasten herbeizuschaffen. Wollen wir uns mit Vorräthen der herrlichsten Früchte versorgen, gleich bearbeiten sie das Erdreich mit Pflug und Egge. Wollen wir auf schnelle und bequeme Weise weithin über Berg und Thal zu einem guten Freunde reisen, gleich stehen vor Freude und Ungeduld stampfende Wagenpferde vor der Thüre, oder ein muthiges Reitpferd ladet uns durch lautes Wiehern zum Aufsitzen ein. — Hören wir bei nächtlicher Weile ein unheimliches Poltern, Rasseln und Nagen in Speisekammer, Küche und Keller, und sehen wir dann mit tiefer Betrübniß, wie unsre Bratwürste, Speckseiten, Kohlrüben und Kartoffeln von Mäusen und Ratten zerfressen sind und wie der Deckel des Honigtopfs gelüftet ist, und müssen wir gar auch noch das Unglück im Kleiderschranke erleben, daß unser neuester Frack von dem benannten Ungeziefer in Stückchen zernagt ist und ihren Säuglingen als Neststoff dient, und bedenken wir, daß unser vom Geiste des Mittelalters besessener Schneider sich unsägliche Mühe gegeben hatte, uns durch die Länge und Breite des sinn- und wirbellosen Frackschwanzes eine Grazie zu verleihen, die Mutter Natur uns leider versagt hat, und suchen wir dann endlich nach Hülfe in all' der Noth: ist da ein lebendes Wesen zu finden, das uns zu retten vermag? O freilich! Mit Hut und Stock und mit 6 Silbergroschen gehn wir auf Handel aus, kaufen ein schönes, zahmes, wohlgezogenes Kätzchen, schaffen es nach Haus und hegen und pflegen es mit liebevoller Sorgfalt. Am ersten Tage miauzt es jämmerlich und sucht zu entwischen; am zweiten erkennt es unsren guten Willen an und schließt mit Schmunzeln, Schnurren und Anschmiegen zärtliche Freundschaft; am dritten bringen wir's an den Ort seiner Bestimmung, lassen's los, und sieh, mit Schwung und Sprung, wup wup, da hat's mit scharfem Zahn die Höllenbrut am Kragen und bricht ihr das Genick. — Wollen wir in's Freie gehn, um ein

fettes Häschen oder ein Entchen für die Küche zu erlegen, so weiß der Hühnerhund im Augenblicke, wo wir die Flinte ergreifen, weder Maß noch Ziel seines Entzückens zu finden, macht vor Freuden entsetzliche Sprünge, hüpft hoch an uns empor, beschmiert uns mit seinen Tatzen bis an die Schultern und leckt uns, wenn wir ihm nicht eins hinter die Ohren geben, Gesicht und Ohren so rein, als wenn sie gewaschen wären; und sind wir nun draußen, so stürzt er sich, um angeschossenes, flüchtiges Wild einzuholen, blindlings durch Dorn und Sumpf, oder springt, die Todesgefahr nicht achtend, in die schäumenden Wogen des Stromes. Wollen wir einen Wolf, der unsre Heerden, oder ein wildes Schwein, das unsre Saaten verwüstet, erlegen, so rufen wir unsre getreuen Doggen zu Hülfe. Wohl kennen sie den zur Jagd auffordernden Ruf; ihre Augen blitzen vor Freude, ihre Stimme gleicht dem Dröhnen des Donners, wüthend stürzen sie auf den gewaltigen Feind, und mag im verzweifelten Kampfe ihr Blut in Strömen fließen, und mögen links und rechts die Leichen ihrer gefallenen Brüder im Blut und Staube liegen, sie achten's nicht, und ruhen nicht, bis auch der Feind sich im Staube wälzt. Und was für einen Lohn verlangen sie für ihre ungeheure Anstrengung? Nichts, gar nichts, als einen freundlichen Blick von ihrem Herrn. Und wenn wir uns nun, von des Tages Last und Mühe ermattet, am Abend zur Ruhe begeben haben, das müde Auge fest geschlossen, die Seele sich ihrer selbst nicht mehr bewußt ist, der Arm wehrlos an unsrer Seite liegt, dann sieht's wohl übel um uns aus, weil Spitzbuben Hab' und Gut, so viel ihnen gelüstet, in voller Sicherheit davontragen können? O nein, so schlimm ist's nicht, denn auf unsrem Hofe wacht ein treuer, starker Hund, der ohne Umstände jedes Diebsgesicht bei der Kehle packt.

Einer der nützlichsten Stoffe ist die Milch. Sie findet sich nur bei Säugethieren, und ist von allen Nahrungsmitteln auf Erden das einzige, wovon ein Mensch oder andres Säugethier allein (d. h. ohne irgend etwas Andres zu genießen) bestehen, wachsen und gedeihen kann. Die Milch enthält in genügender Menge und passender Mischung (was bei keinem andren Nahrungsmittel so der Fall ist) alle diejenigen Urstoffe, ohne welche der Körper des Säugethiers nicht bestehen kann, nämlich Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Phosphor, Kalk, Schwefel, Chlor, Natrium, Eisen. Das einzige natürliche und gedeihliche Nahrungsmittel für neugeborne Menschenkinder und Säugethiere ist Milch, später, sobald die

Zähne in genügender Menge da sind, zeigt sich auch noch das Bedürfniß, durch den Genuß festerer Dinge den Kau- und Verdauungswerkzeugen mehr Abwechslung und mehr Beschäftigung zu bieten. Mangel an Milch in der Jugend hinterläßt gewöhnlich für das ganze Leben üble Folgen. Sehr wichtig ist der Unterschied zwischen der Beschaffenheit der ersten Milch, welche die Brüste oder Euter gleich nach der Geburt geben, und der späteren. Das frischgeborne Kindchen oder Thierchen muß die Milch von einer Mutter genießen, die frisch geboren hat; thut man ein neugebornes Kindchen, oder Rehchen, oder Lämmchen, Kälbchen u. s. w., welches von seiner eignen Mutter nicht gesäugt werden kann, an eine Ziege oder Kuh, die nicht frischmelkend ist, so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß es verkümmert, während andre, die man mit frischmelkender Milch tränkt, auf's herrlichste gedeihn. Ist letztere durchaus nirgends zu haben, so verdünnt man die altmelkende anfangs wenigstens etwa zum dritten Theile mit Wasser.

Das Ausstopfen der Säugethiere ist eine mühsame und viel Geduld erfordernde Sache, die man am besten Leuten überläßt, welche diese Kunst aus besondrer Liebhaberei oder des Erwerbs wegen betreiben; auch ist zu bemerken, daß ausgestopfte Thiere, deren Haut, zum Schutze gegen zerstörende Kerbthiere, mit Arsenikseife bestrichen ist, nicht in bewohnten Räumen aufgestellt werden dürfen, weil ihre Ausdünstung giftig ist. Man thut bei Säugethieren am besten, sich, was das Aeußere betrifft, an die lebende Natur und an schöne Abbildungen zu halten; was das Innere betrifft, so ist es aber sehr rathsam, sich eine tüchtige Sammlung von Knochen, namentlich von Köpfen, anzulegen. Sie nehmen nicht viel Raum weg und können leicht für ewig aufbewahrt werden. Am schnellsten kommt man zum Ziele, wenn man sie kauft, wozu sich meist in jeder Universitätsstadt beim Konservator des Museums oder bei sonst jemand eine Gelegenheit findet. Vorzüglich gut haben mir die Skelette von Säugethieren, Vögeln, Amphibien so wie die Insektenpräparate gefallen, welche Herr Alexander Gerhard, Universitäts-Konservator zu Leipzig, liefert. Hübsche, fertig skeletirte Köpfe von Katzen, Hunden, Füchsen, Hasen u. s. w. findet man auch oft zufällig im Freien und braucht sie nur einzutragen. Man legt auch absichtlich frische Köpfe oder ganze Thiere unter große, vor Hunden u. s. w. schützende Dornbüsche, wo man sie nach etwa 1 Jahre fertig wiederfindet, und noch nachbleichen kann, indem man sie Nachts in Kalkwasser, bei Tage aber an die Sonne legt. Kleine Thierchen

legt man auch in Mehlwurmstöpfe, oder in durchlöcherten Schachteln auf, in oder neben große Ameisenhaufen.

Alle Thiere, welche auf Erden gelebt, bevor Gott den Menschen erschaffen, nennen wir **Thiere der Vorwelt.** Wir finden ihre Ueberreste in denjenigen Stein= und Erdmassen, welche aus Schlamm entstanden sind, und nennen sie Versteinerungen. Wer Lust hat, eine Sammlung von Knochen vorweltlicher Säugethiere oder sonstiger Versteinerungen anzulegen, der findet immer Vorrath davon in den größeren Mineralienhandlungen, z. B. A. Krantz in Bonn, dem Mineralien=Comptoir in Heidelberg, Böhmer und Schumann in Berlin.

Erste Ordnung der Säugethiere.

Der Mensch. Homo.

Hände 5fingrig, der Daumen den andren Fingern entgegen greifend; Füße 5zehig, der Daumen in gleicher Richtung mit den andren Zehen; alle Nägel platt; Schneidezähne $\frac{4}{4}$; Eckzähne $\frac{1.\,1}{1.\,1}$, nicht auffallend länger als die andren Zähne; Backenzähne $\frac{5.\,5}{5.\,5}$, stumpfhöckrig; Gang aufrecht.

Unter allen irdischen Wesen ist der **Mensch** durch Vorzüge des Körpers und der Seele das vollkommenste. Die aufrechte Haltung bringt den Kopf in eine Höhe, wo er leicht die Umgebungen überschaut, bringt die Arme hoch genug, um selbst die großen Thiere, wie Pferde und Kameele, bändigen und lenken zu können, gestattet den Händen volle Freiheit, und diese sind zugleich so kraftvoll und beweglich, so geschickt, selbst kleine Dinge zu fassen, mit so feinem Gefühle versehn, daß sie im Stande sind, die gröbsten und feinsten Arbeiten mit Leichtigkeit auszuführen; ja selbst darin, daß nur die eine von beiden, gewöhnlich die rechte, vorzugsweis gebraucht und geübt wird, liegt ein großer Vortheil, weil dadurch die Geschicklichkeit derselben bis zum höchsten Grade gesteigert wird. Durch Uebung kann überhaupt der ganze Körper des Menschen zu einer Kraft und Gewandtheit gelangen, wie sie kaum bei einem andren Thiere zu finden ist; davon geben die Leistungen der Seiltänzer, Kunstbereiter

und ähnlicher Künstler täglich Zeugniß. Das Auge des Menschen sieht in Nähe und Ferne so scharf, wie, mit Ausnahme der Vögel, kaum das Auge eines andren Thieres; ein Ohr, das zur Unterscheidung der Töne geeigneter wäre als das seine, findet sich nirgends; an Feinheit des Geschmacks und Gefühls übertrifft der Mensch jedes andre Thier; an Schärfe des Geruchs wird er von vielen übertroffen, jedoch ist auch dieser Sinn bei manchen wilden Völkern sehr entwickelt.

Zähne, Hörner, Krallen und Hufe sind Waffen, welche vielen Thieren verliehen sind, alle aber nur in unmittelbarer Nähe brauchbar; der Mensch fertigt sich künstliche Waffen, die weithin, ehe der Feind noch zum Angriff kommt, treffen und tödten; so hat er sich zum Beherrscher aller andren Bewohner der Erde gemacht.

Es gibt einen Naturtrieb, welcher allen beseelten Wesen gemein ist, der Trieb, das, was dem Gefühle wohl thut, aufzusuchen, das, was ihm weh thut, zu meiden. Außerdem hat ein jedes noch seine besondren Triebe; den der Geselligkeit haben wohl viele, aber keins in der Art wie der Mensch; auf das Bedürfniß gegenseitiger Liebesdienste gründet er das Band der Familien, auf das Bedürfniß gegenseitigen Schutzes die Einrichtung des Staates.

Jede Kunst und Kenntniß verdankt der Mensch entweder seiner eignen Beobachtung, seinem eignen Nachdenken, oder der von Andern empfangenen Belehrung. Durch die göttliche Gabe der Sprache und Schrift erhalten sich die einmal erworbenen Künste und Kenntnisse, und sind, indem auf ihnen weiter fortgebaut wird, die Quelle einer unendlichen Vervollkommnung.

Das Thier beobachtet nur Dinge, von denen es zunächst und unmittelbar berührt wird. Im ersten Kindesalter thut der Mensch dasselbe; dann aber geht er in edler Wißbegierde weiter, durchforscht mit Sorgfalt das Nahe, bringt das Entfernte in den Bereich seiner Beobachtung, durchspäht die endlosen Räume des Himmels und erforscht die ewigen Gesetze, welche die Himmelskörper in Bewegung setzen, die Ordnung im Himmel erhalten, die Jahreszeiten auf Erden bedingen; er schafft sich Kenntniß von den unsichtbaren Kräften, die im lodernden Feuer, im zuckenden Blitze, in der zitternden Magnetnadel, im fallenden oder verdampfenden Wasser, im verpuffenden Salpeter obwalten, und macht sie seinem Willen unterthan.

Nur der Mensch hat sittliches Gefühl: er hält jede Handlung für gut, welche dem Gemeinwohl nützt, jede für böse, welche dem Gemeinwohl schadet; er fühlt die Verpflichtung, immer und über-

all das Gute zu thun und zu fördern, das Böse zu meiden und zu verhindern, auch wenn er dabei seinen Neigungen zuwider handeln oder Leiden erdulden sollte.

Nur der Mensch hat Religion. Indem er die Natur betrachtet, und findet, daß jeder, selbst der kleinste Theil des großen Ganzen für bestimmte Zwecke berechnet ist, gewinnt er die Ueberzeugung, daß Alles das Werk eines schaffenden und ordnenden Geistes sei. Indem er ferner beobachtet, wie jede Berechnung in Weisheit begründet ist, und wie die Ordnung überall und immer durch mächtige Kräfte und Gesetze aufrecht erhalten wird, so sieht er ein, daß der schaffende Geist allweise, allgegenwärtig, allmächtig sei. Erwägt er, daß das Weltall ein harmonisches Ganzes bildet, so ist's ihm klar, daß der Geist, der da schafft und obwaltet, nur ein einziger sei. Erwägt er endlich, daß der Weltgeist auch ihn selbst erschaffen, ihm den Genuß des irdischen Daseins und den Glauben an ein besseres Leben jenseit des Grabes verliehen hat, so gedenkt er sein nicht bloß mit Bewunderung und Ehrfurcht, sondern auch mit dem Gefühle der innigsten Dankbarkeit.

Wie lange das irdische Leben jedes einzelnen Menschen dauern soll und kann, weiß niemand; jedoch kennt man die Namen von mehr als tausend Menschen, welche über 100 Jahre alt geworden sind; einige haben's bis zu 140 Jahren gebracht. Die Höhe des Menschen erreicht sehr selten 7 Fuß. Was die Schwere betrifft, so können's wohl wenige jenen zwei Engländern gleich thun, dem Ed. Bright, welcher im Jahre 1750 starb und 609 englische Pfund wog, und dem Sprones, welcher im Jahre 1775 volle 649 englische Pfund wog.

Man kann fünf Menschenrassen unterscheiden:

1) Die weiße Rasse. Einheimisch in ganz Europa mit Ausnahme des höchsten Nordens; im westlichen Asien so weit, daß sie von der gelben Rasse ungefähr durch eine Linie getrennt wird, die man von Tobolsk nach der Quelle des Ganges und von da nach dessen Mündung ziehen kann; in Nordafrika bis zu den Nordgrenzen der Sahara, auch in Aegypten und den meisten Gegenden Nubiens und Abyssiniens. — Die Haut dieser Rasse ist in der ersten Jugend weiß, bleibt auch später an denjenigen Stellen, welche durch Kleidung beschattet werden, weiß oder weißlich, geht jedoch auch da bei den Hindus in Gelbbraun, bei den Bewohnern Nubiens, Abyssiniens und der Sahara-Grenze in Gelbbraun, Kupfer- und Bronzebraun oder Schwärzlich über. Das Haar der weißen

Rasse ist lang, schlicht oder wellig-gebogen. Bei den Völkern germanischen Stammes (den meisten Bewohnern von Deutschland, Holland, Elsaß, Lothringen, Burgund, Normandie, Schweden, Norwegen, Dänemark, Island, England und Schottland, der deutschen Schweiz) findet man das Haar gewöhnlich blond oder braun, die Iris blau oder braun; bei dem slavischen Stamme, zu welchem die Russen, Letten, Litthauer, Polen, Kosaken, Böhmen, Wenden, Mähren, Illyrier, Kroaten, ungrischen Slovaken gehören, herrscht braunes Haar und braune Iris vor, doch kömmt auch blondes Haar (namentlich beim gemeinen Russen) und noch öfter blaue Iris vor; bei den Bewohnern Süd-Europa's, Westasiens und Nord-Afrika's herrscht im Haar und Iris durchaus die dunkle Farbe, je südlicher, desto schwärzer. Bei keinem Stamme der weißen Rasse finden sich auffallend hervortretende Wangenbeine.

2) Die braune Rasse besteht nur aus den Malaien. Ihr Hauptsitz ist Malakka; sie bewohnen auch sehr viele südlich von Asien gelegenen Inseln oder doch deren Küsten. — Sie haben eine braune Hautfarbe, ein ovales Gesicht, große Augen mit braunschwarzer Iris, dichtes, langes, feines, lockiges, schwarzes Haar, geringen Bart, großen Mund.

3) Die gelbe Rasse. Zu ihr gehören die Bewohner des asiatischen Festlands, welche östlich von der Linie wohnen, die sich von Tobolsk bis zur Mündung des Ganges ziehen läßt, mit Ausschluß von Malakka, aber mit Einschluß von Japan. — Die Haut dieser Rasse ist schmutzig-weizen-gelb; das Haar schwarz, schlicht, der Bart gering; Iris schwarz-braun; Gesicht breit, Wangenbeine vortretend, Stirn niedrig, Nase platt; die Oeffnung der Augenlieder steht schief und ist kleiner als bei andern Rassen. An diese Rasse schließen sich die Grönländer und Eskimos in Nord-Amerika und die Lappländer in Nord-Europa; Haar und Iris der letzteren ist jedoch in der Regel braun, auch weicht die Hautfarbe der Eskimos und Lappländer in der Jugend wenig von der der weißen Rasse ab.

Die Hottentotten sind ein Mittelding zwischen Mongolen und Negern; ihr Haar ist kurz, schwarz, wollig, einzelne Büschel bildend, der Bart schwach, das Gesicht oben breit mit stark hervortretenden Wangenbeinen, unten schmal und fast ohne Kinn, die Nase breit und platt, die Haut gelbbraun. Die Buschmänner sind den Hottentotten ähnlich, haben aber eine ganz andre Sprache, sind klei-

ner, werden wenig über 4 Fuß hoch, sie führen ein fast thierisches Leben, sind verschmitzt und tückisch.

4) Die rothe Rasse. Ureinwohner ganz Amerika's, mit Ausnahme der Eskimos. Jetzt sind sie von den europäischen Einwanderern in vielen Gegenden ganz ausgerottet, in andern sehr vermindert. — Hautfarbe rothbraun oder braun, selbst in der Kindheit und in kalten Gegenden; Haar schlicht, lang, schwarz; Bart schwach; Iris schwarzbraun; Wangenbeine vorstehend.

5) Die schwarze Rasse. Bewohnt Afrika von der Südgrenze Abyssiniens und der Sahara bis zur Grenze der Hottentotten. — Die Haut ist schwarz, an den Lippen jedoch röthlich; das Haar kurz, stark gekräuselt; Iris schwarz; Kinnladen vorragend; Lippen aufgeworfen. Der Bart ist gewöhnlich schwach. Es gibt auch in Afrika zwischen den ächten Negern Volksstämme, welche etwas von ihnen abweichen; so z. B. haben die Fuhlas auf dem Hochlande von Guinea eine braune Farbe, eirundes Gesicht, größere Nase, weniger wolliges Haar; die Fellatahs sind kupferroth, die Hamburas gelblich, mit langem, krausem Haar; die Kaffern sind braun. Die meisten Madagassen sind braun mit ziemlich langem, mäßig wolligem Haar.

Die Bewohner von Neu-Holland sind den Negern ähnlich, und sehr dumm. Wenig von ihnen unterschieden sind die Bewohner Neu-Guinea's und der benachbarten Inseln, welche man Papus nennt, und auch in Van-Diemens-Land so wie im Innern vieler großer südasiatischer Inseln, wie Borneo, Celebes u. s. w., findet.

In Süd-Amerika nennt man alle Leute von ächt europäischer Abkunft Kreolen; Kinder von einem Kreolen mit einer Indianerin Mestizen; von einem Kreolen und einer Negerin Mulatten; von einem Neger mit einer Indianerin Chino. Alle Ureinwohner Amerika's nennt man Indianer.

Zweite Ordnung der Säugethiere.

Affenthiere. Simii.

Ihr Körperbau ist dem menschlichen sehr ähnlich, aber sie haben sämmtlich an den Hinterbeinen Hände, d. h. der Daumen kann den andern Fingern entgegengesetzt werden. Alle Affenthiere, welche stumpfe Nägel haben, nämlich die Affen (mit Ausnahme einiger

afrikanischen, die man Stummelaffen, und einiger amerikanischen, die man Klammeraffen nennt) und die Makis, besitzen auch an den Vorderbeinen Hände; die Seidenaffen dagegen, welche spitze Nägel haben, besitzen an den Vorderbeinen keinen entgegensetzbaren Daumen. Alle Affenthiere sind zum Klettern geschaffen, haben daher ihren Wohnsitz auf Bäumen, einige auch auf Felsen. Es wird ihnen schwer, aufrecht zu gehn, weil dabei ihre Hinterhand nur auf dem äußeren Rande ruht.

Erste Gattung.

Affe. Simĭa, Linn.

Sie haben, wie der Mensch, in jeder Kinnlade 4 aufrecht stehende Schneidezähne, mit stumpfen Höckern versehene Backenzähne, aber die Eckzähne werden bei den meisten weit länger als beim Menschen. Alle haben stumpfe Nägel; sie klettern daher nicht durch Einhäkeln, sondern durch Umfassen der Zweige. Viele haben ein unbehaartes Gesicht; keiner hat, mit Ausnahme der Nachtaffen, Schnurrhaare. Bei vielen ist das Gesicht menschenähnlich, auch sind bei allen die Augen nach vorn gerichtet; bei vielen aber ist die Schnauze sehr lang. Wenige haben keinen Schwanz; manche dagegen haben einen sehr langen, und bei vielen amerikanischen Arten wird er zum Greifen gebraucht und heißt Wickelschwanz. Manche Affen der alten Welt haben Backentaschen, worin sie Vorräthe sammeln. Die Affen haben in ihren Händen, vorzüglich denen der Vorderbeine, eine große Geschicklichkeit, sind überhaupt sehr gewandt und die großen Arten auch sehr stark. Ihr Aufenthalt beschränkt sich auf das heiße Klima, und es gibt in Amerika, Afrika und Asien eine unzählige Menge. Von den Bäumen kommen sie fast nur herab, wenn sie zur Tränke an's Wasser wollen, oder eine Speise nicht anders erlangen können. Nester bauen sie sich nicht, und bedürfen selbige auch nicht, da sie gegen Regen unter dem dichten Laube, oder in hohlen Bäumen, wenn sie wollen, Schutz finden. Von Kälte haben sie in ihrem Vaterlande nichts zu fürchten; doch sammeln sich bei kühler Witterung manche kleine Arten in dichte Haufen, um sich zu erwärmen. Ein solcher Haufen ist in fortwährender Unruhe begriffen, weil die äußersten immerfort nach innen drängen. Die Nahrung der meisten besteht aus Früchten; manche fressen auch Blätter, Knospen, Wurzeln, Kerbthiere, Würmer, Eier, junge Vögel aus den Nestern, welche erst sorgfältig gerupft werden, wenn sie schon Federn haben. Sie durchsuchen alte Bäume, indem

sie Stücken Rinde und Holz abreißen, um die verborgnen Kerbthiere oder deren Larven und Puppen zu finden. Haben sie den Baum verlassen, um etwa eine Maiskolbe oder Melone zu holen, so flüchten sie so bald als möglich wieder hinauf, um die Beute oben in Ruhe zu verzehren. Diese Ruhe ist aber, wenn ihrer viele sind, sehr gering, denn einer sucht den andern immer zu bestehlen, wobei es nicht ohne Geschrei, Rauferei, Zähnefletschen, Ohrfeigen und Fratzen abgeht. Alle nicht genau gekannten Gegenstände muß der Affe erst mit den Händen befühlen und mit den Augen begucken, wozu auch noch eine Untersuchung vermittelst des Geruches kommt. Dem letzteren folgt er übrigens weit weniger als andre Säugethiere, was man z. B. daraus ersieht, daß er sehr eifrig nach schön gemalten Kerbthieren und Früchten greift, um sie zu verzehren, während z. B. ein Hund, als welcher fast nur dem Sinne des Geruches folgt, sich nicht um das Gemälde kümmert, welches seinen Herrn, oder Hirsche, oder Hasen u. dergl. vorstellt. In der Gefangenschaft füttert man sie mit allerlei Obst, Nüssen, Möhren, Rüben, gekochten Kartoffeln, Brod; den kleinsten Sorten gibt man auch Milch und Semmel, und nebenher etwas Mais, Hanf, gekochten Reis u. dgl. Die Speise und zuweilen selbst den Trank bringen sie mit der Hand zum Munde. An Bier, Kaffee, Thee, Wein, Rum und überhaupt an alle Speisen und Getränke, die der Mensch genießt, lassen sie sich auch gewöhnen. Das Weibchen bekommt in der Regel nur Ein Junges, das sich mit seinen Händchen anfangs an die Brust und später an den Rücken der Mutter klammert. Nichts sieht possirlicher aus, als eine Anzahl weiblicher Affen mit ihren Jungen, sei es im Freien oder bei Leuten, die mit solcher Waare handeln. An Ruhe ist da nicht zu denken. In allen Ecken schreit's. Bald wird das Junge auf den Arm genommen, an's Herz gedrückt, mit liebevollem Blicke betrachtet, mit Leckerbissen gefüttert, gestreichelt und von Läusen gereinigt, welche letztere die Mutter selbst als große Delikatesse verzehrt; bald bekommt es, ehe sich's dessen versieht, wenn es etwa selbst nach Speisen zugelangt oder sich zu weit entfernt, oder mit einem Nachbar Possen getrieben hat, tüchtige Ohrfeigen, schreit, wird mit neuen Ohrfeigen zur Ruhe verwiesen, und schreit nun desto ärger. Kaum möchte wohl der Affe an natürlicher Klugheit irgend einem Thiere nachstehn, und doch wird man seine Mühe gewöhnlich schlecht belohnt finden, wenn man es versucht, einen aufzuziehen und frei herum laufen zu lassen. Die meisten sind sehr unreinliche Gäste, und diebisch sind sie auch im höchsten Grade, weil

sie ihre Begierden nicht zu zügeln wissen, wenn sie auch schon zehnmal Hiebe bekommen haben. Die größeren Arten werden auch gewöhnlich im Alter tückisch und boshaft. Die gewöhnliche Art, Affen in der Gefangenschaft zu fesseln, besteht darin, daß man ihnen einen Lederring über den Hüften anlegt, oder man steckt sie in einen Käfich. Melodische Töne hört man von wenig Affen; ein häßliches Geschrei, das bei gewissen Arten zum furchtbaren Gebrüll wird, ist die gewöhnliche Stimme. An einem Orte, wo nur 10 bis 20 Affen sind, kann man's kaum aushalten. Vorzüglich stark sind sie in der Kunst, Fratzen zu schneiden, indem sie bei jedem Wechsel der Leidenschaft das Gesicht verzerren; durch diese Kunst belustigen sie hauptsächlich die Zuschauer, und ein mit frei herum laufenden und kletternden Affen gefülltes großes Gitterhaus, wie ich es z. B. in Schönbrunn bei Wien gesehn, lockt immer viel Leute herbei. Es hält nicht schwer, manche Arten, wenn man sie jung bekommt, zu allerlei kleinen Künsten abzurichten; das sieht sich dann oft recht nett mit an; vorzüglich unterhaltend ist es namentlich für den Zuschauer, wenn ein großer Affe sein Pfeifchen raucht, denn wenn er einmal daran gewöhnt ist, so thut er es mit einer so außerordentlichen Begierde, daß er vor Freuden eine Menge Fratzen macht, und hinterdrein noch eine Zeit lang tobt, um des Guten mehr zu bekommen. In der Freiheit leben manche Arten einzeln, andere wieder in großen Schaaren; die letzteren thun oft bedeutenden Schaden, indem sie die Pflanzungen plündern, welche man kaum durch die größte Wachsamkeit vor ihren Raubzügen schützen kann. In den Wäldern der heißen Länder treiben die Affen ein recht lustiges, sorgenfreies Leben, und haben, außer von einigen Raubvögeln, den kletternden Katzenarten, und dem Menschen wenig Nachstellungen zu fürchten; ja es gibt gesellschaftlich lebende Arten, die im Bewußtsein ihrer Sicherheit so frech sind, daß sie Löwen, Elephanten und Menschen von Baum zu Baum springend mit großem Geschrei beunruhigen, mit Aesten, Nüssen und sogar mit ihrem Miste werfen. In vielen Gegenden werden die Affen von den Menschen des Fleisches, auch wohl des Pelzes wegen erlegt. Francia ließ sogar seinen Grenadieren Mützen von Affenpelz machen. In Esmeralda (Süd-Amerika) machen sich, wie Humboldt erzählt, die Indianer das Vergnügen, die Affen in einer Stellung, als ob sie lebten, zu braten und pechschwarz zu räuchern; sie sehen dann, zumal wenn sie einen runden Kopf besitzen, Kindern sehr ähnlich und werden oft noch mehrere Tage lang im Zimmer auf Bänken an den Tisch gesetzt. Für

Europäer hat ein solcher Braten nichts Anziehendes, aber für manche indianische Stämme sind die Affen ein sehr wichtiges Nahrungsmittel und geben Gelegenheit zu großen Jagdunternehmungen. So z. B. waren, als Eduard Pöppig in das peruanische Dorf Sion kam, alle Männer auswärts auf der Jagd, und als sie von derselben zurückkehrten, brachten sie, obgleich sie auf derselben 8 Tage lang nichts als Affen gegessen, dennoch 260 Stück geräucherte, nebst vielen lebendigen, mit zurück. Unter den letzteren befanden sich auch alte, welche absichtlich mit schwächerem Gifte geschossen und nur für den Augenblick betäubt worden waren. „Die Indianer", so erzählen Pöppig und Richard Schomburgk, „saugen die Wunde des herabgestürzten aus, vergraben ihn bis an den Hals in frische Pflanzenerde und streuen ihm Salz, als wirksames Gegenmittel, in den Mund. Kaum kommt der Affe zu sich selbst, so wickelt man ihn in breite Stücke von Zeug, gleich einem Kinde, ein, jedoch so fest, daß ihm jede Bewegung unmöglich wird. So bleibt der Gefangne wohl ein paar Tage liegen und wird mit Salzwasser getränkt, so lange er die geringste Neigung zum Beißen zeigt; die ganz ungeberdigen hängt man periodenweise in den Rauch der Feuer. Nach einiger Zeit dringt man ihnen gekochte, mit Kapsikum gewürzte Nahrung als das sicherste Mittel auf, Gewöhnung an den Menschen und seine Weise herbeizuführen." Die Wilden erlegen die Affen mit Pfeilen, und selbst mit Blasrohrbolzen, welche letztere aber vergiftet werden. Mit der Flinte schießt man sie ebenfalls, aber das Jammergeschrei, das menschenähnliche Gesicht und die bittenden Mienen der sterbenden rühren oft Europäer so, daß sie sich nicht wieder zu solcher Jagd entschließen können. In allerlei Schlingen und Fallen, wie man sie für andere Thiere aufstellt, lockt man sie auch zuweilen durch leckre Speise. Indem man die Alten schießt oder fängt, bemächtigt man sich auch des Jungen, welches sie bei sich tragen, und die Affen, welche nach Europa lebend gebracht werden, sind in der Regel jung gefangen. „Junge Aeffchen", so erzählt Richard Schomburgk, „werden im Innern Guiana's, z. B. in der Gegend von Pirara und der Arekunas, gewöhnlich von den indianischen Weibern an der eignen Brust gesäugt, und die Hausfrau hält es für eine besondre Ehre, einen derartigen selbstgezogenen recht vollzähligen Viehstand zu haben." Manche Affen pflanzen sich in der Gefangenschaft fort. In den Gegenden, wo sie zu Hause sind, kann man immer leicht welche durch Kauf oder Tausch bekommen, da die Einwohner gewöhnlich theils zu diesem Zwecke, theils zum eignen Vergnügen,

einen kleinen Vorrath dieser Waare haben. In Süd-Amerika ist es nichts Seltnes, daß die Indianer zahme Affen haben, welche die Familie auf ihren Wanderungen begleiten und durch ihr possirliches Wesen ergötzen. Es ist dort auch ein ganz besondres Sonntagsvergnügen, daß man diesen zahmen Affen die Arme auf den Rücken bindet und sie so zwingt, auf den Hinterbeinen zu gehen.

Die Natur des Affen hat Levaillant gut geschildert. Ich füge daher seine Erzählung hier bei und hänge ihr noch einige andre an.

Levaillant hatte auf seiner Reise durch Süd-Afrika einen Affen bei sich, dem er den Namen Kees gegeben hatte, und der ihm von großem Nutzen war. „Ich machte ihn," sagt er, „zu meinem Kredenzmeister. Wenn wir Früchte oder Wurzeln fanden, die meine Hottentotten nicht kannten, so rührten wir sie nie an, bis Kees sie gekostet hatte; warf er sie weg, so schlossen wir, daß sie unangenehm schmeckten, oder schädlich wären, und ließen sie unberührt. Der Affe ist von Natur eben so naschhaft als neugierig; ohne Noth und Appetit kostet er Alles, was ihm in den Weg kommt oder was man ihm gibt. Kees aber hatte eine noch schätzbarere Eigenschaft: er war mein bester Wächter, denn bei Tag und Nacht sprang er bei dem geringsten Anschein von Gefahr augenblicklich auf. Durch sein Geschrei und durch seine Zeichen von Furcht erriethen wir immer, daß ein Feind nahe war, ohne daß selbst die Hunde etwas davon merkten. Diese verließen sich zuletzt auch so auf ihn, daß sie ganz ruhig schliefen. Ich nahm Kees oft mit mir auf die Jagd, und sobald er merkte, daß ich dahin gehen wollte, war er voller Freude. Unterwegs kletterte er dann gern auf die Bäume, um Gummi zu suchen, das er sehr liebte. Zuweilen entdeckte er mir auch Honig im innersten Winkel eines Felsens oder in hohlen Bäumen. Fand er aber weder Gummi noch Honig und hatte er durch das Herumlaufen starken Appetit bekommen, so hatte ich allemal einen sehr komischen Auftritt. Er suchte sich dann Wurzeln und aß sie mit großem Vergnügen, besonders eine gewisse Art, die auch ich, aber zu seinem Schaden, wohlschmeckend und sehr erfrischend fand, und die ich daher durchaus mit ihm theilen wollte. Allein Kees war listig. Sobald er eine solche Wurzel fand, und ich ihm nicht nahe genug war, um mir meinen Theil davon nehmen zu können, so fraß er sie in der größten Eile auf und sah mich dabei mit unverwandten Augen an. Er maß ordentlich den Weg ab, den ich bis zu ihm hatte, und ich kam alsdann sicher zu spät. Wenn er sich aber zuweilen in seiner Rechnung irrte, und ich eher bei ihm war, als er erwartet

hatte, so suchte er die Wurzel geschwind zu verbergen; allein dann nöthigte ich ihn durch eine tüchtige Ohrfeige, mir meinen Theil herauszugeben. Uebrigens warf er deswegen keinen Groll auf mich, und wir waren wieder gute Freunde wie vorher. Um diese Wurzel auszureißen, benahm er sich auf eine sehr sinnreiche Art, die mir viel Vergnügen machte: Er faßte das Kraut zwischen die Zähne, stemmte sich auf die Vorderfüße und zog den Kopf zurück, wodurch denn die Wurzel gewöhnlich nachgab. Gelang dies Mittel nicht, wobei er alle seine Kräfte anstrengte, so faßte er das Kraut wie vorher und zwar so dicht an der Erde, wie er konnte. Hierauf machte er mit dem Hintertheile einen Sprung über den Kopf weg und dadurch bekam denn die Wurzel eine solche Erschütterung, daß sie jedesmal nachgab."

„Wenn Kees unterwegs müde ward, so stieg er auf einen von meinen Hunden, der auch die Gefälligkeit hatte, ihn ganze Stunden lang zu tragen. Einer von diesen, der größer und stärker als die andern war, wußte sich diesem Frohndienste auf eine ganz vortreffliche Art zu entziehn. Sobald Kees ihm auf den Rücken sprang, blieb er stehn, und ließ die Karavane vorbei, ohne sich von der Stelle zu rühren. Kees hingegen bestand auf seinem Zwecke; allein wenn er uns beinahe aus dem Gesicht verlor, so mußte er sich doch entschließen, wieder abzusteigen, und dann liefen der Affe und der Hund aus allen Kräften, um uns wieder einzuholen. Dieser aber ließ jenen voran und gab genau auf ihn Acht, um nicht wieder überrascht zu werden. Uebrigens hatte Kees ein gewisses Ansehn bei allen meinen Hunden. Er konnte keine Gäste leiden. Wenn er fraß und einer von den Hunden ihm zu nahe kam, so gab er ihm eine Ohrfeige, die denselben sogleich entfernte. Kees fürchtete sich, die Schlange ausgenommen, vor keinem Thiere so sehr, als vor seines Gleichen, vielleicht deshalb, weil er fühlte, daß er einen Theil seiner Naturfähigkeiten verloren hatte. Zuweilen hörte er andre Affen in den Gebirgen schreien, und so erschrocken er auch war, so antwortete er doch darauf. Wenn sie aber näher kamen, und er einen davon erblickte, so ergriff er mit einem schrecklichen Geschrei die Flucht, drängte sich uns zwischen die Beine und zitterte am ganzen Leibe. Man hatte viele Mühe, ihn zu beruhigen, und er erholte sich nur nach und nach von seinem Schrecken wieder."

„Er verstand ganz vortrefflich, die Stricke an einem Korbe aufzuknüpfen, um Lebensmittel, besonders Milch, die er sehr gern trank, daraus hervorzuholen. Meine Leute züchtigten ihn, allein dadurch

ward es nicht anders. Ich selbst peitschte ihn zuweilen, dann aber lief er weg, und kam nicht eher wieder zum Zelte, bis die Nacht einbrach. Einstmals wollte ich zu Mittag essen und legte die Wasserbohnen, die ich mir gekocht hatte, auf einen Teller, als ich auf einmal die Stimme eines Vogels hörte, den ich nicht kannte. Ich ließ das Essen stehen, griff nach der Flinte, und war mit Einem Sprunge zum Zelte hinaus. Nach einer Viertelstunde kam ich mit dem Vogel in der Hand zurück, fand aber zu meinem Erstaunen nicht eine einzige Bohne mehr auf dem Teller. Kees hatte sie mir gestohlen und sich daher aus dem Staube gemacht. Sonst pflegte er sich, wenn er so etwas begangen hatte, immer um die Zeit, wo ich Thee trank, ohne alles Geräusch einzustellen, und sich ganz unschuldig, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, an seinen gewöhnlichen Platz zu setzen; allein diesen Abend ließ er sich gar nicht wieder sehn. Da ihn auch den folgenden Tag niemand zu Gesichte bekam, so fing ich wirklich an, unruhig zu werden und zu besorgen, daß er auf immer verloren sein möchte. Am dritten Tage aber sagte mir einer von meinen Leuten, der Wasser geholt hatte, Kees wäre ihm in der Nähe zu Gesicht gekommen, hätte sich aber, sobald er ihn bemerkt, gleich versteckt. Augenblicklich machte ich mich auf und durchstrich mit meinen Hunden die ganze Gegend. Auf einmal hörte ich ein Geschrei, wie Kees es immer zu machen pflegte, wenn ich von der Jagd zurückkam und ihn nicht mitgenommen hatte. Ich blickte umher und sah endlich, wie er sich hinter den großen Zweigen eines Baumes zu verstecken suchte. Nun rief ich ihm freundlich zu und winkte ihm, so viel ich nur konnte, daß er herunter steigen und zu mir kommen möchte. Allein er traute meinen Freundschaftszeichen nicht, und ich mußte selbst auf den Baum klettern, um ihn zu holen. Er floh nicht, und wir gingen zusammen nach meinem Lager zurück. Hier erwartete er nun sein Schicksal, allein ich that ihm nichts, weil es nichts geholfen hätte."

„Wenn ich von der Sonnenhitze verbrannt, von den Arbeiten des Tages ermüdet, mit Staub und Schweiß bedeckt, keuchend in schattenlosen Gegenden niedersinken wollte und mich nur nach dem schmutzigsten Pfützenwasser sehnte, aber nach langem, vergeblichem Suchen in dem ausgetrockneten Boden alle Hoffnung verlor, in diesen mißlichen Augenblicken wich mein treuer Kees keinen Schritt von mir. Wir entfernten uns zuweilen von unsern Wagen, und dann führte ihn ein sicherer Instinkt zu einer Pflanze. Oft war der Stengel abgefallen und daher all sein Springen umsonst. Dann fing er

an, mit seinen Pfoten in die Erde hinein zu kratzen; ich kam ihm aber, weil er doch nichts ausgerichtet hätte, mit meinem Dolche oder Messer zu Hülfe, und wir theilten ehrlich die köstliche Frucht, die er entdeckt hatte."

„Ein Officier hatte eines Tags die Liebe meines Affen zu mir auf die Probe gesetzt und sich so gestellt, als wenn er mich schlüge. Hierüber gerieth Kees in Wuth, und seit dem Augenblicke konnte er den Officier durchaus nicht leiden. So wie er ihn nur von weitem erblickte, fing er an zu schreien und machte allerlei Geberden, an denen man deutlich genug sah, daß er mich gern rächen wollte. Er fletschte die Zähne und wendete alle seine Kräfte an, um ihm in's Gesicht zu springen; allein dies war nicht möglich, weil man ihn an eine Kette gelegt hatte. Vergebens hatte der Beleidiger einigemal versucht, seinen Zorn durch Leckerbissen zu besänftigen; Kees blieb lange Zeit unversöhnlich."

„Wenn in meinem Lager aus Naschhaftigkeit oder Gefräßigkeit gesündigt worden war, so wurde die Schuld immer zuerst auf Kees geschoben und nur selten war die Anklage ohne Grund. Einstens wurden mir beständig die Eier gestohlen, die mir eine Henne legte. Ich wollte mich nun überzeugen, ob ich mich auch bei dieser Gelegenheit an ihn zu halten hätte. Daher stellte ich mich eines Morgens auf die Lauer, um zu warten, bis die Henne durch ihr Gackern verkündigte, daß sie gelegt hätte. Kees saß gerade auf meinem Wagen; kaum aber hörte er das erste Gackern der Henne, so sprang er augenblicklich herunter, um nach dem Eie hinzulaufen. Als er mich sah, stand er mit einmal still und affektirte eine ganz sorglose Stellung, wiegte sich einige Zeit auf den Hinterbeinen hin und her und blinzte dabei sehr einfältig mit den Augen, kurz, er wandte alle List an, um mich von der Spur abzubringen und über das, was er vorhatte, zu täuschen. Sein heuchlerisches Manöver bestärkte mich nur noch mehr in meinem Argwohne; bald aber erhielt ich eine völlige Ueberzeugung davon. Um ihn nun auch meinerseits zu betrügen, verstellte ich mich, und kehrte dem Gesträuche, wo die Henne gackerte, den Rücken zu, und nun sprang er auf einmal schnell dahin. Ich lief ihm nach und kam gerade dazu, als er das Ei zerbrochen hatte und verschluckte. Ich prügelte den Spitzbuben gleich auf der Stelle für seine That ab, allein meine derbe Züchtigung hinderte ihn nicht, bald wieder frisch gelegte Eier zu stehlen."

„Der Affe ist wirklich ein Thier, das sich gar nicht an Zucht gewöhnt. Er besitzt freilich einen so ausgezeichnet vollkommnen In-

stinkt, daß er sehr wichtige Dienste leisten kann, und der meinige hatte das bei mehr als Einer Gelegenheit wirklich gethan. Allein, wenn er auch erfinderisch ist und nützliche Dienste leistet, so hat er doch dabei nur immer sich und nicht seinen Herrn vor Augen. Gewiß ist kein Thier auf der Erde so geschickt und vielleicht auch so listig als er; allein wenn er irgend etwas thun soll, so findet man ihn linkisch, dumm und ungeschickt. Nur durch öfteres Fasten und viele Schläge bringt man es dahin, ihn zu gewissen Künsten abzurichten; hingegen ist es ganz unmöglich, ihm mehrere Naturfehler abzugewöhnen. Er ist gefräßig, diebisch, jähzornig und rachsüchtig, und ein Lügner, sagen die Wilden, ist er nur darum nicht, weil er nicht reden will. Da ich überzeugt war, daß ich dem meinigen nie seine Naturfehler abgewöhnen, und daß ich, wenn ich ihn nicht jeden Morgen an die Kette legte, nie ein Ei bekommen würde, so suchte ich meinen Zweck durch List zu erreichen: ich richtete einen von meinen Hunden ab, daß er, sobald die Henne gackerte, nach dem Neste hinlief und mir das Ei unzerbrochen brachte. In einigen Tagen war der Hund dazu abgerichtet, allein Kees lief, sobald er das Gackern hörte, mit ihm zugleich zur Henne. Nun kam es darauf an, wer von beiden das Ei bekommen würde. Oft brachte der Hund es nicht, ob er gleich der stärkre war. Trug er den Sieg davon, so kam er freudig auf mich zugelaufen und legte das Ei in meine Hände. Kees folgte ihm indessen nach und hörte nicht eher zu brummen und ihn mit Grimassen zu bedrohen auf, als bis ich das Ei hingenommen hatte, gleichsam als tröstete er sich über den Verlust seiner Beute damit, daß sie nur sein Gegner nicht erhielt. Hatte Kees das Ei erhascht, so suchte er auf irgend einen Baum zu springen, verzehrte es da und warf die Schale auf seinen Nebenbuhler herab, als wenn er ihn necken wollte. Der letztere kam nun ganz beschämt zurück, woraus ich sein trauriges Abenteuer errathen konnte."

Genaue Beobachtungen über die Natur der amerikanischen Affen hat Rengger angestellt, welcher sich 6 Jahre lang in Paraguay aufgehalten. Ich theile hier nur einen Auszug desjenigen mit, was er über den Cay (Sai), einen vom Winselaffen wenig oder nicht verschiedenen Affen, schreibt: „Der Cay bringt," so erzählt er, „den größten Theil seines Lebens auf Bäumen zu, und verläßt sie nur auf Augenblicke, entweder um seinen Durst an einer Quelle zu löschen, oder um ein nahe gelegenes Maisfeld zu besuchen. Er hat weder ein Lager, noch einen bestimmten Aufenthaltsort. Die Nacht über ruht er zwischen den verschlungenen Aesten eines Baumes; am

Tage streift er von Baum zu Baum, um seine Nahrung zu suchen. Diese besteht in Früchten, Knospen, Insekten, Honig, Vogeleiern und jungen Vögeln, die noch nicht flügge sind. Gewöhnlich trifft man ihn in kleinen Familien von 5 bis 10 Individuen an. Die Lebensart dieser Affen ist, wegen ihrer Furchtsamkeit, im wilden Zustande schwer zu beobachten. Am Saume des Caa-guazu-Waldes konnte ich jedoch einer sehr zahlreichen Familie zusehen. Der flötende Ton, welchen sie von sich gaben, machte mich aufmerksam. Als ich mich umsah, bemerkte ich zuerst ein altes Männchen, welches, vorsichtig herum blickend, durch die höchsten Baumgipfel gegen mich zukam. Ihm folgten 12 oder 13 andre Affen beiderlei Geschlechts, von denen 3 Weibchen je ein Junges auf dem Rücken oder unter einem Arme mit sich trugen. Plötzlich erblickte eines dieser Thiere einen nahe stehenden Pomeranzenbaum, der eben mit reifen Früchten behangen war, gab einige laute Töne von sich und sprang auf den Baum zu. In einem Augenblicke befand sich die ganze Gesellschaft auf demselben, mit Abreißen und Fressen der Pomeranzen beschäftigt. Einige blieben dabei auf dem Baume sitzen; andre begaben sich mit ihrer Beute, die immer aus 2 Pomeranzen bestand, auf einen andren nahen Baum mit starken Aesten, wo sie dieselben bequemer verzehren konnten. Zu dem Ende setzten sie sich auf einen Ast, umschlangen diesen mit ihrem Schwanze, um sich fest zu halten, nahmen dann eine der Pomeranzen zwischen die Hinterbeine, die andre in die Hände, und versuchten nun bei der letzteren die Schale mit einem Finger zu lösen. Gelang dies nicht sogleich, so schlugen sie unwillig und knurrend die Pomeranzen zu wiederholten Malen gegen den Ast, wodurch dann die Schale entweder leichter zu lösen war oder gar einen Riß erhielt. Keiner versuchte, wahrscheinlich des bittern Geschmacks wegen, dieselbe mit den Zähnen zu zerbeißen. So wie aber auf obige Art nur eine kleine Oeffnung in die Schale gemacht war, so hatten sie auch mit der größten Schnelligkeit einen Theil davon abgezogen. Gierig leckten sie den heraus träufelnden Saft, nicht nur an der Frucht, sondern auch an ihren Händen und Armen ab, und verzehrten dann das Fleisch. Da der Baum im Verhältnisse seiner Größe nicht viel Früchte trug, so suchten einige der Affen, welche ihren Antheil verzehrt hatten, die übrigen des ihrigen zu berauben, jedoch mehr durch List als Gewalt, wobei beide Parteien die seltsamsten Gesichter schnitten, mit den Zähnen fletschten, und sich am Ende einander in die Kopfhaare fahrend herumzausten. Andre durchsuchten die abgestorbnen Aeste des

Baumes, hoben die trockne Rinde derselben sorgfältig auf, und fraßen die darunter befindlichen Insektenlarven. So wie sich nichts mehr für ihren Gaumen vorfand, setzten sich die älteren Cays jeder auf eine Gabel der Aeste, oder legten sich auf den Bauch über einen horizontalen Ast der Länge nach hin, indem sie den Schwanz um denselben herumschlangen und die Beine auf beiden Seiten herunterhangen ließen. Einige jüngere fingen an, mit einander zu spielen, wobei sie große Behändigkeit zeigten. Sehr auffallend war der Gebrauch, den sie von ihrem Schwanze machten, indem sie sich dessen, wenigstens um sich fest zu halten, ganz wie einer fünften Hand bedienten. Zuweilen hängten sie sich daran auf, um sich zu schaukeln, oder um einen tiefer gelegenen Ast leichter erreichen zu können. Die Kraft, welche sie im Schwanze besitzen, zeigte sich unter Anderem durch die Leichtigkeit, mit welcher sie, an ihm hangend, sich aufwärts bogen, denselben mit den Händen faßten und daran, wie an einem Stricke, wieder in die Höhe kletterten. Einen eigenen Anblick gewährten die 3 Mütter mit ihren Säuglingen. Eine derselben, deren Junges schon mehrere Wochen alt sein mochte, hatte schon, während sie ihre Pomeranzen verzehrte, mit ihm zu schaffen. Es gelüstete das junge Thier gleichfalls nach den Früchten, so daß es vom Rücken bald auf eine Schulter, bald unter einem Arme durch nach der Brust der Mutter kroch und dieser einen Bissen wegzuhaschen suchte. Anfangs schob sie dasselbe nur sanft mit der Hand zurück; dann zeigte sie ihm durch Grinsen ihre Ungeduld. Da es hierdurch nicht folgsamer wurde, so faßte sie es zuletzt bei den Kopfhaaren und stieß es mit Gewalt auf den Rücken zurück. So wie sie aber ihre Mahlzeit geendet hatte, zog sie das Junge sachte hervor und legte es an die Brust. Ein Gleiches thaten die 2 andren Weibchen, welche Säuglinge mit sich führten. Die Sorgfalt, mit der sie dieselben behandelten, die Mutterliebe, welche sie durch Anlegen des Jungen an die Brust, durch fortwährendes Beobachten desselben, während es sog, durch das Suchen der Insekten, von welchen es gepeinigt war, durch die drohenden Geberden gegen die übrigen, sich ihr nahenden Affen, an den Tag legten, waren bewundrungswürdig. So wie die Jungen gesogen hatten, kehrten die 2 größeren auf den Rücken ihrer Mutter zurück, das kleinste blieb hingegen unter dem linken Arm der seinigen. Sie überließen sich, so schien es wenigstens, bald nachdem sie ihre Nahrung zu sich genommen hatten, dem Schlafe, wobei sie sich mit den 4 Händen an den Haaren der Mutter festhielten. Zu einer andren Zeit stieß ich auf eine andre Familie dieser

Affen, welche eben ein am Saume eines Waldes gelegenes Maisfeld plünderte. Obgleich der Cay einer der furchtsamsten und zugleich der gescheutesten Affen ist, so habe ich von den gemeinschaftlichen Vorsichtsmaßregeln, wie ausgestellten Wachen u. s. w., deren sich, nach den Berichten einiger Reisenden, die meisten Affen bei Beraubung der Pflanzungen bedienen sollen, nichts bemerken können. Jeder handelte für sich allein. Sich überall umsehend stiegen sie von dem Baume, wo sie versammelt waren, nach und nach herunter und über die Umzäunung in das Maisfeld, brachen schnell 2 oder 3 Aehren ab und kehrten, dieselben mit Einer Hand an die Brust drückend, so geschwind wie möglich in den Wald zurück, wo sie ihre Beute zu verzehren anfingen. Die jüngeren unter ihnen, als die weniger vorsichtigen, hatten sich zuerst in die Pflanzung gewagt. Nachdem ich eine Zeit dem Treiben dieser Affen zugesehen hatte, trat ich hinter dem Gebüsche, wo ich verborgen war, hervor, worauf der ganze Trupp mit krächzendem Geschrei durch die Gipfel der Bäume die Flucht ergriff, jedoch nicht ohne daß jeder wenigstens Eine der geraubten Maisähren mit sich fort trug. Ich schoß nun auf die Fliehenden meine Flinte ab, und ein Weibchen, mit einem Säugling auf dem Rücken, stürzte von einem Aste zum andren. Schon glaubte ich dasselbe in meiner Gewalt zu haben, als es noch, im Todeskampfe, seinen Schwanz um einen Ast schlang und daran hängen blieb. Da ich den Säugling nicht verletzen wollte, so mußte ich eine volle Viertelstunde warten, bis das Thier, indem es anfing zu erstarren und der Schwanz durch das Gewicht des Körpers sich aufrollte, vom Baume herunterfiel. Das Junge hatte unterdessen die sterbende Mutter nicht verlassen, sondern sich vielmehr, obgleich einige Unruhe zeigend, fest an dieselbe geklammert. Auch nachdem sie erstarrt war und ich es von ihr wegnahm, suchte das verwaiste Thierchen dieselbe mit klagenden Tönen herbeizurufen und kroch nach ihr hin, sobald ich es auf dem Boden frei ließ. Erst nach einigen Stunden und bei völlig eingetretener Todeskälte schien es dem Säuglinge vor seiner leblosen Mutter zu grauen, als ich ihn von neuem auf ihren Rücken setzte, so daß er nun willig in meiner Busentasche blieb. Der Cay wird in Paraguay häufig als Säugling eingefangen und gezähmt. Alte lassen sich nicht zahm machen, auch halten sie es in der Gefangenschaft nur kurze Zeit aus; sie werden traurig, verschmähen, Nahrung zu sich zu nehmen, und sterben nach wenigen Wochen. Der ganz junge Cay hingegen vergißt leicht eine Freiheit, die er noch nicht zu benutzen wußte, und schließt sich an

den Menschen an. Man zieht ihn mit Milch und gekochtem Mais auf; später aber frißt er beinahe Alles, was für den Menschen genießbar ist, Fleisch= oder Pflanzennahrung, roh oder gekocht. Sein Getränk ist gewöhnlich Wasser oder Milch, oder der Saft einiger Früchte. Jedoch kann man ihn auch an den Genuß starker Getränke, wie des Weines und Rhums, gewöhnen, besonders wenn man sie mit Zucker versetzt. Er wird nie in einem Käfich gehalten; man befestigt ihm bloß über den Hüften einen langen ledernen Riemen um den Leib, und hält ihn den Tag über im Haushofe, im Schatten eines Baumes, angebunden; des Nachts aber, oder bei Regenwetter, bringt man ihn unter Dach. Er besitzt eine außerordentliche Gewandtheit, aber wenig Muskelkraft. In aufrechter Stellung geht er, aus eignem Antriebe, höchstens 3 oder 4 Schritt weit; jedoch kann er dazu gezwungen werden, wenn man ihm die Vorderhände auf den Rücken bindet. Er fällt aber alsdann sehr leicht auf's Gesicht und muß daher von hinten mit einer Schnur gehalten werden. Zum Schlafen rollt er sich zusammen und bedeckt das Gesicht mit den Armen und dem Schwanz. Den größten Theil des Tages über ist er unaufhörlich in Bewegung; die Nacht bringt er schlafend zu, so auch die Mittagsstunden, wenn die Hitze groß ist. Die Sinne des Cay, den Tastsinn ausgenommen, sind eben nicht sehr scharf. Er ist kurzsichtig, wobei er jedoch einen lebhaften und ausdrucksvollen Blick hat. Bei Nacht sieht er gar nichts. Sein Gehör ist ebenfalls schwach, denn man kann einen ruhenden Cay leicht von hinten beschleichen. Noch schwächer scheint mir sein Geruchsinn zu sein. Er muß nämlich jeden zu beriechenden Gegenstand nahe an die Nase halten, und wird auch dann noch häufig durch dieses Organ irre geleitet, indem er Gegenstände für eßbar hält, deren Ungenießbarkeit ihm erst nachher sein Geschmack anzeigt. Dieser letztere mag auch nicht sehr fein sein, da das Thier, auch ohne großen Hunger oder Durst, seinen eignen Koth in den Mund nimmt und seinen Harn trinkt. Der Geschmack ändert übrigens bei ihm, wie beim Menschen, mit dem Alter. Jung zieht er Süßigkeiten jeder andren Nahrung vor, später sind Eier seine Lieblingsspeise, und mit vorrückendem Alter werden ihm Fleischspeisen, besonders junge Vögel, zum Leckerbissen. Als Ersatz für die Schwäche der genannten 4 Sinne besitzt hingegen der Cay einen sehr scharfen Tastsinn. Besonders ausgebildet ist dieser in den Vorderhänden. Meine alten Cays erkannten mich zuletzt bei der dunkelsten Nacht, so wie sie nur einen Augenblick mein Gesicht oder meine gewöhnliche Kleidung

betastet hatten. Die Laute, welche der Cay von sich gibt, sind, je nach seinen Gemüthsbewegungen, sehr verschieden. Am häufigsten hört man von ihm einen flötenden, dem Pfeifen einiger Vögel ähnlichen Ton, wobei er die Lippen zusammenzieht. Gewöhnlich ist er dann unbeschäftigt und scheint durch diesen Laut Langeweile auszudrücken. Verlangt er dagegen etwas, so dehnt er den Flötenton in ein Stöhnen aus. Erstaunen oder Verlegenheit zeigt er durch einen halb pfeifenden, halb schnarrenden Laut an. Wird er ungeduldig oder zornig, so wiederholt er mit tiefer und grunzender Stimme mehrmals die Silben hu hu. Furcht oder Schmerz drückt er durch ein helles Gekreisch aus, wobei er den Mund stark verzerrt und das Gesicht runzelt. Einen eignen kichernden Ton gibt er von sich, wenn er sich über das Wiedersehn einer ihm angenehmen Person freut. Der Cay bringt seine Nahrung gewöhnlich mit den Vorderhänden zum Munde, beriecht sie aber, ehe er sie kostet. Wenn es die Art der Nahrung zuläßt, so zertheilt er sie schon mit den Händen, ehe er sie in den Mund nimmt; besonders sucht er vorher die ihm ungenießbaren Theile derselben von den genießbaren zu trennen, wobei er sich aber oft noch mit den Zähnen helfen muß. So schält er Pomeranzen und Maniokwurzeln, sondert bei jungem Zuckerrohre den hölzernen Theil vom Marke ab, und reißt den größeren Insekten Flügel und Beine aus, ehe er sie verzehrt. Gibt man ihm einen kleinen lebenden Vogel, so rupft er ihm die Federn aus, nachdem er mit einem Bisse den Schädel geöffnet und das Hirn gefressen hat, zerreißt ihn dann in Stücken und benagt Knochen für Knochen. Flüssigkeiten nimmt er schlürfend zu sich, indem er den etwas zusammengezogenen Mund auf die Oberfläche derselben setzt. Der Bau seiner Lippen, deren Muskeln sehr dünn und schwach sind, erlaubt ihm nicht, gleich dem Menschen, am Rande eines Gefäßes zu trinken. Sehr gut versteht er hingegen, ein Ei zu leeren, indem er immer nur so viel von der Schale wegnimmt, als eben nöthig ist, um mit dem Munde den Inhalt derselben zu erreichen. Zähflüssige Nahrungsmittel schlürft er nicht ein, sondern leckt sie mit der Zunge auf. Der Cay ist, wie alle Affen, sehr unreinlich, und beschmutzt in der Gefangenschaft sich selbst und alle seine Umgebungen. Nur selten paart er sich in der Gefangenschaft. Gegen Kälte und Feuchtigkeit ist er sehr empfindlich, und erkrankt bald, wenn er nicht an einem trocknen Orte gehalten und im Winter gegen rauhe Witterung geschützt wird. Man braucht ihm zu dem Ende nur eine wollene Decke zu geben, in die er sich sehr gut einzuhüllen ver-

steht. In's Wasser geht er niemals, ist auch ein schlechter Schwimmer und sinkt bald unter, wenn man ihn in's Wasser wirft. Der Cay lernt, schon nach den ersten Tagen seiner Gefangenschaft, seinen Herrn und Wärter kennen, sucht bei ihm Nahrung und Wärme, und richtet an ihn, so wie er ein Mißbehagen fühlt, seine klagenden Töne. Bei guter Behandlung gibt er sich demselben mit dem größten Zutrauen hin. Er ist alsdann nie muntrer, als wenn er sich in Gesellschaft seines Herrn befindet, spielt stundenlang mit ihm und läßt sich alle kleinen Neckereien von ihm gefallen. Wird er von demselben auf einige Tage verlassen, so zeigt er beim Wiedersehen eine ausgelassene Freude, klettert seinem Herrn sogleich auf die Schulter, umfaßt mit beiden Händen dessen Gesicht und läßt sein Freudengeschrei hören. Diese Anhänglichkeit kann so groß werden, daß der Cay den Trieb zur Freiheit beinahe gänzlich verliert. Solche zahme Affen, die zugleich nie sind mißhandelt worden, zeigen auch gegen Fremde Zutrauen, besonders gegen Neger, denen überhaupt diese Affen weit mehr zugethan sind, als den Weißen. Der Cay schließt sich aber nicht nur an den Menschen an, sondern auch an Hausthiere, mit welchen er aufgezogen wird. So geschieht es nicht selten in Paraguay, daß man ihn mit einem jungen Hunde aufzieht, der ihm als Reitpferd dienen muß. Wird er von diesem getrennt, so bricht er sogleich in ein klägliches Geheul aus, und macht ihm beim Wiedersehn die zärtlichsten Liebkosungen. Er zeigt aber auch seine Anhänglichkeit an den Gefährten, indem er denselben bei Balgereien mit andren Hunden nicht ohne Muth vertheidigt. Einen ganz andren Charakter nimmt der Cay an, wenn er öfters Mißhandlungen erleidet. Fühlt er sich dann stark genug, so treibt er Gewalt mit Gewalt zurück und beißt Menschen und Thiere, so wie sie ihn beleidigt haben. Fürchtet er aber seinen Gegner, so nimmt er seine Zuflucht zur Verstellung, und sucht sich erst dann an ihm zu rächen, wenn er ihn unvermuthet überfallen kann. So hatte ich einen Cay, welcher mehrere Personen, die ihn oft auf eine grobe Art geneckt hatten, in einem Augenblicke biß, wo sie im besten Vernehmen mit ihm zu sein glaubten. Nach verübter That kletterte er schnell auf einen hohen Balken, wo man ihm nicht beikommen konnte, und grinste schadenfroh den Gegenstand seiner Rache an. Solche Affen sind gegen Jedermann äußerst mißtrauisch, und man kann sie nicht einmal berühren, ohne Gefahr zu laufen, von ihnen gebissen zu werden. Von Andren geneckt, lernen sie auch selbst necken, und lassen kein Hausthier, das sich ihnen nähert, unangetastet vorbeigehn. Hunde und Katzen zerren sie beim

Schwanze, Hühnern und Enten reißen sie Federn aus, und zupfen selbst Pferde, die in ihrer Nähe angebunden sind, beim Zaume, wobei sie um so größere Freude zeigen, je mehr sie das Thier haben beeinträchtigen können. Wie die mehrsten andren Affen ist auch der Cay äußerst naschhaft und eignet sich jeden eßbaren Gegenstand zu, dessen er habhaft werden kann. Wird er dieser Räubereien wegen bestraft, so fängt er an, heimlich zu stehlen, wobei er, um nicht entdeckt zu werden, die größte Vorsicht und Verstellung gebraucht. Ganz gleichgültig scheint er alsdann die besten Leckerbissen anzusehen, so lange sein Herr in der Nähe ist. So wie aber dieser den Rücken kehrt oder sonst nicht auf ihn achtet, nähert er sich leise, und immer die Bewegungen seines Herrn beobachtend, der Eßwaare, und stiehlt sich etwas davon weg. Wird er ob der That ertappt, so fängt er sogleich, aus Furcht vor der Strafe, zu schreien an. Wenn er aber seinen Raub ungesehen verzehren kann, so geberdet er sich nachher so unschuldig und furchtlos, wie wenn nichts geschehen wäre. Ist der gestohlene Gegenstand von geringem Volumen, jedoch so, daß er ihn nicht unbemerkt verzehren kann, so behält er ihn im Munde, bis er sich nicht mehr beobachtet glaubt, und frißt ihn erst nachher. Eben so groß wie seine Naschhaftigkeit ist bei diesem Affen die Habsucht. Was er einmal besitzt, läßt er nicht so leicht wieder los. Er muß schon einen hohen Grad von Anhänglichkeit für seinen Herrn haben, um sich von demselben einen Gegenstand ohne Gewalt nehmen zu lassen. Gegen Personen aber, welche er haßt, ist er in dieser Beziehung so eifersüchtig, daß er den Besitz auch der für ihn nutzlosesten Dinge gegen sie vertheidigt. So hatte ich einen Cay, der sich nicht einmal eine glühende Kohle von einem unsrer Neger, der ihn oft neckte, wegnehmen ließ, obwohl er sich bei der Vertheidigung jeden Augenblick die Finger verbrannte. Wie weit die Habsucht dieses Affen geht, zeigt folgende Art, wie man ihn zuweilen in den Wäldern fangen soll. Der Jäger schneidet ein Loch von einem Zoll Durchmesser in einen Kürbis, füllt diesen mit Mais, und befestigt ihn an einem Baume, wo er weiß, daß Affen vorbeiziehn werden, worauf er sich in einem Hinterhalt versteckt. Bemerken die Affen den Kürbis und es wird einer den darin befindlichen Samen ansichtig, so zwängt er eine der Vorderhände durch die kleine Oeffnung, um sich derselben zu bemächtigen. Da aber die Oeffnung dem Affen nicht gestattet, die mit Mais gefüllte Hand zurück zu ziehn, so sucht er das Loch mit den Zähnen zu erweitern. In diesem Augenblick springt der Jäger aus seinem Hinterhalt hervor, und

der Affe läßt sich eher von ihm fangen, als daß er die Hand öffnete und den Mais fahren ließe. Bei alle dem zeigt jedoch der Cay nicht die geringste Voraussicht, und spart nie etwas von seiner Nahrung auf. Endlich sind noch Neugierde und Zerstörungssucht zwei Leidenschaften, welchen der Cay in hohem Grade unterworfen ist. Er hat ferner einen selbstständigen Charakter, so daß er sich dem Willen des Menschen nicht leicht unterzieht. Durch Gewalt kann er wohl von einer Handlung abgehalten, nie aber zu einer gezwungen werden. Nicht nur widersetzt er sich hartnäckig jedem fremden Willen und befolgt bloß seinen eigenen, sondern er sucht auch andere Geschöpfe diesem zu unterwerfen. Den Menschen sucht er bald durch Liebkosungen, bald durch drohende Geberden zur Erfüllung seiner Begierden zu bewegen. Einen kleinen Hund, dessen er sich zum Reiten bedient, weiß er eben so gut zum Gehen oder Stehen zu bringen, auf den einen oder andren Weg zu leiten, wie der geschickteste Reiter. Er selbst läßt sich beinahe zu nichts abrichten, und ahmt den Menschen gewöhnlich nur in Handlungen nach, wodurch seine Lüste, vorzüglich die Naschhaftigkeit, befriedigt werden. So lernt er Schachteln und Flaschen öffnen, die Taschen seines Herrn untersuchen u. s. w., wenn er sich dadurch Leckerbissen verschaffen kann. So lehrte ich auch einen in wenigen Tagen kleine Palmnüsse, deren Kern er sehr liebte, mit einem Steine aufschlagen. Handlungen aber, die ihm keinen Nutzen bringen, ahmt dieser Affe nur selten nach, diese Ungelehrigkeit ersetzt aber der Cay durch eine Art von Selbstbildung, bei welcher die Erfahrung seine einzige Lehrmeisterin ist, wie folgende Beispiele beweisen: Gibt man ihm zum ersten Male ein Ei, so zerbricht er dasselbe so ungeschickt, daß er den größten Theil des Inhalts verliert. In der Folge aber wendet er beim Oeffnen der Eier immer mehr Sorgfalt an, und lernt sie am Ende nur an der Spitze aufmachen, indem er diese ganz sachte gegen irgend einen harten Körper schlägt, und den zerbrochnen Theil der Schale mit den Fingern wegklaubt. Hat er sich auch nur Einmal mit einem schneidenden Werkzeuge verletzt, so berührt er dasselbe entweder später nicht mehr, oder nur mit der größten Behutsamkeit. Ist er zuweilen von seinen Umgebungen getäuscht worden, so wird er gegen Jedermann vorsichtig und mißtrauisch, so daß er sich später nicht leicht wieder hintergehen läßt. Meine Cays waren gewohnt, öfters ein Stück Zucker, das ich in Papier wickelte, von mir zu erhalten. Nun legte ich zuweilen, statt des Zuckers, eine lebende Wespe in das Papier, von der sie das erste Mal, wo sie, wie gewöhnlich, ha-

stig zugriffen, gestochen wurden. Dadurch gewitzigt, hielten sie nachher immer die Düte an ein Ohr, und öffneten dieselbe erst, wenn sie keine Bewegung darin wahrnahmen. Auch gelang es mir nie mehr als Einmal, einen meiner Cays auf oben beschriebene Weise die Hand in einem Kürbis zu fangen. Diese Affen lernen bald die verschiednen Modifikationen der Stimme und den Ausdruck der Gesichtszüge ihres Herrn unterscheiden, und zeigen Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder sanft mit ihnen redet, sie streng oder freundlich anblickt. Die mehrste Klugheit zeigt aber der Cay darin, daß er nicht selten die an einem Gegenstande gemachten Erfahrungen auf einen andren, ihm ganz neuen Gegenstand überträgt. So benutzte derjenige, den ich gelehrt hatte kleine Palmnüsse aufschlagen, diese Fertigkeit, um jede andre Frucht zu öffnen, deren Schale für seine Zähne zu hart war. Auch andre Dinge, wie Schachteln, Gefäße u. dergl., deren Eröffnung ihm mit den Händen nicht gelingen wollte, zerschlug er mit einem Steine. Das Fell und Fleisch des Cay, von denen das letztere keinen üblen Geschmack hat, besonders wenn es gut zubereitet ist, werden bloß von den wilden Indianern, nicht aber von den übrigen Bewohnern von Paraguay, benutzt. Jene stellen dem Cay mit Pfeil und Bogen nach, diese hingegen, da sie das Thier bloß zu ihrer Belustigung und daher lebend in ihre Gewalt zu bekommen suchen, fangen es entweder auf die oben angegebene Art mit einem Kürbis, oder indem sie den Weibchen die Jungen abjagen. Dieses geschieht auf folgende Weise: Drei bis vier Männer suchen im Christmonat und Jenner, als den Monaten, während deren man Säuglinge antrifft, eine Affenfamilie auf, und umgeben dieselbe, ohne daß sie von ihr bemerkt werden. Auf ein verabredetes Zeichen hin springen sie nun unter lautem Geschrei aus ihrem Hinterhalte hervor und werfen mit Lehmkugeln oder Stöcken nach den weiblichen Affen, oder schießen ihre Flinten auf sie ab. Die von allen Seiten bedrängten Weibchen lassen alsdann, um die Flucht zu erleichtern, bisweilen ihr Junges zurück, welches die Jäger ohne Schwierigkeit einfangen." An den Ufern des Pomeroon hatte Schomburgk einmal eine solche Affenschaar verscheucht und durch Zufall war ein Junges zurückgeblieben, welches nun ängstlich nach seiner Mutter rief. Diese gab sogleich Antwort und kehrte zurück, ohne sich vor einem Indianer, der eben auf den Baum geklettert, und vor der übrigen unter ihm stehenden Menschenschaar zu scheuen. Ein Schuß verwundete jetzt die arme Mutter; sie schickte sich zur Flucht an, besann sich aber schnell anders, kehrte augenblicklich zurück,

als ihr Liebling wieder Angsttöne ausstieß, und sprang mit Anstrengung dem Ast zu, auf welchem sich eben das klagende Junge befand, wobei sie einen zweiten Schuß, der sie fehlte, nicht achtete. Schnell nahm sie das Kleine auf den Rücken und wollte sich eben mit ihm entfernen, als ein dritter Schuß traf. Noch im Todeskampfe drückte sie ihren Liebling fest an sich und versuchte die Flucht, stürzte bei diesem Versuche aber auf den Boden herab.

Acosta sah zu Carthagena in des Gouverneurs Hause einen Affen, der viele Geschäfte eines Bedienten verrichtete. Man schickte ihn z. B. in einen Laden nach Wein, gab ihm in die eine Hand die Flasche, in die andre das Geld. In dem Weinladen konnte man das letztere nicht eher von ihm bekommen, als bis die Flasche gefüllt war. Wenn die Jungen auf der Straße mit Steinen nach ihm warfen, so setzte er seine Flasche nieder, warf ebenfalls mit Steinen nach ihnen und machte sich den Weg frei; dann nahm er seine Flasche wieder zur Hand und trug sie nach Hause. Besonders bemerkenswerth ist noch, daß er, obgleich er ein großer Liebhaber vom Weine war, diesen doch nicht eher anrührte, bis man ihm die Erlaubniß dazu gab.

Im Jahre 1787 hatte der Kapitän Grandpré auf dem Schiffe Graf d'Estaing, das er damals befehligte, einen schwarzen Affen aus Süd-Afrika, der, wenn er auf den Hinterbeinen stand, 2 Fuß 2 Zoll hoch war. Da dieses Thier beständig den Neckereien der Schiffsmannschaft ausgesetzt war, hatte es einen Grad von Bosheit angenommen, den nichts zu zügeln vermochte. Die Scharfsicht, mit der es sich gegen seine Feinde zu vertheidigen, ja zuweilen sie sogar zu bestrafen wußte, machte Herrn Grandpré neugierig, zu versuchen, wie weit seine Erfindungskraft reichte, wozu er folgendes Mittel wählte: Da das Thier außerordentlich auf Anisbranntwein erpicht war, so ließ er eine damit angefüllte Flasche mitten in der großen Kajüte sorgfältig mit Bindfaden und warmen Pechlappen auf eine Art auf dem Boden befestigen, daß sie unmöglich umgeworfen werden konnte. Hierauf versteckte er sich in seine Schlafkammer, wo er hinter einem Vorhange Alles genau beobachten konnte. Anfänglich lockte den Affen die Neugierde, nachher aber der Geruch der Bouteille herbei. Er bezeigte seine Freude über den Fund, indem er allerlei Sprünge und Grimassen machte. Hierauf leckte er so viel aus der Bouteille heraus, als er mit der Zunge erreichen konnte; dann steckte er seine Finger in den engen Hals und leckte sie ab; als aber auch dies Mittel nicht mehr fruchten wollte, versuchte er,

die Bouteille umzuwerfen; doch dauerte es nicht lange, so sah er die Unmöglichkeit, dies zu bewirken, ein, und nun verfiel das kluge Thier auf folgendes Mittel: in den Ritzen und Ecken des Zimmers suchte es allen Staub und Sand zusammen und machte davon dicht bei der Bouteille einen Haufen. Sobald ihm dieser groß genug schien, nahm es etwas davon in die eine Hand, hielt die Lippen dicht an den Rand des Halses, ließ den Sand hineinfallen und trank so das herausfließende Getränk. Auf diese Art fuhr es fort, Sand in die Bouteille zu thun und zu trinken, bis es ihm ohne Zweifel gelungen wäre, die ganze Bouteille auszutrinken, wenn es nicht mitten in seinem Geschäfte durch eine starke Berauschung unterbrochen worden wäre.

Der Naturforscher Büttner in Göttingen hielt sich mehrere Affen. Ein besonders großer und possirlicher machte sich mancherlei zu schaffen, heizte ein u. s. w. und setzte sich während der Vorträge mit in die Reihe der Zuhörer. Einst wurde ein Stück weißes Arsenik zur Ansicht herumgegeben. Der Affe, welcher es für Zucker hielt, verschluckte es, sprang dann wie rasend auf den Ofen, machte fürchterliche Fratzen, bekam schon nach wenigen Minuten einen tüchtigen Durchfall und war dann wieder gesund. Er konnte in Einer Minute am heißen Ofen sitzen und sich in Eis und Schnee wälzen. Eines Tages bekam er das aufgeschlagene Buch von Rösels Insektenbelustigungen in die Hände, und machte sich daran, die trefflich gemalten Maikäfer, Engerlinge u. s. w. herauszukratzen, um sie zu verzehren.

Im Jahre 1799 wurde ein öffentlicher Kampf zwischen einem großen Affen und einem Bullenbeißer veranstaltet. Es wurden verschiedene Wetten von 3 Guineen gegen eine veranstaltet, daß der Hund in 6 Minuten den Affen todtbeißen würde, obgleich dem Affen ein etwa 1 Fuß langer Knüppel als Waffe zugestanden ward. Tausende von Zuschauern hatten sich versammelt. Als der Augenblick des Kampfes nahe war, zog der Eigenthümer des Affen einen kurzen, dicken Knüppel aus der Tasche, warf ihn dem Thiere zu und sagte: „Jakob, sieh dich vor!“ Jetzt ward der Bullenbeißer losgelassen und stürzte mit der Wuth eines Tigers auf seinen Gegner zu; dieser aber that mit unbegreiflicher Gewandtheit einen klafterlangen Seitensprung und entging dadurch dem Feinde. Nun aber sprang er ihm plötzlich auf den Rücken, biß sich mit den Zähnen in seinen Hals ein, packte mit der linken Hand sein Ohr, damit er den Kopf nicht wenden und beißen könnte, und prügelte so flink und derb und unbarmherzig auf den Kopf des Hundes, daß dieser wie

toll herumlief, jämmerlich heulte, und endlich noch halbtodt und ohnmächtig aus den Klauen des Affen gerettet werden mußte.

„Auf dem Markte St. Laurent, sagt A. Antoine, hat sich ein Affe Namens Divertissant sehen lassen, der Violine spielte.“

„In der Nähe von Monghyr,“ so erzählt E. Roberts in ihren Scenes II. p. 80. (Froriep, Notizen, Nr. 1044), „befand sich in dem Lager auch ein Civilbeamter der ostindischen Kompagnie. Unter den Hausthieren desselben war ein grauer Affe mit schwarzem Antlitz, welcher wegen seiner Bosheit immer an einen Pfosten gekettet war. Eines Morgens bemerkte man einen wilden Affen derselben Art, welcher mit dem Gefangenen spielte. Nach vielem Geschnatter und Geplapper stand der wilde auf, um fortzugehn, und da er fand, daß sein Freund ihn nicht begleitete, faßte er ihn um den Hals und zog ihn nach sich; er folgte so lange willig, als die Kette es gestattete, aber dann hielt er an. Binnen kurzer Zeit schien der fremde Affe die Ursache zu begreifen, faßte die Kette und suchte sie zu zerreißen. Der Versuch war fruchtlos, und nachdem er mehrmals wiederholt war, schienen beide sehr betrübt und wie in Verzweiflung. Die Nacht endigte den Besuch, aber den nächsten Tag wurde er erneuert und nun war die Affengesellschaft bis zu 3 vermehrt. Die Versuche vom vorigen Tage wurden wiederholt und der Erfolg war derselbe. Den folgenden Tag erschienen 4 Affen, und nach langem Verkehr versuchten sie, den Gefangenen einen Baum hinauf zu ziehn, als aber auch hier die grausame Kette ein Hinderniß abgab, schienen sie ganz mit ihrer Weisheit zu Ende, stießen ein durchdringendes Geheul aus und machten so gewaltsame Befreiungsversuche, daß das Leben ihres Freundes in Gefahr zu kommen schien. Jetzt bekam ein Diener Befehl, den Affen loszuschließen. Im Augenblick, wo die Affen merkten, daß der Gefangene frei war, waren sie wie außer sich vor Freude, sprangen herum, und endlich liefen sie mit ihm in den Wald, von wo sie nie wieder zum Vorschein kamen.“

Vor wenigen Jahren hatte einer meiner Freunde zu Gotha ein Aeffchen, welches kleiner war als eine gewöhnliche Hauskatze, und ließ es frei in Stube, Haus, Hof und Garten umherlaufen. Dieses Thierchen hielt selbst die größten Hunde in Respekt. Kam einer, so setzte es sich heimlich auf einer Höhe lauernd, Fratzen schneidend und die Zähne fletschend hin. Der Hund zog ruhig seines Wegs, aber plötzlich sprang ihm das Ding von oben herab auf's Genick, gab ihm tüchtige Ohrfeigen, biß, und war längst wieder auf einem Geländer oder auf dem Ofen, ehe der Hund noch recht wußte, wie

er so ganz unschuldig zu jämmerlichen Schlägen gekommen war. Auch von hinten wußte er Hunde ganz herrlich zu fassen. Unversehns hatte er sie mit den Händen am Schwanze gepackt und trat sie nun mit den Hinterfüßen aus Leibes Kräften. Fuhr der Hund in seiner Noth mit dem Kopfe rechts herum, gleich saß das Aeffchen, den Schwanz mit schnellem Schwunge wendend, links; kam der Hund links, so saß das Aeffchen wieder rechts, stampfte und kratzte immerfort und war nicht zu erwischen, bis es plötzlich mit Schwung und Sprung von selbst nach oben verschwand. Jeder so gemißhandelte Hund machte sich dann eiligst aus dem Staube und fürchtete sich fortan vor dem kleinen Kobold wie vor'm Feuer. Auch manche Menschen konnte das Thierchen durchaus nicht leiden, überfiel sie heimlich, klammerte sich fest und trat und biß.

„Der Affe," sagt der alte griechische Schriftsteller Aelian, „lernt tanzen und Flöte spielen. Ich habe auch einen Affen als Fuhrmann kutschiren sehen; er lenkte die Pferde ganz gehörig und hieb auch mit der Peitsche auf."

Die Affen zerfallen in 2 Abtheilungen: 1) Affen der alten Welt. 2) Amerikanische Affen.

a) Affen der alten Welt. Sie haben, wie der Mensch, 20 Backenzähne.

a 2) Die Orangs. Pithēcus. Sind die einzigen Affen der alten Welt, welche oben am Schenkel kein kahles Fleck haben. Keine Backentaschen; kein Schwanz; lange Arme.

Der **Orang-Utang** (Waldmensch, Pongo), Simĭa Satȳrus, L. s. Bild 1. Franz. l'Orang-Outang. Haar braun; Gesicht kahl, grau; die Arme reichen fast bis zu den Knöcheln hinab. Der Nagel am Daumen der Hinterfüße fehlt gewöhnlich. Er bewohnt Borneo; auch auf Sumatra kommt er einzeln und zwar in bedeutender Größe vor. Abel Clarké berichtet (im Jahre 1827) von dort, daß durch 3 Schiffsoffiziere einer von $7\frac{1}{2}$ Fuß Höhe erlegt worden, welcher $2\frac{1}{2}$ Zoll lange Eckzähne, 1 Fuß lange Hände und 6 Zoll langes Kopfhaar hatte. An Oberlippe und Kinn hatte er einen schönen, krausen, kastanienbraunen Bart. Er war außerordentlich flink und stark, sprang mit großer Gewandtheit von einem Baume zum andern. Erst nachdem er 5 Kugeln erhalten, blieb er an einem Aste hängen. Man fällte den Baum; da sprang er wieder auf einen andren und man mußte noch mehrere fällen, bevor man seiner habhaft wurde. Das Fell wurde nach England geschickt. Dort hat man auch seit 1821 in der Sammlung zu Hull 2 Hinterhände eines Affen von Borneo,

der noch größer gewesen sein muß, denn ihre Länge beträgt 15¾ Zoll. Das Leydner Museum besitzt mehrere alte und junge Orang-Utangs von Borneo, den größten von 4 Fuß Höhe. Man zählt an ihnen 7 Halswirbel, 12 Rückenwirbel mit ihren Rippen, nur 4 Lendenwirbel, 4 Kreuzwirbel, 5 Endwirbel.

Von einem Orang-Utang, den man im Jahr 1776 von der Insel Borneo nach Holland brachte, und in die Menagerie des Prinzen von Oranien that, erzählt Vosmaer Folgendes: „Es war ein Weibchen, etwa 2½ rheinländische Fuß hoch, und niemals verrieth es die geringste Spur von Wildheit oder Bosheit. Ohne Gefahr konnte man ihm die Hand an den Mund halten. Es sah etwas traurig aus, liebte die Gesellschaft, ohne dabei auf einen Geschlechtsunterschied Rücksicht zu nehmen; nur gab es Denjenigen den Vorzug, die seine tägliche Wartung über sich hatten und die ihm etwas zu Gute thaten. Wenn sich diese entfernten, warf es sich oft an die Erde, da es an der Kette lag, that, als wenn es in Verzweiflung wäre, stieß ein klägliches Geschrei aus und zerriß alles Leinenzeug, das es erreichen konnte, in Stücken, sobald es sich allein sah. Da sein Wächter sich manchmal bei ihm auf die Erde niederzusetzen pflegte, so nahm es Heu von seinem Lager, legte es an seine Seite und schien ihn durch alle möglichen Schmeicheleien einzuladen, sich neben ihm niederzulassen. Gewöhnlich ging es auf allen vieren wie andre Affen, allein es konnte auch aufrecht stehn und auf den Hinterbeinen gehn, wobei es einen Stock in der Hand hielt und sich oft lange darauf stützte; doch trat es nicht wie der Mensch auf, sondern hatte die Füße nach außen zurückgebogen, so daß es sich auf die Seiten der Hinterfüße stützte und die Zehen einwärts gezogen hatte. Eines Morgens hatte es sich losgerissen und wir sahen es mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und Geschicklichkeit an den Balken und Querbalken des Hauses hinaufklettern. Wir hatten Mühe, es wieder zu bekommen, und wir bemerkten, daß es eine außerordentliche Stärke in den Muskeln besaß. Nur mit vieler Mühe konnten wir es auf den Rücken legen; es waren 4 starke Leute nöthig, um es zu fesseln. Während der Zeit, daß es von seiner Kette los gewesen war, hatte es unter andern den Stöpsel von einer Flasche genommen, in der sich noch ein Rest Mallagawein befand; diesen hatte es bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken und die Flasche nachher wieder an ihre Stelle gesetzt. Es aß fast Alles, was man ihm gab. Seine gewöhnliche Nahrung bestand in Brod, Wurzeln, besonders Möhren, allen Arten von Früchten und vorzüglich Erdbeeren, beson-

ders aber schien es gewürzhafte Pflanzen, wie Petersilie, zu lieben. Auch aß es gekochtes und gebratenes Fleisch und Fische. Man sah es niemals auf Insekten Jagd machen, nach denen die übrigen Affenarten so begierig sind. Ich gab ihm einen lebendigen Sperling; es kostete das Fleisch davon, warf ihn aber sehr bald wieder weg. Es liebte besonders Eier, die es mit den Zähnen öffnete und mit vielem Appetit ganz aussaugte. Braten und Fische waren seine Lieblingsspeise. Man hatte es mit Löffel und Gabel essen gelehrt. Wenn man ihm Erdbeeren auf einen Teller gab, so war es ein Vergnügen zu sehn, wie es eine nach der andern mit der Gabel anspießte und nach dem Munde führte, während es in der andern Hand den Teller hielt. Sein gewöhnliches Getränk war Wasser, allein es trank sehr gern alle Arten Wein, besonders Mallaga. Gab man ihm eine Bouteille, so zog es mit der Hand den Stöpsel heraus und trank eben so gern daraus als aus einem Bierglase. Hatte es getrunken, so wischte es sich, wie ein Mensch, den Mund ab. Wenn es gegessen hatte und man ihm einen Zahnstocher gab, so bediente es sich desselben wie wir. Brod und andre Sachen wußte es sehr geschickt aus den Taschen zu ziehn. Man hat mir versichert, daß, als es an Bord des Schiffes gewesen, wo es frei herumgelaufen, es mit den Matrosen gespielt und sich eben so gut wie sie seine Portion aus der Küche geholt hat. Beim Einbrechen der Nacht legte es sich nieder. Es schlief nicht gern in seinem Käfich, weil es vielleicht befürchtete, es möchte darin eingesperrt werden. Wenn es sich niederlegen wollte, so machte es sich das Heu seines Lagers zurecht, schüttelte es tüchtig durch, baute sich ein Kopfkissen, legte sich am öftersten auf die Seite und deckte sich mit einer Decke warm zu, da es sehr frostig war. Von Zeit zu Zeit sahen wir es etwas vornehmen, das uns außerordentlich in Erstaunen setzte, als wir es das erste Mal bemerkten. Als es nämlich wie gewöhnlich sein Lager zurecht gemacht hatte, nahm es einen Leinwandlappen, der neben ihm lag, breitete ihn ordentlich auf dem Boden aus, that in seine Mitte Heu hinein, legte die vier Enden der Leinwand darüber, trug dies Packet mit vieler Geschicklichkeit nach seinem Lager, wo es ihm zum Kopfkissen diente, und zog hierauf die Decke über seinen Körper. Eines Tags sahen wir es das Schloß an seiner Kette mit einem Schlüssel öffnen und hierauf wieder zuschließen; es nahm nämlich ein kleines Stück Holz, steckte es in's Schlüsselloch, drehte es herum und sah nach, ob das Schloß nicht aufginge. Man hat gesehen, daß es die Klammern mit einem großen Nagel herauszuziehn suchte, der ihm statt einer Zange diente. Als man ihm

eines Tags eine kleine Katze hinsetzte, befühlte es dieselbe allenthalben; als es aber von der Katze in den Arm gekrallt wurde, wollte es dieselbe nicht mehr anrühren. Wenn es den Boden seines Lagers verunreinigt hatte, suchte es dasselbe mit einem Lappen abzuwischen. Wenn man es mit Stiefeln an den Beinen besuchte, so kehrte es dieselben mit einem Besen ab und wußte die Schuhe eben so geschickt als irgend ein Bedienter aufzumachen. Wenn man Knoten in einen Strick machte, so machte es dieselben, so verschlungen sie auch sein mochten, entweder mit den Zähnen oder mit den Nägeln auf. Wenn es einen Stock in der Hand hatte, so kostete es viel Mühe, ihm denselben zu nehmen, da es sich tüchtig damit wehrte. Nie hörte man es irgend ein Geschrei ausstoßen, außer wenn es sich allein befand; anfänglich klang dies beinahe wie das Heulen eines jungen Hundes, hernach wurde es rauher, und ich kann es mit nichts besser als mit dem Getön einer großen Säge vergleichen, wenn man ein Stück Holz durchsägt. Dieses Thier lebte 7 Monate in Holland. Bei seiner Ankunft hatte es wenig Haare; als sich aber der Winter näherte, bekam es weit mehr. Rücken, Brust und alle übrigen Theile des Körpers wurden dann mit kastanienbraunen Haaren bedeckt; auf dem Rücken waren die längsten 3 Zoll lang."

„Wir hatten auf unserm Schiffe," erzählt Jesse in seiner „Aehrenlese auf dem Felde der Naturgeschichte", „einen armen kleinen Orang-Utang, der in allen äußeren Beziehungen die Gewohnheiten der Menschen sich so sehr angeeignet hatte, daß ihm nur die Sprache zu fehlen schien, um sich in Allem menschlich zu geberden. Auf unsrer Rückkehr von Indien legte das Schiff bei Isle de France an, um frische Lebensmittel einzunehmen. Der Affe begleitete die Matrosen täglich an's Land und trieb sich mitunter auch allein an der Küste umher. Jeden Morgen besuchte er eine von den daselbst aufgeschlagenen Buden, in denen man Kaffee und andre Getränke verkaufte, und ließ sich von der alten Verkäuferin sein Frühstück besorgen, indem er sie durch Zeichen von seinen Wünschen in Kenntniß setzte. Auf dem Schiffe selbst bewies er sich gegen Jedermann höchst anständig und zuvorkommend; nur einen einzigen von allen schien er zu fürchten. Dies war der Fleischer. Er hatte ihn oft Schafe und Ochsen schlachten sehn und besorgte von dem Messer dieses furchtbaren Mörders seiner Mitbrüder ein gleiches Loos. Oft schlich er sachte zu dem Manne hin, den er wie seinen Opferpriester furchtsam verehrte, untersuchte ihm die Hände und prüfte Finger für Finger, ob kein gefährliches Instrument zwischen ihnen versteckt wäre.

In Betreff seiner nächtlichen Bequemlichkeit hatte er es zu einem hohen Grade von Kultur gebracht, indem er für ein weiches Ruhelager so sehr besorgt war, daß er den Matrosen immer einige Decken entwandte, um sie für sich zu benutzen. Bei Tische, wozu man ihn freundlich einlud, war er durchaus anständig und gesittet. Er verstand Löffel, Messer und Gabel wenigstens schon in dem Maße wie ein sieben- oder achtjähriges Kind zu führen. Nach seiner Ankunft in England begann er zu erkranken und erlag bald dem Einflusse des fremdartigen Klima's. Einer seiner Lieblinge auf dem Schiffe, der Koch, pflegte ihn wie eine Krankenwärterin. Sobald derselbe in's Zimmer trat, erhob er den Kopf vom Kissen und richtete auf ihn sein bittendes Auge, als hoffte er von ihm eine Linderung seines Zustandes."

Der etwa 15 bis 16 Monate alte Orang-Utang, welchen Kapitän Decain im Jahr 1808 von Borneo nach Paris brachte, zeigte ebenfalls sehr viel Klugheit und verrichtete mancherlei menschliche Handlungen. Er kannte die Stunde des Essens genau und forderte von seinem Herrn gern Leckerbissen, kletterte zu diesem Zweck hinten auf seinen Stuhl und wartete ganz still, bis er bemerkt wurde und man ihm etwas gab. Als einst Decain verreist war, kletterte er, wie gewohnt, auf den Stuhl, auf dem ein anderer Officier saß, und als er bemerkte, daß er sich geirrt hatte, wollte er durchaus nicht fressen, sprang herunter, wälzte sich, fing an zu schreien, und schlug mit dem Kopf auf die Erde. Ueberhaupt pflegte er sich zu wälzen und zu schreien, wenn er etwas lebhaft verlangt und nicht bekommen hatte. Dann erhob er von Zeit zu Zeit den Kopf, und hörte auf zu schreien, um zu sehn, ob sein Jammer Eindruck gemacht hätte. Er liebte die menschliche Gesellschaft sehr. In Ostindien hielt man ihn in einem Zimmer, welches an das Besuchszimmer stieß. Kaum hörte er jemand, so machte er geschwind den Riegel auf, welcher sein Zimmer verschloß. Da dieser etwas schwer ging, so stieg er auf einen nahe bei der Thür stehenden Stuhl, um desto mehr Kraft anwenden zu können. Als man einmal den Stuhl wegstellte, so holte er ihn eiligst wieder herbei. Zwei junge Katzen liebte er sehr und trug sie abwechselnd unter dem Arm, und setzte sie zuweilen auf seinen Kopf. Hielten sich dann die Katzen mit ihren Krallen an ihm fest, so untersuchte er deren Füße, und wollte die Krallen, welche er da vorfand, ausrupfen. Konnte er bei Tische nicht recht mit seinem Löffel zurecht kommen, so gab er ihn seinem Nachbar, um ihn zu

füllen. Als er einst ein Glas schief stehn sah, so stützte er es mit der Hand, um es am Fallen zu hindern.

Der im Jahre 1836 zu Paris im Jardin des Plantes befindliche, aus Sumatra stammende Orang-Utang war sehr freundlich gegen alle ihn Besuchenden und zeigte eine außerordentliche Klugheit. Gewöhnlich genoß er um 5 Uhr seine Hauptmahlzeit und wußte dies so genau, daß er sich, sobald es 5 geschlagen, an ein von der Decke herabhängendes Seil klammerte, es in schaukelnde Bewegung setzte und sich nun mit Hülfe des Seils bis zum Schlosse der Thür schwang, welche in das Speisezimmer führte. Er rüttelte darauf am Schlosse, bis es geöffnet wurde, und wenn es auch ½ Stunde dauerte. Einst, da sich der Professor Geoffroy St. Hilaire mit einem Fremden dort befand, hatte der Wärter 3 Knoten in das Seil gemacht, um es so zu verkürzen, daß der Orang beim Schaukeln das Schloß der Thür nicht erreichen könnte. Dieser wußte sich aber sehr leicht zu helfen. Da er das Seil verkürzt fand und er sich nicht bis an den erzielten Punkt schwingen konnte, so löste er einen der Knoten und versuchte, ob nun das Seil lang genug wäre. Da dies der Fall nicht war, so löste er den zweiten Knoten und erneuerte den Versuch; allein auch diesmal mißlang er ihm. Der dritte Knoten befand sich fast am obern Ende des Seils. Der Orang kletterte hinauf, klammerte sich über dem Knoten an und knüpfte ihn mit derselben Leichtigkeit auf wie die übrigen. Alsdann schaukelte er sich von neuem, erreichte das Schloß, ließ sich die Thür öffnen und ging zu Tische.

2) Der **Schimpanse** (Waldmensch), Simia Troglodytes, Blumenb. Franz. le Chimpansé. Haar schwarzbraun; Gesicht kahl und braun; die Arme reichen nur bis zum Knie. Er bewohnt Guinea, Kongo, Angola, Sierra Leone, und erreicht, nach dem Berichte der Reisenden, die Größe erwachsener Menschen, lebt heerdenweis, baut sich Hütten von Buschwerk und treibt Menschen und Elephanten durch Steine und Stöcke von seiner Wohnung zurück.

Der Kapitän Grandpré sah auf einem Schiffe ein Weibchen des Schimpanse, welches bewundrungswürdige Beweise von Scharfsicht ablegte. Es hatte den Backofen heizen gelernt; es gab sorgfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, die das Schiff hätten in Brand stecken können, und merkte sehr genau, wenn der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erlangt hatte, wo er denn jederzeit den Bäcker davon benachrichtigte, der sich ganz getrost auf diese Nachricht verließ und seinen Teig brachte, sobald der Affe ihn zu holen

kam. Außerdem verrichtete dieser Affe alle Arbeiten eines Matrosen mit der größten Geschicklichkeit und Einsicht, wand das Ankertau auf, zog die Segel ein und band sie fest, und die Matrosen sahen ihn als einen von ihres Gleichen an. Das Schiff, auf dem er sich befand, war nach Amerika bestimmt, allein das arme Thier kam nicht bis dahin; es verlor sein Leben auf der Reise, indem es ein Opfer der Brutalität des Obersteuermanns wurde, der es ungerechter Weise sehr mißhandelte. Die Grausamkeiten, die man gegen dasselbe verübte, ertrug es mit der größten Geduld; mit flehender Miene hielt es die Hände zusammen, um die Streiche, die man ihm ertheilte, zu hemmen. Allein von diesem Augenblick an weigerte es sich standhaft, Speise zu sich zu nehmen, starb den fünften Tag darauf vor Hunger und Betrübniß, und wurde von Jedermann wie ein Mensch bedauert.

Derjenige, welchen Buffon besaß, ging fast immer auf den Hinterbeinen, aß und trank mit den Menschen und wie sie, schenkte sich Thee ein, that Zucker hinein, ließ ihn abkühlen und trank ihn dann. Reife und trockne Früchte, Milch, Thee und süße Getränke waren seine Lieblingsnahrung. Er reichte den Leuten gern die Hand und spazierte ernsthaft mit ihnen auf und ab. Zu einer Dame hatte er eine so große Zuneigung gefaßt, daß er einen Stock nahm, wenn jemand sich ihr nahete, und tüchtig losschlug. Nur Buffon konnte ihn dann beherrschen. Sobald dieser sein Mißfallen darüber ausdrückte, zog er sich zurück.

a 2) Meerkatzen. Cercopithĕcus. Sie haben nackte Flecken an den Schenkeln, und im Maule Backentaschen, in welchen sie Vorräthe von Nahrung bergen können, eine sehr willkommne Einrichtung, da sie dabei die Vorderhände frei behalten und also beim Klettern nicht gehindert werden. Fast alle haben einen langen Schwanz, welcher dem der Hauskatze an Länge und Behaarung ähnlich ist, woher und da man sie über's Meer nach Europa bringt, der Name. Auch haben die meisten ungefähr die Größe einer Hauskatze. Es gibt sehr viele Arten von Meerkatzen in Afrika und Asien, und da sich viele leicht zähmen lassen, so bringt man sie oft nach Europa.

Die **grüne Meerkatze**, Simĭa sabaea, L. Olivengrün, jedoch der Bauch weißlich, Gesicht schwarz, Schwanzspitze gelblich. Wird sehr oft aus Afrika nach Europa gebracht.

Der **Hulman**, Simĭa Entellus, Dufresne. Gelbgrau; Gesicht und Hände schwärzlich. Dieser Affe ist dadurch merkwürdig,

daß er in seinem Vaterlande, dem nördlichen Theile von Bengalen bei den Eingebornen (Hindus) göttliche Verehrung genießt. Er läuft dort allerwegens, selbst in den großen Städten, um die menschlichen Wohnungen und auf denselben herum, stiehlt in Gärten und Häusern so viel er kann, und man rechnet sich's zur Ehre an, von ihm bestohlen zu werden. Mit ihm zugleich gehen eine Menge heiliger Pfauen, heiliger Papageien und heiliger Rinder umher. Die Verehrung für diese heiligen Thiere ist bei den Hindus so groß, daß jeder Europäer in Lebensgefahr kommt, wenn er ihnen etwas zu Leide thut. So erzählt Bischof Heber, wie vor einigen Jahren 2 junge Offiziere, welche zu Muttra nach einem heiligen Affen geschossen hatten, von den wüthenden Braminen und Fakirs in den Jumnafluß getrieben worden und dort umgekommen sind. Das Dörfchen Durgagund bei Benares in Ostindien ist vorzüglich berühmt durch die dort hausenden heiligen Affen. Im Jahr 1843 fand Leopold v. Orlich dort deren viele Hunderte; sie brachen nach Belieben Blumen, Früchte und Aeste ab, rissen die Dächer auf, und waren bevorzugter als die Menschen selbst. Fromme Leute kamen, um ihnen Futter zu bringen, die Einwohner theilten die Speisen zwischen ihren Kindern und den Affen, und letztere zausten und kratzten, wenn sie mit ihrer Portion nicht zufrieden waren, die armen Kinder mitunter ganz jämmerlich.

Der **Magot** (gemeine oder türkische Affe), Simĭa Sylvānus, L. (Simĭa Inūus, L.) Franz. le Magot commun. Dieser Affe weicht von den Meerkatzen nur dadurch ab, daß er statt des Schwanzes einen kurzen Stummel hat. Seine Länge beträgt von der Nasenspitze bis zum Schwanzstummel 2 Fuß 3 Zoll. Er ist schmutzig-grünlich-braun, an der Unterseite in's Weißliche; das schmutzigfleischfarbne Gesicht hat über den Augen schwarze Borsten. Er ist der einzige Affe, welcher in Europa wild vorkommt, und zwar auf den Felsen Gibraltars, woselbst man ihn schont. Sein eigentliches Vaterland ist das nördliche Afrika, wo er in großen Schaaren die Wälder bewohnt. An Klugheit übertrifft er die meisten Affen, ist übrigens sehr lebhaft und frech, macht gewaltig viel Lärm und verjagt oft dadurch die stärksten Raubthiere. Im Freien lebt er von Kerbthieren und allerlei Früchten, und thut in Pflanzungen großen Schaden; in der Gefangenschaft frißt er zuletzt fast Alles, was der Mensch genießt, doch hauptsächlich Obst, Nüsse, Brod, gekochte Kartoffeln, Möhren, Rüben. Nach Läusen, welche ein Leckerbissen für ihn sind, durchsucht er seinen eignen Pelz und den Kopf der Men-

schen, wenn letztrer nämlich nicht pomadisirt ist, was er nicht leiden kann. Das Weibchen bekommt jedesmal nur Ein Junges, das es mit der größten Zärtlichkeit behandelt, und pflanzt sich auch in der Gefangenschaft fort. Jung ist er sehr leicht zu zähmen und zu mancherlei Dingen abzurichten. Dies ist der Affe, welcher gewöhnlich mit Bären und Kameelen herumziehn und nach der Pfeife tanzen muß. Im Alter wird er nicht selten sehr boshaft, und ich habe einen solchen gesehen, den sein Herr dadurch zu bändigen pflegte, daß er ihn tüchtig in die Ohren biß, weil er sogar Hiebe nicht mehr recht achtete; dann einen andern, welcher ganz ruhig auf seinem Kameele saß, und sich einen Teller mit gezuckerten Erdbeeren, die ihm ein Knabe darreichte, ganz vortrefflich schmecken ließ; kaum aber hatte er die letzte Beere verschluckt, so packte er ohne Komplimente den Knaben mit beiden Händen beim Schopfe und zauste ihn ganz fürchterlich durch. Er springt und klettert äußerst behende, fängt Nüsse u. dergl., die man ihm zuwirft, mit großer Geschicklichkeit aus der Luft und birgt sie, bevor er sie schmaust, oft in seine Backentaschen. Wasser, Bier, Milch, Wein u. s. w. trinkt er entweder aus der hohlen Hand oder aus Geschirren.

a 2) Die Pavians. Cynocephălus. Im Alter ist ihre Schnauze so lang gestreckt wie bei einem Hühnerhunde, weswegen man sie auch Hundskopfaffen nennt; auch werden die Eckzähne so stark wie bei den stärksten Raubthieren. Sie haben Backentaschen. Es sind sehr kluge Thiere, welche aber nur jung zu handhaben sind; im Alter, wo sie eine bedeutende, oft der eines Wolfes gleichkommende Größe erreichen, sind sie erschrecklich boshaft und fürchterlich stark. Ihr Vaterland ist Afrika, auch kommen welche in Arabien vor. Man findet sie mehr als andre Affen auch in baumlosen Gegenden, welche dann jedoch felsig sein müssen. Sie graben auch mehr als andre nach Wurzeln. Barthema, welcher im Jahr 1503 nach Arabien reiste, erzählt: „Wir sahen auf dem Wege von der Stadt Zibit auf einem fürchterlichen Gebirge mehr als 10,000 Affen, welche die Menschen sehr beschädigen, wenn sie können. Wir hatten nicht wenig zu thun, diese Thiere abzuwehren; indessen tödteten wir ziemlich viel mit Bogen, Schleudern und Hunden." Später sah Niebuhr in Jemen bisweilen mehr als 100 beisammen. Alvarez, welcher von 1570 bis 76 in Abyssinien gewesen, erzählt, „sie kämen auf den Bergen zu Tausenden und mehr vor, wendeten die Steine um und suchten die darunter verborgenen Würmchen, legten die Hand auf Ameisenhaufen und leckten dann die darauf ge-

krochenen Ameisen ab, thäten auch an Getreide und Obst erschrecklichen Schaden." Jobson, welcher 1620 den Gambia hinaufschiffte, sah Heerden von mehreren tausend Pavianen vorüberziehn, welche von den Bäumen herab die Engländer begafften, die Zähne fletschten und die Aeste schüttelten, des Nachts aber ein gewaltiges Geschrei machten. Vermuyden, welcher im Jahre 1660 den Gambia hinauf eine Entdeckungsreise machte, ward von einer Schaar Pavians angefallen, die selbst dann ihre wüthenden Angriffe noch nicht aufgaben, als schon 3 durch Flintenschüsse getödtet waren. Zuletzt wurden sie jedoch durch wiederholte Salven in die Flucht gejagt. Rüppell fand in Abyssinien zahlreiche Heerden großer Affen, welche ihn, furchtlos auf Felsenzacken sitzend, anbellten.

Der **braune Pavian**, Simĭa Sphinx, L. Franz. le Papion. Pelz gelbbraun; Backenbart rostgelb; Gesicht und Hände schwarz. Schwanz ziemlich lang. Er stammt aus Mittel-Afrika, und wird in Europa öfters gezeigt.

Der **schwarze Pavian**, Simĭa porcarĭa, Bodd. (S. ursīna, Sphingiŏla.) Pelz schwarz, mit gelblichem oder grünlichem Schimmer; Backenbart grau; Gesicht und Hände schwarz. Der Schwanz reicht bis zur Ferse und hat an der Spitze ein Haarbüschel. Der Alte hat eine starke Mähne. Dieser Pavian ist am Kap, wo er Bavian genannt wird, sehr häufig und thut daselbst, wie Kolbe, Lichtenstein und andre Reisende erzählen, vielen Schaden. „Wenn man einen Hund an sie hetzt," sagt Kolbe, „so kommt er nie unbeschädigt zurück, sondern bringt oft 6 bis 7 Wunden mit, worein man zween Finger legen könnte; ja wenn er nicht von andren Hunden oder Menschen entsetzt wird, so muß er meistens das Leben einbüßen. Die Klauen an allen 4 Pfoten sind sehr scharf und durchschneiden die Haut der Hunde sehr leicht. Weil sie den Menschen so ähnlich sind, so glauben die Hottentotten, es wären wirklich solche, wollten aber nicht reden, weil sie sonsten arbeiten müßten. Wenn Reisende, oder Holzhauer und Steinbrecher ihren Ranzen mit den Speisen ablegen und ein wenig schlafen oder ihre Arbeit verrichten, so schleichen sich die Pavians heimlich herbei, öffnen den Ranzen ganz leise, nehmen die Speisen heraus, fliehen damit auf einen entfernten Felsen und thun dann erst einen lauten Schrei, als wenn sie auslachen wollten. In die Gärten kommen sie zu etlichen Hunderten. Auch kommen sie selten, bloß um ihren Hunger zu stillen, sondern suchen auch eine gute Portion Früchte wegzunehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge zu schleppen.

Die Jungen kann man mit Geis- und Schafmilch aufziehn und hernach statt eines Kettenhunds brauchen. Ich habe oft dergleichen gesehen, die eben so gut Wache hielten wie ein Hund und keinen Fremden in's Haus ließen. Da sie sehr zornmüthig sind, so beißen sie wie rasend um sich, wenn man sie necken will." Ein männlicher Pavian dieser Art, welchen man in Paris hatte, entkam einmal aus seinem Käfich, und da ihn der Wärter mit einem Stocke wieder hineintreiben wollte, so fiel er ihn an und versetzte ihm mit seinem Gebiß 3 Wunden in den Schenkel, die bis auf den Knochen gingen und den Mann in große Lebensgefahr brachten.

Der **Hundskopf** (Perückenaffe), Simĭa Hamadry̆as, L. Aschgrau; etwas bläulich; die Haare der Kopfseiten, beim Männchen auch die des Halses und der Schultern, sehr lang. Gesicht fleischfarb. Er ist in Arabien und Abyssinien sehr gemein, lebt schaarenweis und richtet großen Schaden an. Hemprich und Ehrenberg sahen in Abyssinien Heerden von 100 Stück. Auf dem Zuge waren die alten Männchen hinten und zur Seite, das übrige Volk lief schreiend und meckernd in der Mitte, während die Alten mit tiefer und hohler Stimme grunzten. Die Weibchen hatten ihr Junges auf den Schultern oder dem Rücken. Sobald der Zug inne hielt, warf die Mutter ihr Junges auf die Erde. Kam es zum Aufbruch, so sprang das Junge entweder selbst auf den Rücken der Mutter, oder diese nahm es beim Arm und schleuderte es dahin. Vor den Abyssiniern zeigten diese Affen wenig Scheu, die Europäer aber ließen sie nicht auf Schußweite ankommen. Gezähmt wird dieser Affe oft nach Aegypten gebracht und muß dort tanzen und Kunststücke machen. Im Alter wird er aber sehr gefährlich. Die alten Aegyptier haben ihn Thoth und Och genannt und göttlich verehrt, was man daraus schließen kann, daß sie ihn auf einem Altare sitzend und die Verehrung der Menschen empfangend abgebildet haben. Vielfach findet man auch kleine Figuren aus Thon, welche ihn vorstellen; auch hat man seine Mumie noch zu Hermopolis gefunden. Die alten Griechen und Römer nannten diesen Affen Cynocephălus. „Während die Ptolemäer regierten," erzählt Aelian, Buch 6, 10, „lehrten die Aegyptier die Hundsköpfe lesen, tanzen, auf der Flöte und Zither spielen. Hatten die Thiere ihre Kunststücke gezeigt, so sammelten sie von den Umstehenden Geld und steckten es in eine Tasche, die sie an sich hängen hatten." Buch 10, 30: „In der Gefangenschaft trinken sie gern Wein, fressen gekochtes und gebratenes Fleisch und schonen die Kleider, die man ih-

nen anzieht. Nimmt man ihnen kleine Junge weg und legt sie an eines Weibes Brust, so trinken sie wie Kinder."

Der **Mandrill** (Boggo, Choras, Waldmensch), Simĭa Mormon, L. (S. Maimon.) s. Bild 2. Er erreicht aufrecht stehend fast die Größe eines Menschen, und ist erwachsen ein gewaltiges Thier mit schrecklichen Eckzähnen. Oben ist er grünlich-braun, unten weißlich; am Kinn ein gelber Bart. Die gefurchten blauen Backen geben ihm ein ganz eigenes Ansehn und die dazwischen liegende Nase ist bei alten Männchen lebhaft roth. In der Jugend ist das Gesicht schwarz. Der Schwanz ist sehr kurz. Dieses in Guinea lebende Thier wird oft bei uns unter dem Namen Waldmensch vorgezeigt, und erregt durch sein merkwürdiges Ansehn, sein tückisches, wildes, unverschämtes Wesen und seine gewaltige Stärke großes Aufsehn.

b) Amerikanische Affen. Sie haben 24 Backenzähne.

b 2) Mit Greifschwänzen (Wickelschwänzen), deren Spitze an der Unterseite kahl, runzlig und zum Fassen geschickt ist. Sitzt der Affe ruhig oder geht er nur langsam vorwärts, so hält er sich mit der Schwanzspitze wie mit einer fünften Hand; auch das Junge benutzt den Schwanz, um sich fester an die Mutter zu klammern. Will der Affe saufen, und hängen die Bäume über das Wasser hin, so hängt er sich am Schwanze auf und senkt den Mund zur Tränke hinab. Oft hängt er sich auch ohne weitere Veranlassung am Schwanze auf; will er dann wieder in die Höhe, so faßt er den Schwanz mit den Vorderpfoten und klettert an ihm wie an einem Seile. Hat man einen geschossen, so bekommt man ihn nicht leicht, weil er im Sterben seinen Schwanz fest um einen Ast schlingt. Hat man einen im Käfich, so greift er mit der Schwanzspitze nach Dingen, welche er mit den Pfoten nicht erreichen kann, ist auch im Stande, einem den Finger so stark damit zu drücken, daß es sehr wehe thut. Man bringt sie übrigens selten lebend nach Europa.

b 3) Brüllaffen (Bartaffen). Mycētes. s. Bild 3. Zwischen den Seitenästen der Unterkinnlade liegt eine knöcherne Trommel, welche mit dem Kehlkopf in Verbindung steht, und mit deren Hülfe sie ein lautes und furchtbares Geschrei hervorbringen können. Die Brüllaffen sind in Süd-Amerika sehr gemein, erreichen ungefähr die Größe eines Fuchses, sind träger Natur, aber wegen des fürchterlichen Gebrülls, das sie schaarenweis häufig und anhaltend ertönen lassen, eine höchst widerliche Landplage. Richard Schomburgk hat sie z. B. in Guiana beobachtet: „Vor mir auf einem

hohen Baume," sagt er, „saß der musicirende Chor und führte ein so schauerliches Koncert aus, daß man wähnen konnte, alle wilden Thiere des Waldes seien im tödtlichen Kampfe gegen einander entbrannt, obgleich sich nicht läugnen ließ, daß doch eine Art Uebereinstimmung in ihm herrschte, denn bald schwieg die ganze Gesellschaft, bald ließ einer der Sänger wieder seine unharmonische Stimme erschallen und das Geheul begann von Neuem. Momente lang glichen die Töne dem Grunzen des Schweins, im nächsten Augenblick dem Brüllen des Jaguars, wenn er sich auf seine Beute stürzt, um bald wieder in das tiefe und schreckliche Knurren desselben Raubthiers überzugehn, wenn es von allen Seiten umzingelt ist. Um in den Besitz eines jungen Affen zu gelangen, schoß ich nach einer Mutter, welche ihr Kleines auf dem Rücken trug. Wie der Schuß fiel, floh die ganze Gesellschaft in wahren Riesensprüngen, unter dem fürchterlichsten Geheul und Gegrunze aus einander."

b 2) Mit Greifschwänzen, welche überall behaart sind. Man nennt sie Wickelaffen, Sajous, Sapajous, Saïs, Cebus. Man rechnet auch den Saimiri hierher; sein Schwanz greift jedoch nur schwach und er kann sich z. B. nicht daran aufhängen.

Der **Winselaffe** (Kapuzineraffe), Simīa capucīna, L. (S. Apēlla), hat die Größe einer Katze und einen 15 Zoll langen Schwanz. Die Farbe des Thierchens ist schwarzbraun, oder gelbbraun, oder grau, oder graubraun, oder weißlich; das Gesicht ist bräunlich und mit schwärzlichen Haaren eingefaßt, oder weißlich und mit weißlichen Haaren eingefaßt. Das Winseläffchen ist in vielen Gegenden Süd-Amerika's, besonders aber in Guyana, gemein, wird oft von den Eingebornen, denen es die Läuse absuchen muß, gezähmt, und oft nach Europa gebracht, zeichnet sich durch sein kluges, gutmüthiges, einschmeichelndes Wesen sehr vortheilhaft aus, und will etwas warm gehalten sein. Man macht sich mit ihm (wie mit andren Affen) oft das Vergnügen, eine Frucht oder ein Prischen Schnupftabak in unzählige Papierchen zu wickeln, welche es dann eins nach dem andern sämmtlich abnimmt. Den Schnupftabak reibt er sich mit großem Eifern in die Kopfhaare. Hat man ein Pärchen, so kann man auch bei uns Junge ziehn. Ich füge hier noch Beobachtungen bei, welche Professor Wilbrand fast 2 Jahre lang an einem zu machen Gelegenheit hatte: „Er ist," so sagt er, „von gutem Naturell, unerschöpflich munter, sehr zutraulich, und hat ein Bedürfniß, sich Personen, zu denen er Zutrauen hat, zu nähern und in ihrer Gesellschaft zu sein. Er legt die Haut der Stirne deutlich in Run-

zeln, gibt bei jeder Bewegung, und wenn man ihn anredet, einen gedehnten Klagelaut von sich, ist gelehrig, und gehorcht auf den Wink, zieht Wurst und gebratenes Fleisch, in Brühe getunkt, allen andern Nahrungsmitteln vor und trinkt auch Wein. Bei der Mittagstafel eilet er, steigt der Person, an die er die meiste Anhänglichkeit hat, auf die Schultern, und wenn er auf dem Teller einen guten Bissen erblickt, so geht er von der Schulter auf die Hand hinunter, drückt die Gabel auf den Bissen und zieht dann die Hand und die Gabel, womit der Bissen gefaßt ist, zu sich herauf. Auch nimmt er Bissen aus dem Munde. Er ist flüchtig, erschrickt leicht, und wird dann im Gesichte deutlich roth. In Verlegenheit zwitschert er, kratzt sich an allen Stellen des Körpers, besonders am Schwanze, oder beißt an den Nägeln der Vorderhand, wobei er die eine durch die andre unterstützt. Wird er ernstlich gescholten, so schreit er. Will er im Eigensinn nicht gehorchen (was selten ist) und wird nun gezwungen, so schreit er ebenfalls fürchterlich. Er geht auf den Hinterbeinen aufgerichtet behende zwischen Tassen und Gläsern umher, ohne etwas zu stören. Er ist in hohem Grade neugierig, und drohet auf eine höchst possirliche Weise Denen, die ihn necken oder verlachen, aber dies nur dann, wenn es von einer andern Person dem Necker verwiesen wird. Wird aber derselbe bestraft, dann äußert er lebhafte Schadenfreude, er springt wiederholt in die Höhe mit drohendem Gesichte, halboffnem Munde, zurückgezognen Lippen und mit einem Tone, welcher einem Lachen täuschend ähnlich ist. Kann er zugleich den Sträfling erreichen, so fährt er ihm mit beiden Vorderhänden in die Haare, zauset ihn und beißt ihn auch wohl, ist aber auf der Stelle versöhnt, wenn ihn der Beleidiger freundlich anredet. Er fängt Fliegen und Mücken zwischen den ausgebreiteten Vorderhänden, öffnet geschickt seinen Behälter, löset einen Knoten, wenn derselbe mit einer Schlinge versehen ist, und legt, wenn er z. B. Hanfsamen oder zerriebenen Zucker verzehrt, beide Vorderhände an einander, damit nichts durchfalle. Beim Anblick einer Maske läuft er schreiend davon, fürchtet sich auch vor einer Kehrbürste, vor dem Bilde eines Fisches oder ähnlicher Thiere, aber gemalte Insekten sucht er zu greifen. Schlägt man die ihm verhaßten Gegenstände, so äußert er eine lebhafte Freude. Wenn es sich im Spiegel sieht, so macht er allerlei lustige Geberden und sucht sich dem Kameraden, der ihm erscheint, zu nähern, und wenn dieses nicht gehn will, so sucht er ihn hinter dem Spiegel. Er liebt geistige Stoffe, z. B. Liqueur, stark riechenden Essig, Schnupftabak,

und diese scheinen in ihm wollüstige Empfindungen zu erregen; er ist in dem Verlangen darnach unersättlich, Alles wie bei Kindern und bei rohen, wilden Menschen. Durch seine Schmiegsamkeit und Zutraulichkeit, verbunden mit seinen wiederholten Klagetönen, gewinnt er jeden Zuschauer für sich. Seine Gelehrigkeit ist größer als die eines Hundes."

Der **Saimiri** (Titi, Eichhornsaffe, Todtenköpfchen), Simĭa sciurēa, L. Hat nur die Größe eines Eichhörnchens; ist gelblichgrau; Vorderarme, Schenkel und die 4 Hände goldgelb; Gesicht hellfleischfarb; Schnauzenspitze schwarz. Ein wunderniedliches, sanftes, in Süd-Amerika, vorzüglich Cayenne und Guyana häufiges Thierchen, das öfters nach Europa gebracht wird, nicht selten mit 50 bis 100 Thalern bezahlt worden ist, aber das Klima nicht lange verträgt. Er hat die sonderbare Gewohnheit, Menschen, welche reden, steif auf den Mund zu sehn, und wenn er auf ihren Schultern sitzt, so berührt er mit seinen niedlichen Fingerchen Zähne oder Zunge. Er ist immer in spielender Bewegung, und hascht gern Kerbthiere, besonders Spinnen, welche seine Lieblingsspeise sind. Empfindet er Verdruß oder Schmerz, so füllen sich seine Augen mit Thränen.

b 2) Mit nicht greifendem Schwanze.

b 3) Die Nachtaffen, Aōtus, haben große nächtliche Augen und kleine, fast im Pelze verborgene Ohren.

Der **Nachtaffe** (Mirikina, Durukuli, Eulenaffe, Schlafaffe), Simĭa trivirgāta, Humb. Oben aschgrau, unten braungelb. Ueber die Mitte der Stirn geht ein senkrechter schwarzer Streif und ein eben solcher über die Schläfe. An den Lippen Schnurrhaare. Augen sehr groß, goldgelb. Größe einer Hauskatze; Schwanz länger als der Körper. In Süd-Amerika. „Der Mirikina," so erzählt Rengger, „bewohnt in Paraguay die großen Waldungen von Groß-Chako, wo er, nur äußerst selten und zufälliger Weise, von Holzhauern beim Fällen von Bäumen gefunden wird. Auf einer Reise nach Villa Real stießen meine Schiffer, beim Sammeln von Brennholz, auf ein Pärchen von Mirikinas, die in einem hohlen Baume schliefen. Die aufgescheuchten Thiere suchten sogleich zu entfliehen, waren aber von dem Sonnenlichte so geblendet, daß sie weder einen richtigen Sprung machen, noch sicher klettern konnten. Es war uns daher ein Leichtes, sie einzufangen, wobei sie sich aber mit ihren scharfen Zähnen tapfer vertheidigten. Ich untersuchte nun ihr Lager und fand dasselbe mit Blättern und Baummoos ausgelegt, woraus ich

schloß, daß diese Affen in einem bestimmten Reviere leben und sich jeden Morgen in das nämliche Lager zurückziehn. Sie leben paarweis und nicht in größeren Gesellschaften. Der junge Mirikina läßt sich leicht zähmen, der alte hingegen bleibt immer wild und beißig. Den Tag über zieht er sich in die dunkelste Stelle seiner Behausung zurück und schläft in sitzender Stellung, das Gesicht zwischen den gekreuzten Armen versteckt. Weckt man ihn auf und erhält ihn nicht durch Streicheln u. s. w. wach, so schläft er sogleich wieder ein. Bei hellem Tage unterscheidet er keinen Gegenstand; auch ist seine Pupille alsdann kaum noch bemerkbar. Bringt man ihn aus der Dunkelheit plötzlich an's Licht, so zeigen seine Geberden und seine Laute, daß ihm dasselbe einen schmerzlichen Eindruck verursacht. So wie der Abend anbricht, erwacht er und seine Pupille dehnt sich allmälig und um so mehr aus, als das Tageslicht schwindet, so daß man am Ende kaum mehr die Iris bemerkt. Alsdann leuchtet sein Auge wie das der Katzen. Mit eintretender Dämmerung fängt er auch an, in seinem Käfich herumzugehn und Nahrung zu suchen. Bei Nacht zeigt er große Fertigkeit im Klettern und Springen, was ich bei einem beobachtete, den wir zuweilen bei hellem Stern- und Mondenschein in einem mit Pomeranzenbäumen besetzten und ringsum geschlossenen Hofe frei ließen. Zum Wiederfangen mußten wir immer den Morgen erwarten, wo er dann zwischen den dichtesten Zweigen ruhig saß und sich ergreifen ließ. Man ernährt den Mirikina mit allerlei Früchten, seine Lieblingsnahrung aber sind Insekten, kleine Vögel, und, in Ermangelung derselben, rohes Rindfleisch. Der Mirikina, welchen wir zuweilen des Nachts auf dem Hofe losließen, erhaschte beinahe jedesmal einen der auf den Pomeranzenbäumen schlafenden Vögel, was wir des andren Tages an den auf der Erde liegenden Federn bemerkten. Zwei andre Mirikinas sah ich oft des Morgens früh in dem halb erleuchteten Zimmer den Fliegen und Schaben (Blatta gigantea) nachstellen und dieselben sehr geschickt mit den Händen fangen. Das Geschrei des Mirikina ist ein Brüllen oder auch ein Miauen. Das Gehör ist sehr fein. Er zeigt wenig Klugheit, lernt seinen Herrn nicht kennen, ist gleichgültig gegen Schmeicheleien." Auch Richard Schomburgk fand in Guiana gezähmte Durukulis. Sie waren am Tage wie blind, klammerten sich, wenn sie geweckt wurden, gegen den ersten besten dunklen Gegenstand und drückten das Gesicht dagegen. Bei Nacht waren sie dagegen sehr muthwillig und lustig, störten Alles durch, beleckten Menschen und Hunden das Gesicht,

machten gewaltige Sprünge, kletterten sehr behende, prallten aber wie von einer Tarantel gestochen zurück, wenn sie irgendwo der Strahl eines Lichtes traf. Im Dunkeln leuchteten ihre Augen stark. Sie fraßen fast alles Eßbare, am liebsten jedoch kleine Vögel.

Zweite Gattung:

Seidenaffe. Hapäle, Illig.

Den amerikanischen Affen ähnlich, haben aber nur 20 Backenzähne, ferner zusammengedrückte spitze Nägel, an den Vorderfüßen keinen entgegensetzbaren Daumen. Am Hinterfuß ist ein Daumen mit stumpfem Nagel. Es sind lauter kleine, langschwänzige Thierchen, welche, wie die Eichhörnchen, durch Einhaken mit den Nägeln klettern. Sie bewohnen Süd-Amerika und leben gewöhnlich in kleinen Gesellschaften von 4 bis 12 in den Gipfeln der Bäume. Sie fressen Früchte und Insekten. An Klugheit stehn sie den Affen nach.

Der gemeine **Uistiti** (Sagoïn, Bisamäffchen), Hapäle Jacchus, Kuhl. Simïa Jacchus, Linn. Graubraun; Schwanz dick behaart, mit 15 bis 18 braunen und weißlichen Ringen; vor den Ohren zwei große Büschel weißer Haare. Fast in ganz Süd-Amerika gemein. Ist leicht zu zähmen, wird nicht selten nach Europa gebracht und pflanzt sich da sogar fort. Pallas beobachtete in Petersburg ein Pärchen, welches in 2 Jahren dreimal Junge erzeugte und alle glücklich aufzog. Die Mutter trug das kahle Junge etwa einen Monat lang auf dem Rücken, wo es sich an den Ohrbüscheln fest hielt. Auch das Männchen mußte es zuweilen tragen. Sie fraßen Milch, Brod und allerlei Früchte, waren übrigens unreinlich und rochen stark nach Bisam.

Schönere, aber unser Klima weniger vertragende Arten sind: das **Löwenäffchen** (Marikina) mit lauter gelbem Haar und einer Mähne um Kopf und Hals; — der **Miko** (Silberaffe), dessen Haare alle silberweiß, jedoch am Schwanze braun, und dessen Gesicht und Hände roth sind; — der **goldstirnige Marikina**, s. Bild 4, welcher schwarz, jedoch an den Vorderarmen, der Oberseite des Schwanzes und an der großen Kopfmähne goldbraun ist.

Dritte Gattung:

Halbaffe. Lemur, Linn.

Vier Hände mit entwickeltem Daumen; der Zeigefinger der Hinterhand mit einem spitzigen, aufgerichteten Nagel, während alle

übrigen Nägel stumpf sind. Pelz wollig, Zahl der Zähne verschieden. Zu dieser Gattung gehören die **Maki's**, welche man auch wegen ihrer spitzen Schnauze **Fuchskopfaffen** nennt. Die Heimath aller ist Madagaskar, woselbst man dagegen weder Affen noch Seidenaffen findet.

Der **Mokoko** (Katzenmaki), Lemur Catta, L. Aschgrau; Gesicht weißlich; Schwanz weiß- und schwarz-geringelt. Länge von der Nase bis zum Schwanze 14 Zoll; Schwanz 18 Zoll. Ein sehr schönes, muntres, leicht zu zähmendes, kluges, sanftes, reinliches Thierchen. Man kann es im Hause frei herumgehn lassen, und mit Obst, Wurzeln und Brod füttern. In Paris hat man einen 19 Jahre lang gehabt. — Nach Europa bringt man auch zuweilen noch andre Arten, z. B. den **Vari**, den **Mongus**; ein schönes Thierchen ist auch der **rothbraune Maki**, s. Bild 5.

Dritte Ordnung der Säugethiere.

Fleischfresser. Carnivora.

Sie haben keinen entgegensetzbaren Daumen; die Zehen haben gekrümmte Nägel; das Gebiß hat Schneide-, Eck- und Backenzähne. Ihre Hauptnahrung sind Thiere. Bei den Gattungen Galeopithek, Igel und Spitzmaus sind die Eckzähne klein und werden von manchen Naturforschern als Backenzähne betrachtet.

Sie bilden 3 Familien: 1) Flederthiere. 2) Insektenfresser. 3) Raubthiere.

Erste Familie der Fleischfresser:

Flederthiere. Chiroptĕra.

Eine Flughaut, die an den Seiten des Halses beginnt, breitet sich zwischen den 4 Beinen aus. Die Euter stehn bloß an der Brust. Die Zahl der Schneidezähne ist verschieden; die Eckzähne sind meist lang, $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$

Erste Gattung:

Fledermaus. Vespertilĭo, Linn.

Vorderbeine und vier Zehen derselben äußerst lang, bilden mit der Haut, die sich zwischen ihnen ausbreitet, wahre Flügel, mit de-

nen sie geschickt und schnell fliegen können. Die Brustmuskeln sind sehr stark und das Brustbein hat (wie bei den Vögeln) in der Mitte einen Vorsprung, woran sie sich befestigen. Der Daumenzeh der Vorderfüße ist kurz und mit einem krummen, spitzen Nagel bewaffnet, welcher ihnen zum Kriechen dient. Ihre Hinterbeine sind schwach, haben 5 Zehen, die nicht in der Flughaut stecken, meist gleich lang und mit spitzen Nägeln versehen sind. Die Backenzähne haben kegelförmige Spitzen, nur bei den fliegenden Hunden sind sie ohne Spitzen. Es sind nächtliche Thiere.

a) Fliegende Hunde. Pterŏpus. Vorderzähne mit meißelartiger Schneide; Krone der Backenzähne flach; Nase ohne Verzierung; Ohren nicht groß. Sie fressen saftige Früchte. Bewohnen Afrika, Ostindien, Australien.

Der **Kalong** (Russette, fliegende Fuchs, fliegende Hund, Vampyr), Vespertilĭo edūlis. Vesp. Vampyrus, Linn. Braun, unten dunkler; ohne Schwanz. Klaftert mit ausgebreiteten Flügeln über 4 Fuß. Bewohnt die ostindischen Inseln. Sein Geschrei ist stark und gleicht dem der Gänse. Man schießt ihn, oder fängt ihn mit an Stangen befestigten Säcken. Das Fleisch schmeckt nach Bisam und wird von den Eingebornen gern gegessen. „Der fliegende Fuchs," sagt Robert Percival, „hat seinen Namen davon bekommen, weil sein Kopf und sein Leib denen eines Fuchses außerordentlich ähnlich sind. Er hat die Größe einer gewöhnlichen Katze. Wenn er die Flügel ausbreitet, so sind sie von der Spitze des einen bis an die des andren über 6 Fuß lang. Sie leben immer in Wäldern und setzen sich auf die höchsten Bäume nieder. Wenn sie schlafen oder sonst ausruhen, so hängen sie sich mit den Füßen an die Zweige und bleiben in dieser Lage, als wenn sie todt wären. Die Nacht ist die Zeit ihrer Thätigkeit; sie fliegen dann mit schrecklichem Geschrei herum und fressen alles Obst weg, das sie bekommen können. Um sie von Bäumen abzuhalten, werden starke Netze darüber gezogen und hölzerne Klappern daran aufgehängt, um sie durch das Geräusch fortzujagen. Sie sehen zwar auch bei Tage und fliegen dann oft herum, um auszukundschaften, an welchen Orten Obst anzutreffen ist, allein den eigentlichen Angriff versparen sie doch immer auf die Nacht, und halten sich gewöhnlich, bis es ganz dunkel ist, in den dicksten Wäldern auf. Es gibt in Ceilon eine ungeheure Menge solcher fliegender Füchse und ich habe oft so zahllose Schwärme davon gesehen, wie es in Europa mit den Krähen der Fall zu sein pflegt. Ich wollte ein solches Thier mit nach Europa nehmen, al-

lein es verbreitete einen solchen unerträglichen Geruch, daß ich es unmöglich aushalten konnte."

b) Blattnasen. Phyllostōma. Auf der Nasenspitze erhebt sich ein kahles, häutiges Blatt, das in die Quere steht. Die Zunge ist warzig, bei manchen sehr lang, dünn, und oben mit einer Rinne versehn, und die Lippen haben auch regelmäßig gestellte Wärzchen. Sie laufen schneller auf der Erde als andre Fledermäuse, haben die Gewohnheit, Thieren, vorzüglich Hirschen, Rehen, Pferden, Rindern, Hühnern, Blut auszusaugen, fressen aber doch hauptsächlich Kerbthiere. Bewohnen Süd-Amerika.

Der Pater Gumilla erzählt, daß sie am Orenoko häufig an Menschen saugen und dabei mit den Flügeln fächeln. Azara wurde viermal von ihnen in den großen Zeh gebissen, während er im Freien schlief. Die Wunden waren rundlich, drangen aber nicht durch die Oberfläche der Haut. Bei dem Bisse, welcher am stärksten war, betrug das Nachbluten etwa $\frac{1}{2}$ Unze Blut, bei Pferden und Rindern beträgt es oft 3 Unzen. Man sagte ihm, die Fledermäuse fächelten beim Saugen mit den Flügeln. Stedmann erzählt, daß er von einem Vampyr gebissen worden sei und dabei an 14 Unzen Blut verloren habe. Der Prinz von Neuwied sah sie in Brasilien in Menge um die grasenden Lastthiere beim Mondenschein oder in der Dämmerung flattern; am Morgen waren aber die Thiere überall mit Wunden und Blut bedeckt.

„Ich habe wohl hundertmal," sagt Rengger, „in Paraguay die Verletzungen an Pferden, Mauleseln und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht werden, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, und, je nach dem Theile des Körpers, eine Tiefe von einer bis 2 Linien. Sie reicht nie durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln. Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die Wunden sogleich vermittelst eines Bisses beigebracht werden, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde; vielmehr vermuthe ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie dies durch's Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen an der Stelle eine kleine Oeffnung zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, zum Saugen dienende Zunge allmälig in die Haut

hinein, woher das trichterförmige Aussehn der Wunde entsteht." Daß diese Fledermäuse während des Saugens mit den Flügeln fächeln, hält Rengger für unwahrscheinlich, weil sie wegen des Baues der Flügel sich nicht zu gleicher Zeit mit den Krallen festhalten und mit den Flügeln schlagen können. „Ich wenigstens," sagt er, „sah die Fledermäuse immer mit eingezogenen Flügeln auf meinen Pferden sitzen. Die Wunden haben nichts Gefährliches; da aber zuweilen 4, 5, bis 6 und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Thier ansaugen und dies sich oft mehrere Nächte hinter einander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt, und um so viel mehr, da neben dem Blut, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch 2 bis 3 Unzen aus jeder Wunde fließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten ihre Eier in die Wunden, und diese werden dann zu großen Geschwüren." Wenn in Paraguay das Thermometer dem Frostpunkt nahe kommt, so schlafen auch dort die Fledermäuse, wachen aber gleich auf, sobald es wärmer wird.

Als sich Eduard Pöppig $1\frac{1}{2}$ Monate in dem peruanischen Dorfe Tokache befand, schwirrten des Abends 4 bis 5 Arten von Fledermäusen im Dorfe herum, wovon 2 in Schaaren die Häuser bewohnen und niemand erlauben, bei einer brennenden Kerze zu arbeiten, indem sie so oft gegen diese fliegen, bis man ihnen das Feld räumt und im Freien seine Zuflucht sucht. „Ihr Pfeifen und ihre gegenseitigen Verfolgungen und Gefechte stören anfangs stets die nächtliche Ruhe. Ihre Gewohnheit, sich traubenförmig an einander zu hängen und so den Tag innerhalb der Häuser zu verschlafen, würde gleichgültig sein, erhielten nicht alle unter ihnen liegenden Gegenstände völlig unvertilgbare schwarze Flecken durch den Mist dieser ekelhaften Hausgenossen. Die blutsaugenden Fledermäuse, von 2 verschiednen Arten, verbringen den Tag in hohlen Bäumen, nie in den Wohnhäusern; allein nach Sonnenuntergang finden sie sich häufig ein, mehr jedoch, um den Hausthieren, als dem Menschen nachzustellen. In allen Gegenden des östlichen Peru sieht man sich gezwungen, die Hühner des Nachts auf das sorgfältigste einzuschließen, weil ihnen die Vampyre sehr gefährlich sind. In den niedrigen Ebnen von Maynas machen sie sogar ein unüberwindliches Hinderniß der Viehzucht aus, denn es ist schwer, dort ein Kalb zu erhalten, und die Kühe des Pfarrers von Yurimaguas waren durch allnächtliche Blutentziehungen in Gerippe verwandelt worden. Bei alle dem sind die Fälle von Verwundung der Menschen durch jene

blutgierigen Nachtthiere weit seltner, als man erwarten sollte. Der Indianer streckt sich in allen von Mücken freien Gegenden sorglos und unbedeckt zum Schlafen aus. Daß das Schlagen mit den Flügeln während des Saugens keine Fabel sei, habe ich in einem mondhellen Bivouac im Hafen des Mozon selbst beobachtet. Die Fledermaus ließ sich langsam auf den Ort der Bettdecke nieder, wo sie die Fußzehen vermuthete, und erhielt die Flügel fortwährend in leiser und flatternder Bewegung, während des Suchens nach einer verwundbaren Stelle. Das Volk meint, es geschehe dies, um durch die zugewehte Kühlung den Schmerz zu mindern und das Erwachen des Angefallenen zu hindern; wahrscheinlicher aber ist, daß der Vampyr sich so die Möglichkeit schneller Flucht erhalten will, indem er, gleich allen andren Fledermäusen, nur schwer wieder auffliegt, wenn er einmal die Flügel zusammengefaltet hat." „Ich war einmal," sagt Darwin „in Chili zugegen, als eine blutsaugende Fledermaus auf dem Rücken eines Pferdes gefangen wurde. Der Biß war blutig und schwoll. Ueberhaupt schadet die Verletzung nicht so viel durch den Blutverlust als durch die Entzündung." „Es ist schon viel darüber gestritten worden," sagt Tschudi, „ob die Blattnasen sich auch mit ihren blutigen Angriffen an Menschen wagen. Ich kann es mit Bestimmtheit versichern, denn es ist mir ein Beispiel bekannt, wie eine Fledermaus sich auf die Nase eines im Hofe liegenden betrunkenen Indianers setzte und sich so voll Blut sog, daß sie nicht mehr wegfliegen konnte. Der kleinen Verwundung folgte eine sehr heftige Entzündung und Geschwulst, die den Kopf des Mannes zum Unkenntlichen entstellte." Richard Schomburgk fand im Innern Guiana's einen Ort, wo die Vampyre (V. Spectrum) an dem Hausvieh, auch den Hühnern, sehr bedeutenden Schaden anrichteten. In einem alten Gebäude fand er während der Tageszeit eine große Menge derselben an den Balken des morschen Daches hängend. Auch wurde einer seiner Leute während der Nacht von einem solchen Blutsauger überfallen, ohne dabei aus dem Schlafe zu erwachen. Am Morgen fand man die Wunde am großen Zeh, die Hängematte war mit Blut getränkt, der Verwundete sichtbar schwach, das Blut floß noch ziemlich stark aus der Wunde und konnte nur mit Mühe gestillt werden.

Der **Vampyr**, Vespertilio Spectrum, L. S. Bild 6. Größe einer Elster; braunroth; ohne Schwanz. Er ist die größte Blut saugende Fledermaus, und macht sich an schlafende Menschen, Säugethiere und Vögel.

c) Schnauze ohne häutiges Blatt oder sonstige Auszeichnung; Ohren mit einem häutigen Deckel versehn; oben 4 Schneidezähne, die in der Mitte einen Zwischenraum lassen, (einige ausländische jedoch haben nur 2,) unten 6 Schneidezähne, deren Schneide ein wenig gezähnelt ist. Backenzähne oben und unten 4 bis 6.

Zu dieser Abtheilung gehören fast alle inländischen Fledermäuse; daher mögen hier die sie betreffenden allgemeinen Bemerkungen, welche mehr oder weniger auch auf alle andern passen, ihren Platz finden. Der Mund dieser Thiere ist sehr weit gespalten, weil sie ihre Beute, die Kerbthiere, und zwar oft sehr große, im Fluge erhaschen müssen. Die Backenzähne haben spitze Zacken, welche, nebst den spitzen Eckzähnen, die Speise leicht halten und zerkleinern. Das äußere Ohr wird durch eine feine Haut gebildet. Die langen Flügel werden durch die Arme gebildet; der Daumen ist kurz und mit einem spitzen, krummen Nagel versehn; die andern 4 Finger sind sehr lang und ohne Nagel. Die Flughaut umgibt die Arme, mit Ausnahme des Daumens, ferner die Hinterbeine, mit Ausnahme der 5 Zehen, und den Schwanz bis zu dessen Spitze. Sie besteht aus einer eben solchen Haut, wie die Ohren. Die Augen sind klein und ganz blöde. Es scheint, als ob diese Thiere hauptsächlich dem Sinne des Gefühles folgten, und der Sitz des äußerst feinen Gefühles ist ohnstreitig die feine Haut der Flügel und Ohren. Es sind nächtliche Thiere, aber läßt man sie im hellen Sonnenschein fliegen, wo sie wohl gar nichts sehen mögen, oder verklebt man ihnen die Augen, so stoßen sie doch an nichts, ja selbst nicht an Bindfäden, die quer durch die Stube gespannt sind. Läßt man einen frischgefangnen Vogel in der Stube fliegen, so fliegt er gewiß mit aller Gewalt gegen die Fensterscheiben, zuweilen auch wohl gegen den Spiegel, weil er beide nicht sieht; die Fledermaus aber fliegt gegen keins von beiden, denn wenn sie sich ihnen naht, so deutet ihr der Widerstand der Luft gleich an, daß ein harter Körper im Wege ist. Der mit einem Nagel versehene Daumen der Vorderfüße dient ihnen zum Anhängen und zum Kriechen. Müssen sie kriechen, was sie eben nicht gern thun, so häkeln sie mit dem Daumen des einen Armes ein, ziehen dann die Hinterbeine unter den Leib, stoßen mit dem ganzen Körper vorwärts, häkeln dann mit dem andern Daumen ein und so fort. Es sieht sehr tölpelhaft aus, aber sie kommen doch ziemlich gut vom Fleck. Die 5 Zehen der Hinterfüße sind alle gleich lang und eben so die spitzen, krummen Nägel derselben; sie dienen ihnen, wenn sie sich, um längere Zeit zu ruhen, aufhängen. Sie hängen dann also ver-

kehrt und zwar deswegen, weil sie so die Flügel frei behalten und jederzeit zum Wegfliegen bereit sind. Viele von ihnen pflegen gesellschaftlich, oft in großer Menge, ihre Ruhe zu halten. Trifft man sie dann z. B. in düstern Gewölben an, so findet man auch auf dem Fußboden oft bedeutend große Haufen ihres stark riechenden Mistes. Da sie verkehrt hängen, so würden sie sich beschmutzen, wenn sie sich in derselben Lage ihres Mistes entledigen wollten. Sie verfahren daher folgendermaßen: erst lassen sie mit dem einen Hinterfuße los, so daß sie nur noch am andern hängen, dann stoßen sie mit dem frei gewordnen Fuße mehrmals gegen die Decke und setzen sich dadurch in eine stark schaukelnde Bewegung, strecken dann den einen Arm aus und suchen sich mit dessen Daumen an die Decke oder auch wohl an eine andre Fledermaus anzuhäkeln. Ist dies geschehn, so haben sie eine ganz oder doch ziemlich wagrechte Lage, verrichten ihr Geschäft und hängen sich dann wieder wie vorher mit beiden Hinterbeinen auf. Der Flug der Fledermäuse ist schwankend; sie sind geschickt in der Kunst, Wendungen zu machen, und einige Arten fliegen wirklich sehr schnell. Ihre Flügel sind, so wie das ganze Thier, immer fettig und der Regen läuft deswegen ab, doch können sie bei starkem Regen, der sie niederschlagen würde, so wie bei Sturmwind, nicht fliegen. Bei schönen Frühlings-, Sommer- und Herbstnächten sind sie fast unermüdlich im Fluge. Sie treiben sich dann am liebsten da herum, wo es viele Kerbthiere gibt, als über stehendem Wasser (woselbst sie auch im Fluge saufen), an Mauern, welche die Abendsonne beschienen hat, an Pappeln u. s. w., und ziehen dann gegen Morgen in ihre Schlupfwinkel, nämlich alte Gewölbe, Schornsteine, Dachböden, Holz- und Reisighaufen, hinter Fensterläden u. s. w. zurück, woselbst sie den ganzen Tag schlafend vollbringen. Ihre Nahrung besteht aus Kerbthieren, welche sie fliegend erhaschen, und sie sind, wie ihre Verwandten, Spitzmaus und Maulwurf, fast unersättlich. Sie fressen gleich im Fluge und lassen von großen Käfern Flügeldecken und Beine fallen. Ihr Nutzen ist außerordentlich groß, da sie sehr viel schädliche, in der Dämmerung oder Nacht fliegende Kerbthiere vertilgen, die sonst nur von wenigen Thieren, wie Ziegenmelkern und Eulen, weggeschnappt werden. Sie fressen nicht nur im Fluge, soviel sie können, sondern tragen sich auch noch in ihren dehnbaren Backen eine gute Portion mit nach Hause. Bei schlechtem Wetter und guter Gelegenheit benagen sie auch in Häusern den Speck, und fressen oft tiefe Löcher hinein. Nester bauen sich die Fledermäuse nicht. Das Weibchen bekommt

1 Junges oder 2, und trägt diese, welche sich an seine Brust anhäkeln, selbst im Fluge und auch dann noch mit sich herum, wenn sie der Mama schon fast an Größe gleichen. Die Jungen werden im Mai oder Juni geboren und sind in 10 Wochen fast ausgewachsen. Im Fluge sind die Fledermäuse nicht leicht Gefahren ausgesetzt, aber wenn sie zu Hause ruhen, werden sie von Katzen, Wieseln und Eulen gefangen. Während der Kälte des Winters halten die Fledermäuse, an dunkeln, vor Frost geschützten Orten hängend, einen Winterschlaf. Sie sind dann wie todt und die Wärme ihres Blutes sinkt bis auf 4 Grad herab. Eintretende Wärme oder Frost weckt sie auf. Im letzteren Falle fliegen sie auf und suchen sich ein sichreres Plätzchen, erfrieren aber, wenn sie starkem Froste längere Zeit ausgesetzt bleiben. Greift man eine muntre Fledermaus an, so zwitschert sie, sperrt den Rachen weit und drohend auf, beißt auch mit ihren spitzen Zähnchen ein, doch hat sie nicht viel Kraft in den Kinnladen.

In Deutschland kommen 17 Fledermaus-Arten vor; wir können hier aber nur die gewöhnlichsten erwähnen.

c 2) Ohren getrennt.

c 3) Jederseits im Oberkiefer 4 oder 5, im Unterkiefer 5 Backenzähne. Unten am Außenrande des Ohrdeckels eine Zacke. Das Spornbein am Hinterfuße trägt seitlich einen Hautlappen, der von einem eignen Knorpelleistchen gestützt wird.

c 4) 34 Zähne. Das letzte Schwanzglied ist nicht halb so lang als der Daumen und steht frei aus der Flughaut hervor. Fußsohle runzlig, ohne Schwielen. Mund bis unter die Augen gespalten.

Die **frühfliegende Fledermaus**, Vespertilĭo Noctŭla, Daub. (V. lasioptĕrus, protĕrus.) Ist in Europa gemein und kommt auch in Asien vor. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß die Unterseite der Flughaut auf beiden Seiten des Armes, vom Körper bis zum Daumen, einen 6 Linien und drüber breiten Haarstreif hat. Alle Haare des Thiers sind gelb-röthlichbraun, ohne hellere Spitzen; Flughaut schwärzlich. Die oberen Eckzähne kaum länger als die untern. Ohren breit, 7½ Linien lang; Ohrdeckel gerundet. Länge von der Nasenspitze bis zum Schwanze 3 Zoll, dieser fast 2; Flugbreite 14 Zoll. Sie fliegt Abends früher als andre Fledermäuse.

Die **Zwerg-Fl.**, V. Pipistrĕllus, Daub. S. Bild 7. In Europa gemein, durch Kleinheit ausgezeichnet. Unterseite der Flughaut haarlos. Der Außenrand des Ohres endet dicht am Mund-

winkel. Ohrdeckel schmal, stumpf. Oberseite der Schenkelflughaut nicht bis $\frac{1}{3}$ der Länge behaart, und längs dem Schienbein mehr als zur Hälfte kahl. Haar der Oberseite des Thieres fast einfarbig rostbräunlich, das Haar der Unterseite fahl-gelbbräunlich. Die oberen Eckzähne doppelt so lang wie die untren, die untren nicht merklich länger als die Backenzähne. Länge bis zum Schwanz 14 Linien; Schwanz 11 Lin.; Ohren $3\frac{1}{2}$ Lin.; Flugbreite 6 Zoll 5 Lin. Sie fliegt selbst bei gelindem Froste.

c 4) 32 Zähne. Die beiden letzten Schwanzglieder stehen ungefähr um die Länge des Daumens frei aus der Flughaut hervor. Fußsohle mit rundlicher Schwiele an der Fußwurzel.

Die **spätfliegende** Fl., V. serotinus, Daub. Ohrdeckel schmal, abgerundet. Mund bis hinter die Augen gespalten. Oberseite des Thieres braun, Unterseite bräunlichgrau. Der erste obre Vorderzahn 2spitzig, weit über 2mal so lang und dick als der 2te. Länge bis zum Schwanz $2\frac{2}{3}$ Zoll; Schwanz 2 Zoll; Flugbreite 13 Zoll.

c 3) Jederseits im Ober- und Unterkiefer 6 Backenzähne. Unten am Außenrande des Ohrdeckels eine Zacke. Das Spornbein am Hinterfuße trägt keinen seitlichen Hautlappen.

c 4) Ohren länger als der Kopf. Unterlippe, Mundwinkel und Kinn weiß behaart.

Die **rattenartige** Fl., V. murīnus, Schreb. V. Myōtis. Ohr wenig länger als der Kopf, mit 9 Querfalten; der Ohrdeckel erreicht fast die Mitte des Ohrs, ist gerade, in der Mitte über halb so breit als unten. Schenkelflughaut ungewimpert. Gesicht von der Stirn bis zur Mitte des Schnauzenrückens dicht-wollig-behaart. Oberseite des Thieres rauchbraun mit roströthlichen Haarspitzen; bei jüngeren aschgrau; Unterseite schmutzig-weißlich. Länge bis zum Schwanz $2\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll; Schwanz $1\frac{1}{2}$ Zoll; Flugbreite 11 bis 18 Zoll. Sie bewohnt in großen Gesellschaften alte Gebäude, ist sehr beißig und duldet auch andre Arten von Fledermäusen nicht in ihrer Nähe.

c 4) Ohr kürzer als der Kopf, mit 4 Querfalten. Unterlippe, Mundwinkel und Kinn mit braunen Haaren besetzt. Schenkelflughaut ohne starre Wimpern. Gesicht bis über die Mitte der Schnauze dicht behaart.

Die **schnurrbärtige** Fl., V. mystacīnus, Leisler. Der Ohrdeckel ragt etwas über die Mitte des Ohres hinaus, ist in der Mitte halb so breit als unten, die Spitze schwach nach außen ge-

bogen. Dichtstehende schwarze Haare bilden über der Oberlippe einen Schnurrbart. Oberseite des Thieres braunschwarz mit fahlen Haarspitzen; Unterseite blaßgrau. Eckzähne deutlich hervorragend, die unteren höher als die Backenzähne. Flugbreite 7 bis 8 Zoll.

c 2) Ohren zusammengewachsen. Plecōtus.

Die **langöhrige** Fl., V. aurītus, L. Franz. l'Oreillard. S. Bild 8. Backenzähne $\frac{5.5.}{6\ 6}$. Ohren und Flügel dünnhäutig, fast durchsichtig. Gesicht behaart. Das Spornbein am Hinterfuße trägt keinen seitlichen Hautlappen. Ohren etwa 2mal so lang wie der Kopf, verhältnißmäßig größer als bei irgend einem andren Thiere. Ohrdeckel nicht so lang wie die Breite des Ohrs. Pelz graubraun, unten etwas blasser. Flughaut braun. Ohren mit 22 bis 24 Querfalten. Flugbreite $10\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanz $1\frac{2}{3}$ Zoll. Sie wohnt, oft in großer Menge beisammen, in Dörfern, Städten, Felsenklüften, hohlen Bäumen. Man erkennt sie leicht an den langen Ohren, welche sie in der Ruhe wie Widderhörner zurückkrümmt, bei der leisesten Beunruhigung aber sogleich hoch emporrichtet; im Fliegen legt sie dieselben nach vorn. Es gewährt ein ganz merkwürdiges Schauspiel, wenn man mit einer Ruthe in einem hohlen Baume herumstört und darin einige Dutzend solcher Fledermäuse in Aufruhr bringt: still oder fein zwitschernd kriechen sie drin herum, und in dem Halbdunkel sehen ihre langen, breiten Ohren ganz abenteuerlich aus; endlich fliegt, wenn die Störung fortdauert, eine nach der andren in aller Stille davon.

d) Die Hufeisennasen. Rhinolŏphus. Ihre Nase hat einen hufeisenförmigen Aufsatz um die trichterförmige Vertiefung, in der die Nasenlöcher sich öffnen. Wo Stirn und Nase sich scheiden, ein querstehendes häutiges, lanzettförmiges Blatt. Kein Ohrdeckel, jedoch ein Lappen unten am Außenrande des Ohrs, wodurch es geschlossen werden kann. Schneidezähne $\frac{2.}{4.}$ Von dieser Abtheilung gilt dasselbe, was von c) gesagt ist.

Die **große Hufeisennase**, V. Ferrum equinum, Schreb. Franz. Le fer à cheval. Der Einschnitt am Außenrande des Ohrs flachwinklig. 7 getheilte Gaumenfalten. Farbe des Thieres grau. Ohren 9 Linien lang; Flugbreite 14 Zoll.

Die **kleine H.** V. Hipposidēros, Bechst. (V. Hippocrēpis.) Der Einschnitt am Außenrande des Ohres spitzwinklig. 7 Gaumenfalten, wovon die erste ungetheilt ist. Farbe der vorigen. Flugbreite 8 Zoll.

Zweite Gattung:

Galeopithek, Galeopithēcus, Pall.

Alle Zehen haben Krallen und sind nicht verlängert. Eine behaarte Flughaut zieht sich von den Seiten des Halses aus über die 4 Füße und den Schwanz, und bildet, ausgebreitet, eine Art Fallschirm, dient aber nicht zum Fluge.

Der **Galeopithek** (fliegende Maki), G. volans, Shaw. S. Bild 9. Lemur volans, Linn. Oben rothgrau, unten rostfarbig; in der Jugend verschiedentlich gefleckt und gestreift. Von der Größe einer Katze. Bewohnt die Inseln der Südsee, lebt auf Bäumen, ist nächtlich, frißt Kerbthiere und Früchte.

Zweite Familie der Fleischfresser:

Insektenfresser. Insectivŏra.

Die Backenzähne haben kegelförmige Spitzen. Ihre Beine sind kurz. Keine Flughaut. Die Euter sitzen an Brust und Bauch. Fußsohle nackt, von steifen Haaren umgeben. Unter ihnen gibt es keine großen Thiere. Die Hauptnahrung sind Kerbthiere.

Dritte Gattung:

Igel. Erinacĕus, Linn.

Der Körper oben bis zur Stirn mit Stacheln, unten mit Haaren besetzt; die Rückenhaut ist mit einer Muskelschicht versehn, wodurch sich das Thier kugelförmig zusammenrollen kann. Schwanz kurz. In jeder Kinnlade 6 Schneidezähne, wovon die 2 mittelsten am längsten sind. Backenzähne, wenn die kleinen Eckzähne mitgerechnet werden, $\frac{7.\ 7.}{5.\ 5.}$

Der **gemeine Igel**, E. europaeus, L. S. Bild 10. Franz. le Hérisson. Ohren viel kürzer als der halbe Kopf; Stacheln weißbraun- und schwarz-geringelt; Länge 10 bis 12 Zoll; Schwanz nur 1 Zoll. 10 Zitzen. Er ist in Europa bis zum Ural sehr gemein und bewohnt auch Palästina. Am liebsten ist er in Laubwäldern, Zäunen, Getreidefeldern, Scheuern und Ställen mit bequemen Eingang, kurz an Orten, wo es ihm weder an Versteck noch an Nahrung gebricht. Den Winter verbringt er in einer oft selbstgescharrten, meist nur ganz flachen, aber wo möglich von oben

durch dichtes Buschwerk, Dornen, eine Mauer u. dgl. geschützten, Höhlung, welche er mit eintretendem Froste bezieht und wo er, so lange die Kälte anhält, verborgen unter Laub und Moos, das er dort angesammelt hat, ruhig schläft. Im Winter sinkt die Wärme seines Blutes bis auf 4 Grad herab. Man findet ihn noch im November und schon Anfangs März bei gutem Wetter herumlaufend. Seine Nahrung besteht aus kleinen Thieren und Früchten. Vorzüglich liebt er Mäuse und erhascht deren sehr viele. Paßt man ihm in mondhellen Nächten auf, so sieht man ihn leise umherschleichen, öfters, obgleich er sonst langsam ist, plötzlich schnell zufahren, eine Maus haschen und verzehren. Auch Maulwürfe weiß er, im Augenblicke, wo sie aufstoßen, zu fangen; junge Ratten sind ihm ein Leckerbissen; Käfer, Regenwürmer, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern sind ihm ebenfalls sehr angenehm. Will er eine Kröte fressen, so wischt er sich anfangs nach jedem Bisse, den er ihr gegeben, wahrscheinlich weil ihm der Saft nicht behagt, das Maul an der Erde ab. Kleine Vögel und deren Eier verschont er auch nicht. Birnen, Aepfel und Pflaumen genießt er auch, aber nicht so gern als thierische Nahrung. Er kann, da er nicht klettert, nur das Obst auflesen, welches am Boden liegt, und wenn er großen Vorrath findet, so wälzt er sich auch drauf, spießt es mit seinen Stacheln an, trägt es so nach seinem Versteck, und schüttelt es dort ab. Im Juli oder August heckt das Weibchen 4 bis 8 Junge, welche $2\frac{1}{2}$ Zoll lang und etwas über einen Zoll dick sind. Daß diese Thierchen schon im Augenblicke, wo sie geboren werden, ganz kurze, aus der Haut hervorragende, harte, spitzige Stacheln haben, ist ein Umstand, an welchem ich nicht zweifle, da ich ihn mit eignen Augen bei Igeln gesehen habe, welche in meiner Stube geboren wurden. Die Sache gibt auch bei der Geburt gar keinen Anstoß, denn 1) stehen die Stacheln auf einer sehr weichen, elastischen Unterlage, da der Rücken noch ganz zart ist, und jeder Stachel, den man z. B. mit dem Finger berührt, einen nicht sticht, sondern sich rückwärts in den weichen Rücken drückt, aus dem er jedoch gleich wieder hervorkommt, sobald man die Fingerspitze wegthut. Nur wenn man den Stachel von der Seite mit den Nägeln oder mit einem eisernen Zängelchen faßt, fühlt man, daß er ganz hart ist; 2) da das Thierchen (wie überhaupt gewöhnlich) mit dem Kopfe vorweg geboren wird und die Stacheln etwas nach hinten gerichtet sind, so ist an eine Verletzung der Alten nicht zu denken. Es ist übrigens bei alle dem sehr möglich, daß die jungen Igel auch öfters zur Welt kommen, ehe die

Stacheln aus der Haut hervorstehen. Bringen doch auch die jungen Wiederkauer die Schneidezähne bald mit zur Welt, bald nicht, je nachdem die Geburt sich etwas über die gewöhnliche Zeit verzögert oder frühzeitig eintritt. Um das Maul haben die neugebornen Igel kurze Borsten, übrigens sind sie unbehaart, Augen und Ohren geschlossen. Schon binnen den ersten 24 Stunden werden die Stacheln 4 Linien lang, und sind anfangs ganz weiß. Nach 1 Monat hat der junge Igel die Farbe des alten, frißt auch schon allein, obgleich er noch saugt. Wenn er dieses Alter hat, so verläßt er das in einer versteckten Lage angebrachte, weich ausgepolsterte Nest in warmen Nächten und läßt dann seine piepende Stimme hören. Am Tage ruht die Gesellschaft wieder im Neste. Bis zum Winter sind sie etwa halb ausgewachsen.

Obgleich der Igel so scheu ist, daß er sich an unruhigen Orten am Tage fast niemals sehen läßt, nur des Nachts seinen Geschäften nachgeht, und sich gewöhnlich bei Annäherung eines Menschen oder Hundes augenblicklich zusammenkugelt und sich durch keine Qual (es sei denn, daß man ihn in Wasser wirft) dahin bringen läßt, sich wieder aufzurollen, bis Alles sicher scheint, so zeigt er doch in mancher Hinsicht großen Muth. Ich ließ zu einem alten Igel, der seine bei mir geheckten Jungen säugte, 8 große Hamster. Sogleich unternahm er einen Angriff auf den, welcher in der Ecke der Kiste saß, die sein Lieblingssitz war; seine Kopfstacheln waren gesträubt und bildeten eine Art Helm; die Nase tief am Boden hinschiebend nahte er und versetzte dem Hamster, der wüthend fauchte und ihn oft vergeblich und zu eignem Schaden in die Stacheln biß, bald Stiche mit seinem Helme, bald Bisse mit seinen Zähnen; dabei fauchte er trommelnd. Abwechselnd griff er auch den in der nächsten Ecke sitzenden Hamster an, und ich mußte diese Gäste, um ihr Leben zu retten, entfernen. Merkwürdig und lächerlich waren die vielen Kämpfe, welche er gegen Kreuzottern, die er gern frißt, liefern mußte. So wie er diese giftige Schlange in seiner Nähe riecht, rückt er auf sie zu und beschnuppert sie, vorzüglich am Rachen, weil er da bloßes Fleisch riecht, packt aber nicht fest zu, sondern kneipt sie nur oft mit den Zähnen. Die Otter wird wüthend, zischt und beißt fürchterlich; er aber kehrt sich nicht im geringsten dran, zuckt auch kaum vor ihren Bissen zurück. Endlich, wenn sich die Otter abgetobt hat und ihr Rachen von den Bissen, die sie seinen Stacheln gegeben hat, von Blute trieft, packt er ihren Kopf, zermalmt ihn sammt den Giftzähnen, frißt zuerst den Kopf und dann das Uebrige. Bei an-

dern Schlangen ist es ihm einerlei, an welchem Theile er zuerst zu fressen beginnt. Er hat oft bei einem solchen Gefecht 8, 10, 12 Bisse in die Ohren, das Gesicht, die Lippen, ja sogar in die Zunge erhalten, mit welcher er seine Wunden lecken wollte, und hat doch weder Geschwulst noch sonst einen krankhaften Zufall erlitten. Auch seine an ihm saugenden Jungen blieben gesund. Was er von den Schlangen nicht gleich verzehrte, das trug er jedesmal sorgfältig zu seinem Neste. Die Heldenthaten der Igel habe ich weitläuftiger in einem Buche beschrieben, welches den Titel führt „Schlangenkunde, Gotha, bei Becker"; auch habe ich dort ein ihn betreffendes Räthsel gegeben, welches folgendermaßen und also lautet:

Wer ist der Held, der seiner Feinde Streichen
Das Antlitz ohne Wanken beut?
Der siegestrunken gift'ger Schlangen Leichen
In seinem Ruhebette reiht?
Wer ist's, der schon mit Harnisch, Helm und Speere
Als Kindlein in der Wiege steht?
Der selbst die Trommel rührt, wenn gegen Heere
Sein Siegspanier im Kampfe weht?

Der Igel hat sehr viel Aehnlichkeit mit dem Dachse: dasselbe schwarze, kleine, blöde Auge, welches fast gar nicht zu sehn scheint, daher er immer dem Geruche folgt; dieselbe Nahrung; dieselbe Langsamkeit; die Winterruh; das Fettwerden im Herbst; das aus dem Bauche kommende Trommeln in der Bosheit; aber es fehlt ihm das gewaltige Gebiß des Dachses, denn er hat nur schwache Zähne und Kinnladen, und Noth genug, eine Schlangen-, Maus- und Krötenhaut zu durchschneiden.

Ein eignes Gefühl scheint es ihm zu verursachen, wenn man ihm mit einem Rüthchen über den Rücken streichelt; er fährt dann jedesmal die Stacheln sträubend und fauchend empor.

Der Igel ist ein nützliches, aller Schonung werthes Thier, zumal an Orten, wo man von Schlangen, Mäusen, Regenwürmern u. s. w. geplagt wird. Sonst schlugen ihn die Leute todt, wo sie ihn erwischen konnten; heut zu Tage sind wenigstens die Landleute hiesiger Gegend davon überzeugt, daß er nützlich ist, und sehen ihn gern in ihren Ställen und Scheuern. Er hat die gute Eigenschaft, daß er auf Gartenbeeten gar keinen Schaden thut, weil er keine Pflanzen frißt oder sonst verdirbt; zum Wegfangen der Mäuse und Würmer ist er aber um so geeigneter, weil er zur Nachtzeit, also gerade wenn jene hervorkommen, sein Wesen treibt. Früherhin hatte

ich in meinen Gärten mit Stroh gefüllte Häuschen, welche diesen Thierchen zu Gebote standen und ihnen im Winter Schutz gewähren sollten; sie wurden aber sehr selten von ihnen benutzt. Bei der starken Vermehrung und den verhältnißmäßig wenigen Feinden, die ihnen etwas anhaben können, müßten sie weit zahlreicher sein, wenn sie im Winter mehr Schutz hätten; es gehen im Freien sehr viele durch die rauhe Witterung des Winters zu Grunde, und man findet sie dann im Frühjahr in ihrem Nestchen verfault. Am meisten leiden die Jungen, wenn sich im September und Oktober bald kalte Witterung einstellt; sie dürfen dann nicht mehr an den Alten saugen, vermögen sich, wenn sie in der kalten Nacht auf Nahrung ausgehn, da sie bald matt werden, nicht zu helfen, und verkümmern so nach und nach. So habe ich schon mehrmals zu meinem großen Verdruß meine jungen Igel sämmtlich eingebüßt. Es gehen auch alle Jahre dadurch viele von denen, welche im freien Felde geheckt worden sind, zu Grunde, daß sie von Schäferhunden todt gebissen werden, welche die Thierchen gleich nach der Ernte noch klein und noch nicht sattsam von ihrem Stachelkleide geschützt im Neste finden.

Es ist schon oft die Frage aufgeworfen, aber nie genügend beantwortet worden: wer wohl die erwachsenen Igel tödtet, von denen man so häufig nur das Fell herumliegen sieht, aus welchem also der Körper herausgefressen sein muß. Man hat es immer dem Fuchs schuld gegeben, aber es ist nicht bekannt, daß er je auf der That ertappt worden sei. Mein zahmer Fuchs, der sonst viel mit lebenden Thieren zu kämpfen hatte, fraß zwar das Fleisch von todten Igeln, wollte aber nicht recht an lebende anbeißen und stand ab, sobald er sich in die Nase gestochen hatte. Ich kann übrigens dennoch den Fuchs nicht ganz von Verdacht frei sprechen, denn einer meiner Freunde, auf dessen Beobachtungen ich mich verlassen kann, hat schon 2mal einen Fuchs mit einem Igel im Rachen schleichen sehn; sie mögen wohl den Igel erwischen, indem sie ihn, wenn er sich's nicht versieht, überrumpeln und an der Nase packen. Für den Hauptfeind des Igels halte ich übrigens jetzt den Uhu. In hiesiger Nähe ist nämlich ein Felsen, auf dem seit einigen Jahren die Uhu's ihr Wesen treiben. Dort habe ich öfter außer dem Mist und den Federn der Uhu's auch Igelhäute und nicht bloß die, sondern auch sogar Stacheln der Igel in dem Gewölle, welches die Uhu's ausspeien, gefunden. Einzelne Stacheln, und zwar nicht ganz wenig, müssen also die Uhu's mit verschlucken. Bei der Härte und Länge ihres

Schnabels und ihrer Krallen werden sie über den Stachelhelden leicht Herr. Vor nicht gar langer Zeit gingen unsre Zöglinge ohnweit Schnepfenthal bei trübem Wetter spazieren; da kam ein Uhu geflogen, der einen großen Klumpen in den Füßen hielt. Sie erhoben ein laut schallendes Jagdgeschrei, und siehe, der Vogel ließ seine Beute fallen; es war ein großer, frisch blutender, noch lebenswarmer Igel. Hunde vermögen den Igel nicht zu überwältigen, denn man sieht dieselben sich oft genug die Schnauze an den Stacheln wund beißen, ohne daß sie dem Igel nur im geringsten schaden können. Am schlimmsten sind die Dachshunde. Auch der Bär kann dem Igel nichts anhaben, ja er muß ihm sogar weichen, wie der norwegische Bischof Pontoppidan erzählt. „Ich will nur dieses davon erinnern," sagt er, „daß sich der Igel in das Lager des Bären schleichet und mit seinen Stacheln dem Wirthe so beschwerlich fällt, daß er, weil er sich an diesem kleinen, unverschämten Gaste nicht rächen kann, sich eben so wohl wie der Dachs nach einer andren Wohnung umsehn muß."

In alten Zeiten benutzte man das Igelfell und es war einer der wichtigsten Handelsartikel, wie man aus folgender Stelle des Plinius, Buch 8, 56, ersieht, wobei ich nur bemerke, daß die Geschichte von seinem Urin eine Fabel ist: „In der Verzweiflung gibt der Igel seinen beizenden Urin von sich, welcher sein Fell sammt den Stacheln verdirbt, weil er weiß, daß man ihn um derentwillen fängt. Die Kunst des Igelfanges verlangt also, daß man ihn erst dann fängt, wenn er sich eben seines Urins entledigt hat, denn nur in diesem Falle ist das Fell vortrefflich, im Gegentheil wird es durch den Urin verdorben, verliert die Haltbarkeit, die Stacheln werden morsch und fallen ab. Durch warmes Wasser zwingt man ihn sich aufzurollen, hängt ihn an einem Hinterbeine auf und läßt ihn so Hungers sterben, weil man nur bei dieser Todesart sein Fell schonen kann. Dieses Thier ist nicht, wie Viele glauben, für's menschliche Leben nutzlos. Wenn seine Stacheln nicht wären, so würden die Sterblichen die Wolle der Schafe nicht benutzen können, denn durch Hülfe des Igelfells wird das Tuch, womit wir uns kleiden, geglättet. Durch Lug und Trug suchen sich Leute den Alleinhandel mit Igelfellen und Reichthum zu verschaffen, obgleich es über keinen Gegenstand mehr Senatsbeschlüsse gibt, und obgleich jeder Kaiser wegen dieser Angelegenheit mit Klagen aus den Provinzen bestürmt wird."

Vierte Gattung:

Spitzmaus. Sorex, Linn.

Die zu dieser Gattung gehörigen Thiere sind häufig, aber da sie klein, nächtlich und unterirdisch sind, so ist die genauere Bestimmung der einzelnen Arten bisher noch sehr mangelhaft gewesen. Hermann Nathusius zu Hundisburg bei Magdeburg hat sich der Mühe unterzogen, die Sache gründlich zu erforschen, und ist so gütig gewesen, mir die wünschenswerthen Angaben mitzutheilen. Was von ihm herrührt, habe ich mit Häkchen „“ bezeichnet.

„Sorex. Vorderfüße mit gekrümmten schlanken Nägeln, schwächer als die Hinterfüße. Augen frei. Kiefer ganz mit Zähnen besetzt (ohne Lücke). Schneidezähne: im Oberkiefer 2 hakenförmig gebogene, an der Basis mit einem Häkchen versehene; im Unterkiefer 2 horizontal stehende. Eckzähne: im Oberkiefer 3, 4, oder 5, im Unterkiefer immer 2. Backenzähne im Oberkiefer 4, im Unterkiefer 3.“

Die Spitzmäuse haben eine lange, spitze, bewegliche Schnauze, kleine, blöde Augen, wenig Verstand, sind meist nächtliche Thiere, welche ihre Hauptwohnung in unterirdischen Höhlen haben. Wo der Boden weich ist, wühlen sie mit ihren schwachen Vorderbeinen recht gerne selbst; wo er aber hart und steinig ist, beziehen sie lieber schon vorhandene Löcher und Ritzen, vorzüglich aber Mauselöcher und Maulwurfsgänge. Wo der Boden dürr und trocken ist, fehlt es ihnen an Nahrung; desto häufiger sind sie an schattigen Orten, wo fette Erde, viel Dünger, viel alte modernde Baumstrünke sind. Ihre Nahrung nehmen sie aus dem Thierreiche, Kerbthiere aller Art und deren Larven und Eier, ganz kleine Säugethiere und Vögel, die noch im Neste liegen, auch todte Thiere verschiedner Art. Sie sind außerordentlich gefräßig. Ich habe öfters die Hausspitzmaus, die weißzähnige, viereckschwänzige und Wasserspitzmaus lebend in Kisten gehabt; mit Fliegen, Mehlwürmern, Regenwürmern u. dergl. sind sie fast gar nicht zu sättigen; ich mußte jeder täglich eine ganze todte Maus, oder Spitzmaus, oder ein Vögelchen von derselben Größe geben. Sie fressen, so klein sie sind, täglich ihre Maus auf und lassen nur Fell und Knochen übrig. So habe ich sie oft recht fett gemästet; läßt man sie aber im geringsten Hunger leiden, so sterben sie. Ich habe dagegen auch versucht, ihnen nichts als Brod, Möhren, Rüben, Birnen, Hanf, Rübsamen, Kanariensamen, Mohn u. dergl. zu geben, aber sie verhungerten lieber, als daß sie anbissen.

Bekommen sie mit Fett gebacknen Kuchen, so beißen sie dem Fett zu Liebe an. Ihr biegsames Näschen ist fast unaufhörlich damit beschäftigt, nach Nahrung herum zu schnuppern; dem Sinne des Gesichts scheinen sie gar nicht, und fast nur dem des Geruchs zu folgen. Sehr oft sind mir lebendig gefangene, wenn ich sie frei lassen wollte, wieder in die Falle zurück gelaufen, weil diese den Spitzmausgeruch an sich hat. Ihre Euter stehn an Brust und Bauch, zusammen 6 bis 10 Zitzen; die Jungen werden nackt, mit geschlossenen Augen und Ohren geboren. Alle Spitzmäuse scheinen die zwitschernde Stimme mit einander gemein zu haben, geben dieselbe gewöhnlich von sich, wenn man sie mit der Hand faßt, und suchen sich dann durch Bisse zu wehren, durchdringen aber die Haut kaum oder gar nicht. Ihr Biß hat durchaus nichts Giftiges. Ein eigner bisam- oder urinartiger Geruch ist ihnen, wenigstens den Männchen, eigen, und kommt aus kleinen, an der Seite des Leibes stehenden Drüsen. Ihr Fleisch muß nicht recht wohlschmeckend sein, denn so unendlich viel Feinde die eigentlichen Mäuse auch haben, so wenig Feinde der Spitzmäuse sind bekannt. Hunde, Katzen, Füchse, Marder beißen sie zwar todt, fressen sie aber nicht; die Kreuzotter dagegen lobt sich einen Spitzmausschmaus. Wahrscheinlich beißen sie sich oft gegenseitig todt und fressen einander wenigstens die Jungen weg. Ich habe sie manchmal im Freien in so wüthende Kämpfe verwickelt gefunden, daß ich sie mit Händen greifen konnte. Finden sie eine in einer Falle gefangne Spitzmaus oder Maus, so machen sie sich augenblicklich dran, selbige anzufressen. Man kann sie als sehr nützliche Thiere betrachten und sollte froh sein, wenn man sie im Garten hat, wo sie nie durch Wühlen lästig werden und sehr viel Ungezieferer vertilgen.

„**a)** Zahnspitzen weiß; oben 3 Eckzähne; der hintere Haken der Vorderzähne im Oberkiefer kleiner als der erste und der dritte Eckzahn; Vorderzähne im Unterkiefer mit glatter Schneide; einzelne längere Schwanzhaare."

„Die **Haus-Spitzmaus**, S. Araneus, L." S. Bild 11. Franz. la Musaraigne commune. „Schwanz länger als der halbe Körper; Unterleib grau; Farbe der Ober- und Unterseite allmälig in einander übergehend; Rückenfarbe braungrau bei den Alten, graubraun bei den Jungen. 14 Rippen. Länge des Körpers 2 Zoll, 6 bis 10 Linien; des Schwanzes 1 Zoll, 5 bis 6 Linien. Scheint in Deutschland überall vorzukommen, ist aber keineswegs die gemeinste."

Bei Schnepfenthal ist sie zwar lange nicht so häufig wie die viereckschwänzige, ist aber doch die bekannteste, weil sie am häufigsten in und bei Häusern vorkommt. Da sie, wie alle Spitzmäuse, weder im Klettern noch im Springen geschickt ist, so findet man sie auch selten hoch oben im Hause, dagegen oft in Kellern. Hat sie sich einmal von ihrem Wohnsitze verlaufen, so läuft sie gewöhnlich zwitschernd und ängstlich umher.

„Die **weißzähnige** Sp., S. leucŏdon, Hermann. Schwanz kürzer als die halbe Körperlänge; Farbe des Ober- und Unterkörpers scharf geschieden, oben röthlichbraun bei den Alten, dunkler mit Grau gemischt bei den Jungen, unten weiß; der Schwanz ebenfalls oben braun, unten weiß. Größe der des Sorex Aranĕus gleich, doch ist sie etwas schlanker. 13 Rippen. In allen Gegenden Deutschlands."

Bei Schnepfenthal ist sie eben nicht selten; doch habe ich innerhalb 3 Jahre nur etwa 40 gefangen. In der Gefangenschaft ist sie wegen ihrer schlanken Gestalt, ihres muntren Wesens, ihres vorzüglich langen und beweglichen Schnäuzchens und ihrer schönen Farbe sehr niedlich. Man kann sie Jahre lang in einer Kiste haben. Die Spitzmäuse nagen zwar, um sich zu befreien, am Holze ihres Gefängnisses, doch nicht bedeutend, und um so weniger, je mehr man ihnen weiche Dinge gibt, worin sie sich verkriechen und wärmen können. Zuweilen dringt auch diese Art in die Häuser ein.

„**b)** Wie a), aber 4 Eckzähne im Oberkiefer."

„Die **etrurische** Sp. S. etrūscus, Savi. Das kleinste aller jetzt bekannten Säugethiere. Ohren groß und ganz aus den Haaren hervorstehend; Farbe bräunlichgrau, unten heller. Länge des Körpers 1 Zoll, 8 bis 9 Linien; des Schwanzes 1 Zoll. Der Rüssel sehr gestreckt. Das ganze Thier sehr schlank und zart. Nur in Italien gefunden."

Savi fand sie zu Pisa, wo sie im Winter vorzüglich in Misthaufen wohnt, weil sie wenigstens 8 Grad Wärme bedarf, wenn sie nicht erstarren und erfrieren soll. Sie scheut das Licht sehr, zwitschert viel, hat in der Schnauze und deren langen Schnurrhaaren ein sehr feines Gefühl, nährt sich von Fliegen, Heuschrecken, Ohrwürmern, Spinnen u. s. w., will aber keine Regenwürmer oder Schnecken angehn. Thut man ihrer viele zusammen, so fressen sie sich ohne Barmherzigkeit einander auf, wenn man ihnen sonst auch noch so viel zu fressen gibt. Bei unseren deutschen Spitzmäusen habe ich nur dann bemerkt, daß sie sich einander tödten, wenn es

ihnen an hinreichender Nahrung gebricht, was freilich bei ihrem ewigen Hunger leicht geschieht.

„c) Alle Zahnspitzen braun; im Oberkiefer 5 Eckzähne; der hintere Haken der Vorderzähne im Oberkiefer so groß als der erste und der fünfte Eckzahn; Vorderzähne im Unterkiefer mit gezähnelten Schneiden; Haare des Schwanzes gleich lang.“

„Die **viereckschwänzige** Sp. S. vulgāris, L. S. tetragonūrus. Farbe des Rückens ein mehr oder weniger dunkles, schwärzliches Braun, mit einem besondern Glanz; Seiten braungelb; Unterleib weißgrau. Länge des Körpers $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{3}{4}$ Zoll; Schwanz kürzer als der Körper ohne Kopf. Augen in der Mitte zwischen Nasenspitze und Ohröffnung. Scheint überall, in Deutschland, Frankreich, Schweden, verbreitet.“

Diese ist bei Schnepfenthal die allergewöhnlichste. Ich habe deren binnen 3 Jahren etwa 250 gefangen. Die Exemplare zeigen manchen, jedoch immer nur unbedeutenden Unterschied. Bald ist die Schnauze etwas länger und dünner, bald etwas kürzer und dicker; bald hat die Schnauze einen deutlichen, von der Stirn kommenden Haarkamm, bald nur einen undeutlichen; bald ist das Körperhaar etwas länger, bald kürzer; bald die Farbe heller, bald dunkler. Der Schwanz ist nicht rund, sondern stumpf-viereckig, oben wie der Rücken, unten wie der Bauch gefärbt. Bei Alten sind die Schwanzhaare, bevor sie sich hären, zuweilen fast ganz abgeschabt. Bei recht Alten sind auch die schönen braunen Zahnspitzen mitunter so stark abgenutzt, daß gar keine Spur davon bleibt. Dieses Thierchen findet sich bei uns eben sowohl auf den Höhen der Berge, als an deren Abhängen und im Thale. Die Ufer der Bäche und Teiche bewohnt es gern, doch habe ich es nie schwimmen sehn. Es ist mir immer etwas räthselhaft, woher diese Spitzmaus, wie auch die andern, alle Nahrung bekommen, um ihren hungrigen Bauch zu sättigen. Im Sommer mag's sein; aber im Winter? Auf dem Schnee hüpfen z. B. die Waldmäuse, wer weiß wie weit herum; die Feldmäuse haben meist mehrere Löcher, gehn unter dem Schnee oft ziemlich weit und wühlen geschickt unter der Erde. Die Spitzmaus aber hat nur höchstens 2 bis 3 nahe beisammen liegende Löcher und tritt sich im Schnee von einem zum andern eine Bahn, von der sie nie abweicht. Sie muß also ihre Nahrung ganz unter der Erde suchen und benutzt, da sie doch nicht stark graben kann, ohne Zweifel Mause- und Maulwurfslöcher, um in diesen weit umher zu gehn und die hineinfallenden Regenwürmer und Engerlinge zu verzehren. Eine Folge ihrer

Gefräßigkeit ist es auch wohl, daß, außer der Paarungszeit, in jedem Loche in der Regel nur Eine wohnt.

„Die **Zwergspitzmaus,** S. pygmaeus, Pallas. Sehr ausgezeichnet durch den langen, spitzigen Rüssel, den dicken, lang behaarten und langen Schwanz, der so lang ist als der Körper ohne den Kopf. Die Augen stehn hinter der Mitte zwischen Nasenspitze und Ohröffnung. Farbe des Oberkörpers dunkel-braungrau mit Goldschimmer; unten weißgrau. Diese Farben gehen allmälig in einander über. Länge des Körpers 1 Zoll, 8 bis 9 Linien; des Schwanzes 1 Zoll, 4 bis 5½ Linie. Von Pallas am Jenisei entdeckt. In Deutschland hat man sie in Schlesien, Mecklenburg, Thüringen, Baiern und bei Magdeburg gefunden, sie scheint aber überall seltner als die andern Arten.“

Bei Schnepfenthal habe ich binnen 3 Jahren etwa 27 Exemplare, meist an nördlichen Bergabhängen, gefangen. Es ist ein äußerst kleines, niedliches Thierchen, das man auf den ersten Blick durch den langen, länger behaarten Schwanz von den andren Arten unterscheidet. Bis jetzt habe ich noch nie an demselben Loche kurz hinter einander 2 gefangen, obgleich ich nie versäumt habe, doppelte Fallen zu stellen, wo ich diese kleine Beute erhascht hatte, ein Beweis, daß das Thierchen ein einsiedlerisches Leben führt. Ich habe es mitunter an so kleinen Löchern gefangen, daß es dieselben selbst gewühlt zu haben schien, und zwar in recht lockerem, klüftigem Erdboden, öfters habe ich es aber auch vor Löchern gefangen, an denen ich in der Nacht zuvor eine andre Spitzmaus oder Maus gefangen hatte; auch in Töpfen, welche ich unter stark befahrnen Maulwurfsgängen eingegraben hatte, wo Maulwürfe, allerhand Spitzmäuse, Mäuse und Kröten hausirten. Höchst wahrscheinlich ist sie aus dem Grunde so selten, weil sie von Maulwürfen und andren Spitzmäusen verzehrt wird. Leider ist es mir nie gelungen, sie lebendig in meine Gewalt zu bekommen; auch in lebendig fangenden Fallen lag sie, bei voller Nahrung, immer todt. Junge habe ich nie gesehn; sie waren immer mehr als halbwüchsig, kommen also wohl nicht leicht früher über die Erde. In Häusern kommt das Thierchen nur selten vor und ich war um so mehr verwundert, als ich ein solches (am 18. März 1839) in dem meinigen, und zwar 4 Treppen hoch, in einer Falle fing.

„**d)** Zahnspitzen braun; Eckzähne im Oberkiefer 4. Schneiden der Vorderzähne im Unterkiefer mit Einem Höcker. Füße und Zehen mit Reihen steifer Borstenhaare. Unterseite des Schwanzes mit einem Kiel von langen Haaren. Wasserthiere.“

„Die **Wasserspitzmaus**, S. fodiens, Schreb. S. Daubentonii. Länge des Körpers 3 Zoll; des Schwanzes 2 Zoll, 5 Linien. Farbe des Oberkörpers ziemlich rein schwarz; des Unterkörpers fast rein weiß, zuweilen mit einem gelblichen Anflug und einem schwärzlichen Fleck auf der Brust und unter dem Schwanze. Wird in den meisten Ländern Europa's angegeben.“

Dieses wirklich schöne Thier ist allgemein bekannt und auch hier nicht selten. Sie bewohnt die Ufer der Gewässer, entfernt sich jedoch auch mitunter davon, so daß ich sie über 100 Schritt weit vom Wasser mehrmals gefangen habe; ja sie dringt auch zur Winterzeit in die Keller nahe am Wasser liegender Häuser. Da die Ufer meist weich und mit Wurzeln durchwachsen sind, so ist es ihr leicht, nach Belieben Löcher zu finden oder zu graben. Sie treibt ihre Geschäfte weit mehr als die andern Spitzmäuse am Tage und ich habe sie daher nicht selten im Wasser schwimmen, oder auf dessen Boden herumlaufen sehn. Dabei bleibt ihr sammtartiges Fellchen immer trocken. Bedeutende Unterschiede, mit Ausnahme der bald größeren, bald kleineren, bald fehlenden schwarzen Flecken auf der Brust und unter'm Schwanze habe ich an den einzelnen Exemplaren kaum wahrgenommen, und erwähne nur, daß ich einzelne gefangen, die eine etwas dickere Schnauze als gewöhnlich, andre, die an jedem Ohr ein weißes Fleckchen, und eine, die an jedem Auge (aber nicht am Ohr) ein weißes Fleckchen hatte. Das äußere Ohr ist klein, im Pelze fast verborgen, der Gehörgang kann durch 3 Klappen beim Tauchen geschlossen werden. Auch bei ihr nutzen sich die Zähne so ab, daß im Alter die braunen Spitzen zuweilen ganz verschwinden. Ihre Nahrung sucht sie großentheils im Wasser, und sie besteht hauptsächlich in Insekten und deren Larven, Blutegeln, Roßegeln, wovon ich kleinere noch ganz, und also nicht zerkaut, in ihrem Magen gefunden habe, Fischeiern, jungen Fischen, ja zuverlässige Leute versichern gesehen zu haben, wie sie sich selbst an großen Karpfen festsetzt und ihnen die Augen ausnagt. In der Gefangenschaft habe ich sie oft lange gehabt und mit allerlei Insekten, Regenwürmern, todten Mäusen, kurz wie andre Spitzmäuse gefüttert, und sie ist fast noch gefräßiger. Oft kann man sie mit der bloßen Hand fangen, wenn man sie schwimmen sieht; sie beißt dann wüthend, jedoch kaum durch die Haut, und zwitschert und schwirrt dabei sehr stark. Thut man sie dann in eine Kiste, so gibt sie oft einen leisen, mir aber sehr angenehmen Ton von sich, welcher dem feinen Geriesel einer Quelle recht ähnlich ist.

Den alten Aegyptiern müssen die Spitzmäuse heilig gewesen sein, denn man findet noch jetzt in ihren Grüften die Mumien einiger in jenen Gegenden lebender Arten, wie Sorex indĭcus, crassicaudus, religiōsus.

Fünfte Gattung:

Maulwurf. Talpa, Linn.

Schneidezähne $\frac{6.}{8.}$; Eckzähne stark vortretend, $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$; Backenzähne $\frac{7.\ 7.}{6.\ 6.}$ Arm sehr kurz, Vorderfüße weit stärker als die Hinterfüße, mit verwachsenen Zehen und starken, langen Nägeln. Schwanz kurz. Augen und Ohren im Pelz versteckt. Das Brustbein hat, wie bei den Vögeln und Fledermäusen, einen Vorsprung, an den sich die starken Brustmuskeln anlegen; auch die Nackenmuskeln sind äußerst stark.

Der **gemeine Maulwurf**, T. europaea, L. S. Bild 12. Franz. la Taupe commune. Schnauze rüsselartig, etwas über die Vorderfüße hinausragend; beim Wühlen bohrt er damit vorweg, wovon er seinen Namen hat; Haar fein und schwarz; man findet auch weiße, weiß gefleckte, gelbe, graue. Sein schwarzes Auge ist kaum so groß wie ein Mohnkörnchen, vom Haare überdeckt, und man bekommt es, wenn man es nicht gerade durch Zurücklegen der Haare aufsucht, nur dann zu sehn, wenn er im Sterben begriffen ist, wo er von Zeit zu Zeit gewöhnlich den Haarkreis rings um das Auge zurückschlägt. Die unteren Schneidezähne haben vorn eine in der Mitte beginnende, schief nach unten verlaufende flache Längsfurche. Länge bis zum Schwanze etwa 5 Zoll, des Schwanzes 1 Zoll. Dieses unterirdische, das gemäßigte und nördliche Europa, so wie Sibirien bis zum Lena bewohnende Thier, dem seine Augen kaum dazu dienen können, ihm anzuzeigen, ob er in Licht oder Dunkelheit ist, riecht desto feiner und fühlt die geringste Erschütterung. Er kommt nur selten über die Erde, hat aber unter derselben eine Menge runde Gänge, die er mit großer Schnelligkeit gräbt. Dies sind theils Hauptgänge, welche Jahre lang oft von vielen Maulwürfen, zugleich auch von Mäusen, Spitzmäusen und Kröten, Molchen und Eidechsen gemeinschaftlich befahren werden, theils Nebengänge, die er dahin gräbt, wo er gerade einen fetten Schmaus erwartet. Bei großer Hitze und starkem Froste sind die Regenwürmer tief; dann gräbt er auch tief. Im Winter bei hohem Schnee macht er

sich ein besonderes Vergnügen daraus, zwischen diesem und der Erde herum zu reiten. Wo er recht hohe Haufen aufwirft, da kreuzen sich in der Regel mehrere Gänge und nicht gar weit davon ist in einer Tiefe von $\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß ein etwa $\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser haltendes, 3 Zoll hohes Gewölbe, dessen Wände, wie die der Hauptgänge, ganz glatt gedrückt sind. Es ist mit Laub, Moos, Gras, die über der Erde geholt sind, und zarten Wurzeln ausgefüllt. Sein Lieblingsaufenthalt ist ein recht fetter, tüchtig gedüngter Boden, und er gräbt auch oft weit durch zähen, steinigen Thonboden durch, um von einem fetten Plätzchen zum andern zu gelangen. Er bewohnt oft in Menge Wiesen, die jährlich mehrere Wochen unter Wasser gesetzt werden; er weicht, sobald das Wasser kommt, und zieht wieder ein, sobald es weg ist. Er schwimmt auf Inseln hinüber, die in Teichen oder Flüssen liegen, um sich dort anzusiedeln; er wühlt unter Mauern, Häusern und Bächen durch. Um ihn beim Fressen zu beobachten, habe ich mehrmals lebendige in Kisten gethan; gibt man ihnen wenig Erde hinein, so müssen sie wohl oben auf bleiben, und da sie eben so ungeheuer gefräßig sind, wie die Spitzmaus, so machen sie auch, wenn sie sonst gesund sind, wenig Umstände und langen zu. Sie fraßen todte Maulwürfe, todte Mäuse und Spitzmäuse, kleine Vögel, auch andres Fleisch, selbst gekochtes, doch nicht so gern, Schmetterlinge, Fliegen, Mehlwürmer, Käfer, Tausendfüße, Schnecken, Blindschleichen, kleine Ringelnattern, Frösche; aber Brod, Semmel, Möhren, überhaupt Pflanzenkost will er nicht. Vorzüglich gern mag er Regenwürmer; er packt dann das eine Ende des Wurmes mit den Zähnen, und streift, während er frißt, mit beiden Vorderfüßen den Schmutz von ihm ab. Gibt man ihm ein lebendes Thier, vor dem er sich fürchtet, wie z. B. einen recht stark mit den Flügeln schlagenden großen Nachtschmetterling, eine große Blindschleiche, mittelmäßige Ringelnatter, einen kleinen Vogel, so kommt er alle Augenblick herbei, gibt dem Thier einen Biß und verschwindet schnell wieder in der Erde oder unter dem Moose. Endlich wird er immer dreister und packt zuletzt fest zu. Hat er sich recht satt gefressen, so legt er sich hin und ruht. Er frißt des Tags etwa so viel, als er wiegt. Hat er Nahrungsmittel genossen, die nicht recht saftig sind, so trinkt er auch Wasser. Thut man mehrere Maulwürfe lebendig zusammen und gibt ihnen keinen Ueberfluß an Nahrung, so beißt einer den andren todt und verzehrt ihn. Oeffnet man einen frisch gefangenen, so findet man seinen Magen immer von zerkauter Nahrung ganz ausgestopft. Das Weibchen hat sechs Zitzen und be-

kommt zwischen Mitte Aprils und dem August, am öftersten jedoch im Frühjahr, 3 bis 7 nackte Junge von der Größe einer arabischen Bohne. Die Ohren derselben sind geschlossen, die Augen ebenfalls, und letztere sieht man nur als schwarze Pünktchen unter der Oberhaut. Maulwürfe werden, wie es scheint, von allen Thieren gern gefressen, welche Mäuse verzehren; hier sollen deren nur 4 namhaft gemacht werden: der Storch lauert ihnen auf, wenn sie wühlen, fährt mit dem Schnabel hinein und verschluckt sie ganz; der Bussaar lauert ihnen eben so auf, holt sie aber mit den Krallen hervor; das Wiesel geht in ihre Löcher und fängt sie, und die Kreuzotter thut desgleichen. Sehr geschickt in der Kunst, Maulwürfe beim Aufstoßen herauszuwerfen, sind auch die Hunde, welche man Pintscher nennt; sie fressen aber ihre Beute nicht.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Maulwurf durch Vertilgung der Regenwürmer, Schnecken und Engerlinge unberechenbaren Nutzen bringt; andrerseits thut er aber auch da bedeutenden Schaden, wo er Dämme durchlöchert, Gärten durchwühlt, Wiesen durch seine Haufen uneben macht, und durch seine Gänge eine Menge Wurzeln verdirbt. Er muß an solchen Orten schonungslos weggefangen werden, und statt seiner dienen zu demselben Zwecke der Igel, die Spitzmaus, die Eidechse, der Frosch, und, wo es angeht, Hühner, Enten und andre dem Ungeziefer nachstellende Vögel. Die Entschuldigung, daß er den Boden auflockert und dem Regenwasser Eingang verschafft, hilft ihm nichts, denn das erstere thut der Frost und die Egge tausendmal besser und das letztere wird auch ohne seine Hülfe vom Boden und zwar viel gleichmäßiger eingesogen. Um ihn zu fangen, bedient man sich 1) eigens dazu gefertigter eiserner Zangen, die man in seine Löcher schiebt und worin er sich fängt, wenn er sorglos vor sich hinreitet; dabei muß von oben Alles so gut wieder zugedeckt sein, daß keine Luft eindringt; 2) fängt man ihn in Töpfen, die man unter Hauptgängen, die man auch wieder gut zudeckt, eingräbt. Sitzt einer im Topf, so werfe man ihm tüchtig viel Futter hinein, dann wird man oft noch viele, die zur Gesellschaft herbeikommen, erhaschen. 3) Man öffnet einen Gang; sobald er die eindringende Luft merkt, kommt er herbei, um die Oeffnung mit Erde zu verstopfen; er stopft sie aber gegen einen dort aufgestellten Selbstschuß und bringt sich unversehens selbst um's Leben. Den Selbstschuß lade man, ohne Schrot, mit bloßem Pulver; es tödtet ihn auch, und setzt nicht Menschen in unnütze Gefahr. 4) Man lauert ihm auf, wenn er aufstößt, oder ein geöffnetes Loch verstopft, und erschießt ihn von Wei-

tem mit der Flinte, doch darf der Boden nicht steinig sein, sonst könnten die Schroten zurückprallen. 5) Man hackt ihn in dem Augenblicke aus, da er aufstößt; die Hauptsache dabei ist, daß man sich vorher äußerst leise naht und ruhig verhält, denn er fühlt jede Erschütterung durch den Tritt und ist äußerst scheu. 6) Statt ihn auszuhacken, kann man auch ein mit langen eisernen Spitzen besetztes Bret, das an einem Stiele steckt, einschlagen. 7) Vortrefflich sind die sogenannten Springfallen, deren sich die Maulwurfsfänger bedienen. Beschreiben lassen sie sich nicht gut; man muß sie selbst besehn, dann sind sie leicht zu machen. Die Hauptkunst dabei ist, die Hauptgänge der Maulwürfe zu finden, welche sich dadurch verrathen, daß das Erdreich über ihnen etwas eingesenkter und das Gras etwas gelber ist. Tritt man einigemal die Erde ein und sie wird wieder emporgehoben, so ist das das sicherste Zeichen vom Dasein des Maulwurfs. Man sticht dann ein Stück Rasen aus, so daß der offne Gang nach beiden Seiten hin zu sehn ist, steckt dann einen biegsamen Stock hinter das eine Loch, beugt ihn nieder, schiebt eine daran hängende Drahtschlinge durch einen Einschnitt, den man durch den Rasen gemacht hat, in das Loch, verstopft die Mündung des Loches mit einem Rasenstücke und stellt vor dieses einige Stellhölzer, an denen die Spitze des Stockes durch einen Bindfaden befestigt ist. Der Maulwurf kommt, kriecht in die Drahtschlinge und geräth mit seiner Nase an das das Loch stopfende Rasenstück; er stößt es weg; die Stellhölzer fallen um, der Stock schnickt empor, die Schlinge faßt das schwarze Männchen und zieht es gegen die Erde fest an. Auf der andern Seite, an der andern Mündung des aufgegrabnen Loches stellt man eine eben solche Falle, weil auch von dort ein Maulwurf kommen kann. Will man den Maulwurf schießen oder aushacken, so kann man ihn bei dürrer Witterung oft dadurch an ein bestimmtes Fleck ziehn, daß man es begießt. Den schlimmsten Unfug treibt der Maulwurf an Stellen, wo man in festem Boden einzelne Löcher (z. B. für Bäume) oder lange Gräben (z. B. für Zäune) mit lockerer, fetter Erde frisch gefüllt hat. Vorzüglich sind ihm solche Zaungräben angenehm, wenn sie um einen großen Garten in die Runde gehn. Er durchreitet sie da so arg, daß an ein Aufkommen der jungen Bäumchen oder Sträuche gar nicht zu denken ist. Ich habe alle möglichen Mittel versucht, (stinkende Fische oder Krebse in die Löcher gesteckt, hinein geschossen, Bretерchen in den Graben quer eingesetzt u. s. w.) aber Alles vergeblich, bis ich auf den Gedanken kam, an solchen Orten kleingehackte Weiß-

dorn= oder Stachelbeerzweige mit recht vielen spitzigen Dornen in Masse eingraben zu lassen. Da hat der Unfug bald ein Ende; er sticht sich einen Dorn in die Nase und stirbt.

Die Felle der Maulwürfe werden bei uns gar nicht geachtet, nach China aber werden viele von Rußland aus gesandt und dort als Pelzwerk benutzt.

Der **blinde** M., T. caeca, Savi. Die Augen dieses, bis jetzt nur in Italien und Frankreich gefundenen Maulwurfs sind unter der Körperhaut, welche nur von einem engen, schiefen Kanal durchbohrt ist, ganz versteckt. Die unteren Schneidezähne sind vorn stark gewölbt. Uebrigens ist das Thier dem gemeinen Maulwurf ganz ähnlich.

Dritte Familie der Fleischfresser:

Raubthiere. Ferae.

Jederseits oben und unten ein starker, vortretender Eckzahn; oben und unten 6 Schneidezähne, die mittelsten kleiner als die seitlichen. Die zunächst hinter den Eckzähnen stehenden zusammengedrückten Backenzähne heißen Lückenzähne; darauf folgt der größte, breite, mehrspitzige Backenzahn, welcher Reißzahn (Fleischzahn) heißt; hinter diesem 1 bis 3 höckrige, welche Höckerzähne (Mahlzähne) heißen. Die Euter liegen an Brust und Bauch.

Die Seeotter hat in der Unterkinnlade nur 4 Schneidezähne; die Küstenthiere weichen in Zahl und Gestalt der Backen= und Schneidezähne ab.

Die Raubthiere zerfallen in 3 Gruppen: 1) Sohlengänger; 2) Zehengänger; 3) Küstenthiere.

Erste Gruppe der Raubthiere:

Sohlengänger. Plantigrădae.

Sie treten mit der ganzen Fußsohle, welche haarlos ist, auf.

Sechste Gattung:

Bär. Ursus, Linn.

Lückenzähne $\frac{3.\ 3.}{3.\ 3.}$, klein und leicht ausfallend; Reißzahn wenig hervortretend; Höckerzähne $\frac{2.\ 2.}{3.\ 3.}$. Es sind große, plumpe Thiere mit

kurzem, im Pelze verstecktem Schwanze. Betrachtet man das Gebiß der Bären und sieht die dicken, höckerigen, aber nicht mit scharfschneidenden Spitzen versehenen Backenzähne, so findet man hierin schon die Andeutung, daß diese Thiere nicht bloß vom Fleisch, sondern auch von allerlei Pflanzen leben. Nur Eine Art ist darunter, welche auf bloße Fleischnahrung hingewiesen ist, nämlich der Eisbär, dem seine Heimath wenig oder gar keine Pflanzen bietet; sein Reißzahn tritt aber auch weit mehr hervor als bei allen andren Arten. Bevor die Feuerwaffen erfunden wurden, sind die Bären in waldigen und felsigen Gegenden ganz Europa's, Asiens und Amerika's (vorzüglich Nord-Am.) sehr häufig gewesen. Afrika scheint nie Bären erzeugt zu haben, mit Ausnahme der nördlich von der Sahara liegenden Strecke, welche zur Zeit der alten Römer vielleicht sehr bärenreich gewesen ist und auch jetzt noch in felsigen Gegenden diesen Raubthieren zum Aufenthalte dienen soll. Ueberall, wo Menschen wohnen, wird den Bären hart zugesetzt, denn einerseits thun sie an Feldern, Gärten und Vieh bedeutenden Schaden, andrerseits haben sie gutes Fleisch und Fett, ein herrliches Fell, und endlich sind sie leicht zu erlegen, weil sie im Sommer dreist, im Winter aber schlaftrunken sind. Das Fett benutzt man gern zu Pomade. Die Felle werden zu Schlitten- und Satteldecken, so wie zu Grenadiermützen sehr gesucht.

Der **braune Bär** (Betz), Ursus Arctos, L. (U. norvegicus, pyrenaïcus, collāris). Franz. l'Ours brun d'Europe. Schnauzenrücken gleichmäßig (ohne Absatz) zum Scheitel ansteigend; Stirn allseitig gewölbt. Der letzte obere Backenzahn nicht kürzer als der vorhergehende. Die Farbe des ganzen Thieres ist in der Regel braun; das Haar in der Jugend mehr wollig, im Alter mehr schlicht. Es gibt auch graue, fast gelbe, und braune mit Silberglanz. Im ersten Jugendkleide hat er gewöhnlich ein weißes Halsband, welches bei einigen für immer bleibt. Er kann bis 6 Fuß lang, über 400 Pfund schwer, und 47 Jahre alt werden. Früher hat er wohl ganz Europa bewohnt; jetzt findet man ihn noch in den Gebirgen und Wäldern des nördlichen Europa's, einzeln auch in einigen Gegenden der Schweiz, z. B. Graubünden, Wallis, in Savoyen, Kärnthen, Tirol, den Karpathen und Pyrenäen. In Asien ist er weit verbreitet. Die Bären, welche bei uns für Geld gezeigt werden und tanzen müssen, kommen in der Regel vom südlichen Abhange der Alpen oder aus dem östlichen Theile der Karpathen; jedoch sind sie nach den Erkundigungen, welche ich auf meiner Reise durch die Kar-

pathen im Sommer 1850 eingezogen, dort und in manchen Theilen des ungrischen Erzgebirges jetzt weit häufiger als in der Schweiz. Man fängt sie jung ein und füttert sie hauptsächlich mit Brod, gekochten Kartoffeln, Hafer; das Gehen auf den Hinterfüßen wird ihnen, wegen der breiten und langen Sohle, nicht schwer, es ist aber auch fast Alles, was sie zu lernen im Stande sind. Manche wollen auch das nicht begreifen und müssen deswegen während der Lehrstunden auf eine heiße Platte gestellt werden, welche rings von glatten Wänden umgeben ist; um sich nicht zu verbrennen, heben sie die Vorderbeine empor und hüpfen mit den Hinterbeinen munter und anhaltend in die Höhe; dabei wird getrommelt und gepfiffen, und so gewöhnen sie sich allmälig, sobald sie diese Töne hören, sich aufzurichten und zu tanzen. Im Alter werden sie gewöhnlich boshaft und ihre Führer greifen dann, um sich zu sichern, zu dem grausamen Mittel, daß sie ihnen das Licht der Augen rauben. Fragt man sie, warum der Bär blind sei, so bekommt man zur Antwort: die Bären würden im Alter leicht von selber blind. Das einzige Mittel, einen Bären, der nicht ganz schlimm ist, zu lenken, ist ein durch seine Nase gezogener eiserner Ring.

In England, Frankreich, Spanien (mit Ausnahme der Pyrenäen), dem mittleren und nördlichen Deutschland gibt es schon längst keine Bären mehr. Auf dem thüringer Walde ist der letzte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Nähe der Katzhütte erlegt worden, der letzte im Herzogthum Gotha aber auf dem wintersteiner Revier vom Büchsenmacher Hans Löfler im Jahr 1686. In demselben Jahre hatte auf dem gothaischen Reviere Stutzhaus der Förster Großgebauer, Urgroßvater des neulich in Gräfenhain bei Ohrdruf gestorbenen Försters Großgebauer, ein Abenteuer mit einer Bärin. Von Bären war ihm auf seinem Reviere nie eine Spur vorgekommen; da hört er einmal, als er ruhig durch den Wald wandelt, ein Lärmen und Poltern im Fichtendickicht, und siehe, da er sich nahet, es sind 2 junge Bären, die sich lustig mit einander balgen und spielen. Eine gute Beute! so denkt er, geht hin und will den einen beim Schopfe nehmen; aber da rauscht und brummt es plötzlich durch die Büsche, die alte Bärin hat ihn bemerkt und stürzt wie rasend auf ihn los, so daß er kaum noch Zeit hat, sich auf eine dünne Fichte zu schwingen. Zu seinem Glücke schlägt ihm ein Ast die Mütze vom Kopfe, die Bärin packt das Ding und läßt daran ihre blinde Wuth mit Zausen und Beißen aus. Bald aber sieht sie ein, daß sie nicht den eigentlichen Feind bearbei-

tet, sie richtet sich empor, greift nach dem Förster, der wegen der Schwäche des Baumes nicht hoch hinauf kann, erreicht auch dessen Fuß, packt zu, faßt aber mit den Krallen nur den Kamaschensteg und dieser zerreißt. Der Förster zieht seine Beine, so hoch er kann, empor und ruft laut um Hülfe. Die Bärin, welche ihn so nahe sieht, reckt sich so hoch als möglich empor, wiederholt von Zeit zu Zeit ihre Versuche und setzt ihre Belagerung eine gute Stunde lang fort, während der Förster immerfort um Hülfe ruft. Endlich hören ihn 2 Leute, eilen hinzu und gehen ohne Umstände mit ihren Stöcken auf das Raubthier los. Dieses entflieht; die Jungen hatten sich schon vorher aus dem Staube gemacht, und alle 3 waren, als der Förster seine Waffe geholt hatte und mit starker Begleitung ausgerückt war, aus der Gegend verschwunden. Die von dem Förster selbst gemachte Abbildung und Beschreibung dieses Vorfalls hat in der großgebauer'schen Familie fortgeerbt und ich habe ihr die Erzählung entnommen.

Zur Zeit, wo es noch auf dem Fichtelgebirge Bären gab, hatte man dort eine Falle in Gestalt eines Häuschens mit einer Fallthür, und es befindet sich noch jetzt in der Naturaliensammlung der Universität Erlangen ein in derselben gefangener Bär. Dieselbe Falle hat sich übrigens noch mehr durch einen andren Fang, den sie einmal zufällig gethan, berühmt gemacht. Es hatten nämlich 2 Kapuziner-Mönche, mit Zweck und Einrichtung des Häuschens unbekannt, bei einem Gewitter ihre Zuflucht darin gesucht; die Thür war niedergefallen und hatte die Mönche eingesperrt.

Auf der Festung bei Koburg befinden sich 2 aus Ungarn stammende Bären in einem von hohen festen Mauern umschlossenen Raume, wo sie hauptsächlich mit Brod gefüttert werden. Aus Fenstern kann man bequem hinab sehen und es finden sich immer viel schaulustige Menschen ein. Diese wissen, daß die Bären gern Papier fressen, bringen daher ganze Bogen mit, lassen sie hinab fliegen, und haben ihren Spaß daran, wie sich die plumpen Thiere emporrichten und die leichte Beute gierig aus der Luft schnappen und dann verschlingen. Auch ich habe besagte Bären mit Papier gefüttert.

In der Schweiz gibt es immer noch Gegenden, wo die Bären Unfug stiften. Als ich im Jahre 1837 im bündner Oberlande über Dissentis nach den Quellen des Rheins ging, war in jener Gegend soeben ein Mann begraben worden, dem die Bären den Tod gebracht hatten. Es war ihm nämlich im Thale Medels

plötzlich eine Schaar von 6 Bären in den Weg getreten, er hatte die Flucht ergriffen und war in Folge der Anstrengung noch selbigen Tages gestorben. Ein Jäger von Medels hatte darauf einen der Bären geschossen und die übrigen waren in dem Felsengebirge verschwunden. Es geschieht dort jährlich durch die Bären viel Schaden an Ziegen, Schafen und Kühen, namentlich im Thale Medels und über St. Jakob an der Oberalp. In demselben Jahre fand ich auch im engadiner Thale am Gesundbrunnen St. Moritz einen Pfarrer (Ar. aus St. G.), welcher sich dort von einer heftigen Erkältung zu heilen suchte, an welcher ein Bär schuld war. Der Pfarrer war nämlich, ohne etwas Böses zu ahnen und ohne Waffen, das Thal Engadin herauf gewandert; da hört er auf einmal hart an seinem Wege etwas brummen, sieht sich um, und erblickt mit Entsetzen einen ungeheuren Bären, der ihn anschaut und sich hoch emporrichtet. Der Pfarrer ergreift eiligst die Flucht, kommt, da er schon über und über auf's Aeußerste erhitzt ist, an einen eiskalten, vom nächsten Gletscher kommenden, breiten und tiefen Bach, findet keine Brücke, stürzt sich hinein, wadet durch, und macht endlich in einiger Entfernung von demselben, da ihm die Kräfte zu weiterer Flucht mangeln und er den Bach als eine Schutzwehr betrachtet, Halt. Jetzt erst sieht er sich um: da kommt der Bär, welcher den geistlichen Herrn eben keiner großen Aufmerksamkeit gewürdigt hat, ruhig nach dem Bache hin, und läßt sich das frische Wasser sehr wohl schmecken.

Einen Bärenkampf im Bündnerland hat die churer Zeitung vom November 1838 und in einer Beilage vom 1. December 1838 folgendermaßen mitgetheilt: „Joh. Clemens Riedi von Dissentis hatte beinahe einen ganzen Tag die Spur des Bären verfolgt, als er erst Abends bemerkte, daß dieselbe nahe an der Stelle, wo er sich befand, sich in einer gefährlichen Felsenwand verlor. Daß die wilde Bestie im engen Kreise dieser Gegend sich verkrochen habe, schien ihm ausgemacht zu sein, wie sie aber, ohne augenscheinliche Lebensgefahr, ansichtig zu werden, das war eine sehr räthselhafte Frage. Denn der Felsen, wohin sich die Bestie zurückgezogen hatte, bildete einen scharfen Winkel, hinter welchem sich jene wahrscheinlich verborgen haben mochte, und ihren Verfolger in ihrem äußersten Zufluchtsorte auf die Gefahr von Leben und Tod hin zu erwarten schien. Joh. Clemens suchte vorerst durch Lärmen und Schreien den Feind aus seinem Hinterhalte zu bringen; da aber diese List nicht gelingen wollte, so entschloß er sich, die höchst

gefährliche Stellung seines Riesenfeindes mit vorgehaltenem gespannten Gewehr näher zu rekognosciren. Kaum hatte er den sehr engen und thurmhohen Felsenpfad erreicht, so überzeugte er sich, daß entweder der Bär oder der Jäger bei der Lage der Dinge erliegen müsse; denn an eine Flucht war seinerseits nicht zu denken, und dem Bären blieb auch kein anderer Ausweg offen, als derjenige, auf dem er vom Jäger angegriffen wurde. Indessen ging er vorsichtig, aber entschlossen, vorwärts, und als er den verhängnißvollen Felsenwinkel erreicht hatte, und seines Feindes immer noch nicht ansichtig wurde, bemerkte er in der steilen Felsenwand die enge Oeffnung einer Höhle. Daß dies das Versteck des Bären sei, war nicht mehr zu bezweifeln; allein dessen Größe ließ sich des undurchdringlichen Dunkels halber nicht wohl ermitteln. Joh. Clemens gelangte mit gespanntem Gewehr an die Oeffnung; den Stutzer immer vorhaltend, sah er hinein und erblickte da die flammenden Augen und eine weit vorgestreckte Bärentatze, die er leicht mit seiner Hand hätte erreichen können. Kopf und Leib des Thieres verhüllte ihm die Finsterniß. Zweimal hatte das Gewehr den Schuß versagt, und zum dritten Male tritt der Jäger vor die Höhle, nachdem er sein Gewehr geordnet hatte, und immer noch unbeweglich schien der Bär mit seinen funkelnden Augen ihn harmlos zu betrachten, als der Schuß fiel. Ein schreckliches Gebrüll, welches die Felsen erzittern machte, erfolgte nun, und mit ihm die eilfertige Retirade des Jägers. Nachdem dieser mehrmals zurückgeblickt und vom Bären nichts weiter bemerkt hatte, erstellte er sich außer dem gefährlichen Felsenpfade, denn von hieraus glaubte er, lasse sich noch die Möglichkeit einer Flucht denken, wenn der Feind ihn verfolgen sollte. Hier lud er sein Gewehr, und da der Feind immer noch unsichtbar blieb, kehrte er zur Höhle zurück. Die Flammenaugen und die Tatzen waren verschwunden; im Uebrigen die gleiche Dunkelheit, wie zuvor. Unzweifelhaft schien es, daß der Bär schwer verwundet sei. Der Jäger horchte an der Oeffnung und zu seinem wahrhaft panischen Schrecken gewahrte er in der Höhle ein Scharren mit den Klauen. Uebermannt von dem Gefühl des Schreckens, was einem einzelnen in einer solchen Lage sich befindenden Manne wohl zu verzeihen ist, eilte er nach Hause. Bei ruhiger Ueberlegung der Sache glaubte er ohne weiteres die wilde Bestie getödtet zu haben, und das Scharren, das ihn so beängstigt hatte, schien ihm nur die letzten Lebenszuckungen desselben bezeichnet zu haben. In Begleitung dreier anderer Jäger begab er sich Tags darauf wieder auf die Reise nach

der Bärenhöhle, und alle waren so sehr vom Tode des Thieres überzeugt, daß sich nur zwei mit Gewehren versahen, obschon alle vier als gewandte Jäger bekannt sind. Jene Gegend ist schauerhaft und sehr gefährlich, zumal in dieser Jahreszeit, wo sie kaum zugänglich ist. Auf einer Felsenbank angekommen, entschlossen sie sich, da kein anderer Weg sich darbot, an einer alten, hart am Felsen sich befindlichen Tanne hinunter zu klettern. Augustin Biscuolm von Dissentis, seinen Stutzer am Rücken und über die Brust angeschnallt, kletterte zuerst hinunter, und kaum hatte er den Boden erreicht, sprang der Tags zuvor tödtlich verwundet geglaubte Bär in zwei ungeheuer weiten Sprüngen auf ihn zu, umfing ihn vorne um die Brust und warf ihn zu Boden. Der Unglückliche rief aus Leibeskräften seine Kameraden um Hülfe an, während er mit dem Bären den sehr steilen Bergabhang hinunterrollte, dabei aber eben so wacker und muthig kämpfend, daß es ihm endlich gelang, den Bären zu überwerfen und selbst aufzustehen und sein Gewehr abzuschnallen. Allein der Bär, der von unten herauf den Angriff wiederholte, hatte sich, obschon er einen Sprung zu machen nicht im Fall war, dennoch so sehr geeilt, daß der Jäger das Gewehrschloß des Verbandes nicht hatte entledigen können, und daher gezwungen war, den Gewehrkolben vorzuhalten, auf welchen der Bär mit offenem Rachen hineinstürzte, bis endlich Joh. Clemens über die Tanne hinuntergeklettert, und in der Nähe von vier bis fünf Schritten den Bären durch die Seite geschossen hatte, worauf der Bär sich auf einige Schritte zurückzog und schon wieder zu einem neuen Angriff Miene machte, als der Bärenkämpfer A. Biscuolm das Gewehr schloßfrei gemacht, jenem den dritten tödtlichen Schuß beibrachte. Wenn die Wahrheit des hier Erzählten Jemand bezweifeln zu müssen glaubt, so diene demselben zur Nachricht, daß jenes die Quintessenz der übereinstimmenden Aussagen vier verschiedener Personen sei. Erscheint diesem Jemand die Nichtanwendung der sonst diesem reißenden Thiere eigenen Kraft auffallend, so bedenke derselbe, daß der Schuß das ganze Bißwerk des Bären zersplitterte, folglich dasselbe untauglich machte, und daß der Bär in Folge dessen sich so sehr verblutete, daß er seine natürliche Kraft verlor, denn der Bärenkämpfer versichert, er habe die Tatzenstreiche des Bären kaum gefühlt. — Uebrigens versichern die in dieser Sache betroffenen Jäger, daß der Kampf zwischen Biscuolm und seinem Gegner, das Knurren und Angrunzen, das Umfassen einer so schrecklichen Bestie, das Hinunterrollen des ungleichen Kämpferpaares bis an den Rand eines

schauerlichen Abgrundes, überhaupt der ganze Vorfall einen furchtbaren Eindruck, einen Eindruck, den kein anderes Ereigniß verwischen könne, auf sie gemacht habe."

Im Jahre 1788 waren in Graubünden die Bären noch sehr häufig, und wir werden ihre Lebensart am besten kennen lernen, wenn wir uns mit dem bekannt machen, was ein tüchtiger dort ansässiger Beobachter, Karl Ulysses v. Salis-Marschlins, in jenem Jahre über sie (in Höpfner's Magazin) geschrieben hat:

„Daß es zweierlei Arten gebe," sagt er, „ist unstreitig; nämlich eine schwarze, die größer und sanfter ist, und eine kleinere, welche roth ist, und viel grausamer, von Einigen Pferdebär und von Andern, wegen seiner Lüsternheit nach Honig, Honigbär genannt wird. Die erstere bewohnt das Hauptthal und die kleinern Nebenthäler, die andere ist in den großen Nebenthälern, besonders im malencher Thal desto häufiger. Fleisch fressen beide gern, doch begnügt sich die größere Art gerne mit andrer Nahrung, während daß die kleinere das Fleisch mit Begierde aufsucht. Sie ist auch viel muthiger als die erste Art, und scheut den Menschen wenig; zudem hat sie auch einen längern, schmächtigern Kopf, und gleicht dem äußerlichen Ansehn nach einem großen Schweine nicht wenig. Im Bergell soll sie seltener als die andere Art angetroffen werden. Beide Arten schlagen ihre Wohnung an den dichtesten Waldungen auf, welche sie nur des Nachts verlassen, um ihrem Raube nachzugehen. Am Tage wird man sie, ausgenommen im Fall eines großen Hungers, wenig antreffen, doch immer die rothe Art mehr als die schwarze."

„Im Frühling nähren sich beide von jung aufkeimendem Korn, oder auch von dem fetten Grase, das neben den Maysässen und Alphütten gerne aufschießt. Sie wagen sich alsdann, besonders um dem jungen Roggen beizukommen, freilich des Nachts nur, bis nahe an die Wohnungen. Die rothe Art scheut sich auch nicht, in den Maysässen, wo sie Vieh in den Ställen merkt, dieselben anzugreifen, besonders wenn sie keine Menschen vermuthet, und die Thüren müssen wohl verrammelt sein, wenn sie dieselben nicht einbrechen sollen. Die schwarze Art verschlingt alsdann gerne die Ameisenhaufen, die sie begierig in den Wäldern aufsucht. Im Sommer ziehen sie sich in die Höhe und nähren sich, besonders die rothe, von allerlei Viehe, das sie in den Alpen rauben. Diese Art macht ihr tägliches Geschäfte daraus, nur dem Vieh nachzustellen, indessen die andre zwar eine Beute, die ihr ohne Gefahr in die Klauen kommt, nicht fahren läßt, allein sich auch in den Wäldern genugsam mit Gras, Ameisen

und allerlei Früchten von Stauden nährt; besonders ist er ein großer Liebhaber von Erdbeeren und es hat sich schon einigemal zugetragen, daß er den Mädchens, so im Sommer diese Frucht in den Wäldern zum Verkauf zusammenlesen, dieselbe aus den Körbchen neben der Person weggefressen hat. Im Herbste ziehen sich beide Arten wieder gegen das Thal herunter, und da das Vieh alsdann zu nahe an den menschlichen Wohnungen sich aufhält, so werden sie den nun zur Reife gelangenden Früchten aufsätzig. Besonders ist ihnen das Heidenkorn ein sehr angenehmer Leckerbissen; nicht weniger Schaden richten sie unter den Kastanien, dem Türkenkorn und den Trauben an, und zu diesem Ende wagen sie sich sehr weit in's Thal hinunter und werden des Nachts nicht selten, nahe an den Wohnungen, sowohl in Aeckern als Weingärten angetroffen. Sobald aber der Winter wirklich eintritt, so begeben sie sich in ihre dichten Waldungen zurück und verkriechen sich in die Höhlen, so sie unter einem Felsen oder großen Baum gemacht haben. Diese sind mit Moos, Laub, Grasstengeln und Zweigen wohl versehen, doch aber ohne Kunst gemacht. Hier bleiben sie drei Monate lang in denselben, ohne herauszukommen. Einige behaupten, daß sie daselbst unbeweglich wie die Murmelthiere schlafen, und die Personen, die es mir versichert haben, sind alles Glaubens würdig; Andre hingegen sagen, daß sie während der Zeit beständig an ihren fetten vordern Tatzen saugen. Diese führen zum Beweise an, daß sie mit eignen Augen gesehen haben, daß der Bär allemal, wenn er sich niederlegt, an denselben lecket. Gewissers als dieses kann ich hierüber nicht sagen."

„Der Bär hat ein sehr plumpes Aussehn und ist doch nichts weniger als träge. Er kann auf die Bäume hinaufklettern wie eine Katze, besonders thun dieses die Jungen gern, nur ist es spaßhaft anzusehen, wie sie von denselben wieder rücklings herunter kriechen, weil er wieder sich mit großer Sorgfalt an alle Aeste anklammert und eine große Furcht hat herunterzufallen. Die Ursache, warum er auf die Bäume kriecht, mag eines Theiles auch die Nahrung sein, weil er gerne Kastanien frißt; da man sie aber eben so oft auf Nadelholz antrifft, so schreibe ich sie theils auch seiner Gewohnheit zu, die Gegend auszuspähen, welches ein Bär, wenn er auch nur eine Anhöhe hat, immer thut, vor dem er seine Streifereien beginnt. Und daß Linné nicht Unrecht zu haben scheint, wenn er sagt: Ante pugnam pullos adscendere Arbores cogit, beweist ein nun überall bekannter im vorigen Jahre sich ereigneter Zufall, da ein Jäger

zuerst eine Bärin schoß, und als er auf dieses hin ein Geräusch auf einer da herum stehenden Tanne hörte, auf derselben zwei junge Bären wahrnahm, die er beide glücklich herunterschoß. Auch steht er mit großer Leichtigkeit auf den hintern Beinen, wie Jedermann weiß, und dieses thut er beständig, wenn er Menschen oder großes Vieh angreift. Aber nichts beweist seine ihm nicht anzusehende Geschwindigkeit besser als die große Schnelligkeit, mit welcher er in der Ebene und besonders bergan läuft, wo ihm gewiß so wenig die Menschen als andre gleich große Thiere nachkommen mögen. Deswegen hat ihm auch die Natur vorne kürzere Beine als hinten verliehen, so daß er dafür im Heruntersteigen sehr langsam ist, und man ihm abwärts leicht entfliehen kann."

„Die unbegreiflichen Streifereien, die er in einer Nacht ausübt, zeugen genugsam, wie ihm das Laufen gelingt. Im Sommer durchstreift er sieben bis acht Alpen, bis er eine findet, wo er leicht rauben kann, und dies beträgt immer acht bis zehn Stunden. Im Herbst verläßt er am Abend seine Wälder und kömmt vier bis fünf Stunden weit in die Ebene herunter, um seine Nahrung zu suchen, und eilt noch vor Tag in seinen Zufluchtsort zurück. Einigemal, vom großen Hunger oder auch vom Schrecken getrieben, wenn er stark gejagt wird, macht er noch größere Reisen und besucht oft Gegenden, wo er nie zu Hause ist, und die wohl zwölf bis achtzehn Stunden von seiner eigentlichen Heimath entfernt sind. Er verläßt sie aber in einer andern Nacht eben so geschwind wieder und kehrt zu seinem alten Neste zurück, dem er auf die Länge nie ungetreu wird."

„In solchen Alpen, wo das Vieh die Nacht über in Hütten eingeschlossen wird, und sich keine Ziegen befinden, untersucht er das Land und wählt sich einen Ort zum Hinterhalt aus, wo er sie, sobald sie auf die Weide kommen, so lange im Augenmerk behält, bis er Gelegenheit findet, entweder eine zu erhaschen, die sich von der Heerde entfernt hat, oder er wartet, bis die Hirten weggegangen sind, welches nur zu oft geschieht, und dann muthig in die Heerde springt und sie so lange herumjagt, bis er eine erhascht oder doch in einen Abgrund gestürzt hat, welches leicht vorfällt, da die Thiere im Schrecken nicht wissen, wo sie hinlaufen. Sowohl die Weitläufigkeit und Rauhigkeit der Alpen, die im Malencherthale voller Klippen und Abgründe sind, als auch die Nachlässigkeit der Hirten, bei der Heerde zu bleiben, und sich mit Feuergewehren zu versehn, machen die Zufälle daselbst sehr häufig. Befinden sich aber Ziegen

in der Alp, welche aber in der Nacht nicht eingeschlossen werden und sich meistens um die Hütten herum lagern, so schleicht der Bär in aller Stille daher, und trachtet zwischen sie und die Hütten zu kommen, treibt sie alsdann vor sich her, so daß er immer eine oder zwei von ihnen erhascht, denn in der Nacht und im Schrecken wissen die armen Thiere sich nicht zu finden, und es ist oft geschehen, daß sie entweder in die höchsten, unwegsamsten Gebirge geflohen, oder sich in die Dörfer begeben und in ihre Ställe geflüchtet haben. Merken ihn aber diese Thiere bei Zeiten, so fliehen sie auf die Dächer der Hütten, und die Alpknechte errathen leicht, wer sie heimsucht, und eilen ihn wegzujagen. Ist das Vieh über Nacht nicht in den Hütten versorgt, sondern voraußen, an quer liegenden Bäumen angebunden, wie es in vielen Alpen des Veltlins gebräuchlich ist, so ist es dem Bären viel schwerer, eine zu erhaschen, denn diese Thiere wittern ihn leicht und machen ein so schreckliches Geheul und Gerassel mit den Ketten, daß man sich bei Zeiten zur Wehre stellen kann. Die rothe Art, besonders wenn sie hungrig ist oder Junge hat, kann nur mit der Flinte vertrieben werden, sonst ist sie manchmal muthig genug, vor den Menschen ein Stück Vieh anzufallen und zu zerreißen. Die Art, wie der Bär ein Stück Vieh anfällt, beweist auch seine Vorsichtigkeit. Selten packt er es vorne an oder es müßte ein sehr schlechtes Aussehn haben, meistens springt er ihm von hinten auf den Rücken und schlägt ihm seine Klauen fingersdick in denselben ein, so daß das Thier in kurzer Zeit entkräftet zu Boden fällt. Dünkt es ihn aber gar zu stark, so ermüdet er es zuerst mit Herumjagen oder zwingt es in einen gefährlichen Paß, wo es sich entweder todt oder wund fällt, und springt alsdann auf dasselbe. Alsdann zerreißt er es, als wenn er ein Metzger wäre, frißt zuerst das Euter und alsdann die Nieren. Kann er es mit Muße genießen, so frißt er sich daran satt und vergräbt den Rest in die Erde auf ein andermal. Wird er aber daran gestört, so frißt er, was er kann, und trägt, was er mag, davon. Gemeiniglich wenn er ein Stück Vieh aus der Heerde genommen und zerrissen hat, so versammeln sich die übrigen Kühe nach erholtem Schrecken nahe an ihn, und sehen ihm zu, ohne sich zu bewegen, schnauben und brüllen, als wenn sie Lust hätten, die Mordthat zu rächen, und es ist selten oder nie geschehen, daß ein Bär sich unterstanden hätte, sie zum zweiten Male anzugreifen. Aber sonderbar ist es, daß er einigemal mitten unter die Heerde kömmt, daß er ganz nahe an dem Viehe und bei den Hütten herumgeht, ja mitten aus der Heerde

ein Stück Vieh wegnimmt und verzehrt, ohne daß sie ihn merken, noch sich im geringsten bewegen, und dies geschieht sehr oft, besonders bei lange anhaltendem Regen und bei tiefem und dickem Nebel. Hat das Vieh alsdann keinen Geruch, oder was die Ursache davon ist, das weiß ich nicht. Den Schafen ist er immer so aufsätzig als dem übrigen Viehe, ja er liest sie, wenn sie mit demselben weiden, gerne vorzüglicher Weise heraus. In den Schafalpen sowohl als wenn dieselben nur unter der Wache eines Knabens und Mädchens im Frühling oder Herbst auf die Weide gehen, thut er großen Schaden. Auch packt er in großem Hunger Pferde an, doch da sich dieselben, wenn sie ein wenig wohl dran sind, muthig wehren, so läßt er sie eher als andres Vieh ungeschoren. Furcht oder Mißtrauen hat er am meisten vor dem Menschen, und nur wenn er verwundet ist, oder Junge hat, wehrt er sich gegen denselben. Allein auch hier muß man einen Unterschied zwischen beiden Arten machen. Die schwarze fürchtet den Menschen wirklich, und läßt sich oft durch ein Kind mit Geschrei und Steinen verjagen, ja sogar daß sie einigemal ihren Raub fahren läßt, wie man verschiedene Beispiele hat. Die rothe hingegen scheuet sich nur vor den Waffen des Menschen, und ob sie ihn gleich auch unbewaffnet, wenn sie ungereizt bleibt, nicht angreift, so fürchtet sie sich doch nicht, auch in seiner Gegenwart die Heerden anzugreifen. Aber auch der Bär hat seine Zeiten, wann er muthiger und wann er furchtsamer ist. Das Männchen ist z. B. Ende Sommers und Anfangs Herbsts am furchtbarsten, hingegen ist es Ende Herbsts ohne Muth. Im Frühling ist das Weibchen hingegen schrecklich, und bleibt es, so lange es Junge bei sich hat."

„Der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen besteht in einer Kleinigkeit, indem das erstere einen breiten Kopf und Rücken hat, und das andre mit einer Reihe weißgrauen Haaren über den Kopf und den Rückgrat versehn ist. Im Oktober ist die Paarungszeit, und auch unter ihnen wie unter andern Arten von Thieren setzt es hitzige Kämpfe, wenn zwei Männchen das gleiche Weibchen gewählt haben. Das Weibchen trägt sechs Monate und wirft seine Jungen im April und Mai, so wie Linné es sehr richtig bemerkt hat. Das erstemal bringt die Bärin nur Ein Junges zur Welt, und dann zwei und einigemal auch drei. Sie säugt dieselben sechs Monate lang und hat eine unglaubliche Sorgfalt für dieselben. Nie ist sie dem Menschen schrecklicher, nie unerschrockener, und auch nie blutdürstiger und dem Viehe mehr aufsätzig. Geht sie, um ihre Nahrung zu suchen, so läßt sie sie sorgfältig in ihrer Höhle zurück.

führt sie sie aus derselben in's Grüne, wo dann dieselben spielen und allerlei possirliche Sprünge machen, so wird sie nie weit entfernt sein, und bei der mindesten Gefahr gleich wie ein Ochs brüllend und aufgerichtet erscheinen. Wir haben schon oben bemerkt, daß sie sie auf die Bäume kriechen macht, wenn sie Feinde befürchtet. Die Jungen brauchen drei Jahre, um zu ihrer ganzen Größe zu gelangen, und bleiben im ersten Jahre fast immer um ihre Mutter, so daß man nicht selten vier und fünf Bären bei einander antrifft. Allein nach dieser Zeit entfernen sie sich von der Gesellschaft und werden einsiedlerische Thiere."

„Diesem schädlichen Thiere zu steuern (denn sowohl am Vieh, Korn, als an den Trauben richtet es jährlich großen Schaden an), hat man kein ander Mittel, als es entweder zu verjagen, oder in Fallen zu fangen, oder sowohl durch allgemeine als besondre Jagden zu erlegen zu trachten. In den Alpen bedient man sich der Trompeten, oder Hörner, oder was großen Lärmen macht, durch welchen es vielmal leicht verjagt wird. Freilich ist nichts besser, als wenn man mit genugsam Pulver versehen ist und dann und wann, besonders des Nachts, starke Schüsse abfeuert, denn vor dem Pulver hat es einen großen Widerwillen, und flieht, wo es dasselbe riecht. Aber meistens haben die Alpknechte keine Feuergewehre, weil sie die Erlaubniß dazu aus Liederlichkeit, oder aus Armuth nicht erkaufen, und vielmal wittert der Bär wegen des Wetters das Pulver nicht. Mit Fallen und Gruben werden wenig oder keine gefangen; entweder weiß man dieselben hier weder zu verfertigen noch zu richten, oder das Thier hat eine zu feine Nase, um darein zu kommen. Was die allgemeinen Jagden anbelangt, so werden dergleichen im Veltlin wenige angestellt, würden auch, weil das Land und die Berge überall offen sind, wenig fruchten. Im Bergell hingegen geschieht es nicht selten, daß sich eine große Gesellschaft versammelt, die herzhaftesten und versuchtesten Jäger stellen sich auf die Posten, wo der Bär wahrscheinlicher Weise vorbei muß, weil man ihn in diesem mit jähen Bergen und Klippen angefüllten Thale in gewisse Pässe zwingen kann, und die andern vertheilen sich überall herum und jagen ihn mit Geschrei, Trommeln, Trompeten und allerlei lärmmachenden Sachen nach diesen Posten hin, und entweder wird er erlegt, oder doch so erschreckt, daß er für eine Zeit lang aus derselben Gegend bleibt. So grimmig auch dieses Thier ist, wenn es gereizt wird, so ist sowohl das Veltlin als das Bergell mit Leuten vielfach versehen, die muthig genug sind, allein oder doch wenige mit einan-

der auf die Jagd desselben zu gehen. Ja ich habe nicht wenige Beispiele, die da beweisen, daß es unserer Nation an Muth und Unerschrockenheit gewiß nicht fehlt. Denn kein besserer Probstein davon ist als die Bärenjagd. Erstlich ist das Thier selber in einem Walde oder einer öden Gegend ein scheußliches Ansehen und ein tête à tête gar keine erfreuende Begegnung, und wird der Schuß gefehlt oder das Thier nur verwundet, so richtet es sich gleich auf und geht mit Wuth auf seinen Feind los; mit Fliehen, wo es nicht abwärts geschehen kann, richtet man wenig aus, und also muß man entweder geschwind genug sein, noch einmal zu laden, oder eine doppelte Flinte haben und einen zweiten Schuß versuchen. Und nicht wenig Herzhaftigkeit und Gegenwart des Geistes braucht es, diese schreckliche Bestie, aufgerichtet mit einem abscheulichen Gebrülle, gegen sich anrücken zu sehen, und doch, ohne zu zittern, ihr einen zweiten Schuß zu versetzen. Aber was wird man sagen, daß unsere Jäger, da sie von doppeltem Gewehr wenig wissen, wenn sie den ersten Schuß gefehlt haben, und nicht mehr in Zeiten sind, zum zweiten Male zu laden, den Bären, wenn er gegen sie kömmt, mit festem Fuße erwarten und ihn, da er aufgerichtet ist, umfassen, dabei aber immer trachten, ihren Kopf unter den seinigen zu stecken, und so mit ihm kämpfen und oft den Berg hinunter rollen, bis sie einer ihrer Kameraden erlöst? Dergleichen Zufälle sind schon manche und nicht wenig in unsern Tagen geschehen. Freilich kostet es den Jäger meistens ein paar Monate Krankheit, weil ihn der Bär mit seinen Klauen, wo er ihn faßt, zerfleischt, und der Schrecken meistens erst hernach kömmt und seine Wirkung macht. Im Veltlin geschehen dergleichen Kämpfe weniger, weil die Einwohner dieses Thals meistens gute Schützen sind, auch viele List im Aufpassen zu gebrauchen wissen, obschon nur vor wenig Jahren ein solcher Kampf sich zugetragen, und der Jäger die Beweise davon lange an sich getragen hat. Im Bergell hingegen hat man nicht wenig Beispiele von Bärenkämpfen, welche den Muth dieser Einwohner beweisen. Was die Jäger mehr zu dieser Jagd anreizt, ist der gute Gewinn, den sie von einem erlegten Bären haben. Im Bergell gibt die Obrigkeit für jeden getödteten fünf und fünfzig Gulden churer Valuta Belohnung. Im Veltlin bekömmt er dafür zehn Scudi. Nicht wenig gewinnen sie, wenn sie einigemal mit der ausgestopften Haut herumziehen und sie um's Geld sehen lassen. Zudem verkaufen sie die Haut meistens um einen Louisd'or und lösen aus dem Fleische nicht viel weniger, denn man hat schon

Bären geschossen, die 200 und mehr Pfund gewogen haben, so daß diese Jagd eine der vortheilhaftesten ist und es der Mühe lohnt, ein wenig Muth und Tapferkeit dabei auf die Probe zu stellen. Nur in diesem Winter sind im Veltlin schon sechs Bären erschossen worden, und sowohl im malencher Thal als im obern Terzier sind mir Jäger bekannt, die alle Jahre einen oder auch mehrere erlegen. Der bekannte Nutzen, den dieses Thier der Menschheit bringt, wirft schwerlich den Schaden ab, den es derselben verursacht. Seine Haut ist freilich ein vortreffliches Pelzwerk, das man zu Schlittengeräthen, Muffen, Pferdedecken und Pelzen braucht. Sein Fleisch ist eine sehr angenehme Speise, wenn man ihm zuerst den wildsüßlichen Geschmack genommen hat, und dies geschieht, wenn man es ein paar Tage in fließendes kaltes Bergwasser legt, und alsdann schmeckt es wie Rindfleisch. Noch besser ist es geräuchert. Die Tatzen sind ein wahrer Leckerbissen. Das Fett endlich wird in die Medicin gebraucht und soll für den Haarwachs dienen: dem allem ungeachtet wäre es ein großer Nutzen für das Land, wenn man sie aus demselben verbannen würde."

Die Stadt Bern hat einen Bären im Wappen und hält seit Jahrhunderten immer wenigstens ein Pärchen dieser Raubthiere in einem Zwinger, woselbst ihre Hauptnahrung Brod ist. Man hat daselbst einen Bären 47 Jahre lang gehabt und ein Weibchen bekam noch im 31. Jahre seines Alters Junge. Uebrigens sind in Bern folgende Beobachtungen, welche Professor Schinz mittheilt, angestellt worden: „Wochen oder gar Monate durch dauert der Winterschlaf nicht; die Bären, welche dem Einfluß der Kälte unbedingt ausgesetzt sind, in ihrem Stalle aber einen warmen Rückzug haben, fressen im Januar und Februar allerdings sehr wenig, kaum ein Brod des Tages, und kommen zwar selten, aber doch zuweilen im freien Graben zum Vorschein. Besonders kommen sie täglich vor, um zu saufen. Sie schlafen viel, aber fallen in keinen eigentlichen Winterschlaf. Die Begattungszeit fällt in den Monat Mai und dauert 4 bis 6 Wochen. Während dieser Zeit fressen die Bären wenig, nachher aber stellt sich der Appetit so ein, daß sie kaum genug bekommen können. Das Weibchen wirft meistens in der zweiten Woche im Januar 2 Junge, in der Regel ein Paar. Diese Jungen sind bei ihrer Geburt nicht viel größer als eine große Ratte, blind und sehr unbeholfen, haben indessen eine verhältnißmäßig sehr starke Stimme. Das Weibchen deckt sie zu und hütet sie sorgfältig; es verläßt dann das Nest oft mehrere Tage nicht, und dann

nur, um zu saufen, frißt auch sehr wenig. Man gibt ihm Brod mit Butter und Honig, wo es oft nur das letztere ableckt, das Brod aber nicht berührt. Es ist merkwürdig, daß das Weibchen gerade in der kältesten Jahreszeit Junge wirft, und diese so klein und unbehülflich sind, daß sich die alte Fabel erklären läßt, die Bärin werfe nur ein ungestaltetes Stück Fleisch, das erst durch Lecken in ein Bärchen verwandelt werde. Der Bär würde die Jungen auffressen, wenn man ihn nicht von der Mutter trennte, obgleich diese sie mit Muth vertheidigt, und mit schrecklichem Brüllen, auf den Hinterbeinen aufgerichtet stehend, durch Austheilung tüchtiger Maulschellen den Bären abzuhalten sucht. Wochen lang verläßt die Mutter die Jungen nur selten, und frißt immer sehr wenig. Nach 3 bis 4 Monaten haben die Jungen die Größe eines Pudels; sie werden ungefähr 6 Monate gesäugt, sind ungemein possirlich, klettern geschickt auf Bäume, spielen unaufhörlich mit einander, sind aber sehr furchtsam. Sie bleiben bei der Mutter bis zum folgenden Jahr. Erst im vierten Jahr tritt die Fortpflanzungszeit beim Bären ein, und erst im fünften wirft die Bärin zum ersten Mal."

In Norwegen sind jetzt die Bären nicht selten und waren im Jahre 1753, wo der Bischof Pontoppidan dieses Land beschrieb, noch zahlreich. „Wenn die Bauern," sagt er, „auf die Bärenjagd ausgehn, so sind ihrer insgemein 2 bis 3 beisammen. Sie ermüden den Bären anfangs mit etlichen kleinen, dazu abgerichteten Hunden und geben ihm dann eine Kugel oder ein paar aus ihrer Büchse zu kosten. Trifft ihn der Schütze damit unter dem Vorderbug oder am Ohre, so fällt er sogleich; sonst aber macht ihn eine andre Wunde desto grimmiger und er verfolgt alsdann den Schützen, der sich, wenn er allein ist, so gut er kann, mit seinem Schneidemesser wehren muß, welches wie ein kleiner Dolch dem nordischen Bauer an einer messingenen Kette stets an der Seite hänget, und dieses versuchet er dem Bären in den Schlund zu stoßen. Gelinget dieses nicht, so muß der Bauer gewöhnlich sein Leben lassen. Allein wird er Meister, wie insgemein geschieht, so zieht er dem Bär die Haut ab, und den Kopf heftet er, als ein Siegeszeichen und als einen Beweis seiner Tapferkeit, mit einem Nagel an den Giebel seines Hauses. Ich habe gefunden, daß zuweilen 3 bis 4 solche Siegeszeichen einen einzigen Bauernhof geziert haben." G. P. Blom, Amtmann im norwegischen Amte Budskerut, erzählt im Jahre 1843, daß man jetzt den Bären am häufigsten im Frühjahr tödtet: „Im Herbste legt man ein erschossenes Pferd in ein einsa-

mes Thal, in dessen Nähe die Bären hausen, und bedeckt es mit Tannenstämmen. Der Ort wird so gewählt, daß der Jäger von der Höhe eines Felsens, auf dem er vor den Angriffen des verwundeten Feindes sicher ist, schießen kann. Hebt der Bär die Tannenstämme ab, was gewöhnlich im März geschieht, so frißt er nicht gleich, kommt aber in der dritten oder vierten Nacht zurück, um seinen Hunger zu stillen. Jetzt wird er geschossen, und das Pferd wieder zugedeckt, um noch mehr Bären dabei erlegen zu können. Man macht auch auf engen Pfaden Fallen aus schweren Baumstämmen, die den Bären erschlagen, wenn er des Weges geht; auch legt man auf solchen Pfaden, wenn sie an steilen Abhängen hinführen, Schlingen, welche an schweren Baumklötzen befestigt sind, mit denen dann das Thier in die Tiefe rollt."

In Schweden sind die Bären immer noch in ziemlicher Menge vorhanden. In der schwedischen Tidskrift for Jägare och Naturforskare steht folgender (in Behlen's Forst- und Jagdzeitung von Dr. Gloger übersetzter) Bericht über eine Bärenjagd, angestellt am 17. December 1831 bei Loos im Kirchsprengel Färila in Nord-Helsingland von Olof Munter und seinem Bruder Lars Olsson, nebst Erik Thomasson und Matts Pehrsson: „Nachdem zeitig im Herbste ein Bär eingekreist worden, begaben sich die 4 genannten Personen, zwei unabgerichtete Hunde mit sich führend, nach dem Walde, um das Unthier aufzusuchen. Da sie Schneeschuhe anhatten, so trug sie der etwa ½ Elle tiefe Schnee. Mit Tagesanbruch hatten unsre Jäger bereits eine Stunde Wegs zurückgelegt, aber noch eine Viertelmeile bis zu dem Kreise, innerhalb dessen der Bär liegen sollte. Die Jäger hatten, weil viel Schnee am Gebüsche hing, ihre Kugelbüchsen in Futteralen, auch führten 2 von ihnen Aexte mit sich. Sie setzten ihren Weg unbesorgt fort, als Erik Thomasson plötzlich vorschlug, ein in der Nähe befindliches Bärenlager zu besuchen, von welchem er Kenntniß hatte. Es befand sich unter dem Stamme eines großen, vom Winde umgeworfenen Baumes, dicht an dessen Wurzeln. Da die Hunde bereits der Länge nach über den geraden Baumstamm hingelaufen und über die Oeffnung des Lagers selbst weggesprungen waren, ohne das mindeste Anzeichen von Witterung zu geben, und da zudem das Lager in 3 vorhergegangenen Wintern leer gewesen war, so begingen unsre Jäger die Unvorsichtigkeit, dasselbe näher zu untersuchen, ohne die Gewehre aus den Futteralen zu nehmen, oder auch nur Zündpulver aufgeschüttet zu haben. Erik Thomasson wanderte ganz unbekümmert

um die Wurzeln umher, um die Oeffnung, welche tief hinabging, besser besehen zu können. Da aber wahrscheinlich seine langen Schneeschuhe Betzen störten, so stürzte dieser hastig hervor, und warf im Heraufspringen den verwunderten Neugierigen um, setzte aber seinen Marsch fort, ohne ihn zu beschädigen. Nachdem er sich etwa 150 Schritte entfernt hatte, wurde Olof Munter, welcher die Jagd anführte, schußfertig, verwundete den Bären, welcher kurz darauf auch noch eine Kugel von Matts Pehrsson bekam, und dann aus ihrem Gesichtskreise verschwand. Munter blieb stehn, um zu laden, die übrigen aber folgten dem Bären, und da Lars Olsson der schnellste Schneeschuhläufer war, so ließ er seine Kameraden weit hinter sich. Nach einem Vorrücken von etwa 200 Klaftern Länge wurde er, während er der Schweißspur folgte, unvermuthet von dem Bären angefallen. Dieser hatte nämlich, nachdem er den Jägern aus dem Gesichte gekommen war, umgewandt, war in einem kleinen Bogen zurückgegangen und hatte sich dicht neben seiner früheren Fährte in einen Busch gesetzt, gleichsam in Hinterhalt auf die möglicher Weise folgenden Männer. Der Jäger, welcher in der Schnelligkeit nicht schießen konnte, steckte dem Bären die Büchse quer in den Rachen, worauf dieser den Schaft beim Schlosse abbiß und das Rohr hoch in die Luft warf. Da jetzt der Jäger keine andre Waffe hatte, als die Kolbe, faßte ihn Betz mit beiden Tatzen so unsanft in's Gesicht, daß er niederfiel. Nachdem er ihm nun an Kopf und Gesicht viele und tiefe Wunden beigebracht hatte, horchte er, ob der Delinquent noch am Leben wäre. Er griff mit der Tatze auf seine Brust, drehte ihn um und legte das Ohr herab an seinen Kopf. Als er jedoch bemerkte, daß er athmete, packte er ihn von der linken Seite, schüttelte ihn, bis die Eingeweide herauskamen, nahm dann dasselbe von der rechten Seite vor und brachte ihm mehrere tiefe Wunden am Ellenbogen und der Lende bei. Der Jäger war jetzt mehr todt als lebendig und hatte längst die Besinnung verloren. Während dieses ganzen Vorganges standen seine Gefährten in der Entfernung von etwa 20 Schritten, ohne sich zu rühren, wie an den Boden gefesselt. Als Ursache dieser Unthätigkeit wird der Glaube angegeben, daß der Bär, wenn man in einem solchen Falle auf ihn schösse, seinem Opfer sogleich ein Ende mache. Vielleicht war auch etwas Schreck mit im Spiele. Endlich trat Munter vor und ging gerade auf den Feind los, aber bevor er noch auf eine Entfernung von etwa 15 Schritt herangekommen war, ließ dieser seinen Raub los, stellte sich mit seinen Vordertatzen auf des Verwundeten Rücken und

sah dem Herankommenden unerschrocken in die Augen. Dieser, welcher durch den Zuruf der Anderen vom Schießen abgehalten wurde, stellte nun die Büchse von sich und drang mit der Axt in der Hand rasch vor. Als er jedoch dem Bären auf 2 Schritte nahe gekommen war, machte dieser sich ganz stille davon. Da begrüßte ihn Erik Thomasson, der hinter einem Busche stand, mit einem Schusse, welcher fehl ging. Betz wandte sich nun ganz hastig um und stürzte mit schrecklichem Brüllen über Muntern her, welcher am nächsten stand und sich eben nach seinem Gewehre umsehn wollte. Da die Schneeschuhe lang und unbeholfen sind, so waren die Bewegungen des Bären rascher. Munter wurde daher vorwärts niedergeworfen und übel zugerichtet. Da er indeß mit dem Gesichte tief im Schnee lag und die Vorsicht gebrauchte, den Athem an sich zu halten, so kam er wohlfeiler davon als sein Bruder. Der Bär verließ Munter und ging nach der Stelle zurück, wo Lars Olsson gelegen hatte, roch im Schnee, wo der blutige Streit Statt gefunden hatte, begann aber dann ungestört seinen Marsch fortzusetzen, weil die Jäger alle Lust verloren hatten, ihn weiter zu beunruhigen. Die Jagd war für diesen Tag geendet und 2 der Helden geschlagen. Montag darauf, den 19ten, setzten oben genannter Erik Thomasson und Matts Pehrsson, von 4 anderen Personen begleitet, die Jagd fort, und da sie, von dem Tummelplatze aus der Spur folgend, viel Schweiß fanden, so glaubten sie, bald auf Betzens Leichnam treffen zu müssen, weshalb sie ihren Marsch, doch etwas vorsichtiger als das vorige Mal, fortsetzten, alle in einer Linie, dicht bei einander. Nachdem sie auf diese Weise ungefähr $\frac{1}{16}$ Meile zurückgelegt hatten, stürzte das Ungethüm wieder unvermuthet aus einem Busche auf sie hervor, und zwar so hastig, daß nicht eher, als bis es im Begriffe stand, einen aus der Gesellschaft zu ergreifen, ein Flügelmann, Olof Ersson, ein Jüngling von etwa 18 Jahren, der einen solchen Feind noch nie gesehn hatte, dahin gelangte, ihm eine Kugel durch das eine Auge zu jagen. Dies hinderte gleichwohl den Bären nicht, den Matts Pehrsson umzuwerfen und ihm ein paar Wunden am Kopfe und am linken Arme beizubringen. Da hatte Olof Ersson die Entschlossenheit, die Büchse von sich zu werfen und nun dem Bären, während er gerade den Matts Pehrsson in den Kopf biß, mit der Axt einen so gewaltigen Schlag auf den Schädel zu geben, daß Pehrsson, seiner eignen Aussage nach, zu fühlen glaubte, wie in den Kinnladen des Bären die Zähne locker wurden. Nach 3 bis 4 Schlägen mit dem Axthammer fiel end-

lich der Bär gerade auf den unter ihm liegenden Jäger nieder, so daß er auf die Seite gewälzt werden mußte. Da lagen nun die Kämpfer beide, nahe bei einander. Noch machte der Bär einen ohnmächtigen Versuch, sich wieder aufzurichten, wurde aber in diesem Vorhaben durch 2 Kugeln gehindert, welche ihm das Herz trafen. Der Bär war ein altes männliches Thier von schwarz-grauer Farbe und lichten Haarspitzen. Die Haut, als sie in Gefle verkauft wurde, hielt $4\frac{1}{4}$ Elle in der Länge."

„Als vor 2 Jahren der nämliche Olof Munter und Erik Thomasson an einem Frühlingsmorgen auf die Auerhahnsjagd ausgegangen waren, hörten sie im Walde, nicht weit von ihnen, einen sonderbaren Laut, und als sie sich näherten, wurden sie gewahr, wie eine Bärin beschäftigt war, einem ihrer Jungen auf eine Kiefer hinaufzuhelfen. Da sie ganz nahe zur Stelle waren, bevor sie das, was vorging, zu Gesicht bekamen, so war die Bärin schnell bei ihnen; doch als sie sich auf die Hinterläufe aufrichtete, waren auch die Jäger schußfertig und trafen sie mit beiden Kugeln, so daß sie stürzte und auf der Stelle verendete. Das Junge war indessen bis in die Aeste hinaufgekommen, etwa 20 Ellen vom Boden. Es war von der Größe eines Hundes und wurde bald herunter geschossen."

„Eine neue Vertheidigungs- oder Abwehrwaffe, welche die Bärenjäger in Jemtland zu gebrauchen angefangen haben, ist eine Art von rundem, mit Stacheln versehenem Armfutteral von etwas dickem Eisenblech. Wenn der Bär auf den Jäger zustürzt, steckt ihm dieser den Arm in den offnen Rachen, und während Betz zubeißt, zieht jener bequem den Arm heraus und kann nun das Unthier, bevor es sich von seiner Bestürzung erholt und das Futteral los werden kann, leicht tödten."

In derselben schwedischen Zeitschrift theilt der Bezirks-Hauptmann Boström in Lulea folgenden Bericht mit: „Der Lappländer Anders Hjerpe hatte 2 junge Bären erblickt, welche auf einen Baum geklettert waren. Er stieg hinauf und tödtete sie mit der Axt. Unterdeß hatte die Bärin, welche in der Nähe gewesen war, die Gewaltthätigkeit bemerkt, welche an ihren Jungen ausgeübt wurde, eilte zum Baume und kletterte hinauf, um an Hjerpen Rache zu nehmen. Dieser aber versetzte ihr, als sie sich ihm gehörig genähert hatte, mit der Axt einen solchen Hieb auf den Kopf, daß sie zur Erde niederstürzte und binnen kurzem verendet da lag."

„Im Jahre 1832", so erzählt der Mag. Genberg zu Robert-

forß bei Umea, „schoß ein Lappländer, Olof Nilsson mit Namen, von Sorsele und Kranbyn, 4 Bären, welche in demselben Winterlager steckten. Eines Morgens, als er, in Begleitung seines Weibes, auf Schneeschuhen auslief, um nach seiner Rennthierheerde zu sehn, wurde er, ungefähr 50 Schritte seitwärts von sich, den Eingang zu einem Bärenlager gewahr, welches er auf den ersten Anblick für ein altes vom vorigen Winter her hielt. Er blieb stehn; seine Hunde sprangen knurrend auf das Loch zu, krochen durch die Oeffnung hinein, flüchteten aber schnell wieder heraus. Indeß kam kein Bär heraus. Der Lappländer aber, welcher nun wohl merkte, daß etwas drin war, eilte an die Seite der Oeffnung, um nicht von einem etwa herausfahrenden Bären umgeworfen zu werden; er hatte aber in der Eile vergessen, seine kleine Büchse zu laden, und seine Waffen bestanden jetzt nur aus einem Spieße und einer auf seinem Rücken hängenden Axt. Er wagte es jetzt auch gar nicht, die Büchse zu laden, indem er mit dem Spieße jeden Augenblick das Herauskommen des Bären abpassen mußte. Das Einzige, was er jetzt thun konnte, war, die Axt seiner Frau zuzuwerfen und diese zu bitten, ihm 3 starke Birkenstämme abzuhauen. Nachdem er diese erhalten hatte, setzte er 2 davon kreuzweis und fest vor die Oeffnung. Indem er so den Bären verzäunt zu haben glaubte, lud er seine kleine Büchse und begann darauf seine Untersuchung. Er steckte den dritten Stock hinein, um zu erkennen, wo der Bär läge. Als er ihn zum drittenmal hinabstieß, biß der Bär hinein und schüttelte daran unter gewaltigem Brüllen. Nun machte der Mann das Loch größer und schoß mit der Büchse hinein, worauf der Bär brüllend nach der Oeffnung stürzte, aber nicht herauskam. Zum zweitenmal untersuchte nun der Lappländer mit der Stange, wo der Bär läge; auch diesmal biß dieser in den Stock und schüttelte gewaltig daran. Nun lud er seine Büchse wieder und schoß. Da ließ sich von Neuem Gebrüll hören und zugleich ein Brummen oder Murren. Nun hat er's gekriegt, dachte der Lappländer. Um aber sicher zu sein, untersuchte er wieder mit dem Stocke, fühlte hierbei, daß etwas Weiches dalag, und indem er tüchtig zustieß, brachte er wieder Haare an der Stange heraus; doch hörte er nichts; es war Alles stille. Nochmals that er einen Schuß, aber es rührte sich nichts, und als er jetzt mit dem Stocke nachfühlte, nahm er wahr, daß der Bär still lag. Hieraus schloß er, daß jener den Todesstreich erhalten hätte. Nunmehr nahm er die Verzäunung von der Oeffnung und guckte hinein. Was er da in der Dunkelheit sehen konnte, war, daß der

Bär, welcher nahe an der Oeffnung lag, todt war; noch weiter drin lag ein großer schwarzer Haufen; aber ob auch dies ein Bär wäre, konnte er nicht sehn. Indeß war er erstaunt, als er ganz hinten im Lager zwei glühende Flecken gewahrte. Geschwind setzte er seine Stangen wieder vor, schoß noch 3 Schüsse danach, hörte dazwischen wieder Knirschen und Brüllen, und nahm wahr, daß ein Bär sich wälzte. Nachdem nun wieder Alles still geworden war, wagte er, nach wiederholten Untersuchungen, die Oeffnung zu erweitern und sahe da zwei todte Bären kreuzweis über einander herliegen. Jetzt kam sein Weidekamerad, welchem die Rennthierheerde mit ihm gemeinschaftlich gehörte, und der ihn hier aufgesucht hatte, weil er so lange ausblieb. Dieser half ihm nun das Lager aufscharren und sie fanden zu ihrer innigsten Freude vier Bären, die Mutter mit 3 Jungen. Der Lappländer verkaufte die Häute an einen in Sorsele wohnenden Kaufmann mit Namen Radahl und bekam für die Bärin 29 Reichsthaler Reichsgeld und für jedes Junge 10 Reichsthaler. Die Haut der Bärin war sehr hübsch und 5 Ellen lang, die von jedem Jungen 3 Ellen."

„Vor mehreren Jahren," so berichtet Herr Högberg zu Karlstadt in jener Zeitschrift, „griffen zu Ulleröa einige Wölfe einen Bären an und zerrissen ihn am Bauche so arg, daß ein mit einer Axt versehener Bauer, vor welchem die Wölfe die Flucht nahmen, den Bären vollends niederhieb. Die Haut desselben wurde dem Erleger von mir abgekauft."

„Im Jahre 1830," erzählt ebenda der Hofjägermeister und Ritter des Wasaordens Herm. Falk, „wo sich in den Wäldern von Wermeland eine größere Menge Bären zeigte als sonst, pflegten diese dreisten und starken Thiere im Sommer nicht selten Angriffe auf die Viehhöfe der Bauern zu machen. Man kennt aber kein Beispiel, daß der Bär den Eingang zum Stalle durch die Thür gesucht hätte; vielmehr war er auf das Dach hinaufgestiegen, hatte dieses, welches aus Lagen von Spaltholz und Rinde zu bestehn pflegt, aufgerissen, war durch die so gemachte Oeffnung zu den Thieren heruntergegangen und hatte darunter nach Behagen und nach Umständen geschlachtet. Da es in Wermeland an manchen Orten Gebrauch ist, die Bettstellen der Viehmägde auf kleinen Pfosten mitten unter das Dach zu setzen, so ist es manchmal geschehen, daß sie des Nachts von Betzen geweckt wurden, welcher, nachdem er das Dach aufgerissen, gerade über ihnen stand. Der gewöhnliche Hülferuf der Weiber brachte ihn jedoch bald zum Weichen. So ist es

wenigstens an zwei Orten im Sprengel von Rada, zum Kreise Karlsstadt gehörig, geschehn. Ist der Bär in den Viehstall gelangt, so schlachtet er eine Kuh ab, reißt sie vom Stricke los, umfaßt sie mit einem Vorderlaufe, faßt mit der andern Tatze in das Dachgebälk hinein, und ist stark genug, um auf diese Weise die Kuh durch die Oeffnung hindurchzuziehn. Hierauf wird das Opfer auf die Erde hinabgeschleppt und kann binnen einer einzigen Nacht auch zum größeren Theile von ihm verzehrt werden."

Falk erzählt, daß ein Bär in Schweden auf seinem Jagdrevier erlegt worden, der so groß und schwer gewesen, daß ihn 10 starke Männer, nachdem man ihn an eine Stange gebunden, nicht ohne Schwierigkeit nur eine kurze Strecke hätten tragen können. Dieses gewaltige Thier starb nicht ohne tapfre Gegenwehr; denn, nachdem es schon mehrere Kugeln empfangen, stürzte es mitten unter die Jäger und brachte mehreren beträchtliche Wunden bei. Einer war an 37 Stellen gebissen. Obgleich die beherzte Mannschaft ihr Aeußerstes that, die Fortschritte des Bären aufzuhalten, so brach dieser doch durch alle Hindernisse und eilte mit gewaltigen Sätzen der Wildniß zu, die er erreicht haben würde, wenn ihn nicht eine Kugel getroffen und zu Boden gestreckt hätte. Sein Fett allein wog 100 Pfund.

„Die Jagd auf einen Bären," so erzählt in jener Zeitschrift der Güterinspektor Ullgren zu Nämens-Bruk in Wermeland, „wurde ½ Meile südlich von Löffsjö begonnen. Am ersten Tage jagte ich denselben mit 16 Personen und hatte als Reserve einen zuverlässigen Mann bei mir. Mehrmals war ich dem Bären auf 5 bis 6 Schritte nah, ohne loszuschießen, denn das Gehölz war allzu dicht verwachsen. Am folgenden Tage vermehrte ich die Zahl der Leute auf 25 Mann, nebst einigen kleinen Knaben. Ich umstellte den Bären so eng, daß der Kreis querdurch nur 100 bis 150 Schritte betrug. In der Mitte der Jagd war eine sehr dichte Buschhecke, welche der Bär nicht verlassen wollte. Ich war selbst mehrmals darin gewesen, um ihn heraus zu treiben. Zuerst wurden einige Fehlschüsse gethan, aber gleich darauf wurde der Bär von 2 anderen Jägern getroffen, deren Kugeln ihm, dicht neben einander, den einen Vorderlauf nahe am Ellenbogen abschlugen. Ein andrer Jäger that hierauf einen Fehlschuß; dann war es lange still. Ich sprang nun dahin, wo ein Jäger an die Fährte gestellt war, und ging dort in der Richtung der Fährte hinein, um das Thier aufzustören. Das Buschwerk war sehr dicht und es hing sehr viel Schnee

am Gehölze, so daß ich nicht weiter vor mich sehen konnte, als 1 bis 2 Schritte. Ich zog sehr vorsichtig dahin, ungefähr 20 Schritte weit hinein, als Betz in größter Wuth und mit schrecklichem Gebrüll aus einem sehr dichten Busche auf mich zu stürzte. Zuerst gab er mir einen Stoß auf die Brust, so daß ich rücklings niederfiel, denn wir waren einander so nahe gekommen, daß ich gar keine Gelegenheit hatte, einen Schuß zu thun. Indem ich sah, daß er es auf meinen Kopf und die oberen Theile des Körpers abgesehen hatte, war ich noch glücklich genug, ihm im Fallen meinen Büchsenlauf an die Kinnlade zu setzen. Mit verzweifelter Stärke drang er darauf los, so daß ihm das Büchsenrohr bis fast gegen das Schloß im Rachen und Halse steckte und die Büchse hierbei sehr zerbissen wurde. Mit den Füßen arbeitete ich aus allen Kräften auf den Kopf des Bären los, und endlich zog er sich zurück. Aber so wie er den Büchsenlauf aus dem Halse los war, packte er meine Beine und stellte sich auf 2 Läufe. Jetzt hing ich mit dem Kopfe zur Erde, und bei dieser Gelegenheit begann er ein Schütteln mit solchem Schlenkern, daß dies einem Läuten glich, und mit solcher Kraft, daß meine Geräthschaften, welche in einem Branntweinfläschchen, Brod und Wurst bestanden, links und rechts in's Gehölz flogen. Ich behielt gleichwohl so viel Besinnung, daß ich dem Bären in der Stellung, wie ich hing, mit der Büchse mehrere Schläge auf den Kopf gab, welche bewirkten, daß er mich verließ. Während alles dessen schrie ich um Hülfe; allein wegen des gewaltigen Gebrülls des Bären wurde mein Rufen nicht gehört. Ein Jäger war nur 20 Schritte von mir; doch ehe er durch das dichte Gehölz heranzukommen vermochte, hatte der Bär seinen Raub verlassen und sprang hastig zu mehreren Schützen auf der entgegengesetzten Seite der Jagd hinüber, wo er von 3 Schüssen getroffen wurde und verendete. Dieser Bär war ein Weibchen und einer von den allergrößten. Bereits vor 5 bis 6 Jahren hatte ihn ein Bauer im Bäreneisen gefangen, wo er eine Tatze verlor. Selbiger Bauer lieferte die Tatze an mich aus."

Im europäischen **Rußland** gibt es an den meisten gebirgigen und waldigen Stellen auch Bären. **Pallas** erzählt, daß man dort welche mit Milch und Brod aufzieht, und wenn sie recht fett sind, ihre Lenden als ein besonders gutes Gericht auf vornehme Tafeln bringt.

Reich an Bären sind viele Gegenden **Sibiriens**. Ueber sie hat **Steller** im vorigen Jahrhundert genaue Nachricht gegeben:

„Bären," so erzählt er, „hat man auf ganz Kamtschatka in unbeschreiblicher Menge, und siehet man solche heerdenweise auf den Feldern umherschweifen; ohne Zweifel würden sie längst ganz Kamtschatka aufgerieben haben, wo sie nicht so zahm, friedfertig und leutseliger wären, als irgendwo in der Welt. Im Frühjahr kommen sie haufenweise von den Quellen der Flüsse aus den Gebirgen, wohin sie sich im Herbste der Nahrung wegen begeben, um daselbst zu überwintern. Sie kommen an die Mündung der Flüsse, stehen an den Ufern, fangen Fische und werfen sie nach dem Ufer und fressen zu der Zeit, wenn die Fische im Ueberflusse sind, nach Art der Hunde, nicht mehr von ihnen als den Kopf. Finden die Bären irgendwo ein stehendes Netz, so ziehen sie solches aus dem Wasser und nehmen die Fische heraus. Gegen den Herbst, wenn die Fische weiter in den Strömen aufwärts steigen, gehen sie allmälig mit denselben nach den Gebirgen. Uebrigens lassen sich die Mädchens und Weiber, wenn sie auf dem Torflande Aehren mitten unter den Bären aufsammeln, nicht hindern. Geht einer auf sie zu, so geschieht es nur um der Beere willen, die er ihnen abnimmt und frißt. Sonst fallen sie keinen Menschen an, es sei denn, daß man sie im Schlaf stört. Es geschieht selten, daß der Bär auf einen Schützen losgeht, er werde angeschossen oder nicht. Sie sind so frech, daß sie wie Diebe in die Häuser einbrechen und, was ihnen vorkommt, durchsuchen. Die Kamtschadalen schießen solche mit Pfeilen todt, oder graben sie im Herbste und Winter aus ihren Löchern, wenn sie dieselben vorher mit Spießen in der Erde erstochen haben. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, die mancherlei Arten von Bärenfang in Sibirien zu erzählen."

„1) So werden dieselben mit Feuerröhren und Pfeilen erschossen."

„2) So machen sie an den Irtisch-, Ob- und Jenisei-Strömen ein Gebäude von vielen auf einander liegenden Balken, die alle zusammen fallen und die Bären erschlagen, wo sie auf diejenige Falle kommen, so vor ihnen leise aufgestellt ist."

„3) So machen sie eine Grube, befestigen darin einen sehr spitzen, gebrannten und geglätteten Pfahl, der einen Schuh hoch aus der Erde empor stehet, die Grube aber bedecken sie mit Gras und machen ein elastisches Schreckholz, so mit einem Stricklein über des Bären Spur oder Weg aufgestellt wird; wenn der Bär mit dem Fuß auf den Strick tritt, schlägt das Holz los und erschreckt den Bären, daß er, wenn er heftig anfängt zu laufen, unvorsichtigerweise in die Grube fällt, sich auf den Pfahl spießet und also selbst tödtet."

„4) So befestigen sie viele eiserne und spitzige Fußangeln und Widerhaken in einem dicken, starken und 2 Schuh breiten Brett, legen solches auf des Bären Weg, und stellen eben wie vorher ein Schreckholz auf; wenn dieses losschlägt und den Bären erschreckt, so verdoppelt er seine Schritte mit Forsche, tritt mit dem Fuß in die Angel und ist also angenagelt; darauf suchet er den Fuß heraus zu bringen, und tritt mit dem andern auch darein. Steht er nun gleich eine Weile auf den hintern Füßen, so verdeckt er mit dem Brett den Weg und sieht nicht, wo er hingehen soll. Endlich, wenn er genug speculirt und grimmig worden ist, tobt er so lange, bis er auch mit den hintern Füßen angenagelt wird. Nach diesem fällt er auf den Rücken und kehrt alle vier Füße mit dem Brett in die Höhe, bis er bei der Leute Ankunft erstochen wird."

„5) Noch lächerlicher fangen ihn die Bauern an der Lena und dem Ilim-Fluß. Sie befestigen an einem sehr schweren Klotz einen Strick, dessen eines Ende mit einer Schlinge versehen ist. Dieser wird nahe an einem hohen Ufer an den Weg gestellt; sobald der Bär die Schlinge um den Hals hat und im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindere und zurückhalte, ist er doch nicht so klug, daß er die Schlinge vom Kopf nehmen sollte, sondern er ergrimmt dergestalt über den Klotz, daß er hinzuläuft, denselben von der Erde aufhebt und, um sich davon zu erledigen, mit der größten Force den Berg hinunter wirft, zugleich aber durch das andere Ende, welches an seinem Hals befestigt ist, mit hinunter und sich zu Tode fällt. Bleibt er aber lebendig, so trägt er den Klotz wieder den Berg hinauf und wirft ihn wieder hinab; dieses Spiel treibt er so lange, bis er sich zu Tode gearbeitet oder gefallen hat."

„6) Die Koräken um Elutora suchen solche Bäume aus, die krumm wie ein Schnellgalgen gewachsen sind und an den Gipfeln stehen; dann machen sie eine starke, feste Schlinge und hängen ein Aas dahinter auf. Wenn der Bär solches ansichtig wird, steigt er auf den Baum hinauf und bemühet sich, das Aas zu erhalten, wodurch er in die Schlinge kommt und bis zu der Koräken Ankunft bleibt, entweder todt oder lebendig, nachdem er mit dem Kopf und vordern Füßen in die Schlinge geräth."

„Wenn die Kamtschadalen einen Bären in seinem Lager ermorden wollen, versperren sie erstlich denselben darin zu mehrerer Sicherheit, auf folgende Weise: Sie schleppen vieles Holz vor das Lager, welches länger als der Eingang breit ist, stecken ein Stück Holz nach dem andern hinein, welches der Bär sogleich anfaßt und nach

sich zieht; dieses setzen sie so lange fort, bis die Höhle des Bären so voll ist, daß nichts mehr hineingeht, und er sich weder bewegen, noch umwenden kann; alsdann machen sie über dem Lager ein Loch und erstechen ihn darin mit Spießen."

„Von der Haut des Bären machen sie auf Kamtschatka Betten, Decken, Mützen, Handschuhe und Halsbänder für die Schlittenhunde. Das Fett ist als eine schmackhafte und sehr gesunde Sache bei allen Einwohnern auf Kamtschatka in sehr großem Werth, wie auch das Fleisch, und sie pflegen solches niemals allein zu essen, sondern stellen allezeit ein Gastmahl an, worunter der Hausherr, der den Bären gefällt, eine große Ehre sucht. Die Gedärme schälen sie ab, und bekleistern damit im März, April und Mai, wenn die Sonne allzu stark auf dem Schnee zurückprallt und das Gesicht schwarz macht und verbrennt, das ganze Gesicht, wodurch die Kamtschadalinnen ein weißes und feines Gesicht erhalten. Die Kosaken machen Fenster daraus, weil sie so hell und klar wie Marienglas sind. Diejenigen, so auf dem Eise Seethiere promyschleyen, machen aus der Haut von des Bären Fußsohlen Schuhsohlen, welche allezeit klebrig sind und nicht leicht gleiten lassen. Aus den Schulterblättern machen sie Sicheln zum Grasschneiden. Den Kopf und die Hüften hängen sie als eine Zierrath entweder unter die Balagannen oder ohnweit von ihren Wohnungen auf Bäumen auf. Wenn das Fett ausgeschmolzen wird, bleibt solches flüssig und ist statt Baumöl auf Salat zu gebrauchen. Vom Juni bis in den Herbst sind die Bären sehr fett, im Frühjahr aber ganz mager. Wenn man sie im Frühjahr in ihrem Lager ermordet, findet man in dem Magen und Gedärmen nichts als einen schäumichten Schleim. Uebrigens bekräftigen auch die hiesigen Einwohner, daß sie im Winter nichts genießen, sondern nur allein an ihren Füßen saugen. Selten liegt mehr als Ein Bär in dem Lager."

„Es gibt," sagt Otto v. Kotzebue in seiner „Neuen Reise um die Welt," „in Kamtschatka viele Bären. Der sonst furchtsame Kamtschadale greift sie muthig an. Oft nur mit einer Lanze und einem Messer bewaffnet, geht er auf den Bären los und sucht ihn zu reizen. Wenn dieser sich auf die Hinterbeine stellt, wie das seine Gewohnheit ist, wenn er sich vertheidigen oder angreifen will, so stößt der Jäger ihm die Lanze in die Brust und das andre Ende in die Erde, worauf er ihn dann mit dem Messer vollends tödtet. Indessen gewinnt der Bär auch wohl mannichmal die Oberhand und dann büßt der Jäger seine Kühnheit mit dem Leben. Von

der Dreistigkeit der hiesigen Bären zeigt folgende Anekdote: Vor einem Jahre war hier Mangel an Fischen, der Hauptnahrung der Bären während des Sommers, die sie sich selbst aus den Flüssen holen. Daher entstand eine Hungersnoth unter ihnen und sie begaben sich den ganzen Winter nicht in ihr Lager, sondern strichen umher, selbst bis in die Straßen von Peter-Paul. Einer trat sogar in ein Haus, dessen Thür er offen fand, die sich aber zufällig hinter ihm schloß. Die Frau vom Hause hatte eben eine große Theemaschine, wie sie hier gewöhnlich sind, zum Kochen gebracht und sie im Vorhause stehn lassen. Der Bär beroch die Maschine und verbrannte sich die Nase. Darüber ergrimmt, ließ er seine ganze Wuth an ihr aus, faßte sie mit den Vordertatzen, drückte sie gegen die Brust, um sie zu vernichten, und verbrannte sich nur noch mehr. Auf das Gebrüll, das Wuth und Schmerz ihm auspreßten, kamen sämmtliche Bewohner des Hauses nebst den Nachbarn herbei und er ward mit Flintenschüssen durch's Fenster getödtet. Indessen hat er sich verewigt, indem er hier zum Sprüchwort geworden ist. Wenn sich jemand durch seine Heftigkeit selbst schadet, so sagt man: das ist der Bär mit der Theemaschine."

Dubois de Montpéreux fand im Jahr 1833 in der Gegend von Achaltsiche in Georgien viele Bären, welche den Maisfeldern sehr gefährlich sind. Die Eigenthümer derselben haben zwischen den Feldern Hütten, welche auf 10 Fuß hohen Pfählen stehn. Abends steigt in jede Hütte ein Wächter mit Hülfe einer Leiter, die er dann hinauf zieht. Merkt er dann die Anwesenheit eines Bären, so schießt er von oben herab, und macht dann noch einen entsetzlichen Lärm, in welchen die Wächter der andern Hütten einstimmen.

In Europa muß der Bär, wie schon gesagt, oft als Tänzer herumziehn; zuweilen muß er aber auch auf andre Weise die Zuschauer belustigen. Mein Verwandter und Lehrer Professor Blumenbach in Göttingen pflegte immer recht herzlich zu lachen, wenn er auf folgende Erzählung kam: Es erschien einmal in Göttingen die Anzeige, daß ein neues, noch nie gesehenes, wunderbares Geschöpf zu sehen wäre, halb Thier, halb Mensch. Blumenbach eilte alsbald voll Neugierde hin und fand da allerdings ein Ungeheuer in Husarenuniform, welches einen höchst merkwürdigen Anblick gewährte. Das Gesicht war, mit Ausnahme der großen Augenbrauen und eines erschrecklichen Schnurrbarts auf der langen Schnauze, ganz haarlos; Hände und Füße desgleichen, und mit gewaltigen Krallen bewaffnet. Das Geschöpf brummte, sprach aber nicht.

Blumenbach nahm den Herrn desselben in der Stille vor und bat ihn um Auskunft über seinen Husaren. Der Mann blieb aber bei seiner Erklärung, daß es ein ganz neues und unbekanntes Geschöpf wäre, bis ihm der Professor drohte, er wollte seine Studenten kommen lassen, welche den Husaren sammt seinem Herrn und Meister so lange mit ihren Ziegenhainern klopfen würden, bis die Wahrheit klar am Tage läge. Da kam denn endlich das Geständniß: es wäre ein Bär, dem Gesicht und Hände rasirt wären.

„Im Jardin des plantes zu Paris," sagt Antoine, „befindet sich ein zahmer Bär, welcher einen Graben bewohnt, in dessen Mitte ein Pfahl gepflanzt ist, den er oft besteigt, um sich der Welt zu zeigen. Haben sich nun genug Leute um ihn her versammelt, so steigt er herab, stellt sich auf den Hintertatzen aufgerichtet hin, als wollte er die Gesellschaft begrüßen, öffnet dann seinen Rachen, und bittet auf diese Weise um eine Gabe. Nach Kuchen, Pfefferkuchen, Biskuit und Makaronen ist er sehr lecker. Alles, was man ihm hinwirft, fängt er sehr geschickt mit dem Munde. Am lustigsten sieht es aus, wenn man ihm Nüsse gibt, denn er knackt sie und sucht ganz sorgfältig nur den Kern heraus. Wenn man ihn füttern will, so ruft man ihm zu: Colin, rum! dann macht er aufrecht stehend eine halbe Wendung. Zuweilen versucht es ein Hansdampf, ihn Wendung auf Wendung machen zu lassen, ohne ihm etwas zu geben; dann aber wird Colin wüthend, nimmt einen Knüppel und sucht sich zu rächen. Einmal hat jemand einen Hund hinuntergeworfen; er ist aber 24 Stunden da verblieben, ohne verletzt zu werden."

Johnston erzählt, ein Fürst von Litthauen habe einen Bären gehabt, der alle Morgen aus dem Walde an den Palast gekommen sei, mit den Vordertatzen an die Thür geklopft habe und erst, nachdem er satt gefüttert worden, wieder weggegangen sei.

„Der schwächste Theil des Bären," sagt der alte römische Schriftsteller Plinius, Buch 8, 54, „ist der Kopf. Bei Kampfspielen werden sie öfters durch einen einzigen Faustschlag darauf getödtet." „In den Jahrbüchern," sagt er ferner, „ist angemerkt, daß der Aedil Domitius Ahenobarbus hundert numidische Bären und eben so viel äthiopische Jäger zu Rom habe kämpfen lassen. Es ist sonderbar, daß hinzugefügt wird, es wären numidische gewesen, da es doch bekannt ist, daß in Afrika keine Bären leben."

Der **wilde Bär**, Ursus ferox, Lewis et Clark. (U. cinerĕus, grisĕus, horribĭlis; englisch: Grizly Bear.) Er unterscheidet

sich vom braunen Bären hauptsächlich durch die Länge der Nägel an den Vorderfüßen, welche oft über 3 Zoll beträgt. Er braucht sie, um Wurzeln auszugraben, frißt aber auch gern frisches Fleisch und Aas, und zerreißt, wie der Prinz von Neuwied berichtet, oft Menschen. Die Farbe seines Pelzes ist braun, oder gelbröthlich, oder silbergrau. Man findet ihn in Nord-Amerika im Felsengebirge (Rocky Mountains), in der Gegend der Quellen des Missuri und insbesondere häufig um den Milk-River am Missuri. Lewis und Clark haben einen erlegt, welcher 9 Fuß lang war, dessen Vordertatze 9 Zoll in die Breite, die Hintertatze 12 Zoll in die Länge maß. Sie beschreiben ihn als ein dem Menschen und Büffel (Bison) sehr gefährliches Thier. Jetzt (1851) befindet sich ein lebendiger im zoologischen Garten zu Berlin, Geschenk des Konsuls Angelroth zu St. Louis.

„Bei St. Franzisko in Kalifornien," so berichtet Otto v. Kotzebue, „sind die Bären so häufig, daß man nur eine Meile von den Wohnungen in den Wald gehen darf, um sie in großer Menge zu treffen. Die Art unterscheidet sich von der europäischen durch einen spitzigen Kopf und aschgraue Farbe, auch sind sie lebhafter und unternehmender. Demungeachtet sind die Dragoner zu St. Franzisko so gewandt und muthig, daß man sie zu Pferde in den Wald nach einem Bären schickt, wie man bei uns dem Koch befehlen würde, eine Gans aus dem Stalle zu holen. Drei Dragoner zu Pferde, nur mit Schlingen versehen, sind hinlänglich, einen Bären zu überwältigen, den sie beim Fange immer in ihrer Mitte zu halten und zu reizen suchen. Sobald das wüthende Thier sich auf einen Reiter stürzen will, wirft ihm der andre die Schlinge, welche mit starken Riemen am Sattel befestigt ist, um den Vorderfuß, gibt seinem Pferde die Sporen und wirft dadurch den Bären nieder. Diesen Augenblick benutzt der andre, wirft ihm die Schlinge um's Hinterbein, und wenn er jetzt regungslos daliegt, werden ihm von dem dritten alle 4 Füße in Schlingen gelegt, und so wird er ohne alle Gefahr nach Hause transportirt. Auf diese Weise hatten die Dragoner heute einen Bären gebracht, während einige andre auf dieselbe Art einen wilden Stier herbeischleppten. Auch das Vieh ist das ganze Jahr, sich selbst überlassen, auf der Weide, ist dadurch in verwildertem Zustande, und wird ebenfalls, wenn eins geschlachtet werden soll, von ein paar Reitern mit Schlingen gefangen. Der Kampf, welchen der Gouverneur zwischen den beiden Thieren veranstaltete, war merkwürdig, und obgleich der Stier seinen wüthenden

Gegner oft mit den Hörnern in die Luft warf, so mußte er doch am Ende unterliegen."

„Bei einer Geschäftsreise in's Innere, als wir den Kolumbiafluß hinauffuhren," erzählt Roß Cox, „kam eine Stunde, ehe wir unser Nachtlager aufschlugen, ein großer Bär quer über den Fluß geschwommen. Herr M'Gillivray verwundete ihn. Das wüthende Thier schwamm sogleich auf uns zu, und kam an unsern Kahn, in welchen es mit Gewalt eindringen wollte, indem es mit den Vorderpfoten den Rand ergriff. Dies warf uns beinah um, doch der Vordermann ergriff sein Ruder und gab ihm einen so derben Schlag auf den Kopf, daß es dadurch ganz betäubt wurde, und wir es tödten und in den Kahn ziehen konnten. Es war sehr gut genährt, und war uns ein willkommenes und unerwartetes Gericht."

„Ein ander Mal," sagt Roß Cox, „als ich mich verirrt hatte, allein herumwanderte, und mich am Abend mit wilden Kirschen und Hahnebutten gesättigt hatte, sah ich mich nach einer Lagerstelle um. Ich fand den Stamm einer hohlen Fichte, die der Blitz mochte umgeworfen haben, und beschloß, darin die Nacht zuzubringen. Ich kroch in die Höhlung hinein, und bedeckte, um mich vor dem Nachtthau zu schützen, den ganzen Körper mit der umherliegenden losen Rinde. Bald schlief ich ein; doch meine Ruhe dauerte nicht lange, denn nach ein paar Stunden etwa erwachte ich durch das Brummen eines Bären, der einen Theil der Rinde weggeschoben hatte und mit seiner Schnauze über mir dastand, als wüßte er nur nicht, wo er mich packen sollte, da er mich nicht gut in dem enggeschlossenen Raum fassen konnte. Ich sprang schnell auf, ergriff meinen Stock und stieß ein fürchterliches Geschrei aus, was ihn etwas erschreckte und machte, daß er einige Schritte zurückging; doch blieb er wieder stehen, drehte sich um, und schien Lust zu haben, einen ernstlichen Angriff auf mich zu machen; aber da ich fühlte, daß ich einem solchen Angriff nicht gewachsen war, hielt ich es für besser, mich zurückzuziehn und eilig auf einen Baum zu klettern, ohne jedoch meinen Stock zurückzulassen. Meine Flucht trieb den Bären an, mir nachzufolgen, und er kletterte mir vorsichtig nach. Ich erreichte glücklicherweise einen Ast, auf dem ich mich so postirte, daß ich ihn von da mit Vortheil angreifen konnte. Von diesem schlug ich so derb auf seine Pfoten und Schnauze los, daß er sich nicht weiter wagte. Nachdem er eine Zeit lang vor Wuth die Rinde am Baum zerkratzt hatte, gab er seinen Angriff auf und begab sich an meine Schlafstelle, worauf er sich setzte. Aus Angst, daß ich, wenn ich

einschliefe, herunterfallen würde, machte ich mehrere Versuche herabzusteigen, aber jeder dieser Versuche weckte meine Bärenschildwache, und nach manchem vergeblichen Auf- und Abklettern war ich genöthigt, die Nacht auf dem Baume zuzubringen. Ich setzte mich nun so, daß mein Rücken gegen den Baumstamm lehnte, mit ein paar Aesten an der Seite, wodurch ich am Herabfallen gehindert wurde. Am nächsten Morgen erhob sich der Bär, verließ den Baumstamm, schüttelte seinen zottigen Pelz und verließ endlich den Platz, indem er sich noch mehrmals nach mir umsah. Eine geraume Zeit verweilte ich noch oben, aus Furcht, er möchte zurückkehren; doch als er nicht wieder erschien, stieg ich herab und setzte meine Wanderung fort."

Der **Baribal** (schwarze amerikanische Bär), U. americānus, Pall. Hat schlichtes, ziemlich kurzes, schwarzes Haar und ist im Gesichte braun. Er bewohnt die ganze nördliche Hälfte Amerika's und ist daselbst noch jetzt in vielen Gegenden sehr häufig. Seine Länge beträgt höchstens 5 Fuß. Er ist nicht so gefährlich wie der europäische braune Bär, führt übrigens dieselbe Lebensart, thut vielen Schaden an Kartoffel-, Mais-, Zuckerrohrpflanzungen, wird stark verfolgt, weil Fleisch, Fett und Pelz vortrefflich sind. Nach Cuvier's Beobachtung lautet seine Stimme wie Weinen oder scharfes Heulen.

In Süd-Amerika sind die Bären selten; jedoch gibt es dort welche in den Gebirgen von Peru und Chile.

Der **langrüßlige Bär**, U. labiātus, Blainv. (U. longirōstris, Bradўpus ursīnus, Prochīlus urs.) Franz. l'Ours jongleur. Der Nasenknorpel breit, und, wie die verlängerte Unterlippe, beweglich; die Schneidezähne verliert er leicht, weswegen man ihn für ein Faulthier gehalten hat. Pelz schwarz; Rüssel und Fußspitzen braungelb oder weißlich; an der Brust ein weißer Fleck; die Haare um den Kopf werden mit dem Alter lang und dicht und verbergen die kurzen Ohren. In Ost-Indien wird er herumgeführt, wie bei uns der braune Bär; auch wird er zuweilen in Europa lebend gezeigt. Er bewohnt die Gebirge Ost-Indiens.

Der **malaiische Bär**, U. malaiānus, Horsf. Bewohnt Malakka und die Sunda-Inseln, verursacht großen Schaden, indem er auf die Kokosbäume klettert, um ihre Gipfel zu verzehren und die Milch aus ihren Früchten zu saufen.

Der **Eisbär** (Seebär), U. maritĭmus, L. (U. marīnus, polāris). S. Bild 13. Franz. l'Ours blanc de la mer glaciale.

Ganz weiß; wird über 8 Fuß lang. Man findet ihn fast überall im Norden in der Nähe der Eisfelder oder auf denselben.

„An der Küste von Grönland," so erzählt Scoresby, „wo wir auf einer früheren Reise hundert Eisbären angetroffen hatten, von denen mehr als 20 getödtet und 4 lebendig gefangen wurden, kamen uns diesmal nur 3 zu Gesichte. Einer davon ließ sich während der Nacht auf einer der angrenzenden Eisflächen sehn, und da er kurz darauf versuchte, durch eine offene Stelle in der Nähe des Schiffes vorbei zu schwimmen, so wurde er sogleich von einem unsrer Boote verfolgt, von dem Harpunirer desselben angegriffen und mit einer Lanze verwundet, auch, seiner tapfern Gegenwehr ungeachtet, glücklich erlegt. Es war ein schönes, großes Thier, dessen Haut ungefähr 8 Fuß in der Länge maß."

„Wenn man den Bären im Wasser, beim Durchschwimmen von einer Eisscholle zur andern, antrifft, so kann man ihn gewöhnlich mit Vortheil angreifen; wenn er aber am Ufer, oder auf einer großen, mit Schnee bedeckten Eisfläche ist, auf welcher er mit seinen breiten Tatzen noch einmal so schnell fortkommen kann, als ein Mensch, der vielleicht bei jedem Schritte bis an die Kniee einsinkt, dann kann er selten mit Sicherheit oder gutem Erfolg angegriffen werden. Die meisten Unglücksfälle mit Bären haben bei solchen unvorsichtigen Angriffen, oder wenn man ihnen auf dem Eise begegnet ist, Statt gefunden."

„Vor wenigen Jahren ereignete sich ein trauriger Vorfall mit einem Matrosen eines Schiffes, das in der Davisstraße vom Eise eingeschlossen war. Ein Bär, den man schon einige Zeit in der Nähe des Schiffes wahrgenommen hatte, war endlich so dreist geworden, bis an dasselbe heranzukommen, wahrscheinlich durch den Geruch der Lebensmittel, die der Koch über Bord geworfen hatte, herangelockt. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, und niemand auf dem Verdeck auf der Wache, da das Schiff unbeweglich lag. Ein verwegner Bursche, der zuerst heraussah und den Bären erblickte, sprang thörichterweise sogleich auf das Eis hinaus, bloß mit einer Stange bewaffnet, vermuthlich in der Absicht, die Ehre, einen so übermüthigen Gast gedemüthigt zu haben, allein davon zu tragen. Aber der Bär, ohne auf das elende Gewehr zu achten, und vermuthlich noch durch Hunger gereizt, packte seinen Gegner mit seinen furchtbaren Zähnen in den Rücken und trug ihn mit solcher Schnelligkeit davon, daß, als seine Kameraden auf sein Geschrei erschrocken vom Tisch aufsprangen und sich umsahen, der

Bär schon so weit entfernt war, daß es umsonst gewesen wäre, ihm nachzusetzen."

„Ein andres Beispiel eines unklugen Angriffs gegen einen Bären, dessen Ausgang jedoch eher lustiger Art war, wurde mir vom Capitaine Munroe mitgetheilt, und ereignete sich 1820 im grönländischen Meere mit einem Matrosen eines Wallfischfängers von Hull. Das Schiff lag an einem Eisfelde vor Anker, auf welchem man, in einer beträchtlichen Entfernung, einen großen Bären gewahr wurde, der auf Beute ausging. Einer von der Mannschaft des Schiffs, der sich aus seiner Rumflasche, in welcher er absichtlich einen kleinen Vorrath für besondere Gelegenheiten aufzubewahren pflegte, einigen Muth geholt hatte, machte sich anheischig, dem Bären nachzusetzen. Bloß mit einer Wallfischlanze bewaffnet, ging er, ganz entschlossen und gegen alle Vorstellungen, die ihm von seinen Kameraden gemacht wurden, zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockern Schnee und schroffe Eisblöcke brachte ihn ganz in die Nähe seines Feindes, der, zu seinem Erstaunen, ihn unerschrocken anblickte und zum Kampfe herauszufordern schien. Sein Muth hatte unterdessen sehr abgenommen, theils weil der Geist des Rums unterwegs verdunstet war, theils weil der Bär so gar keine Furcht verrieth, sondern selbst eine drohende Miene annahm. Er hielt daher an und schwang seine Lanze ein paarmal hin und her, so daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich vertheidigen wollte. Der Bär stand auch still. Vergebens suchte der Abenteurer sich ein Herz zu fassen, um den Angriff zu beginnen; sein Gegner war zu furchtbar und sein Ansehn zu schrecklich. Vergebens fing er an, ihn durch Schreien aufzuregen, mit der Lanze zu bedrohen und Miene zu machen, ihn anzugreifen; der Feind verstand dies entweder nicht oder verachtete solche leere Drohungen, und blieb hartnäckig auf seinem Platz. Schon fingen die Kniee des Menschen an zu wanken, die Lanze zitterte in seiner Hand, sein Blick, der bisher noch fest gewesen war, fing an zu schauern; aber die Furcht, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß, und er wagte nicht, zurückzugehn. Meister Betz hingegen, der weniger Ueberlegung oder größere Sorglosigkeit besaß, fing mit der verwegensten Dreistigkeit an, vorzurücken. Seine Annäherung und sein ungeschlachtes Wesen löschten den noch übrigen Funken von Muth aus und überwanden die Furcht, sich lächerlich zu machen, die bisher noch unsern Helden aufrecht erhalten hatte; er wandte sich um

und floh. Aber nun ging die Gefahr erst an. Die Flucht des Menschen machte dem Bären Muth, jetzt seinerseits die Verfolgung anzufangen, und da er mehr geübt und besser darauf eingerichtet war, über den Schnee zu laufen, so holte er den Flüchtling bald ein. Dieser warf die Lanze, sein einziges Vertheidigungsmittel, weil sie ihn im Laufe beschwerte, von sich und lief weiter. Glücklicherweise zog diese die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stutzte, betastete sie mit seinen Pfoten, biß hinein und setzte dann seine Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer wieder auf den Fersen, als dieser in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, als die Lanze gehabt hatte, einen Handschuh fallen ließ. Die List gelang, und während der Bär wieder stehn blieb, um diesen zu untersuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorsprung. Der Bär setzte ihm von Neuem mit der drohendsten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handschuh und zuletzt durch den Hut, den er mit seinen Zähnen und Klauen in Stücken zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbesonnenen Abenteurer, der schon alle Kräfte und allen Muth verloren hatte, zu seinem Schlachtopfer gemacht haben, wenn nicht die andern Matrosen, da sie sahen, daß die Sache eine so ernste Wendung genommen hatte, zu seiner Rettung herbeigeeilt wären. Der kleine Phalanx öffnete ihm einen Durchgang und schloß sich dann wieder an einander, um den verwegenen Feind zu empfangen. Dieser fand jedoch unter so veränderten Umständen nicht für gut, den Angriff zu unternehmen. Er stand still, schien einen Augenblick zu überlegen, was zu thun wäre, und machte dann einen ehrenvollen Rückzug. Der Flüchtling hingegen, obgleich durch eine Schutzwehr gedeckt, hörte, von seiner Furcht gejagt, nicht eher auf zu laufen, als bis er das Schiff erreicht hatte."

„Gewöhnlicherweise geht der Bär, wenn er nicht vom Hunger getrieben wird, dem Menschen aus dem Wege. Wird er aber angegriffen, so kehrt er sich allezeit gegen seinen Feind. Eine Lanze weiß er geschickt mit seinen Zähnen zu fassen, und beißt sie entweder entzwei oder reißt sie dem Gegner aus der Hand. Wird er mit einer Kugel getroffen, und es ist nicht in den Kopf oder durch das Herz, oder in die Schulter, so wird er dadurch mehr aufgereizt als geschreckt, und geht mit vermehrter Wuth auf seinen Verfolger los. Wenn er von Weitem geschossen wird, und er kann entrinnen, so hat man ihn wohl gesehn auf einem Eisblock Schutz suchen, und, gleichsam als kennte er die zusammenziehende Kraft der Kälte, Schnee mit seinen Tatzen auf die Wunde drücken."

„Sein gewöhnlicher Gang ist langsam und bedächtig; drängt ihn aber eine Gefahr, oder treibt ihn der Hunger, so läuft er in Sprüngen; und auf dem Eise kann er leicht einem Menschen zuvorkommen. Ueberhaupt ist er zwar dem Anschein nach plump, aber nichts weniger als unbehülflich und ungeschickt und, bei seiner furchtbaren Stärke und Wildheit, doch überlegsam und gescheut. Seine Sinne sind ausnehmend scharf, besonders Gesicht und Geruch. Wenn er über große Eisfelder geht, so steigt er auf Eisblöcke und sieht nach Beute umher; wenn er dann den Kopf in die Höhe hebt und mit der Nase schnüffelt, so empfindet er den Geruch von einem todten Wallfisch auf eine unglaubliche Entfernung. Ein Stück schwammiges Wallfischfett, in's Feuer geworfen, zieht ihn meilenweit herbei. Todte Wallfische, wie die Wallfischfänger sie zurücklassen, machen überhaupt ein vorzügliches Nahrungsmittel für ihn aus; nächst diesen Seehunde, wiewohl, bei der ausnehmenden Wachsamkeit dieser Thiere, zu glauben ist, daß er oft wochenlang gezwungen ist zu fasten. Er nährt sich auch von Vögeln, Füchsen, Rennthieren, wenn er sie bekommen kann, von Eiern, ja von allen thierischen Substanzen, deren er habhaft werden kann."

„Er scheint eben sowohl auf dem Eise als auf dem Lande zu Hause zu sein. Man trifft ihn auf Eisfeldern über 200 (englische) Meilen weit vom Ufer an. Er schwimmt mit einer Geschwindigkeit von drei (englischen) Meilen in einer Stunde, und kann einige Meilen nach einander ohne große Beschwerde zurücklegen. Er taucht auf beträchtliche Weiten unter, wiewohl nicht sehr häufig."

„In Spitzbergen, Nova Zembla, Grönland und andern Polargegenden werden das ganze Jahr hindurch Bären angetroffen. An manchen Orten findet man sie in großer Anzahl beisammen. In der Nähe der grönländischen Ostküste hat man sie in Schaaren, wie Schafheerden auf einer Gemeintrift, gesehen. Vermittelst des Eises machen sie oft eine Landung auf Island; aber sobald sie sich dort blicken lassen, machen die Einwohner Jagd auf sie und bringen sie um oder treiben sie weg."

„Die Größe dieses Thiers ist gemeiniglich 4 bis 5 Fuß in der Höhe, 7 bis 8 Fuß in der Länge und beinahe eben so viel im Umfang. Bisweilen findet man sie jedoch viel größer. Barentz erlegte im Jahr 1596 zwei Bären auf der Insel Cherie, deren Felle von dem einen 12 Fuß, von dem andern 13 Fuß maßen. Das Gewicht desselben beträgt gewöhnlich 600 bis 1000 Pfund und drüber. Er ist mit langem gelblichweißen Haar bedeckt, und besonders zot-

tig ist die innere Seite seiner Beine. Seine Tatzen sind 7 Zoll und darüber breit; seine Krallen 2 Zoll lang. Seine Fangzähne ragen ungefähr anderthalb Zoll aus der Kinnlade hervor, und er hat in seinen Kinnbacken eine erstaunungswürdige Kraft, so daß man ihn eine eiserne Lanze von einem halben Zoll im Durchmesser hat entzwei beißen sehn."

„Das Fell des Bären gibt, wenn es mit den Haaren zurecht gemacht wird, einen schönen Teppich; wird es zurecht gemacht, ohne aufgeschnitten zu werden, und das Haar inwendig gekehrt, so dient es zu einem warmen, sackähnlichen Bett, und wird auf diese Art in manchen Gegenden von Grönland gebraucht. Sein Fleisch ist, wenn es vom Fett gereinigt wird, saftig und schmackhaft, besonders die Keule; auffallend aber ist es, daß die Leber von diesem Thiere schädlich und sogar tödtlich ist, während doch das Fleisch und die Leber des Seehundes, von welchem sich der Bär hauptsächlich nährt, genießbar und wohlschmeckend ist. Wenn Schiffer unvorsichtigerweise von der Leber des Bären gegessen haben, so sind sie fast immer krank darauf geworden und zuweilen gar gestorben; bei andern hat es die Wirkung gehabt, daß sich die Haut von ihrem Körper geschält hat. Dies ist vielleicht das einzige Beispiel von einem giftigen Theile eines Säugethiers."

„Obgleich man weiß, daß Bären bisweilen einander auffressen, so haben sie doch eine ausnehmende Zärtlichkeit für ihre Jungen. Die Bärin, die gewöhnlich zwei Junge auf einmal zur Welt bringt, vertheidigt diese mit solchem Eifer und wacht über sie mit solcher Sorgsamkeit, daß sie bisweilen ein Opfer ihrer mütterlichen Liebe wird. Ein artiges und wirklich merkwürdiges Beispiel von Klugheit bei einer Bärin wurde mir von einem glaubhaften und wohl unterrichteten Manne, der mich auf mehreren meiner Reisen als Wundarzt begleitete, erzählt. Eine Bärin, die zwei Junge bei sich hatte, wurde von einigen bewaffneten Matrosen auf einem Eisfelde verfolgt. Anfangs schien sie die Jungen dadurch, daß sie voranlief und sich immer umsah, und durch eigne Geberden und einen besondern Ton der Stimme, der ihre Aengstlichkeit zu erkennen gab, zu größerer Eile anzureizen; aber da sie sahe, daß ihre Verfolger ihr zu nahe kamen, so suchte sie jene vorwärts zu treiben, zu schieben und zu stoßen, bis sie glücklich mit ihnen entkam. Hierbei sollen die Jungen sich auf die Tatzen der Mutter gestellt haben, um von ihr einen Stoß zu empfangen, und wenn sie dann ein Stück vorwärts geflogen wären, wären sie sogleich weiter gelaufen, bis die

Mutter sie eingeholt und einem nach dem andern einen neuen Stoß ertheilt hätte."

„Ueberhaupt hat man öfters Beispiele von Klugheit und Ueberlegung bei diesem Thiere wahrgenommen. Ein Bär sah einen Seehund auf dem Eise nahe an einem Loche, das in demselben war, liegen. Um sich desselben zu bemächtigen, tauchte er unter und schwamm nach dem Loche hin, durch welches der Seehund entfliehen mußte. Dieser wurde ihn gewahr und stürzte sich in's Wasser; aber der Bär schwamm ihm den Augenblick nach und etwa eine Minute darauf kam er, mit seiner Beute im Rachen, wieder zum Vorschein."

„Der Kapitän eines Wallfischfängers, der sich gern einen Bären verschaffen wollte, ohne die Haut desselben zu verletzen, machte den Versuch, eine Schlinge von einem Strick in den Schnee zu legen, und in diese ein Stück Wallfischfett. Ein Bär, der sich in dem benachbarten Eise aufhielt, wurde durch den Geruch des angebrannten Fettes bald herbeigezogen. Er sah die Lockspeise, ging hinzu und faßte sie in den Mund; da aber sein Fuß sich in dem nämlichen Augenblick durch einen Ruck des Strickes in die Schlinge verwickelt hatte, schob er diese mit der andern Pfote wieder herab und ging ganz bedächtig mit seiner Beute davon. Nachdem er diese verzehrt hatte, kam er wieder. Man hatte die Schlinge indessen mit einem andern Stück Wallfischfett zurechtgelegt; er schob diese aber vorsichtig bei Seite und trug zum zweiten Mal die ihm auf andre Weise zugedachte Lockspeise triumphirend davon. Die Schlinge wurde zum dritten Mal gelegt, aber mit der Vorsicht, daß der Strick unter dem Schnee vergraben und die Lockspeise in eine tiefe Höhlung innerhalb der Schlinge gelegt wurde. Der Bär ging wieder bei, und die Schiffer zweifelten schon nicht an einem glücklichen Erfolg. Aber jener, klüger, als diese glaubten, beroch erst den Platz rund umher, kratzte dann den Schnee mit seinen Pfoten weg, schob den Strick wieder an die Seite und bemächtigte sich ohne Schaden der dargebotenen Mahlzeit."

„Im Juni 1812 kam eine Bärin mit 2 Jungen in die Nähe des Schiffes, welches ich kommandirte, und wurde geschossen. Die Jungen, welche keinen Versuch machten, zu entfliehen, wurden lebendig gefangen. Sie fühlten sich anfangs offenbar sehr unglücklich, endlich aber schienen sie mit ihrem Schicksal gewissermaßen ausgesöhnt, und da sie ziemlich zahm waren, so gestattete man ihnen bisweilen, auf dem Verdeck umher zu gehn. Wenige Tage, nachdem sie gefangen waren, wurde das eine von ihnen, dem man einen

Strick um den Hals geworfen hatte, über Bord geworfen, während das Schiff am Eise vor Anker lag. Es schwamm sogleich an das Eis, machte sich darauf und wollte entfliehn. Da es aber fand, daß es von dem Strick zurückgehalten wurde, suchte es sich auf folgende sinnreiche Art davon los zu machen: Nahe am Rande des Eises war eine Spalte in demselben von beträchtlicher Länge, aber nur anderthalb bis zwei Fuß breit und 3 oder 4 Fuß tief. Dahin ging der Bär, und indem er über die Oeffnung hinüber schritt, fiel ein Theil des Strickes hinein; darauf stellte er sich quer darüber, hing sich an seinen Hinterfüßen, die er zu beiden Seiten auf den Rand der Spalte legte, auf, senkte seinen Kopf und den größten Theil des Körpers in die Schlucht und suchte dann mit beiden Vorderpfoten zugleich den Strick über den Kopf zu schieben. Als er sah, daß es ihm auf diese Weise nicht gelingen wollte, ging er auf das Eis zurück und rannte mit großer Heftigkeit von dem Schiffe wegwärts, um das Seil zu zerreißen. Dies versuchte er zu wiederholten Malen, indem er jedesmal einige Schritte zurückging und einen neuen Anlauf nahm, um das Seil auseinander zu ziehn. Bei jedem Fehlversuch drückte er seinen Verdruß durch ein eignes Brummen aus, und endlich gab er der Nothwendigkeit nach und legte sich trotzig und still auf das Eis nieder."

„Manche der früheren Reisenden nach den Polarmeeren haben harte Kämpfe mit Bären zu bestehen gehabt. Vorzüglich oft wurde Barentz und seine Leute von ihnen angefallen; doch gelang es diesen immer, sie zu erlegen oder zurückzutreiben. Weniger glücklich war eine andre Reisegesellschaft. Das Schiff lag in der Nähe von Nova Zembla vor Anker und zwei von der Gesellschaft landeten auf einer kleinen Insel im Eingange der Straße Weigatz. Die Neugier trieb sie an, sich etwas vom Ufer zu entfernen, um sich umzusehn, als auf einmal der eine von ihnen von einem Bären im Rücken angefallen und zur Erde geworfen wurde. Sein Gefährte lief sogleich fort und machte Lärm, worauf ein Theil ihrer Kameraden zu Hülfe herbeieilte. Der Bär stand bei ihrer Annäherung über seiner Beute ohne den geringsten Anschein von Furcht, und da sie ihn angreifen wollten, sprang er auf sie los, ergriff einen von ihnen und machte ihn gleichfalls zu einem Schlachtopfer seiner Grausamkeit und Gewalt. Die übrigen liefen bestürzt davon und konnten nicht vermocht werden, den Angriff zu erneuern. Nur drei von der ganzen Mannschaft hatten Muth genug, den furchtbaren Feind nicht ungestraft zu lassen, und nach einem gefährlichen und harten Kampf

gelang es ihnen, ihn zu tödten und die zerfleischten Körper ihrer unglücklichen Gefährten zu befreien."

„Kapitän Cook, der den Archangel von Lynne kommandirte, ging, als er sich im Jahre 1788 in der Nähe von Spitzbergen befand, in Begleitung seines Wundarztes und des Steuermanns an's Land. Während sie am Ufer hingingen, wurde der Kapitän plötzlich von einem Bären überfallen, der ihn auch sogleich mit seinen Pfoten umfaßte. In dieser schrecklichen Lage, in der eine Zögerung von einem Augenblick ihm den Untergang gebracht hätte, rief er dem Wundarzt zu, zu schießen, und dieser that es mit einer so bewundrungswürdigen Entschlossenheit und Geschicklichkeit, daß die Kugel dem Bären mitten durch den Kopf ging. Durch diese schleunige und glückliche Hülfe entging der Kapitän der drohendsten Gefahr, zerrissen zu werden."

„Ein neueres Beispiel einer ähnlichen Gefahr gibt uns ein Vorfall, welchen Kapitän Hawkies von Hull in der Davisstraße im Juli 1818 erfuhr. Dieser verfolgte einen sehr großen Bären, der durch's Wasser schwamm, in einem Boot, und da er ihn erreichte, stieß er ihn zweimal mit einer Lanze in die Brust; als er sie aber aus der Wunde herauszog, um einen dritten Stoß zu thun, sprang das Thier wüthend auf, ergriff ihn am Schenkel und riß ihn über Bord in's Wasser. Glücklicherweise wiederholte er seinen Angriff nicht, sondern machte, daß er selbst fortkam, welches ihm auch gelang, da Alle im Boote nur beschäftigt waren, ihren Kapitän zu retten."

Als das Schiff la Carcasse, welches ausgesandt war, um in der Nähe des Nordpols Entdeckungen zu machen, im Eise stecken blieb, zeigten sich einstmals 3 Eisbären in der Nähe des Schiffs. Ohne Zweifel waren sie durch den Geruch des Wallroßfleisches angelockt worden, welches die Matrosen gerade auf dem Eise ausbrieten. Es war eine Bärin mit ihren 2 Jungen, welche ihr an Größe fast gleich kamen. Sie stürzten sich auf das Feuer zu, zogen ein tüchtiges Stück Fleisch heraus und verschlangen es. Die Schiffsmannschaft warf ihnen nun Stücken Fleisch hin; die Mutter holte sie, trug sie ihren Jungen zu und behielt nur sehr wenig für sich selbst. Als sie eben das letzte wegholte, legten die Matrosen auf die Jungen an und schossen beide nieder. Sie verwundeten auch die Mutter, jedoch nicht tödtlich. Kaum konnte sich das unglückliche Thier noch fortbewegen, und doch kroch es sogleich nach seinen Jungen hin, legte ihnen neue und wieder neue Fleisch-

stücken vor, und als es sah, daß sie nicht zulangten, streckte es seine Tatzen erst nach dem einen, dann nach dem andern aus, suchte sie emporzurichten und erhob ein klägliches Geheul. Da alle Mühe vergeblich war, ging sie eine Strecke fort, sah sich dann um, und heulte aus Leibes Kräften. Als sie aber nicht folgten, kehrte sie um, beschnupperte und betrachtete sie wieder und heulte wie zuvor. Sie ging und kam und suchte die Jungen mit der größten Zärtlichkeit an sich zu locken. Als sie endlich sah, daß sie ganz todt und kalt waren, hob sie ihren Kopf nach dem Schiffe zu und brummte voll Wuth und Verzweiflung. Die Matrosen antworteten mit Flintenschüssen; sie sank zwischen ihren Jungen nieder und starb, indem sie deren Wunden leckte.

„Im Jahre 1668," so erzählt Zorgdrager, „trug es sich zu, daß der Kommandeur Jonge Rees, führend das Schiff die Hoffnung, mit seinem Schiffe an einer Eisbank lag. Da wurde einer von der auf Wacht stehenden Mannschaft einen großen Bären gewahr. Man stach mit 2 Chaloupen vom Bord. Der Bär, als er sahe, daß es ihm gelten sollte, nimmt die Flucht und begibt sich zu Wasser. Der Kommandeur, so der Vorderste und Erste bei dem Bären war, bringet ihm mit der Lanze eine so schwere Wunde bei, daß ihm das Gedärme aus dem Bauch hing. Man wollte den Bären nicht weiter verwunden, als wodurch seine Haut zu sehr beschädigt würde, ließ ihn also schwimmen und gedachte, nun würde er's nicht lange mehr machen. Jedoch der Bär strengte seine äußersten Kräfte an und kletterte sehr fertig an einen flachen Eisblock. Hier meinte man, daß er den Geist aufgeben würde. Er legte sich auf den Bauch nieder und ruhete mit der Schnauzen auf den vorderen Tatzen, wie eine Katz auf die Maus lauert. Der Kommandeur, um diesem sterbenden Bär, wie er meinte, den Rest zu geben, rücket mit seiner Chaloupe an's Eis und springet darauf, mit einer Lanze bewaffnet. Wie er etwas fortgegangen, wird er ganz unvermuthet von dem wüthenden Bär überfallen, der mit Brummen eiligst auffsprang in der Weite von fast 24 Schuhen. Der Kommandeur, durch diesen Sprung überrumpelt, gerieth unvermuthet unter den Bären, so daß ihm die Lanze aus der Hand flog. Da er nun also übermannet, setzete ihm der Bär seine linke Tatze in die rechte Seite und die rechte Tatze auf die linke Brust, und bleckete seine gräßlichen Zähne. Fürwahr ein schreckliches Schauspiel! Als die in der Chaloupen dieses mit der äußersten Bestürzung sahen, macheten sie ein großes Geschrei und rufeten: Helft, helft! springt auf's Eis.

Einer von den Beherztesten sprunge aus der Chaloupe mit einem Haken in der Hand. Jedoch der Bär nahm die Flucht so eiligst, als hurtig er aufgesprungen war. Also wurde der Kommandeur aus des Todes Rachen annoch errettet. Hernach wurde der Bär auf dem Eise von 8 Mann angegriffen, worauf diese Bestie Fuß für Fuß zurückwich, öfters seine Schnauzen aufzog und die Zähne bleckete. Nachdem nun die Bestie kraftlos worden, hat sie endlich sterben müssen."

Hearne sagt, daß die Weibchen sich an der Hudsonsbai eine Grube in den Schnee graben, in welcher sie von Ende December bis Ende März verweilen, daß sie darin ihre 2 Jungen bekommen und so weit aufziehn, daß dieselben, wenn sie im Frühjahr hervorkommen, die Größe von Kaninchen haben. Die Männchen überlassen sich im Winter, nach Hearne's und Parry's Beobachtungen, keiner ununterbrochenen Ruhe. Parry gibt auch an, daß die Eisbären mitunter Pflanzenstoffe, vorzüglich Beeren fressen, und Fr. Cuvier sagt, daß mehrere in der pariser Menagerie bloß mit Brod (täglich 6 Pfund) gefüttert und dabei sehr fett geworden sind. In unsrem Himmelsstriche muß man diesen Thieren in der warmen Jahreszeit häufig kaltes Wasser übergießen, oder ihnen, wo möglich, einen kleinen Teich in ihrem Behälter anlegen, worin sie sich sehr fleißig baden und wohl dabei befinden.

Siebente Gattung:

Waschbär. Procyon, Storr.

Backenzähne $\frac{6.\ 6.}{6.\ 6.}$; Schwanz lang; Nase nicht rüsselförmig verlängert.

Der **Waschbär** (Raton; Rakuhn; Schupp), Pr. Lotor, Storr. S. Bild 14. Ursus Lotor, Linn. Franz. le Raton. Graubraun mit weißer Schnauze; ein brauner Strich durch jedes Auge; Schwanz braun- und weißlich-geringelt. Länge bis zum Schwanze 2 Fuß, Schwanz 8 bis 9 Zoll. Merkwürdig ist seine Eigenschaft, Alles, was er genießen will, erst mit den Vorderfüßen zu waschen. Er wohnt im warmen und gemäßigten Nord-Amerika in der Nähe des Wassers, schläft am Tage, geht des Nachts aus, und frißt Fische, Krebse, Vögel, Eier, Kerbthiere, Würmer, Mais, Obst und Wurzeln. In Gärten, und, wenn er kann, auch in Hühnerställen,

thut er viel Schaden. Zucker ist ihm ein großer Leckerbissen. Er ist leicht zu zähmen und in Europa oft zu sehn. Sein Fleisch ist eßbar, sein Pelz gut.

Achte Gattung:

Nasenthier. Nasŭa, Storr. (Koati, Kuati).

Schwanz lang; Nase lang, rüsselförmig; sie durchstören Alles mit der Nase, klettern gut, leben von Früchten und kleinen Thieren, sind nicht nächtlich; bewohnen Süd-Amerika. — Das **gesellige N.**, N. sociālis Pr. Wied. Ist bald fuchsroth, bald gelbbraun, um das Auge, an den Lippen und ein Streif auf der Nase weiß. Schwanz lang mit 6 bis 7 schwarzen Ringen. Lebt gesellig. Wird leicht gezähmt und frißt dann fast Alles, was der Mensch genießt. — Das **einsame N.**, N. solitarĭa, Pr. Wied. Lebt einsam.

Neunte Gattung:

Dachs. Meles, Briss.

Oben 5, unten 6 Backenzähne, überall der vorderste nur ein kleines Stiftchen; allerwärts nur 1 Höckerzahn hinter dem Reißzahn. Die Höckerzähne der Oberkinnlade größer als jeder andere Zahn. Beine und Schwanz kurz; Nägel der Vorderfüße stark; unter dem Schwanze eine tiefe Tasche, in der eine stinkende, fettige Feuchtigkeit ausschwitzt.

Der **gemeine Dachs**, M. Taxus, Schreb. M. vulgāris. Ursus Meles, Linn. Franz. le Blaireau; S. Bild 15. Oben weißgrau, mit Schwarz gemischt, unten und an den Füßen schwarz; durch die Augen ein schwarzer Streif; Ohren kurz, abgerundet; Augen klein, schwarz, blöde; Länge bis zum Schwanze 3 Fuß; Schwanz 7 Zoll; Schwere im Herbste bis 30, ja 40 Pfund. Das Weibchen hat 2 Zitzen an der Brust, 4 am Bauch. In der Jägersprache bedient man sich beim Dachse folgender Ausdrücke: Schweiß statt Blut; Wildpret statt Fleisch; Läufe statt Füße; Seher statt Augen; Lauscher statt Ohren; Gebiß statt Zähne; Fänge statt Eckzähne; Schwarte statt Haut; Ruthe oder Pürzel statt Schwanz; seine Nahrung heißt Weide; sein Gehen Traben; seine Paarungszeit Rollzeit; seine Wohnung Bau, mit Einfahrten, Röhren (Geschleife) und Kessel. Er verklüftet sich, wenn er sich im Bau verschanzt. Er bewohnt Europa bis zum 60. Breitengrad, das mittlere und nördliche

Asien bis zur Lena. Seinen unterirdischen Bau führt er zur Nachtzeit aus und verlebt darin, meist ganz einsam, den größten Theil seines Lebens; er hat öfters mehr als 10 Röhren, wovon aber nur eine, oder 2, gewöhnlich vom Dachse befahren wird, die übrigen sind theils Flucht-, theils Luftröhren. Die Hauptwohnung im Bau ist der Kessel, zu dem mehrere Röhren führen, und der so groß ist, daß er dem Thiere zur Ruhestätte und zur Erziehung der Jungen dienen kann; zu diesem Zweck ist er mit Laub und dergl. weich ausgepolstert, und wird, wie der ganze Bau, sehr reinlich gehalten. Erst wenn die Nacht eingetreten ist, kommt der Dachs hervor, um Nahrung zu suchen. Ein alt gefangener, den ich hatte, lag den ganzen Tag still und ließ sich nicht einmal durch Rippenpüffe vom Flecke bringen; auch fraß er am Tage nicht, wenngleich die schönsten Leckerbißchen vor seiner Schnauze lagen. Erst Nachts nach 10 Uhr wurde er munter und ließ sich Speise und Trank vortrefflich schmecken. Ich reichte ihm sehr verschiedene Nahrung zur Auswahl, um zu sehen, was ihm am besten behagte. Mäusen gab er vor Allem den Vorzug; dann kamen Pflaumen und andres Obst nebst Schlangen, selbst giftige; er verzehrt ohne Barmherzigkeit die stärksten Kreuzottern und leidet nicht durch ihren Biß. In meiner Schlangenkunde habe ich ihm mit folgenden Worten das gebührende Lob ertheilt:

Still ruht er und bescheiden,
Fern von des Himmels Luft,
Fern von des Tages Freuden,
In seiner düstern Gruft.
Doch wenn am Abendhimmel
Der Sonne Licht versank,
Dann ruft zum Schlachtgetümmel
Ihn seiner Sehnsucht Drang;
Und wo im Moos und Laube
Die gift'ge Otter zischt,
Dort kämpft er, bis im Staube
Ihr Lebenslicht erlischt.
Doch weil er Dank und Ehre
Nicht achtet, zieht er ab,
Und steigt, eh' aus dem Meere
Aurora taucht, in's Grab.

In der Freiheit frißt der Dachs auch Eicheln, Bucheckern, Wur-

zeln von Kümmel, Tormentill, Trüffeln, Rüben, Möhren, Kerbthiere, Frösche. Nach Wasser ist er sehr begierig. Wird er mehrere Tage am Saufen verhindert, so säuft er sich dann leicht zu Tode. Beim Saufen steckt er den Mund in's Wasser und bewegt die Kinnlade, als ob er kaute. Wenn ich meinen Dachs böse machte, so fauchte er heftig durch die Nase, verursachte dann abwechselnd durch die Erschütterung seines Bauches ein ganz eignes Trommeln, und wenn er, um zu beißen, auf mich losfuhr, so gab er einen Ton von sich, fast wie ein großer Hund oder Bär in dem Augenblicke, wo er wüthend zubeißt. Im Herbste wird der Dachs äußerst fett; bei eintretender Kälte begibt er sich zur Winterruhe in seinen Kessel, und geht bei gelinder Witterung zuweilen aus, um zu saufen. In der Gefangenschaft schläft er im Winter ebenfalls oft 8 bis 14 Tage hintereinander und kommt dann abwechselnd hervor, um zu saufen und zu fressen. Bei der Winterruhe soll er den Kopf bis an die Augen in die Tasche unter dem Schwanze stecken; ich bin aber überzeugt, daß sich das steife, dicke, kurzhalsige Thier unmöglich so krümmen kann. Wenn der meinige ruhete, so steckte er den Kopf nur zwischen die Vorderbeine oder legte ihn daneben. Die Paarungszeit fällt in den November; im Februar bekommt die Dächsin 3 bis 5 blinde Junge, welche noch bis zum Herbste denselben Bau mit ihr bewohnen. Man kann sie leicht aufziehn und wie Hunde füttern, aber viel Freude erlebt man nicht an ihnen. Der Dachs ist ein langsames, scheues Thier, das aber ein furchtbares Gebiß hat und sich tüchtig damit wehrt. Einem meiner Verwandten wurde einmal die Hand schrecklich von einem Dachse zerbissen, dem er damit in's Genick fahren wollte. Alte Dachse werden nicht selten blind, und räudig sind diese Thiere sehr oft. Er ist ein wichtiger Gegenstand der Jagd, weil sein Fleisch eßbar ist, seine Schwarte, als dem Regen undurchdringlich, zu Jagdtaschen u. dergl. verarbeitet wird, seine Haare Pinsel geben und sein Fett ein gut brennendes Lampenöl gibt; es wird oft mit sehr gutem Erfolg gegen Schwindsucht gegessen, dient auch, um dunkelfarbige Flecken an Pferden zu bleichen, denn es macht die Haare weiß.

Die beste Zeit zur Dachsjagd ist der Oktober; früherhin hat man gewöhnlich einen Dachshund in seinen Bau geschickt, dann gehorcht, an welcher Stelle dieser laut war, dann hinabgegraben und den Dachs mit einer eisernen Zange gepackt. Auf diese Weise hat man sich aber immer selbst geschadet, indem man die Baue verwüstet hat, welche von andern Dachsen hätten bezogen werden kön-

nen. Wo in der Nähe eines Dachsbaues keine Felsenklüfte sind, dagegen dichtes Buschwerk ein gutes Versteck darbietet, da thut man am besten, so zu verfahren: Nachts, wenn der Dachs weit von seinem Baue entfernt ist, geht man leise hin und stopft alle Röhren fest zu. Kommt er gegen Morgen zurück, so bleibt ihm nichts übrig, als daß er sich im nächsten Dickicht verkriecht und dort abwartet, was die Zukunft mit sich bringt. Die bringt ihm aber nicht viel Segen; denn der Jäger kommt, wenn's Tag geworden, mit Hunden, läßt diese suchen, und schlägt ihn auf die Nase, während er von den bellenden Plagegeistern umgeben und beschäftigt ist.

Sind in der Nähe des Baues Klüfte, in die sich der Dachs begeben würde, wenn man ihm die Rückkehr in seine Wohnung unmöglich macht, so muß man anders verfahren und kann seiner auf zweierlei Weise habhaft werden:

1) Man bedient sich eines sackförmigen starken Netzes (der Dachshaube), das sich vorn mit einem eisernen Ring von 5 Zoll Durchmesser, hinten mit einer weiten Oeffnung endet, durch deren Maschen eine 12 Ellen lange Leine gezogen wird. Um Mitternacht, wenn der Dachs seinen Bau verlassen hat, verstopft man mit Reisholzbündeln alle Nebenröhren, steckt dann in die Haupteinfahrt das Ringende der Dachshaube, breitet die äußere Oeffnung derselben aus, befestigt sie mit kleinen Pflöckchen und legt auch die Zugleine an einen Pflock. Darauf holt man Hunde, bringt sie am Bau auf die Spur des Dachses, und erlegt entweder den Dachs vor den Hunden, oder eilt ihm zu seinem Baue nach, und zieht ihn, wenn er in die Dachshaube gefahren ist, schnell hervor, um ihn todt zu schlagen.

2) Man errichtet neben dem Dachsbau einen künstlichen Bau, welcher nur aus Einer Röhre besteht, die in einem Bogen, hufeisenförmig, doch so angelegt wird, daß die beiden Enden der Röhre vorn nur Einen, gemeinschaftlichen, Eingang haben. Der hinterste Theil dieser Röhre wird, als Kessel, etwas erweitert, und muß jedenfalls ein wenig höher liegen, als der Ausgang, damit sich kein Wasser ansammle. Bei der Anlage wird die Röhre etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß tief und eben so breit ausgegraben, und, wenn man Steinplatten zur Hand hat, sowohl zu beiden Seiten damit ausgesetzt, als auch damit bedeckt. Die Seitenplatten läßt man gern noch etwa 6 Zoll tiefer in die Erde ein, damit Dachse und Füchse nicht so leicht neben aus graben. Die obere Steindecke wird etwa eine Hand tiefer als die äußere Erdbodenfläche angebracht und durch Erdbedeckung derselben

gleich gemacht. Hat man keine Steinplatten, so legt man die Seitenwände der Röhre nicht aus, bildet aber oben eine Decke von Aesten, die, etwa eine Handbreit von einander entfernt, quer über liegen, und mit Reisig, und dann vollends mit Erde, überworfen werden. Ist nun der Dachs des Nachts auf die Weide gegangen, so schleicht man sachte zu seinem Bau, verstopft alle Einfahrten fest mit Reisbündeln und entfernt sich. Kommt er zurück und findet sein Häuschen verschlossen, so kriecht er in den Kunstbau, aus welchem er am Tage mit geringer Mühe vom Jäger herausgeholt wird.

Der **nordamerikanische Dachs**, M. labradorĭa, Sabine. Dem vorigen ähnlich. Bewohnt fast ganz Nord-Amerika.

Zehnte Gattung:

Vielfraß. Gulo, Storr.

Höckerzähne $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$ Die Höckerzähne des Oberkiefers fast quadratisch; Lückenzähne $\frac{3.\ 3.}{4.\ 4.}$ Ihre Zähne sind denen der Wiesel, welchen sie auch an Mordgier gleichen, sehr ähnlich. Schwanz so lang wie der Kopf oder doch nur mittelmäßig lang.

Der **nordische Vielfraß**, G. borealis, Nilss. S. Bild 16. Mustēla Gulo, Linn. Farbe schön braun, auf dem Rücken braunschwarz oder schwarz. Länge bis zum Schwanze 3 Fuß, Schwanz mit den Haaren 8 Zoll; Körper dick, Beine kurz. Er bewohnt die hochnordischen Gebirge und Wälder Europa's und Asiens. Pallas sagt, daß er die menschlichen Wohnungen meidet, ein herumschweifendes Leben führt, im Schnee schläft, bei Nacht auf Raub ausgeht, den Menschen nicht angeht, sich aber in Gefahr wüthend und so kräftig wehrt, daß Hunde selten über ihn Meister werden, indem er mit Krallen und Zähnen zugleich kämpft, und, wenn er einmal festgepackt hat, nicht leicht los läßt, bis die Knochen brechen. Jung, fügt Pallas hinzu, wird er leicht zahm und macht Späße wie ein Bär. Der Pelz steht dem des Zobels weit nach. Retzius sagt, daß der Vielfraß vorzüglich dem Biber nachstellt; nach Thunberg's Angabe gräbt er sich Höhlen in die Erde, worin er sich, besonders bei Sommerhitze, verbirgt, schläft nicht im Winter, tödtet Kühe, indem er sie an der Gurgel packt, Hirsche, Rennthiere, Pferde, indem er von Bäumen herab auf sie springt; erhascht Hasen und Eichhörnchen, schleppt, was er nicht gleich verzehren kann, in Felsklüfte, plündert oft den Speisevorrath der Lapp-

länder, ist sehr gefräßig. Im Mai wirft er 1 bis 3 Junge. Nilsson sagt, daß er mehr Thiere tödtet, als er fressen kann, und sich an dem Blute labt. Klein hat einen abgebildet, welcher lebendig aus Sibirien nach Dresden gebracht worden war, täglich 13 Pfund Fleisch bekam und dennoch immer hungrig war. Der Vielfraß verdankt seinen Namen der Gefräßigkeit, durch welche er sich in üblen Ruf gebracht hat; die Norweger nennen ihn Jerv, Gierv und Erv, was alles einen Vielfraß bedeutet; die Schweden nennen ihn Järv, was dasselbe bedeutet, oder Filfras, welchen Namen sie aus der deutschen Sprache entlehnt haben und nur anders schreiben; Linné endlich gab ihm den lateinischen Namen Gulo, was ebenfalls Vielfraß bedeutet.

Vom europäischen Vielfraß ist der **nordamerikanische** (G. luscus), den man auch Wolverene nennt, kaum verschieden. Sein Pelz kommt von dort in Handel. — Am Kap wohnt der **Honig-Vielfraß** (Honig-Dachs, Rattel), G. mellivŏrus (Viverra mellivŏra und capensis), welcher die Bienennester plündert und sich nicht um die Stechwuth der Bewohner kümmert, da sein Pelz dicht und sein Fell sehr dick ist; übrigens ist er auch ein sehr gefährlicher Feind der Hühner. — In Süd-Amerika wohnt der **grauscheitlige** V., G. vittātus, welcher bis zum Schwanze nur $1\frac{1}{2}$ Fuß lang ist, dem Geflügel aber auch sehr nachstellt. — Der **Galera** (Taïra), G. barbărus, bewohnt ebenfalls Süd-Amerika, sucht Honig auf und mordet viel Geflügel.

Zweite Gruppe der Raubthiere:

Zehengänger. Digitigrădae.

Die Sohle ist bis zu den Zehen behaart. Sie treten nur mit den Zehen auf.

Elfte Gattung:

Wiesel. Mustēla, Linn.

Hinter dem Reißzahn oben und unten steht nur Ein Höckerzahn; an Vorder- und Hinterfüßen 5 Zehen. Es sind kurzbeinige, langgestreckte Thiere, deren Schwanz nicht so lang ist als der übrige Körper.

a) Fötorĭus. Zehen unverbunden oder nur mit kurzer Schwimmhaut; der Höckerzahn des Oberkiefers über 2mal so breit als lang.

a 2) Oben 2, unten 3 Lückenzähne.

Der **Iltis** (Ratz), M. Putorius, L. Franz. le Putois. Grundwolle hellgelb; das längere Haar dunkelbraun; Mund- und Ohrenrand weiß; Unterhals, Brust, Beine und Schwanz fast schwarz. Länge bis zum Schwanze 16 bis 20 Zoll; Schwanz 7 bis 8 Zoll. Unter dem Schwanze befinden sich 2 Drüsen, aus denen sich, wenn er in Noth ist, ein starker Gestank verbreitet; ist er in Ruhe, so riecht man nichts. Das Weibchen hat am Bauche 8 Zitzen. Der Iltis bewohnt Europa, Mittel- und Nord-Asien, jedoch nicht bis zum hohen Norden hinauf. Während der milden Jahreszeit hält er sich in Klüften, Holzhaufen, Hamster- und Rattenlöchern, unter hohlen Ufern, in Kaninchenbauen u. s. w. auf; im Winter zieht er gern in Scheuern und Ställe. Im Klettern und Springen ist er lange nicht so geschickt, wie der Marder. Bäume besteigt er in der Regel nicht, ist also den dort nistenden und schlafenden Vögeln nicht gefährlich. Kann er Tauben und Hühner erbeuten, so ist er sehr froh, packt ein Stück und schleppt es eilig in seinen Schlupfwinkel. Eier trägt er in den Zähnen weg und säuft sie dann in Ruhe aus. Er frißt überhaupt Vögel und Säugethiere aller Art, wenn er sie nur überwältigen kann, vorzüglich aber Mäuse, Ratten, Hamster. Die Löcher der letzteren bewohnt er ganz besonders gern. Es gab jedesmal einen furchtbaren Kampf, wenn ich zu einem Iltis einen recht großen Hamster brachte, aber der letztere mußte jedesmal sterben. Frösche frißt er auch sehr gern, eben so Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, Kreuzottern. Der giftige Biß der letzteren schadet ihm, wie ich vielfach erprobt habe, nicht; er frißt sie sammt den Giftdrüsen und Giftzähnen. Ich habe seine Kämpfe in meiner Schlangenkunde beschrieben und ihn folgendermaßen gepriesen:

Wenn von des Lebens Kummer, Qual und Mühen
Bei stiller Nacht die Menschheit ruht,
Und droben friedlich Gottes Sternlein ziehen,
Verloschen ist der Sonne Gluth:
Dann ruht er nicht, dann trübt kein Schlaf die Augen,
Die kühn von Kampfbegierde glühn;
In Otternblut will er die Waffen tauchen,
Die ihm der Schöpfer selbst verlieh'n.
Er zieht hinaus, für Menschenwohl zu streiten,
Und seine Thaten sind sein Lohn;
Er achtet's nicht, daß Gift, Verfolgung, Leiden
Von Menschenhand ihm ewig drohn.

Ist wo ein Teich abgelassen, so geht der Iltis über Nacht und oft schon in der Dämmerung hin und holt sich Fische, er fängt auch gern Aale, welche an's Land gekrochen sind. Im Winter geht er dem Honig nach. In der Regel schläft der Iltis den ganzen Tag und treibt sich in der Nacht herum. Hat man einen gefangen und eingesperrt, so fährt er übrigens auch am Tage, wenn man ihn neckt, zischend und laut kneffend auf einen los und beißt gewaltig. Daß man ihn durch Wetzen eiserner Instrumente zur Wuth reizen könnte, kann ich nicht bestätigen; ich habe mehr als 20 lebende Iltisse gehabt und viel gewetzt, aber immer vergeblich. Höchst lustig war es, wenn ich einen Iltis in den Stall meines Fuchses brachte. Der Fuchs, welcher nach seinem Fleische gar nicht leckert, und es, wenn jener todt ist, gar nicht einmal fressen mag, kann doch gegen den lebenden seine Tücke nicht lassen. Er schleicht heran, liegt lauernd auf dem Bauche; plötzlich springt er zu, wirft den Ratz über den Haufen, und ist schon weit entfernt, wenn jener sich wieder erhebt und mürrisch die Zähne wetzt. Jetzt kommt er wieder; der Ratz hüpft ihm laut kneffend mit weitem Sprunge entgegen; der Fuchs weicht aus und versetzt ihm in dem Augenblicke, wo er vom Sprunge zu Boden fällt, einen Biß in den Rücken, hat aber schon wieder losgelassen, ehe jener sich rächen kann. Nun streicht er von fern im Kreise um den Ratz, der sich immer nach ihm hindrehen muß; endlich schlüpft er an ihm vorbei und hält den Schwanz nach ihm hin; der Ratz gedenkt dem Schwanze mit grimmigem Zahn eins zu versetzen; aber er irrt sich, denn der Fuchs hat ihn schon eiligst weggezogen und jener beißt in die Luft. Jetzt thut der Fuchs, als ob er ihn gar nicht mehr beachte. Der Ratz wird ruhig, schnuppert umher und beginnt an einem alten Knochen zu nagen. Das ist dem bösen Feind ganz recht. Auf dem Bauche liegend kommt er näher; seine Augen funkeln; List, Spott und Bosheit spiegeln sich zugleich in seinen Mienen; die Ohren sind gespitzt, die Zähne bloß, der Schwanz in sanft wedelnder Bewegung. Plötzlich springt er zu, packt den schmausenden Ratz beim Kragen, schüttelt ihn tüchtig, läßt ihn fallen und verschwindet. Das ist dem Ratz nicht recht; er wühlt sich, um nicht länger geschabernackt zu werden, unter das Stroh und sucht nach unten einen Ausweg. Vergebens. Der Fuchs ist wieder da, schnuppert auf dem Stroh, betastet es leise mit den Füßen, beißt plötzlich durch und fährt dann schnell zurück. Ergriff ich nun den Iltis beim Schwanze und hielt ihn dem Fuchse

vor's Gesicht, da hielt der Schlaukopf nicht Stand, sondern floh aus einer Ecke in die andre.

Wie zäh das Leben des Iltis ist, kann man kaum begreifen. Denkt man auch zehnmal, man hätte einen am Beine in der Falle hängenden todtgeschlagen, so wacht er doch immer wieder auf. Bei einer Jagd im Stalle stieß ich ein stumpfes Stoßeisen, das an einem $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haltenden Holzstiele saß, so stark auf einen Iltis, daß das Holz in Stücken flog; das Thier lief aber doch noch lustig von dannen; ein andrer ward mir als todtgeschlagen gebracht, wurde aber wieder lebendig, und ich schoß ihm nun, um ihn schnell und sicher zu tödten, einen mit langer Stahlspitze versehenen Pfeil mitten durch die Brust, so daß er an die Stubendiele fest genagelt war, dann einen mitten durch's Gehirn, so daß auch der Kopf angenagelt war. Ich zog nun den Pfeil aus der Brust; dann wollte ich auch den aus dem Kopfe ziehn, aber die Stahlspitze stak so fest im Knochen, daß sie nicht herausging. Als der Iltis wieder vom Boden los war, begann er, trotz des noch im Kopfe steckenden Stahles, wieder tüchtig zu fauchen.

Der Balg gibt im Winter ein Pelzwerk, welches jedoch dem des Marders weit nachsteht. Eiserne Schnappfallen zu stellen, ist nicht rathsam, weil man darin gewöhnlich mehr Hunde, Katzen und Hühner als Iltisse fängt. Man bediene sich einer alten hölzernen Kiste, werfe Stroh aus einem alten Hühnernest und einige Stücken in Gänsefett gebratenen und mit Zucker bestreuten Härings hinein und davor, setze in die Kiste einerseits einen festen, engen Käfich, worin sich eine mit gutem Futter versehene lebende Henne oder Taube oder Maus befindet, und gebe der Kiste von der andren Seite her ein Loch, worein der Iltis oder ein Marder bequem kriechen kann. Das Loch ist, wie bei den aus Draht gemachten Mausefallen, von starken, mit ungesalznem Gänse- oder Hühnerfett bestrichenen Drahtspitzen umgeben, die nach innen stehn, und zwischen welchen die lüsternen Gäste, deren man in dieser Anstalt mehrere zugleich fangen kann, wohl hinein, aber nicht wieder heraus können. Man kann sich auch einer Falle bedienen, die aus einem langen, nach Einer Seite offnen, mit einer Fallthür versehenen Kasten besteht. In der Mitte ist ein tellerförmiges Bretchen, und auf diesem die Lockspeise, nämlich ein in Gänsefett gebratnes und überzuckertes Häringsstück, oder eben so zubereitetes Fleisch von andren Fischen, oder ein Ei, das man mit einem Faden befestigt, den man vermittelst einer langen Nadel durchgezogen hat; hinter dem Teller befindet sich eine lebende

Maus (oder sonst ein Thierchen) in einer von Draht geflochtenen Falle, und letztere ist, damit die Maus nicht stirbt, ganz mit Moos und Mäusefutter gefüllt. Sobald der Iltis nach der Lockspeise greift, fällt die Thür und er ist lebendig gefangen. Die Falle muß an den Wechsel des Iltis gestellt werden. Wo es viele Iltisse und Marder gibt, thut man am besten, sich die genannte Breterfalle etwas groß machen zu lassen, und die Hühner zu gewöhnen, daß sie für gewöhnlich hinein legen. Sobald man bemerkt, daß Eier geratzt werden, stellt man die Falle fangbar und fängt dann den Dieb sehr leicht. Der Iltis geht leichter in Fallen als der Marder. Wo man stark von Mäusen, Ratten, Hamstern, oder von Schlangen geplagt wird, thut man übrigens wohl daran, wenn man ihn nicht nur nicht fängt, sondern sogar, indem man seinen Schlupfwinkel in Ruhe läßt oder ihm eigne zurecht macht, schont.

Die Paarungszeit ist gegen Ende Februar. Im Mai wirft das Weibchen 3 bis 6 Junge, die man, wenn man sie noch ganz jung und blind bekommt, ganz zahm machen, und sobald sie erwachsen sind, nicht bloß so gut wie Frettchen dazu anwenden kann, um Kaninchen aus dem Bau zu treiben, sondern sogar auf Füchse loslassen kann, welche ebenfalls aus dem Baue entweichen, sobald diese boshaften Thierchen, deren Geruch ihre Wohnung verpestet, eindringen. Solche zahme Iltisse machen auch nicht viel Komplimente, sondern packen gleich fest zu und hängen sich wo möglich an die Kehle. Lächerlich ist es, wenn man in das Behältniß, worin man sie gewöhnlich hat und worin sie natürlich keinen Feind dulden wollen, eine Katze wirft. Sie fallen ganz wie rasend über sie her und gehn gleich auf Tod und Leben. Alt gefangen werden sie nicht ganz zahm.

Im Jahre 1834 hat sich in Riga ein Iltis höchst merkwürdig gemacht: Er drang in eine Stube durch ein Loch am Fußboden, fiel über ein in der Wiege liegendes Kind von 6 Monaten her, tödtete es und biß es an der linken Wange an. Die rigaer Zeitung machte diesen Fall als amtlich beglaubigt bekannt.

Das **Frett**, Mustēla Furo, L. Franz. le Furet. Ganz strohgelb; Augen rosenroth, Nase fleischfarb; Krallen weiß. Gestalt und Größe des Iltis. Dieses Thier soll aus Afrika stammen. Kein Mensch hat bis jetzt beobachtet oder nachgewiesen, daß es irgend wo ursprünglich wild sei. Ich bin sehr davon überzeugt, daß es weiter nichts ist als ein sogenannter Kakerlak vom Iltis, dessen ganzes Wesen es hat, nur daß es weniger nächtlich ist, was wohl

von seinem Umgang mit Menschen herrührt, und daß es nicht so stinkt. Wie überhaupt Kakerlaken etwas schwächlich sind, so ist auch das Frett schwächlicher, sanfter, leichter zu zähmen und zu handhaben als der Iltis, sieht dabei auch sehr nett aus und ist aus diesem Grunde wahrscheinlich jenem vorgezogen und zum Hausthier gemacht worden. Seit vielen hundert, ja wahrscheinlich Tausenden von Jahren braucht man das Thierchen zur Kaninchenjagd. Es ist heut zu Tage bei Jagdliebhabern fast überall zu finden, wo es viele wilde Kaninchen gibt. Man hält die Frettchen paarweis in Tonnen, Kisten, Käfichen oder besser Kammern, gibt ihnen oft frisches Heu oder Stroh und bewahrt sie im Winter vor Frost. Sie sind eben nicht sehr munter, aber furchtbar blutgierig. Selbst wenn sie schon satt sind und man gibt ihnen noch ein Kaninchen, eine Taube, oder einen Hahn, so fallen sie dem Thier wie rasend und ohne Zaudern in's Genick und lassen nicht eher los, bis es sich nicht mehr rührt. Das Blut, welches sie ablecken, und das Gehirn sind für sie eine wahre Delikatesse. Läßt man sie oft an Thiere, die sie nur mit Mühe bezwingen, wie eben große Hähner, große Kaninchen, Hamster u. s. w., so werden sie durch die Balgereien oft sehr boshaft. Doch hatte ich auch ein Männchen, dem ich sehr viel Gelegenheit zum Balgen gab, und das doch immer ganz zahm blieb; ein andres dagegen, das ich besaß, welches bedeutend alt war und Eckzähne hatte, die ziemlich weit bei geschlossenem Munde hervorragten, biß auch Menschen mitunter tüchtig. Gewöhnlich füttert man sie mit Semmel oder Kleie und Milch. Es ist aber ihrer Gesundheit weit zuträglicher, wenn man ihnen oft Fleisch gibt, aber nur zartes und von frisch getödteten Thieren. Am wohlfeilsten kommt man mit Fröschen, Eidechsen und Schlangen durch, denn diese alle fressen sie sehr gern. Mäuse geben auch eine gute Nahrung. Gibt man dem Frett eine große lebendige Blindschleiche oder Ringelnatter, so stürzt es gleich drüber her; gibt man ihm aber eine Kreuzotter, so weiß es gleich, daß sie giftig ist, greift sie nur ganz behutsam an, wird auch von deren Bissen krank. Der Laut des Fretts ist schwach murrend; im Schmerze hell kreischend. Das Weibchen bekommt zweimal im Jahre 5 bis 8 Junge, die 14 bis 21 Tage blind bleiben. Ehe es heckt, thut man es allein, weil das Männchen zuweilen die Jungen frißt. Die Kaninchenjagd betreibt man vom Oktober bis Ende Februar, weil zu dieser Zeit nicht leicht junge Kaninchen im Baue sind, welche das Frettchen erwürgen und sich dann in ihr warmes Nest zur Ruhe legen würde. Früh des Morgens zieht man aus,

nimmt ein paar Frettchen in einem mit Moos u. dergl. ausgelegten Korbe oder Kästchen mit, treibt erst die in den Büschen liegenden Kaninchen zu Baue, legt auf die Einfahrt jeder Röhre ein sackartiges, etwa 3 Fuß langes Netzchen mit etwa 2 Zoll weiten Maschen, steckt den hölzernen Ring, welcher seine Mündung umgibt, mit oben hakigen, unten spitzen Stöckchen über der Einfahrt fest, läßt hierauf das Frett in eine Hauptröhre, legt hinter ihm ein Netz; die Kaninchen fahren, sobald sie das Frett merken, heraus, gerathen in die Netzsäcke und werden darin erschlagen. Sind die Röhren etwas weit und viel Kaninchen im Bau, so rennen zuweilen welche in der Angst am Frett selbst vorüber, und zwar mitunter so schnell, daß dieses nicht einmal Zeit hat, sie zu packen. Kommt das Frettchen endlich wieder heraus, so wird es gleich aufgenommen, denn geht es wieder hinein, so legt es sich darin zur Ruhe, was vorzüglich dann geschieht, wenn es ein Kaninchen gewürgt und angefressen hat. Es ist sehr wichtig, wenn es an einen bestimmten Pfiff und Ruf gewöhnt ist. Kommt es aber auf diesen nicht hervor, so sucht man es herauszuziehn, indem man an eine schwankende Stange ein Kaninchen bindet und in die Röhre schiebt, woran es sich festbeißt. Am besten verhindert man das Würgen dadurch, daß man dem Frett die Fänge (Eckzähne) mit der Kneipzange abkneipt, was, wenn sie scharf ist, durch einen einzigen Druck bewerkstelligt wird. — Das Frett paart sich sehr gern mit dem Iltis; die Jungen sehen dem Iltis sehr ähnlich, haben auch schwarze Augen, sind jedoch im Gesicht und an der Kehle heller. Vor dem Iltis selbst haben sie den Vorzug, daß sie weit leichter zu zähmen, nicht so nächtlich und nicht so stinkig sind, vor dem Frett, daß sie nicht so frostrig, auch stärker und kühner sind. Sie stöbern nicht nur Kaninchen aus ihren Bauen, sondern auch wilde Iltisse, Marder und Füchse. Packen sie ein solches Thier, so hängen sie fest wie Blutegel dran; auch auf Katzen, die man zu ihnen thut, stürzen sie sich mit blinder Wuth. Auch ihr eigner Herr darf sie, wenn sie sonst noch so zahm sind, nicht ohne starke lederne Handschuhe anfassen, weil sie sonst tüchtig beißen.

Der **Tigeriltis** (Peruaska, Perevostschik), M. sarmatĭca, Pall. Bewohnt das südliche Rußland vom Don bis zum Dniester, ist unten schwarz, oben braun mit gelben Flecken. Sein schöner Pelz wird hoch geschätzt.

Das **kleine Wiesel** (Heermännchen), M. nivālis, L. M. vulgāris. Franz. la Belette. Oben röthlich-braun; unten weiß oder

gelblichweiß; der Schwanz wie der Rücken gefärbt, nicht schwarz am Ende. In kalten Gegenden wird das ganze Thierchen im Winter zuweilen weiß und dann sein Pelz sehr geschätzt. Unter dem Schwanze, wie beim Iltis, Stinkdrüsen. Das Weibchen hat 8 Zitzen. Länge 6 bis 7 Zoll; Schwanz $1\frac{1}{2}$ Zoll. Dieses niedliche, schlanke Thierchen ist in Europa und Sibirien gemein. Seinen Aufenthalt nimmt es in Klüften und Ritzen, Maulwurfsgängen, Hamster- und Rattenlöchern, im Winter auch in Scheuern und Ställen. Es ist bei Tag und Nacht munter, geht aber mehr des Nachts seiner Nahrung nach. Bei aller Schnelligkeit und Gewandtheit kann es doch nicht so gut klettern wie das Hermelin, oder der Marder. Wird es geplagt, so läßt es aus den genannten Drüsen einen abscheulichen Geruch von sich. Ist es ängstlich, so faucht es ganz leise; macht man es in der Gefangenschaft böse, so springt es, laut, aber fein kneffend, auf einen los; steckt es in der Falle, so quikt es; zanken sie unter einander, so zwitschern sie ganz fein. Seine Hauptnahrung besteht in Mäusen, Maulwürfen, jungen Hamstern, jungen Ratten, kleinen Vögeln und Eiern. Frösche verachten sie; aber Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, ja selbst Kreuzottern werden ihnen zur Beute. Bekommen sie von letzteren mehrere starke Bisse, so haben sie den Tod davon. Man sagt, sie bezwängen die größte Wanderratte in wenig Augenblicken. Ich zweifle sehr daran und zwar theils aus dem Grunde, weil ihr winziges Mäulchen mit den zwar spitzen, aber doch kleinen Zähnchen keine Möglichkeit zu einem schnellen Siege der Art darbietet, theils auf folgenden Versuch gestützt, der übrigens dem Muthe des kleinen Thierchens ein rühmliches Zeugniß gibt: Zu einem alten Wiesel, das mit andrer Speise schon ganz gesättigt war, setzte ich einen Hamster, der es an Körpermasse wohl 3mal übertraf. Kaum hatte es den bösen Feind bemerkt, vor dem es wie ein Zwerg vor einem Riesen stand, so rückte es im Sturmschritt vor, quikste laut auf und sprang unaufhörlich nach seinem Gesichte und Halse. Der Hamster richtete sich empor und wehrte mit den Zähnen und Vorderpfoten den quiksenden Wagehals ab. Lange aber sollte er sich seiner vermeinten Uebermacht nicht freuen: es fuhr plötzlich zu, biß sich fest in seine Schnauze ein und beide wälzten sich nun, das Wiesel laut quiksend, der Hamster dumpf fauchend, auf dem mit Blute sich röthenden Schlachtfelde. Die Streiter fochten mit allen Füßen. Bald war das leichte, gewandte Wiesel, bald war der schwere, plumpe Hamster oben auf. Nach 2 Minuten ließ das Wiesel los und der Hamster putzte, die

Zähne fletschend, seine verwundete Nase. Aber zum Putzen war wenig Zeit; schon war der kleine, kühne Feind wieder da, zwickte bald links, bald rechts, und wup! da saß er ihm wieder an der Schnauze und hatte sich fest eingebissen. Jetzt rangen sie eine Viertelstunde lang unaufhörlich unter lautem Quiksen und Fauchen, ohne daß ich, bei der Schnelligkeit der Bewegungen, recht sehen konnte, was geschah, wer siegte, wer unterlag. Zuweilen hörte ich die gebissenen Knochen knirschen. Die Heftigkeit, womit sich das Wiesel bewegte, die zunehmende Mattigkeit des Hamsters, schien zu beweisen, daß jenes im Vortheil war. Endlich ließ das Wiesel los, hinkte in eine Ecke und kauerte sich da nieder. Das eine Vorderbein war offenbar gelähmt, die Brust, welche es fortwährend leckte, war blutig. Der Hamster nahm von der andern Ecke Besitz, putzte seine angeschwollne Schnauze und röchelte. Aus dem wunden Fleische der Nase hing einer seiner Schneidezähne hervor und fiel bei der Bewegung endlich gänzlich heraus. Die Schlacht war nun entschieden. Beide Parteien waren zu neuer Anstrengung nicht mehr fähig. Nach 4 Stunden war das tapfere Wieselchen todt. Ich untersuchte es genau und fand durchaus keine Verletzung, ausgenommen, daß die ganze Brust so wie der Schenkel des linken Vorderbeins von den Krallen des Hamsters ganz zerkratzt war. Der Hamster überlebte seinen Feind nur um 4 Stunden. Die Knochen seiner Schnauze waren ganz zermalmt; der eine Schneidezahn war ganz ausgefallen, zwei andre waren wacklig und nur der vierte saß noch fest. Uebrigens sah ich nirgends eine Verletzung, da ihn das Wiesel während des ganzen Kampfes immer fest an der Schnauze gehalten hatte. Kleine Thiere faßt das Wiesel im Genick oder beim Kopf; beim Hamster aber war das Genick für sein kleines Mäulchen viel zu breit, und es hatte sehr wohl berechnet, daß die Schnauze der einzige für einen vortheilhaften Angriff passende Theil war. Ein einziger vom Hamster in des Wiesels Kopf gethane Biß hätte diesem tödtlich werden können; auf diese Art, wie letzteres kämpfte, konnte es aber nicht gebissen werden.

Die Paarungszeit ist im März. Im Mai oder Juni bekommt das Weibchen 4 bis 7 blinde Junge, und trägt sie, wenn es beunruhigt wird, im Maule fort. Ein Gleiches thun die andern inländischen Wieselarten. Es sieht wunderlich aus, wenn die erwachsenen Jungen beim Sonnenschein auf Wiesen, wo viele Maulwurfslöcher sind, sich lustig machen und spielen. Jetzt kommen sie alle hervor, necken und beißen sich auf und nieder; man hustet ein wenig; sie

stürzen voll Schreck in die Löcher; dort kommt aber schon wieder eins hervorgeguckt; es merkt keinen Feind, kriecht hervor, verschwindet wieder, kriecht wieder hervor, wird immer frecher und endlich sind sie alle wieder da.

Tauben, junge Hühner und Entchen so wie Eier muß man vor dem Wieselchen schützen, indem man ihm den Zutritt unmöglich macht. Uebrigens sollte man es so gut als möglich schonen und hegen; ja man sollte ihm da, wo es viele Mäuse, Ratten, Hamster und Schlangen gibt, sogar eigne, steinerne Häuschen bauen, mit Stroh und Moos ausgepolstert und mit engen Eingangslöchern versehen. Von allen Mausevertilgern auf Erden ist es der beste, denn es wird nicht nur von keinem an Mordsucht übertroffen, sondern kann auch bei seiner schlanken Gestalt und Wühlkunst in jedes Mauseloch kriechen. Den Ratten frißt es nicht bloß die Jungen weg, es jagt auch den Alten solchen Schreck ein, daß sie sogleich das Feld räumen; davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man ein gefangenes Wieselchen in ein Rattenloch schlüpfen läßt; die Auswanderung wird dann sogleich in ängstlicher Eile vollführt. Auf Bäumen nistenden und schlafenden Vögeln ist es so wenig als der Iltis gefährlich. Von Hunden wird es öfters todt gebissen, seltner von Katzen. Der Busaar fängt und frißt es, auch der weiße Storch verschluckt es mit Haut und Haaren. Zuweilen wird ihm auch seine Tollkühnheit verderblich: Vor mehreren Jahren ging ein Bruder meiner Mutter nahe von hier über ein Feld: da fuhr plötzlich ein Wieselchen auf ihn los, fauchte und hüpfte so lange nach ihm, bis er es mit dem Stocke erlegte.

„Mademoiselle Delaistre,“ so erzählt A. Antoine, „hat ein Wieselchen aufgezogen und darüber Folgendes drucken lassen: Es ist so zahm als irgend ein Hund. Meine Stube ist seine Wohnung, aber da es keinen guten Geruch verbreitet, so muß ich diesem durch Wohlgerüche entgegenarbeiten. Die Nacht muß es in einer Schachtel zubringen, in die es aber nicht gern hinein, desto lieber heraus geht. Wird es heraus gelassen, während ich noch im Bette liege, so eilt es herbei, springt ganz entzückt auf meinem Bette herum, schlüpft dann hinein und schläft in meiner Hand. Stehe ich aber zuerst auf, so schmeichelt es mir wohl eine halbe Stunde lang, springt auf meinen Kopf, meine Schultern, klettert an meinen Armen, meinem Leib, mit einer Leichtigkeit und Anmuth, wie ich noch an keinem andern Thiere gesehen habe. Halte ich ihm die Hand in einer Entfernung von 3 Fuß hin, so springt es, ohne je zu feh-

len, hinein. Unter 20 Personen unterscheidet das Thierchen meine Stimme, sucht mich auf, und springt über die andern hin, um zu mir zu kommen. Mit seinen kleinen Vorderpfötchen streichelt es mir das Kinn mit einer Anmuth und Freundlichkeit, in der sich seine Zuneigung abmalt. Eine merkwürdige Eigenschaft des Thierchens ist seine Neugierde. Mag ich einen Schrank oder eine Schachtel öffnen, oder ein Papier ansehn, so kommt es und guckt mit mir hinein. Mit dem Haushund und der Hauskatze lebt es im tiefsten Frieden."

Auch Buffon nennt einen Mann, der ein Wieselchen so zahm machte, daß er mit ihm an einem Festtage einen öffentlichen Platz besuchen und es frei laufen lassen konnte. Es lief ihm über 600 Schritte weit mitten durch die Menschenmenge nach. Einer meiner Freunde hat ebenfalls vor kurzem eins ganz zahm gemacht.

Das **Hermelin** (große Wiesel), M. Erminĕa. Franz. l'Hermine. Im Sommer ist es oben blaß-kastanienbraun, unten gelblichweiß; Zehen und Ohrenrand weiß; Schwanz wie der Rücken gefärbt, an der Spitze schwarz. Im Winter ist es in der Regel ganz weiß oder gelblichweiß, doch bleibt die Schwanzspitze schwarz. Im Herbst und Frühjahr, wenn sich die Farbe verändert, findet man es gefleckt. Es sollen auch welche im Winter die Sommerfarbe und im Sommer die Winterfarbe behalten. Länge 1 Fuß; Schwanz 6 Zoll. Unter dem Schwanze sind wie beim vorigen Drüsen, aus denen es ebenfalls in der Noth einen durchdringenden Knoblauchsgeruch verbreitet. Das Weibchen hat 8 Zitzen. Dieses niedliche Thierchen bewohnt in Europa, Asien, Nord-Amerika eben solche Orte, wie das vorige, liebt auch die hohlen Bäume sehr. Es hat aber einen noch muntreren Blick und ist im Klettern und Springen viel geschickter. Es sind mir mehrmals welche in der Stube entwischt, aber da sind sie gar nicht wieder zu fangen, wenn man nicht Stiefeln, Kästen voll Heu u. dergl. hinlegt, wo sie hinein fahren. Sie springen mit der größten Leichtigkeit auf den Ofen, die Schränke, laufen an den Fensterrahmen empor u. s. w. Es ist, wie seine Gattungsverwandten, äußerst mordgierig, frißt Mäuse, Ratten, Hamster, Kaninchen, junge Hasen, Vögel und Eier, steigt in die Taubenschläge, klettert an den Häusern herum und nimmt Schwalben- und Sperlingsnester aus, frißt Fischchen, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern, zeigt wenig Muth gegen Kreuzottern, verachtet Frösche, Birnen und Vogelbeeren. Großen, gesunden Hasen kann es natürlich gar nichts anhaben; es überfällt aber verwun-

dete und matte; so saßen z. B. vor einigen Jahren einmal fünf weiße Hermelinchen bei meinem Gartenzaune auf einem solchen Invaliden, was recht niedlich aussah. Von kleinen Vögeln frißt es zuerst den Kopf, dann das Uebrige sammt den meisten Federn. Ist es ängstlich, so faucht es ganz leise; macht man es böse, so fährt es mit einem quikenden Schrei auf einen los; sitzt es in der Falle, so läßt es ein durchdringendes Gezwitscher hören. Die Paarungszeit fällt in den März, und im Mai oder Juni bekommt das Weibchen 4 bis 8 Junge. Es ist zwar ein nächtliches Thier, läuft aber, wie das vorige, doch auch oft am Tage herum, raubt aber fast nur des Nachts. Der Balg wird bei uns wenig geschätzt; im Norden aber gibt der weiße Winterbalg ein wegen seiner Schönheit und Leichtigkeit sehr gesuchtes, theures Pelzwerk. Es ist nur schade, daß die Farbe, wenn sie auch noch so weiß ist, mit der Zeit jedesmal in's Gelbliche übergeht. In Nord-Amerika stellt man ihm nicht nach, weil, wie Parry angibt, der Bedarf für den europäischen und asiatischen Handel schon von Rußland und Sibirien aus gedeckt wird. In Europa ist der Hermelinpelz nicht mehr sehr Mode, in China aber immer noch sehr gesucht. Bei uns benutzt man den gegerbten Balg, und zwar oft mit sehr gutem Erfolg, indem man ihn auf geschwollne Kuheuter und schwindende Glieder legt. Man kann das Thierchen schießen oder wie den Iltis fangen; die beste Lockspeise ist ein lebendes Vögelchen oder eine lebende Maus.

Der **Nörz** (Mink, Menk, Norek, Sumpfotter), M. Lutreōla, L. Der Fischotter ähnlich; zwischen den Zehen eine kleine Schwimmhaut. Ganz braun; nur das Kinn, meist die Lippen, auch zuweilen ein Strich an der Kehle weiß. Länge 17 Zoll; Schwanz 6 Zoll. Er bewohnt die Flußufer des mittleren und nördlichen europäischen Rußlands, den mittleren Theil Polens, und kommt auch in Schlesien nicht ganz selten vor, gräbt sich Höhlen, lebt von Krebsen, Fröschen, Wasserratten, Wasservögeln, Wasserkäfern, Eiern, riecht nach Bisam. Der Balg wird geringem Zobel als Pelzwerk gleich geschätzt.

In fast ganz Nord-Amerika ist ein Thier häufig, welches man **Vison** oder Mink oder nordamerikanischen Iltis nennt und vom europäischen Nörz wohl nicht unterscheiden kann. Sein Fell kommt stark in Handel.

a 2) Oben 3, unten 4 Lückenzähne.

Der **Baummarder** (Edelmarder), Mustēla Martes, L. Franz. la Marte. Schön kastanienbraun, mit gelblich-grauweißer

Grundwolle; Lauscher (Ohren) bei erwachsenen inwendig hellgelb; Kehle und Unterhals schön dottergelb. Länge 18½ Zoll; Schwanz (Ruthe) 9½ Zoll. Dieses schöne Thier bewohnt die Laub- und Nadelwälder Europa's und des westlichen Sibiriens, ist fast in ganz Amerika heimisch, benutzt hohle Bäume, Eichhorns- und Raubvogelhorste, auch Felsenklüfte als Ruhestätten, und füttert sie sich recht weich mit Moos aus. Im Klettern und Springen thut er es dem Eichhorn zuvor, treibt an stillen Orten sein Wesen auch am Tage, ist scheu, listig und höchst mordsüchtig. Seine Nahrung besteht aus Mäusen, Eichhörnchen, die er selbst am Tage zuweilen, wie im Fluge, von Baume zu Baume verfolgt, Auer-, Birk- und Haselhühnern, Rebhühnern, Tauben, Enten, Eiern, Kaninchen, jungen Hasen, Käfern, Heuschrecken u. s. w. Aus der Schneuß holt er die gefangnen Vögel und die Vogelbeeren, frißt auch Birnen, Kirschen, Pflaumen, Honig. Die Paarungszeit fällt in den Januar oder Februar. Im April oder Mai bekommt das Weibchen 2 bis 4 Junge. Hier einige Bemerkungen über ein solches, das ich aufgezogen habe: Als es etwa so groß wie eine Wanderratte, jedoch in seinen Bewegungen noch langsam war, kletterte es doch schon, vermittelst seiner krummen, äußerst spitzen Nägel, mit Behendigkeit an einem Stocke oder an meinen Kleidern herum, suchte sich allerwärts in Löcher zu verkriechen, scharrte auch, um sich welche zu bilden. Anfangs sehr beißig, wurde es doch noch am ersten Tage ganz zahm. Laue Milch und darin geweichte Semmel genoß es bald; kleine Vögelchen biß es mit Begierde todt und fraß sie sammt den Federn; Fische, Frösche, Eidechsen und Schlangen verachtete es. Einige Wochen später bot ich ihm auch kleine Kaninchen, Hamster, Mäuse an, die es alle gern ermordete und fraß. Kein ihm zur Nahrung dienendes lebendes Wesen ließ es lebend. War es satt, so spielte es mit neu hinzukommenden Thierchen Stunden lang, bevor es sie todt biß. Vorzüglich niedlich spielte es mit kleinen Hamstern. Es hüpfte und sprang unaufhörlich um das boshafte, fauchende Hämsterchen herum und gab ihm bald mit der rechten, bald mit der linken Pfote eine Ohrfeige. War es aber hungrig, so fackelte es nicht lange, biß dem Hämsterchen den Kopf entzwei und fraß es mit Knochen, Haut und Haar. Maulwürfe und Spitzmäuse hat es zwar immer todtgebissen und Tage lang herum geschleppt, aber nie gefressen. Stachel- und Heidelbeeren mochte es nicht gern; aber Kirschen, Erdbeeren, Birnen, Pflaumen, Weinbeeren, so wie Ameiseneier ließ es sich sehr gut schmecken. Aepfel behagten ihm nicht, wenn sie nicht

recht süß waren. Honig naschte es gern. Als es etwa halbwüchsig war, gab ich ihm öfters größere Thiere. Mit einem recht großen Hamster oder einer großen Ratte setzte es allemal einen merkwürdigen Kampf: Der Marder stürzt sich mit Ungestüm auf sie los, packt sie mit allen 4 Pfoten, wirft sich auf den Rücken und dreht und wendet die Thiere mit einer so ungeheuren Schnelligkeit zwischen seinen Pfoten, daß das menschliche Auge den Bewegungen nicht zu folgen vermag. Man weiß nicht recht, was man sieht, wer siegt oder unterliegt; den Hamster hört man unaufhörlich fauchen; aber plötzlich springt der Marder empor, hält den Hamster im Genick oder am Kopfe und zermalmt ihm die Knochen. Den größten Kaninchen fällt er sogleich in's Genick und läßt nicht eher los, bis sie erwürgt sind. Einen gewaltigen Lärm gibt's, wenn man einen recht großen, starken Hahn zu ihm thut. Wüthend springt er diesem an den Hals und wälzt sich mit ihm herum, während der Hahn aus allen Kräften mit Flügeln und Füßen schlägt und tritt. Nach einigen Minuten hat das Gepolter ein Ende und dem Hahn ist der Hals zerbissen. Es ist übrigens ein Irrthum, wenn man glaubt, der Marder oder andre Wiesel träfen allemal bei den Thieren, die sie erwürgen, mit den Eckzähnen die Pulsadern und sögen sie dann aus, wie man eine Flasche aussaugt. Das ist gar nicht möglich. Kleinen Thieren zerbeißen sie gleich den Kopf, größere aber packen sie am Halse, zerbeißen ihnen aber gewöhnlich beim Kampfe nicht einmal die zähe Halshaut, sondern nagen sie nachher erst durch, was gar nicht schnell von Statten geht. Das zufällig ausfließende Blut lecken sie sehr gern, saugen es aber nicht aus dem Thiere heraus.

In der Jugend spielte mein Marder außerordentlich gern mit mir; als er erwachsen war, hätte er es auch gern noch gethan, aber er war mir dann doch zu plump, denn er biß mir beim Spielen selbst durch dicke lederne Handschuhe durch. Man würde ihm also, wenn man ihn als Spielgesellen behalten wollte, die Eckzähne abkneipen müssen; er wird aber auch durch seine spitzen Nägel und seine Klettersucht unausstehlich. Seinem Erzieher ist der gezähmte Marder (und ich habe deren mehrere beobachtet) in der Regel nicht besonders zugethan; aus seinen schwarzen Augen kommt kein Blick des Wohlwollens; sie zeigen nur wilde Begierde und Mordsucht. Wenn er recht behaglich im Neste liegt, auch wenn ihm etwas recht gut schmeckt, so läßt er oft ein anhaltendes trommelndes Murren hören. Wenn er böse ist, so knurrt er heftig, knefft aber nicht, wie

der Iltis. Es ist unbegreiflich, was für eine Lebhaftigkeit in so einem Thiere steckt; den ganzen Tag und die ganze Nacht hüpft es auf den Stangen seines Käfichs, gleich einem Vogel, auf und nieder und ruht durchaus nur dann, wenn es sich recht übersatt gefressen hat. Es verbreitet ein wenig Bisamgeruch, aber keinen Iltisgestank.

Der Schaden, welchen der Baummarder dem Jäger anthut, ist beträchtlich, sein Pelz dagegen sehr geschätzt. Im Winter, wenn des Nachts frischer Schnee gefallen ist, sucht man des Morgens seine Spur auf, geht ihr nach und vertritt sie, um nicht, indem man vielleicht wieder auf dieselbe Spur zurückgeführt wird, irre geleitet zu werden. Wo der Marder gebaumt (einen Baum bestiegen) hat, verfolgt man seine Spur mit den Augen, da der Schnee am Baume und auf den Zweigen Merkmale gibt. Findet man ihn auf einem Aste liegend oder in einem Neste, wo er gewöhnlich ein wenig hervorguckt, so schießt man mit starkem Schrot und kann, wenn man gefehlt hat, ruhig nochmals laden, da er sich nicht von der Stelle rührt und unverwandt den Jäger im Auge behält. Dasselbe thut er selbst dann, wenn man den Rock oder das Schnupftuch vor seinen Augen auf einen Stock hängt, worauf man fortgehn und Flinte und Hund holen kann. Merkt man, daß er in einen hohlen Baum gefahren ist, so ist, wenn dieser hoch ist, oft das Sicherste, ihn fällen zu lassen; geht dies aber nicht, so kann man ihn doch oft mit einem Stocke, mit Wasser oder Rauch herausstören. Ein recht scharfer Hund, der den Marder herzhaft packt, ist jedenfalls bei der Jagd sehr wichtig. In Eisen, die man auf Füchse gelegt hat, fängt er sich auch sehr leicht. Stellt man das Eisen (Tellereisen oder Schwanenhals) eigens für ihn, so verwittre man es erst mit folgender Mischung: Fœnum græcum, Marum verum, Parthenium, Alles klein gerieben und zu gleichen Theilen gemischt. Das Eisen muß in einem in die Erde gemachten Einschnitt stehn, ganz mit Laub und dergleichen überdeckt, und rings jede Spur des Geschehenen mit frischen Zweigen weggekehrt sein. Um einen guten Anbiß (Lockspeise), wovon man auch Brocken um das Eisen herumstreut, zu bekommen, verfahre man folgendermaßen: In einem reinen Tiegel brate man ein Scheibchen weißer Zwiebel in ungesalzner Butter, nehme es heraus, und thue Brodstücken, nebst etwas Honig, hinein, lasse sie tüchtig braten, und bestreue sie beim Abnehmen mit wenig gestoßenem Kampfer. Ueber das Tellereisen hängt man lieber frisches Hasengescheide. Um den Marder nach dem Eisen

hinzulocken, schleppt man ein Stück des Anbisses an einem Faden vom Eisen aus nach verschiedenen Richtungen auf der Erde hin. Sehr gut fängt sich der Marder auch im Schlagbaum. Dieser besteht aus 2 knapp auf einander der Länge nach passenden und am dünnen Ende zusammengebundenen starken Stangen. Sie werden auf ein paar Pfähle gelegt und zwischen das nicht verbundene Ende derselben ein Stellholz geschoben, das 15 Zoll lang ist und einen eben so langen Seitenast hat, an dem der Köder befestigt wird. Damit der Marder bequem hinauf kann, wird eine mit obiger Witterung beriebene Anlaufstange in die Erde gestemmt und an das dicke Ende der untersten Schlagbaumstange befestigt. Klettert der Marder hinauf, so muß er, um den Köder zu erhaschen, zwischen die beiden Stangen an das Stellholz; sobald er aber den daran befindlichen Köder berührt, schlägt die obere Stange nieder und zerquetscht ihn. Ein in Gänsefett oder Butter gebratner, dann mit Zucker oder Honig bestreuter Häring, ein gebratnes oder frisches Eichhorn, ein frisches Vögelchen sind ebenfalls als Köder zu gebrauchen. Die beim Iltis angegebenen Fallen sind auch beim Baummarder anwendbar.

Der **Hausmarder** (Steinmarder), M. Foïna, Briss. Franz. la Fouine. Kastanienbraun, mit grauweißer Grundwolle; Kehle und Unterhals weiß, zuweilen bräunlich gefleckt. Länge 16 Zoll; Schwanz 8 Zoll. Er bewohnt Europa und das westliche Sibirien, hält sich in Scheuern, Ställen, altem Gemäuer, Steinhaufen und Holzstößen auf. Des Tags läßt er sich nicht sehn, geht nur des Nachts aus und hat seine bestimmten Wechsel (Wege). Wie der vorige ist auch er in der Kletterkunst Meister. An glatten Bäumen, Säulen, Stangen, Breterwänden und an rauhen Mauern klettert er hinan, schwimmt auch, wenn's sein muß, sehr gut. Wo er irgend kann, bricht er in die Wohnungen des Hausgeflügels ein und mit grenzenloser Grausamkeit und Mordsucht würgt er, so viel er vermag, oft 10 bis 20 Stück, und schleppt dann eins mit sich fort. Auch Eier raubt er, wo er kann, er beißt ein Loch hinein und leckt sie aus, fängt Mäuse, Ratten, Eichhörnchen, Kaninchen, allerhand Vögel, zuweilen auch Blindschleichen. Ferner ist er sehr begierig auf mancherlei Obst, als Kirschen, die er sammt den Kernen verschluckt, Pflaumen, Aprikosen, Birnen, Weinbeeren, Stachelbeeren, auch Vogelbeeren, Hanf, Honig. Hühnerställe und Taubenschläge muß man sehr gut vor ihm verwahren; er nagt sich selbst zuweilen hinein und gräbt sich auch von unten her durch. Wie andre Wie-

sel, so kann auch er durch jeden Ritz schlüpfen, wo sein Kopf durchgeht. Seine Stimme ist ein katzenartiges Mauen. Das Weibchen hat 8 Zitzen; die Paarungszeit ist im Februar; sie balgen sich dann oft unter einander des Nachts auf den Dächern herum. Im April oder Mai bekommen sie 3 bis 5 blinde Junge. Ein sammt den Jungen frisch gefangenes Weibchen, das ich hatte, machte gar keine Umstände, sondern säugte seine Jungen vor meinen Augen ganz ruhig. Sind die Jungen hungrig oder sonst mißvergnügt, so kreischen sie viel und stark. Sie riechen, wenn sie nicht von der Alten rein gehalten werden, nach Iltis; an lebenden Weibchen habe ich nur etwas Bisamgeruch wahrgenommen, ein jung aufgezogenes Männchen aber, welches mein Freund Heyn in Gotha hatte, roch so stark nach Bisam, daß man es kaum in der Stube aushalten konnte. Das Thier war ganz zahm, und als er es zuletzt in dem Bocksberge, einem etwa ½ Stunde von seiner Wohnung entfernten, durch Saatfelder getrennten Walde frei ließ, kam es doch wieder zurück. Ein Marder, welchen vor einigen Jahren ein Mann in hiesiger Nähe (Fahnern) gezähmt hatte, ging mit ihm auf's Feld und in den Wald. Hatte er einmal einen Baum bestiegen oder sich sonst wo verirrt und der Mann versteckte sich, so suchte er ihn allenthalben so lange, bis er ihn wiederfand, kletterte an ihm in die Höhe, biß ihn vor Freuden in's Ohr und knurrte dabei sehr freundschaftlich. Wie die Hunde öfters ihren Herrn durch Bellen nach einem Orte hin zu rufen suchen, so gab auch der Marder, wenn er mit seinem Herrn an einen bestimmten Platz wollte, demselben seinen Wunsch dadurch zu verstehn, daß er immer nach der Seite hin lief, wieder zurückkam und dabei knurrte. Mit den Hausthieren lebte er im besten Frieden, allein mit wilden Mardern hatte er oft fürchterliche Balgereien, wobei ihm Ohren und Nase stark zerbissen wurden. Man denkt gewöhnlich, ein Raubthier fräße das andere nicht, und es mag auch unter den alten, aus Furcht vor dem Widerstande, nicht leicht geschehen; aber die Nester mögen sie sich oft genug, in Abwesenheit der Eltern, ausstören. Mein Baummarder mordete und fraß ohne Barmherzigkeit junge Hausmarder, Katzen und Raubvögel, die ich ihm vorwarf, und mit den ersteren that mein Fuchs desgleichen; dagegen fraßen auch wieder meine Busaare Marder, Iltisse und Füchse.

Fast in allen Dörfern und Städten hausen Marder. Ist ein solcher in einem Hühnerhause gewesen, so wollen oft die dem Gemetzel entronnenen durchaus nicht wieder hinein. Man muß dann

den Stall tüchtig ausräuchern. Sein Pelzwerk ist gut, steht aber dem des Baummarders nach. Man schießt den Hausmarder bei eintretender Dämmerung oder mondhellen Nächten von den Dächern, auf denen er öfters herumgeht; aus Gebäuden, wo dies angeht, wird er am Tage mit Klappern, Lärmen und Hunden ausgetrieben und dann von Hunden oder Schützen erlegt. Uebrigens kann man ihn fangen, wie ich's beim Iltis beschrieben habe. Hat man zufällig die Jungen im Neste gefunden und legt diese dann in die Falle, so locken sie das Weibchen sicher hinein.

Der **Zobel**, M. Zibellīna, L. S. Bild 17. Rüssisch heißt er Sobol. Franz. la Zibéline. Ganz braun, Grundwolle gelblichgrau; die Stirn und oft auch die Kehle graulich; die Füße unten bis zu den Krallen behaart. Länge 16 Zoll; Schwanz 7 Zoll. Er bewohnt die Wälder Sibiriens vom Ural bis Kamtschatka, und war früherhin daselbst erstaunlich häufig. Durch die immerwährenden Nachstellungen in den letzten Jahrhunderten ist jedoch die Zahl sehr zusammengeschmolzen und manche Gegenden haben ihn gar nicht mehr. Am häufigsten ist er noch am östlichen Ende Sibiriens. Im Ganzen hat der Zobel die Natur unsrer Marder. Seinen Aufenthalt nimmt er in Erdhöhlen, Felsenhöhlen, hohlen Bäumen. Die Nahrung besteht aus Mäusen, Eichhörnern, Hasen, Vögeln, Fischen, Beeren. Er klettert sehr gut, ist ein nächtliches Thier, bekommt im März oder April 3 bis 5 Junge. Man fängt ihn in Sibirien mit Schlagbäumen (siehe Baummarder), oder in Netzen, womit man seine Wohnung umstellt und ihn dann durch Rauch u. s. w. heraus treibt. Schießt man ihn, so geschieht es, um den Balg zu schonen, mit stumpfen Pfeilen. Zum Zobelfange vereinigen sich im Herbst Gesellschaften von Jägern, die mitunter 40 Mann stark sind. Sie versehen sich mit den nöthigen Hunden, Jagdgeräthschaften, Mehl, Grütze und Salz auf 3 bis 4 Monate. Je 2 haben einen Hund und ein Netz. Hierauf begeben sie sich auf die oft weit entlegenen Fangplätze, bezeichnen, um den Rückweg zu finden, die Bäume, vertheilen sich, bauen hölzerne Hütten, umlegen sie mit Schnee, und stellen nun allerwärts Schlagbäume. Wollen die Zobel nicht hinein, so werden sie mit Netzen gefangen. Im Frühjahr kehren die Leute zurück. Einen Theil der Beute erhält der Kaiser, einen andern die Kirche, den dritten behalten die Jäger. Der Aufsuchung der Zobel verdankt man die Entdeckung der östlichen Landstrecken Sibiriens.

b) Mephītis. Oben 2, unten 3 Lückenzähne; Nägel der Vorderfüße lang und zum Graben geschickt.

Das amerikanische **Stinkthier** (Skunk, Chinche, Fis-Katta, Polekat, Jagua-re), Mustēla Mephītis (Viverra Mephītis, V. Putorĭus; Mephītis). Franz. la Mouffette oder Bête puante. Dieses übel berüchtigte Thier bewohnt fast ganz Amerika, hat die Größe des Iltis, eine schwarze oder schwarzbraune Farbe mit unregelmäßigen weißen Streifen, welche vom Kopfe bis zu dem buschigen Schwanze laufen; seltner ist es ganz schwarz oder weiß. Es hat unter dem Schwanze Drüsen, worin sich ein furchtbar und knoblauchartig stinkender Saft befindet, welchen es im Schreck oder zur Vertheidigung mehrere Schuh weit spritzen kann. „Es wirft,“ so erzählt Kalm, „seine Jungen in hohlen Bäumen oder Erdgruben. Die Vögel haben an ihm einen großen Feind; es zerbricht ihre Eier und frißt die Jungen; kann es sich in einen Hühnerstall schleichen, so fängt es bald ein greuliches Würgen an. Wird es von Hunden oder Menschen gejagt, so läuft es anfangs, so sehr es kann, oder klettert auf einen Baum; findet es aber keinen Ausweg mehr, so wendet es noch ein Mittel an und spritzt ihnen entgegen. Ist jemand dem Thier zur Zeit des Ausspritzens nah, so kann er eine Weile kaum Athem holen und es ist ihm zu Muthe, als wenn er ersticken sollte; ja kommt dieser verpestete Saft in die Augen, so läuft man Gefahr, das Gesicht zu verlieren. Aus den Kleidern ist der giftige Geruch fast nie wieder herauszubringen. Viele Hunde laufen eiligst davon, sobald sie der Guß trifft, rechte Fänger hören aber nicht eher auf, dem Flüchtigen nachzusetzen, als bis sie ihn todt gebissen haben. So bespritzte Hunde läßt man mehrere Tage lang in kein Haus. Reiset man im Walde, so muß man sich oft die Nase zuhalten. Ich schlief einmal im Winter auf einem Hof, wo ein Lamm getödtet lag, weshalb solch ein Thier heranschlich. Die Hunde waren aber wach und verjagten es; da entstand plötzlich ein solcher Gestank, daß ich glaubte, im Bette ersticken zu müssen; sogar die Kühe blökten aus vollem Halse. Um Weihnachten bemerkte die Köchin, daß verschiedene Tage nach einander das Fleisch im Keller benascht worden war. In der folgenden Nacht hörte sie einen Lärm im Keller. Sie ging hinunter und sah im Dunkeln ein Thier mit feurigen Augen. Dennoch faßte sie Muth und schlug es todt. Dabei entstand aber solch ein abscheulicher Gestank, daß sie einige Tage krank wurde und man alle Eßwaaren im Keller, sammt Brod und Fleisch, wegwerfen mußte. So manchen Verdruß

diese Thiere auch machen, so werden sie doch bisweilen gezähmt. Sie folgen den Leuten nach wie Katzen, ohne ihre häßliche Spritze zu brauchen, wofern sie nicht geängstiget oder geschlagen werden. Die Wilden essen das Fleisch, schneiden aber beim Abziehen des Balges die Blase aus. Das Fell ist grob- und langhaarig und wird von Europäern nicht gebraucht; die Wilden aber machen Tabaksbeutel daraus." Die Stinkthiere halten sich, nach Lesueur's Beobachtung, sehr reinlich, tragen im Zustand der Ruhe den Schwanz aufrecht, beim Gehen wagrecht. Die zahmen kommen zwar auf den Ruf herbei, aber immer mit dem Hintertheil voran und den Schwanz in die Höhe, um bei dem geringsten Schreck, den man ihnen verursachen möchte, zum Ausspritzen ihres fürchterlichen Gestankes bereit zu sein. Ihr Harn hat gar keinen Geruch. Sie sind nicht scheu, wahrscheinlich weil sie wissen, daß sie ihren Feind durch Gestank vertreiben können. Die Flüssigkeit ist dunkelgelb und liegt in einem Sack unter der Schwanzwurzel. Es kann sie 4 Schuh weit spritzen. Azara erzählt, daß man in Süd-Amerika das Stinkthier, wenn man es fangen will, mit einer langen Ruthe so lange neckt, bis es allen Saft ausgespritzt hat, oder daß man leise herbeischleicht und es plötzlich am Schwanze aufhebt, weil es dann seinen höllischen Beutel nicht entleeren kann.

Der **Stinkard** (Telagon, Teledu, Teleggo, javanisches Stinkthier), M. melĭceps (Mydäus melĭceps), ist schwarzbraun mit einem weißen Rückenstreif; der Schwanz bildet nur einen kleinen Haarpinsel. Hat die Größe und Gestalt des Iltis, bewohnt die Gebirgshöhen auf Java, ist langsam, spritzt, wie das amerikanische Stinkthier, im Zorn einen fürchterlich stinkenden Saft 2 Fuß weit, verpestet ganze Dörfer und bewirkt bei manchen Leuten Ohnmacht.

c) Lutra. Lückenzähne $\frac{3.\ 3.}{3.\ 3.}$. Der Höckerzahn im Oberkiefer fast so lang als breit. Die Zehen mit einer ganzen Schwimmhaut verbunden. Ohr kurz, durch eine Klappe schließbar. Pelz kurzhaarig, dicht anliegend.

Die gemeine **Fischotter**, Mustēla Lutra, L. S. Bild 18. Lutra vulgāris, Erxl. Franz. la Loutre. Schön braun mit grauer Unterwolle; am Bauche heller; Kopf platt. Länge bis zum Schwanze 3 Fuß; Schwanz 1 Fuß. Sie bewohnt in Europa und Sibirien die Ufer fischreicher süßer Gewässer und verbirgt sich in den Höhlungen des Ufers, in selbstgegrabenen Höhlen, alten Fuchsbauen u. s. w. Sie ist ein sehr scheues, mit scharfen Sinnen begabtes

Thier, betreibt ihre Geschäfte zwar bei Nacht, sonnt sich aber am Tage gern. Sie schwimmt und taucht vortrefflich, läuft auch ziemlich schnell. Ihre Haare nehmen, so lange sie lebt, kein Wasser an. Sie geht ihrer Nahrung wegen sehr weit umher, hält aber immer bestimmte Ausstiege, die gewöhnlich aus tiefem Wasser an's Land gehn. Fische und Krebse sind ihre liebste Nahrung. Zuweilen lauert sie am Ufer liegend, öfters aber fischt sie schwimmend. Kleine Fische verzehrt sie gleich schwimmend, größere aber am Ufer, und läßt von diesen auch die stärksten Knochen liegen. Beim Kauen drückt sie, wie eine Katze, die Augen zu. Im Winter steigt sie durch die offnen Eislöcher in's Wasser. Wenn es ihr an Fischen gebricht, fängt sie Frösche, Mäuse, Ratten, fällt sogar Lämmer, Spanferkel, Geflügel und andre Thiere an.

Das Weibchen hat 4 Zitzen, 2 vor den Hinterschenkeln, 2 neben dem Nabel. Es bekommt 2 bis 4 Junge, aber die Jahreszeit ist unbestimmt: Mai, Juni, August, November, December, ja ich habe durch die Güte des Oberförsters Schrödter zu Georgenthal deren 3 im Januar bekommen, und mir sind mehrere Beispiele bekannt, wo die Jungen mitten im Winter geboren wurden. Nimmt man eins recht klein aus dem Neste und zieht es auf, was am leichtesten an einer säugenden Hündin geschieht, so wird es sehr zahm, kann wie ein Hund gefüttert und abgerichtet, ja sogar zum Fischfange dressirt werden. „Vielleicht," sagt Winckell, „ist es einem und dem andern meiner Leser nicht unangenehm, hier Einiges über eine gezähmte Fischotter zu lesen, welche unter der Pflege eines in Diensten meiner Familie gestandenen Gärtners aufwuchs. Noch ehe sie halbwüchsig wurde, befand sie sich nirgends so wohl als in menschlicher Gesellschaft. Waren wir im Garten, so kam sie zu uns, kletterte auf den Schooß, verbarg sich vorzüglich gern an der Brust und guckte nur mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Oberrocke. Als sie mehr heranwuchs, reichte ein einziges Mal Pfeifen nach Art der Otter, verbunden mit dem Ruf des ihr beigelegten Namens, hin, sie sogar aus dem See, in welchem sie sich gern mit Schwimmen vergnügte, heraus und zu uns zu locken. Bei sehr geringer Anweisung hatte sie apportiren, aufwarten, und nächstdem die Kunst, sich 5- bis 6mal über den Kopf zu kollern, gelernt, und übte dies Alles sehr willig und zu unsrer Freude aus. Beging sie, was wohl zuweilen geschah, eine Ungezogenheit, so war es für sie die härteste Strafe, wenn sie mit Wasser stark besprengt oder begossen ward, wenigstens fruchtete dies mehr als Schläge. Ich habe

sie nie einen Fisch fangen oder verfolgen sehn. Wahrscheinlich kam dies daher, weil das Thier nie irgend etwas vom Fisch zu fressen bekommen hatte. Ihr liebster Spielkamerad war ein ziemlich starker Dachshund. Sobald dieser sich im Garten nur blicken ließ, war auch gewiß gleich die Otter da, setzte, so lange sie jung war, sich ihm auf den Rücken, und ritt gleichsam auf ihm spazieren. Zu andern Zeiten zerrten sie sich spielend herum; bald lag der Dachshund oben, bald die Otter. War diese recht bei Laune, so kicherte sie dabei in einem weg. Ging man mit dem Hunde in ziemlicher Ferne vorüber, und schien er nicht willens, seinen Freund zu besuchen, so lud diese durch wiederholtes Pfeifen ihn ein. Jener folgte, wenn es sein Herr erlaubte, augenblicklich dem Rufe."

„Ich habe," sagt Goldsmith, „eine Fischotter gesehn, die auf Befehl ihres Herrn in einen Teich ging, dort die Fische in eine Ecke trieb, den größten packte und ihn im Rachen ihrem Herrn zutrug. Soll die Otter zum Apportiren abgerichtet werden, so verfährt man ganz wie beim Hunde, muß aber geduldiger sein, weil sie in der Regel nicht so leicht lernt. Man gewöhnt sie zuerst, einen aus Leder geformten und mit Wolle ausgestopften Fisch, späterhin einen wirklichen, aber todten, und zuletzt einen lebendigen zu apportiren."

„Vor einigen Jahren," sagt Thomas Smith, „hatte James Cambell, bei Inverneß wohnhaft, eine jung aufgezogene und gezähmte Otter. Sie folgte ihm allerwärts wie ein Hund, und wenn er sie beim Namen rief, so gehorchte sie augenblicklich. Wenn das Thier sich vor einer Gefahr scheute, oder sich vor einem Hunde retten wollte, so flüchtete es allemal zu seinem Herrn und sprang aus Leibes Kräften, um auf seine Arme zu kommen. Sie wurde oft zum Fischen gebraucht, und sie fing oft 8 bis 10 Lachse den Tag. Sobald sie losgelassen wurde, sprang sie allemal gleich wieder in's Wasser, um neue Fische zu holen. War sie aber müde, so verweigerte sie den Dienst. Man gab ihr nun von der Beute, so viel sie fressen wollte, und sie rollte sich, sobald sie satt war, zusammen und schlief ein. In diesem Zustand trug man sie nach Hause. Sie fischte übrigens im Meere eben so gut wie im süßen Wasser. Wenn wilde Fischottern einen großen Fisch gefangen haben, so ziehen sie ihn sogleich an's Land und fressen den Kopf und das Fleisch vom Rücken. Die Gräten und Eingeweide lassen sie liegen. Sind sie zahm, so fressen sie nur ganz frische Fische, und geben der Milch, dem Brod und andern Dingen den Vorzug. Gewöhnlich jagen sie

gegen den Strom, und wenn ihrer mehrere sind, so pfeifen sie von Zeit zu Zeit laut, um sich Zeichen zu geben. Wenn zwei einen Lachs verfolgen, so schwimmt eine stromaufwärts über, die andre stromabwärts unter ihm, und so jagen sie ihn unablässig so lange, bis er vor Müdigkeit nicht weiter kann und sich ohne Widerstand ergeben muß. Jagt die Otter allein, so verfährt sie auf zweierlei Art: entweder sie verfolgt den Fisch vom Boden des Wassers nach der Oberfläche zu, was sie vorzüglich bei großen Fischen thut, deren Augen so stehn, daß sie nicht gut unter sich sehen können, und packt sie dann von unten am Bauche; oder sie verfährt anders und jagt die Fische in irgend eine Ecke zusammen und ergreift sie dort. Diese letzte Fangart wendet sie im stehenden, seichten Wasser an." Auch Pontoppidan erwähnt Fischottern, welche in Norwegen zum Fischfang abgerichtet worden sind. Bechstein erzählt ebenfalls, daß er eine in Jena gesehen, welche ihrem Herrn auf Wink und Pfiff gehorchte und ihm Fische aus der Saale holte.

Chrysostomus Passek, polnischer Edelmann und Marschall des Ritterkreises zu Rawa im 17. Jahrhundert, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten über eine zahme Fischotter, die er aufgezogen, Folgendes: „Im Jahre 1680, da ich in Olzowka wohnte, schickte der König den Herrn Straszewski mit einem Briefe zu mir, auch hatte der Kronstallmeister mir geschrieben und mich ersucht, dem Könige meine Fischotter als Geschenk zu bringen, indem mir das durch allerlei Gnadenbezeugungen würde vergolten werden. Ich mußte mich zur Herausgabe meines Lieblings bequemen. Wir tranken Branntwein und begaben uns auf die Wiesen, weil die Fischotter nicht zu Hause war, sondern an den Teichen umherkroch. Ich rief sie bei ihrem Namen Wurm, da kam sie aus dem Schilfe hervor, zappelte um mich herum und ging mit mir in die Stube. Straszewski war erstaunt und rief: Wie lieb wird der König das Thierchen haben, da es so zahm ist! Ich erwiderte: Du siehst und lobst nur ihre Zahmheit, du wirst aber noch mehr zu loben haben, wenn du erst ihre andren Eigenschaften kennst. Wir gingen zum nächsten Teiche und blieben auf dem Damme stehn. Ich rief: Wurm, ich brauche Fische für die Gäste, spring in's Wasser! Die Fischotter sprang hinein und brachte zuerst einen Weißfisch heraus. Als ich zum zweiten Male rief, brachte sie einen kleinen Hecht und zum dritten Mal einen mittleren Hecht, welchen sie am Halse verletzt hatte. Straszewski schlug sich vor die Stirn und rief: Bei Gott, was sehe ich! Ich frug: Willst du, daß sie noch mehr holt? denn

sie bringt so viel, bis ich genug habe. Straszewski war vor Freude außer sich, weil er hoffte, den König durch die Beschreibung jener Eigenschaften überraschen zu können; deshalb zeigte ich ihm vor seiner Abreise alle Eigenheiten des Thiers. Die Fischotter schlief mit mir auf Einem Lager und war dabei so reinlich, daß sie weder das Bette noch das Zimmer verunreinigte. Zweitens war sie ein guter Wächter. In der Nacht durfte niemand meinem Bette nahn; kaum daß sie dem Burschen erlaubte, meine Stiefeln auszuziehn, dann durfte er sich aber nicht mehr zeigen, weil sie sonst ein solches Geschrei erhob, daß ich selbst aus dem tiefsten Schlaf erwachen mußte. Wenn ich betrunken war, trat sie so lange auf meiner Brust herum, bis ich erwachte. Am Tage legte sie sich in irgend einen Winkel und schlief so fest, daß man sie auf den Armen umhertragen konnte, ohne daß sie die Augen öffnete. Sie genoß weder Fische noch rohes Fleisch. Wenn mich jemand am Rock faßte und ich rief: Er berührt mich! so sprang sie mit einem durchdringenden Schrei hervor und zerrte jenen an Kleidern und Beinen wie ein Hund. Auch liebte sie einen zottigen Hund, der Korporal hieß; von diesem hatte sie alle jene Künste erlernt, denn er hielt mit ihr Freundschaft und war sowohl in der Stube als auf Reisen stets bei ihr. Dagegen vertrug sie sich mit andren Hunden gar nicht. Einst stieg Stanislaus Ozarowski von einer Reise, die wir zusammen gemacht hatten, bei mir ab. Ich hieß ihn willkommen. Die Fischotter, welche mich 3 Tage hindurch nicht gesehn hatte, kam an mich heran und konnte sich in Liebkosungen gar nicht mäßigen. Der Gast, welcher einen sehr schönen Windhund bei sich hatte, sagte zu seinem Sohne: „Samuel, halt den Hund, damit er die Fischotter nicht zerreißt." „Bemühe dich nicht, rief ich; dies Thierchen, so klein es auch ist, duldet keine Beleidigung." „Wie? du scherzest," erwiderte er; „dieser Hund packt jeden Wolf und ein Fuchs athmet nur Einmal unter ihm." Als die Fischotter genug mit mir gespielt hatte, sah sie den fremden Hund, trat an ihn heran und sah ihm starr unter die Augen; auch der Hund betrachtete die Fischotter; sie aber ging im Kreise herum, beroch ihn bei den Hinterfüßen, trat zurück und entfernte sich. Ich dachte bei mir: sie wird dem Hunde nichts thun. Kaum aber fingen wir an, etwas zu sprechen, als die Fischotter sich an den Hund schlich und ihn mit der Pfote über die Schnauze schlug, so daß er zur Thür und von dort hinter den Ofen sprang. Auch dahin folgte sie ihm nach. Als der Hund keinen andren Ausweg sah, sprang er auf den Tisch und

zerbrach zwei geschliffene, mit Wein gefüllte Gläser. Darauf wurde er hinausgelassen und kam nicht mehr in's Zimmer, obgleich sein Herr erst am folgenden Mittag abreiste. Wenn ein Hund auf der Straße die Fischotter beroch, so schrie sie so laut, daß er fortlief. Dieses Thierchen war auch auf der Reise sehr nützlich. Wenn ich während der Fastenzeit an einen Fluß oder Teich kam und die Fischotter bei mir hatte, so stieg ich ab und rief: Wurm, spring hinein! Das Thierchen sprang in's Wasser und brachte Fische heraus, so viel ich für mich und meine Dienerschaft brauchte. Auch Frösche und was sie sonst fand, schleppte sie bei. Die einzige Unannehmlichkeit, welche ich von ihr auf Reisen hatte, war, daß allerwegens die Leute in Haufen zusammenströmten, als wenn das Thierchen aus Indien gewesen wäre. Ich besuchte einmal meinen Oheim Felix Chociwski, bei welchem sich auch der Priester Srebienski befand, der bei Tische neben mir saß, während hinter mir die Fischotter auf den Rücken gestreckt lag, weil sie am liebsten auf diese Art ruhete. Als der Priester sie sah, glaubte er, einen Muff zu sehen, und faßte sie an. Sie wachte auf, schrie und biß den Priester in die Hand, so daß er vor Schreck ohnmächtig wurde. — Straszewski begab sich nun zum Könige und erzählte ihm Alles, was er gesehn und gehört hatte. Der König ließ mich schriftlich befragen, wieviel ich für die Fischotter verlangte; auch der Kronstallmeister Piekarski schrieb an mich: „um Gottes willen schlage dem Könige die Bitte nicht ab, gib ihm die Fischotter, weil du sonst keine Ruhe haben wirst, denn er denkt Tag und Nacht, wachend und schlafend an sie." Straszewski überbrachte mir die Briefe und erzählte, daß der König immer sagte: bis dat qui cito dat (doppelt gibt, wer bald gibt). Der König ließ auch zwei sehr schöne türkische Pferde von Jaworow holen, sie mit prächtigem Reitzeuge versehen und mir als Gegengeschenk überschicken. Ich sandte nun die Fischotter in den neuen Dienst. Sie bequemte sich ungern dazu, denn sie schrie und lärmte in dem Käfich, als sie durch das Dorf gefahren wurde. Das Thierchen grämte sich und wurde mager. Als es dem Könige überbracht wurde, freute er sich unmäßig und rief: „Das Thierchen sieht so abgehärmt aus, doch soll es schon besser mit ihm werden." Jeder, der sie berührte, wurde von ihr in die Hand gebissen. Der König aber streichelte sie und sie neigte sich zu ihm hin. Darüber freute er sich sehr, streichelte sie noch länger, befahl, ihr Speisen zu bringen, reichte sie ihr stückweis und sie verzehrte auch Einiges. Sie ging in den Zimmern frei und ungehindert 2 Tage umher, auch wurden Gefäße mit Wasser hingestellt und kleine Fische und Krebse hineingesetzt. Daran

ergötzte sie sich und brachte die Fische heraus. Der König sagte zu seiner Gemahlin: „Holde Maria, ich werde keine andren Fische essen als die, welche die Fischotter fängt. Wir wollen morgen nach Wilanow fahren, um zu sehn, wie sie sich auf Fische versteht.“ Die Fischotter aber schlich sich in der nächsten Nacht aus dem Schlosse, irrte umher und ward von einem Dragoner erschlagen, welcher nicht wußte, daß sie zahm war. Das Fell verkaufte er sogleich an einen Juden. Als man im Schlosse aufstand und sie vermißte, wurde geschrieen, gejammert, nach allen Seiten ausgeschickt. Da findet man den Juden und Dragoner, ergreift sie und führt sie vor den König. Als dieser das Fell erblickte, bedeckte er mit einer Hand seine Augen, fuhr mit der andern in seine Haare und rief: „Schlag zu, wer ein ehrlicher Mann ist, hau zu, wer an Gott glaubt!“ Beide wurden in den Thurm gesperrt und bestraft. Der Dragoner sollte erschossen werden. Da erschienen Priester, Beichtväter und Bischöfe vor dem König, baten und stellten ihm vor, daß der Dragoner nur in Unwissenheit gesündigt hätte. Sie wirkten endlich so viel aus, daß er nicht erschossen, sondern nur durchgepeitscht wurde.“

So niedlich eine zahme Fischotter ist, so gehört doch die wilde zu den allerschädlichsten Thieren, indem der Schaden, welchen sie an Fischen und zuweilen selbst an Geflügel anrichtet, sehr bedeutend ist. „In den schönen Gartenanlagen zu Stuttgart,“ so erzählt Wilhelm von Tessin, „sind die Teiche stark mit zahmen und wildem Wassergeflügel so wie mit Fischen bevölkert. Unter diesem trieb im Sommer 1824 eine Fischotter ihre nächtlichen Räubereien 6 bis 7 Wochen lang, ohne daß irgend eine Spur ihrer Anwesenheit bemerkt wurde. Während dieser Zeit wurden alle Entennester, sowohl auf dem Lande als auf den Inseln, zerstört, und die Eier ausgesaugt. Die jungen Enten und Gänse wurden schnell vermindert, ohne daß Ueberreste hievon anzutreffen gewesen wären, eben so wenig als von gefressenen Fischen. Dagegen fand man täglich 2 bis 7 alte Enten, von welchen nichts als Kopf und Hals verzehrt war, desgleichen stark verwundete Gänse und Schwäne, die in Folge der Verwundung bald eingingen. In einer mondhellen Nacht entschloß sich endlich der in den Anlagen wohnende königliche Oberhofgärtner Bosch, sich selbst auf den Platz zu begeben. Von 9 Uhr an bis gegen 12 Uhr wurde das Wassergeflügel beständig beunruhigt und nach allen Richtungen herumgetrieben. Unaufhörlich ertönte das Angstgeschrei, besonders der jungen Enten, und es fing erst an, ruhig zu werden, nachdem sich alle auf das Land geflüchtet hatten.

Noch war es nicht möglich, zu entdecken, woher das Geflügel so in Angst gesetzt würde. Vergebens suchte Herr Bosch dasselbe wieder in den Teich zu treiben; es scheute das Wasser so sehr, daß es sich zu dem an der Pforte Wacht habenden Posten flüchtete. Nach 1 Uhr fiel eine wilde Ente in kurzer Entfernung von Herrn Bosch in's Wasser. Bald darauf bemerkte derselbe im Wasser eine schmale Strömung und zwar ohne alles Geräusch, die das Ansehn hatte, als ob ein großer Fisch hoch ginge, nur viel schneller. Nachdem auch die Ente diese Strömung wahrgenommen hatte, stand sie schnell wieder auf und strich hinweg. Die Strömung kam Herrn Bosch immer näher, der, mit einer guten Schrotflinte versehen, endlich auf dieselbe anlegte und abdrückte. Nach dem Schuß blieb das Wasser ruhig. Herr Bosch nahm einen Kahn, fuhr damit an die Stelle und sondirte mit dem Ladestock, an dem sich ein Krätzer befand und womit er bald eine weiche Masse verspürte. Er bohrte dieselbe an und brachte eine Fischotter männlichen Geschlechts, die von der Nase bis zur Ruthenspitze 4 Fuß maß und 23¼ Pfund wog, zum Vorschein. Von nun an hörten alle Verheerungen unter dem Wassergeflügel auf. Die Otter wurde in dem Naturalienkabinet zu Stuttgart aufgestellt."

Das Wildpret der Otter ist eßbar und gilt bei den Katholiken, die es zur Fastenzeit theuer bezahlen, für Fisch. Der Balg ist vortrefflich, im Winter zwar am besten, aber auch im Sommer brauchbar. Man erlegt sie auf dem Anstand, in einer mondhellen Nacht, da wo man ihren Ausstieg beobachtet hat. Am besten fängt man sie in einem Tellereisen, das man vor ihrem Ausstiege, ohne Köder, so in's Wasser legt, daß es 2 Zoll hoch davon überspült wird. Ist das Wasser zu tief, so muß aus Pfählen ein kleines Gerüst untergesetzt werden. Das Eisen muß sehr stark und an einer Kette befestigt sein. Kann man es in einen Bach oder Graben legen, durch den sie fischend von einem Teiche zum andern zu gehn pflegt, so ist es desto besser; man engt alsdann durch Pfähle den Weg so ein, daß sie über das Eisen hin muß. Auf dem Lande fängt man sie nicht leicht im Eisen. Das letztere muß in und außer dem Wasser gut mit Wassermoos und dergl. verdeckt werden. Eine lebendig gefangne alte Fischotter zischt und faucht, vertheidigt sich bis zum letzten Lebenshauche, und zerbeißt selbst starken Hunden mit Leichtigkeit die Beinknochen; junge schreien, wenn sie gefangen sind.

Auch das südliche Asien ist reich an Fischottern, welche den europäischen sehr ähnlich sind. Bischof Heber fand welche bei den

Fischern am Ganges, die gut abgerichtet waren und theils die Fische in die Netze treiben, theils sie einzeln fangen mußten. Am Kap und in ganz Amerika gibt es ebenfalls Fischottern, welche sich kaum von unsern unterscheiden. Aus Kanada, Virginien und Kamtschatka kommen viele Felle in Handel.

Die **Seeotter** (Meerotter), M. Lutris, L. Franz. la Loutre de mer. Die Zähne wie bei andern Ottern, jedoch unten nur 4 Schneidezähne. Pelz braun oder schwarz mit Sammtglanz; öfters hat der Kopf etwas Silbergrau, zuweilen auch das ganze Fell. Bewohnt die Küsten des nordöstlichen Asiens und nordwestlichen Amerika's, so wie die dazwischen gelegenen Inseln. Ihr Pelz ist der theuerste und wird vorzüglich nach China und Japan verkauft. Ursprünglich war sie bei Asien so häufig als bei Amerika, allein dort hat sie der starke Fang schon fast ausgerottet und auch bei Amerika ist sie schon selten. Sonst fand man sie zu Hunderten in den Meerbusen und an den Inseln. „Die Seeotter," so erzählt Steller im Jahr 1749, „ist noch einmal so groß, wie die gemeine Fischotter, und wiegt 70 bis 80 Pfund; der Kopf ist fast wie bei einem Mops; an allen Füßen hat sie 5 Zehen, die bis an die Klauen behaart sind. Die Haare sind sehr weich und stehen sehr dicht, die Stachelhaare sind 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll lang und wie die Wollhaare schwarz. Welche am meisten lange haben, werden am meisten geachtet. Sie schwimmen vortrefflich und laufen sehr schnell, und man kann nichts Schöneres sehn, als dieses in Seiden gehüllte und schwarz-glänzende Thier, wenn es läuft. Mit ihren Füßen reißen sie Muscheln von den Felsen und Schnecken, fressen auch Krebse und kleine Fische. Die Felle sind viel besser als die Zobelfelle, weil sie mehr glänzen und später nicht verschießen, aber die Haut ist dicker, wiegt gewöhnlich $3\frac{1}{2}$ Pfund und wird daher beim Tragen lästig. Ganz schwarze fängt man selten; die besseren haben einen silbergrauen Kopf, die schlechteren einen braunen, mit grauen Haaren untermischt. Je schöneren Pelz die Thiere haben, desto muntrer, schlauer und hurtiger sind sie auch, sehen sich vorher beständig um, richten die Nase nach allen Seiten und legen sich dann erst schlafen, aber immer in der Nähe des Meeres. Schlafen ganze Heerden am Strande, so stehen immer einige von den schöneren auf der Wache und wecken die andren bei Gefahr. Die besten Felle sind vom März, April und Mai. Sie hären sich im Juli und August. Vor 15 Jahren konnte man das beste Fell für ein Messer oder Feuerzeug kaufen, und die russischen Kaufleute gaben sie für 5 bis 6 Rubel. Seit-

dem aber die Chinesen so hohen Werth darauf legen, kostet ein Fell schon 25 bis 30 Rubel, ein bloßer Schwanz, den man zu Kappen und Handschuhen braucht, 1½ bis 2. Die meisten kommen nach China, wo man bisweilen für die besten 70 bis 80 Rubel löst. Die Chinesen verbrämen damit ihre Kleider ringsum. In Kamtschatka gibt es keinen größeren Staat, als ein Kleid aus den weißen Fellen der Rennthierkälber, mit Otternpelz verbrämt. Vor einigen Jahren trug in Kamtschatka noch Alles Meerotter-Kleider, wie früher von Fellen des Eisfuchses und Zobels. Das hat aber aufgehört, seitdem sie so theuer geworden; auch hält man jetzt die Hundefelle für schöner, wärmer und dauerhafter. Man fängt die Meerottern an Kamtschatka nur zwischen dem 56. und 50. Grad, auch gehn sie nicht südlicher als bis zur dritten kurilischen Insel. Bei langen Wintern werden viel mehr gefangen, als bei kurzen und milden. Am meisten werden im Hornung, März und April gefangen, wozu aber viel Mühe und Verwegenheit erforderlich ist. Wenn der Ostwind das Eis antreibt, daß das Meer oft meilenweit damit bedeckt ist, so bauen die Einwohner Strohhütten und gehen auf hölzernen, 6 Schuh langen und 8 Zoll breiten Sohlen, mit einer Keule und einem Messer, bisweilen auch mit einem Hund hinaus auf das Eis, schlagen die Meerottern todt, ziehen sie ab, und lassen das Fleisch liegen, wenn das Land zu weit ist. Dabei wird das Eis oft von den Wellen hin und her getrieben, gehoben und gesenkt, so daß man mit Erstaunen und Angst den verwegenen Jägern zusieht. Bei anhaltendem Wirbelwind wissen die Meerottern nicht, ob sie auf dem Eis oder dem Lande sind, und laufen daher mehrere Stunden weit herein, wobei oft ein einziger Mann 30 bis 40 erschlägt. Im Sommer fängt man sie auf viererlei Art: Wenn sie im Meer auf dem Rücken schlafen, so werden sie mit Spießen erstochen; wenn sie wachen, so treibt man sie mit 2 Kähnen herum, bis sie ermatten, denn sie können nicht über 2 Minuten unter Wasser bleiben. Zur Zeit der Ebbe klettern sie auf die trocken werdenden Klippen, um zu schlafen, und werden dabei mit Keulen erschlagen. Endlich fängt man sie mit Netzen, die man an Orte stellt, wo es viel Tang gibt, in welchem die Ottern Schnecken und Krebse finden; sie fressen übrigens auch Tintenschnecken, kleine Fische aller Art und selbst das Fleisch warmblütiger Thiere. Auch legt man aus Holz geschnitzte und mit Kohle geschwärzte Bilder, welche den Thieren einigermaßen ähnlich sind, auf die Netze; sie schwimmen herbei, um damit zu spielen, und werden gefangen. Im Netz ver-

wickelt, beißen sie sich in der Angst die Füße ab; sind es mehrere, so zerfleischen sie einander und kratzen sich die Augen aus. Auf der Beringsinsel leben sie das ganze Jahr in solcher Menge, daß man nicht Hände genug hat, sie zu tödten. Wir haben in wenigen Monaten über 800 bekommen. Sie lieben das süße Wasser und steigen im Sommer hoch in die Flüsse hinauf, suchen an warmen Tagen schattige Oerter zwischen den Bergen, und treiben daselbst mancherlei Spiel nach Art der Affen. An Munterkeit, Spiellust und Schnelligkeit im Laufen übertreffen sie alle andren Thiere, welche zugleich im Wasser und auf dem Lande leben können. Beim Schlafen auf dem Land liegen sie krumm, wie die Hunde; kommen sie aus dem Meer, so schütteln sie sich ab und putzen sich mit den Vorderpfoten wie die Katzen. Wird ihnen der Weg zum Meer verrammelt, so bleiben sie keuchend stehn, machen einen Katzenbuckel, zischen und drohen auf den Feind zu springen. Man braucht ihnen aber nur einen Schlag auf den Kopf zu geben, so fallen sie wie todt nieder und bedecken die Augen mit den Pfoten. Auf den Rücken lassen sie sich geduldig schlagen; sobald man aber den Schwanz trifft, kehren sie um und halten, lächerlich genug, dem Verfolger die Stirn vor. Manchmal stellen sie sich auf den ersten Schlag todt, und laufen davon, sobald man sich mit andren beschäftigt. Wir trieben sie bisweilen in die Enge und hoben die Keulen in die Höhe, ohne zu schlagen; sie legten sich dann nieder, schmeichelten, sahen sich um und krochen langsam und demüthig, wie Hunde, zwischen uns durch; sobald sie sich aber außer Gefahr sahen, eilten sie mit großen Sprüngen nach dem Meer. Sind sie der Keule entgangen, so machen sie die lächerlichsten Geberden, als wenn sie den Jäger verspotten wollten. Sie können auf alle Art schwimmen, auf dem Bauche, dem Rücken, den Seiten und aufrecht. Man sieht sie das ganze Jahr mit Jungen, deren sie aber nur eins werfen, und zwar sehend und mit allen Zähnen wie die Robben. Die Weibchen werfen auf dem Lande, tragen das Junge im Maule, und wenn sie im Meer auf dem Rücken schlafen, so nehmen sie es zwischen die Vorderfüße, wie eine Mutter ihr Kind in den Armen hält. Sie spielen mit demselben wie eine liebreiche Mutter, werfen es in die Höhe und fangen es wie einen Ball, stoßen es in's Wasser, damit es schwimmen lerne, und nehmen es, wenn es müde geworden, wieder zu sich und küssen es wie Menschen. Die Liebe der Mütter zu ihren Jungen übersteigt allen Glauben. Wie auch die Jäger ihnen zu Land oder Wasser zusetzen mögen, so lassen sie doch die im Maul

getragenen Jungen nicht los, außer in der letzten Noth oder im Tode. Ich habe den Weibchen absichtlich die Jungen genommen, um zu sehn, was sie thäten. Sie jammerten wie ein betrübter Mensch, folgten mir von fern wie ein Hund, als ich sie forttrug, und riefen ihre Jungen mit einer Stimme gleich dem Wimmern der Kinder. Die Jungen antworten auf ähnliche Art. Als ich nach 8 Tagen wieder an denselben Ort kam, traf ich ein sehr trauriges Weibchen, welches sich, ohne Miene zum Entfliehen, todtschlagen ließ. Es war in der kurzen Zeit so abgemagert, daß es bloß aus Haut und Bein bestand. Dieselbe Erfahrung habe ich nachher noch einigemal gemacht. Einmal sah ich eine Mutter mit ihrem einjährigen Jungen schlafen. Als ich mich näherte, suchte sie dasselbe zu wecken; da es aber nicht fliehen, sondern schlafen wollte, so faßte sie es mit den Vorderfüßen und wälzte es, wie einen Stein, in's Meer. Ihre Augen nützen ihnen nicht viel, desto mehr die Nase und das Gehör. Sie leben friedlich mit einander, zanken sich nie und werden ohne Zweifel sehr alt. Sie fürchten die Robben und meiden daher ihre Wohnplätze. Das Fleisch ist zart und schmackhaft, das der Jungen eine große Leckerei. Die Innwohner halten Adlerfleisch für das beste und dann das der Meerotter."

Zwölfte Gattung:

Hund, Canis, Linn.

Oben 3, unten 4 Lückenzähne; hinter jedem Reißzahne 2 Höckerzähne; Zunge nicht rauh; Vorderfüße 5zehig, der Daumenzeh kleiner und höher stehend als die andern; Hinterfüße 4zehig, doch haben viele Haushunde auch dort einen kleinen Daumenzeh. Krallen schwach-gekrümmt, nicht einziehbar. Zitzen an Brust und Bauch. Beim Hyänenhund sind die Vorderfüße nur 4zehig.

a) Hunde mit runder Pupille.

Der **Haushund**, C. familiāris. Franz. le Chien domestique. Unterscheidet sich von allen andern Hundearten durch seinen aufwärts gekrümmten Schwanz und von allen Thieren durch sein Gebell; doch werden wir sehen, daß es in einigen Gegenden Haushunde gibt, die nicht bellen. Das Weibchen hat gewöhnlich 10 Zitzen. Bei dem Haushund, Wolf und Schakal haben die 4 mittelsten Schneidezähne der Oberkinnlade (so lange sie nicht abgenutzt sind) Seitenlappen, bei den Füchsen nicht. Der Haushund hat sich mit dem Menschen über die ganze Erde verbreitet, ist allerwärts dessen

treuester Freund und grimmigster Feind. Wir betrachten zuerst die wichtigsten und bekanntesten Rassen, bemerken aber dabei, daß es unendlich viele Hunde gibt, die gar keiner bestimmten angehören, indem durch die Paarung ganz verschiedner Rassen immer wieder neue Gestalten und Farben hervorgebracht werden. Für den Liebhaber hat nur die reine Rasse Werth, und wenn er ein Weibchen besitzt, so trägt er Sorge, daß es sich immer nur mit einem Männchen derselben Rasse paart.

Rassen des Haushunds.

a. Der Fleischerhund, franz. le Matin. Groß. Ohren aufrecht, mit hängender Spitze, zuweilen ganz hängend, aber nicht auffallend lang; Körperbau stark; Schwanz mäßig gebogen; Haare kurz, schwarz, meist an der Schnauze und den Beinen braun. Diese Farbe hat den Vorzug, daß man an ihr nicht leicht Blut sieht, womit so ein Hund doch oft, zumal um's Maul, befleckt wird. Ein guter Fleischerhund ist in seiner Pflicht unermüdlich, läuft unaufhörlich hinter dem Vieh, das er vor sich her treibt, hin und her; geht ein Ochse durch und läßt sich nicht zurück treiben, so springt er ihm an die Schnauze und hängt sich mit den Zähnen dran fest. Schweine packt er am Ohr, was er theils von selbst thut, theils bei einiger Anleitung an kleineren Schweinen leicht lernt. Man dressirt ihn auch (und oft thut er auch dies von selbst), daß er, sobald er das Ohr fest gepackt hat, über den Rücken des Schweins wegspringt, wodurch er auf die andre Seite kommt, das Ohr mit hinüber zieht, dem Schwein den Kopf verdreht und es auf solche Weise leicht zum Stehen bringt.

b. Der Hirtenhund, franz. le Chien berger, ungefähr von der Größe eines Fuchses; Schnauze mittellang und mitteldick; Ohren aufrecht, die Spitzen oft hängend; Haar dicht, ziemlich lang, einfarbig schwarz, oder braun, oder grau. Der Hund des Kuhhirten muß immerfort seinen Herrn beobachten und aufmerken, ob dieser etwas befiehlt, was er dann augenblicklich ausführt. Kühe, welche nicht sogleich gehorchen, muß er wirklich beißen, sonst haben sie keinen Respekt vor ihm. Treibt er die Kuh vor sich her, so darf er nur nach den Hinterbeinen beißen, nie nach dem Schwanz oder den Seiten, am allerwenigsten nach dem Euter. Schlägt die Kuh nach ihm, was jedoch selten geschieht, so muß er sich gut in Acht nehmen, aber dennoch beißen. Will er die Kuh wenden, so muß er nach dem Kopfe beißen. Widersetzt sich ihm eine Kuh oder ein Ochse geradezu mit den Hörnern, so trägt er, wenn er seinem

Amte ganz gewachsen ist, dennoch den Sieg davon, indem er das Vieh ohne Umstände in die Schnauze beißt und sich dran festhängt. Auch der Hund des Schäfers muß nach den Hinterbeinen und beim Wenden nach Kopf und Hals beißen. Ist ein Saat- oder Kleefeld in der Nähe, das er schützen soll, so läuft er entweder rastlos an ihm auf und nieder, oder er legt sich lauernd hin und springt plötzlich zu, wenn ein Schaf zu naschen wagt. Wirft der Schäfer mit seiner Schaufel einen Erdklumpen, so rennt er jedesmal mit merkwürdigem Eifer an den Ort, wo das Ding gefallen ist. Ruht sein Herr bei Nacht im Hüttchen und um dieses die Heerde, so kann sich kein Feind nahen, ohne daß der treue Hund mit wüthendem Bellen ihm entgegen springt.

c. Der Windhund, franz. le Levrier. Groß. Kopf klein, Schnauze spitz; Ohren klein, meist mit hängender Spitze; der ganze Körper sehr schlank; Beine dünn und hoch; Farbe meist gelblich, grau, schwarz, zuweilen gefleckt. Gewöhnlich kurzhaarig, zuweilen ziemlich langhaarig. Er ist eins der schnellsten Thiere, bellt selten, sieht (äugt) vortrefflich, hat einen schwachen Geruchssinn, gibt selten Beweise von Klugheit, Treue, Wachsamkeit. Trotz seiner schlanken, feinen Gestalt ist er äußerst stark und bei Balgereien für andre Hunde gefährlich. Sobald es zum Knurren kommt, benutzt er seine Höhe, hält dem Gegner das spitzige Schnäuzchen immer über's Genick, packt, sobald sich jener rührt, fest zu, sucht ihn empor zu heben und schüttelt kleinere oft im Augenblicke todt. Fett darf man ihn nicht werden lassen und er muß wenigstens $1\frac{1}{2}$ Jahr alt sein, ehe man ihn zur Hetze gebraucht. Er wird weiter nicht dressirt, als daß er ruhig am Stricke geht. Anfangs bringt man ihn mit einem alten Windhunde auf ein Revier, wo es wenig Hasen gibt, und hetzt erst nur junge, aber auch diese dürfen nicht weiter als 60 Schritt entfernt sein. Die Gegend muß eben und frei sein. Man eilt zu Pferde nach und nimmt ihnen den gefangenen Hasen ab. Ein Windhund, der die andren abhält, den Hasen anzuschneiden, heißt Retter; ein Windhund, der im Stande ist, einen Hasen allein zu fangen, heißt Solofänger; beide werden sehr theuer bezahlt. Man jagt auch Füchse mit Windhunden; mit ganz großen hetzt man auch Hirsche und wilde Schweine. Die Jagd mit Windhunden ist für den Wildstand äußerst schädlich und daher an vielen Orten untersagt. Schon die alten Griechen jagten, wie aus Xenophon des Jüngeren Buche über die Jagd erhellt, mit Windhunden. Man bezog sie aus dem Lande der Kelten (Frankreich),

doch waren sie von den jetzigen in mancher Hinsicht verschieden. — Das Windspiel ist nur durch seine geringe Größe verschieden, gewöhnlich sehr kurzhaarig und frostig, ergötzt aber seinen Herrn durch Schnelligkeit im Laufen, Springen und Wendungen.

d. Der Bologneser (Seidenhund), franz. l'Epagneul. Klein, mitunter nicht größer als ein Eichhörnchen; Ohren hängend; Haare lang und seidenweich, meist weiß; Beine kurz. War sonst als Schooshündchen sehr beliebt; jetzt ist er selten.

e. Der Pudel, franz. le Barbet. Mittelmäßig groß; Ohren lang, breit, hängend; Haar lang und kraus. Ein schöner Pudel muß ganz weiß, oder ganz schwarz, oder schwarz mit weißem Stirn- oder Brustfleck sein. Der Pudel ist treu, ruhig, verständig, zeichnet sich durch Gelehrigkeit aus, will durch Güte gezogen sein, liebt die Gesellschaft des Menschen sehr, gewöhnt sich nicht leicht an die Kette. Er schwimmt gut und gern, wird auch zur Wasserjagd gebraucht. Man pflegt ihm den Schwanz zu stutzen, und läßt ihn gewöhnlich mit Eintritt der warmen Jahreszeit scheeren. Aus den Haaren werden Strümpfe für Leute gestrickt, deren Fußschweiß durch Erkältung gehemmt ist.

f. Der Jagdhund (die Bracke), franz. le Chien courant. Meist von der Größe und Gestalt des Hühnerhundes oder kleiner. Schnauze lang und dick; Ohren breit, sehr lang und hängend (Behang); Schwanz mäßig gebogen. Er ist entweder kurz- oder ziemlich langhaarig; die Farbe meist braun, unten heller; oft eine weiße Blässe auf Stirn und Brust. Er ist nur in waldigen Revieren, wo es wenig Hasen gibt, brauchbar, wird in Altpreußen und Polen sehr häufig angewendet, woselbst ich oft mit seiner Hülfe gejagt habe. Er wird zu nichts dressirt, als daß er auf den Ruf hört und leinenführig ist. Hat man mehrere, so pflegt man sie, bis sie losgelassen werden, zu zweien zusammengebunden zu führen und jedes solche Paar heißt eine Koppel. Mit Begierde und gesenktem Kopfe sucht er das Wild auf, wird laut, wenn er es gefunden hat, und verfolgt es mit fortwährendem Geläute. Am liebsten bei frischem Thau oder frischem Schnee und lauem Wetter (bei großer Hitze und Kälte riecht der Hund schlecht) läßt der Jäger den Jagdhund in den Wald frei hinein laufen, stellt sich dann da, wo der Hund zuerst laut wurde, am besten Wechsel an, und wartet ab, ob er den Hasen zurücktreibt, was oft mit demselben Hasen 2- bis 3mal geschieht, wenn der Jäger etwa fehlschoß, oder, wegen der Büsche und Bäume, nicht schießen konnte. Sind mehrere Hunde da, so eilen

alle zu dem, welcher zuerst laut wird, und jagen mit ihm gemeinschaftlich. Der Hund jagt dem Hasen auf gut Glück nach, und es liegt nicht an seiner Kunst, sondern in des Hasen Natur, daß dieser immer an das Fleck, wo sein Lager war, zurückkehrt. Zuweilen macht der verfolgte Hase plötzlich im Gebüsch gewaltige Seitensprünge, drückt sich, und die Hunde verlieren die Spur. Sind sie gut, so schweigen sie dann augenblicklich still, suchen eifrig, ruhen nicht eher, als bis sie ihn wiedergefunden, und werden erst dann wieder laut. Ist der Hase geschossen, so haben sie gleich Lust, ihn aufzufressen. Man gibt ihnen jedesmal das Gescheide (Eingeweide). — Große Herren machen sich oft das Vergnügen, mit ganzen Meuten (Schaaren), bestehend aus 8 bis 40 Hunden, das Wild zu hetzen. Die Wohnung der Hunde ist dann ein eigens für sie eingerichteter Zwinger, wo sie von bestimmten Wärtern, die zugleich auf der Jagd ihre Führer sind, besorgt werden. Man unterscheidet drei Sorten: 1) die Haidebracke, bedeutend kleiner als ein gewöhnlicher Hühnerhund, gelb oder grau mit weißen Flecken, die Stimme fein, aber laut und wohlklingend; 2) den französischen Jagdhund, größer als der vorige, weiß mit meist unregelmäßigen gelben Flecken, starker, voller Stimme; 3) den englischen Jagdhund, auch Fuchshund genannt, weil er zur Fuchshetze gebraucht wird; er ist größer als die vorigen, gewöhnlich weiß mit schwarzen oder gelben Flecken, der Schwanz stark gekrümmt, die Stimme grob.

Der Schweißhund ist zwar seiner Gestalt und Natur nach nicht vom Jagdhund verschieden, jedoch wählt man, um ihn recht gut zu haben, nur solche, deren Voreltern schon die dem Schweißhund zukommenden Geschäfte mit Ehren besorgt haben, und wo möglich eine Sorte, die nicht größer als ein Fuchs, kurz-, aber starkbeinig, einfarbig graubraun, schwarzbraun oder gelbbraun, nicht leichtsinnig und flink, sondern bedächtig und etwas langsam und von so guter Natur ist, daß sie immer nur in Güte behandelt zu werden braucht. Hat der Jäger Wild angeschossen, so verfolgt er es nicht gleich, sondern läßt ihm erst eine halbe Stunde Zeit, um sich niederzuthun und krank zu werden; dann bringt er den Schweißhund, den er an der Leine führt, auf die Fährte und folgt derselben, bis er das Wild findet. War es spät Abends angeschossen, so bezeichnet der Jäger die Stelle, wo die ersten Schweißtropfen (d. h. Blutstropfen) liegen, und führt erst am folgenden Morgen den Hund dahin. Der Schweißhund darf nicht eher laut werden (und wird es auch von selbst nicht, wenn er von guter Rasse ist), als bis er das

Wild gefunden. Kann man ihn beim Suchen nicht an der Leine führen, so hängt man ihm gern ein Klingelchen an, damit er durch dessen Schall immer anzeigt, wo er ist. Ein guter Schweißhund hält sich, wenn der Jäger auf der Jagd ist, äußerst stille neben ihm, liegt auch ganz ruhig, während jener auf dem Anstand steht, erträgt dabei geduldig, und ohne zu kratzen, Floh- und Mückenstiche, späht nach allen Seiten umher, ja ich kenne deren, die ihren Herrn, sobald sie Wild bemerken, durch leise Stöße mit der Nase aufmerksam machen, oder, wenn er eingeschlafen ist, wecken. Es gibt auch Hühnerhunde, die das thun.

g. Der Hühnerhund, franz. le Braque. Mittelmäßig groß; Schnauze lang und dick; Nase zuweilen gespalten; Ohren breit, lang und hängend (Behang); Haar kurz oder lang; die langhaarigen nennt man auch Wasserhunde, da sie meist eine Vorliebe für das Wasser haben. Farbe gewöhnlich weiß mit braunen, seltner schwarzen Flecken; zuweilen ganz weiß, braun, schwarz, grau oder gelb. Von dem langen, wenig gebognen Schwanz (Ruthe) schlägt man ihm, wenn er 3 Wochen alt ist, einen Theil mit einem scharfen Messer ab, bestreicht die Wunde mit warmen Leinöl und streut Asche darauf. Es geschieht aus dem Grunde, weil der Hund, wenn er Wild sieht, die Ruthe bewegt, und es, wenn diese lang ist, leichter aufscheuchen könnte. Zu sehr darf man sie aber auch nicht verkürzen, weil man dann erstens den Hund in einem Kornfelde weniger bemerken, und ihn zweitens in dem Falle, wo die Ruthe späterhin eine starke Fahne (lange Haare) bekommt, seiner schönsten Zierde berauben würde. Es gibt auch Hühnerhunde, welche ganz ohne Schwanz geboren werden, was auch bei Fleischerhunden zuweilen vorkommt. Der Hühnerhund ist zur Jagd auf Rebhühner, Schnepfen und Hasen fast unentbehrlich. So unendlich groß auch seine Begierde, dergleichen zu jagen, ist, so gibt es doch viele, die Geflügel, wenigstens dessen Knochen, gar nicht oder doch ungern fressen, nämlich wenn sie roh sind, gebraten verzehren sie dieselben, dem Fett zu Ehren, mit großem Appetit; ich muß jedoch bemerken, daß es auch welche von vortrefflicher Rasse gibt und daß ich dergleichen selbst aufgezogen habe, welche allerlei Vögel, bis es ihnen ernstlich verboten wird, gierig roh mit Haut und Feder verschlingen. Der Hühnerhund kann auch die Stelle des Schweißhundes, nicht aber die des Jagdhundes vertreten. Er hat, wenn er recht gut ist, einen Geruchssinn, der wohl bei keinem andern Thiere feiner ist. Bei der Suche muß er, wenn er erwachsen ist, denn jung trägt sie

auch der beste tief, die Nase hoch tragen, nicht in der Nähe die Spur beschnuppern, sondern von fern durch den Geruch das Wild erspähen; dabei darf er nicht gerade aus laufen, sondern muß hin und her revieren, und, wenn er etwas in die Nase bekommt (riecht), behutsam anziehn (sich nähern), und 10 bis 16 Schritte weit von dem Orte, wo es sich drückt, fest vorstehn, nie das flüchtige Wild, ohne Befehl seines Herrn, verfolgen, das erlegte aber unverletzt apportiren (bringen). In's Wasser muß er zu jeder Zeit ohne Bedenken gehn. Auf dem Anstand muß er still und unbeweglich neben seinem Herrn liegen; dem frischen und kalten Schweiße (Blute) muß er, gleich dem Schweißhunde, folgen. Wenn er auf die Jagd geht, darf er vorher nicht satt gefüttert werden, sondern nur etwas Brod bekommen. Bevor er in die Dressur kommt, lege man ihn nicht an, sondern gebe ihm einen freien, fest verwahrten Tummelplatz. Soll er während der Dressurzeit an der Kette liegen, so gewöhne man ihn vorher 14 Tage lang daran. Bis zur Vollendung der Dressur darf er mit Hunden andren Geschlechtes nicht zusammenkommen. Von Anfang an muß er an einen bestimmten Namen und Pfiff gewöhnt werden. Wenn er $\frac{3}{4}$ Jahr alt ist, macht man ihn leinenführig, d. h. man führt ihn an einer Leine aus und gewöhnt ihn, ruhig zur linken Seite zu gehn, und später läßt man ihn mehrmals frei in's Feld, um zu erfahren, ob er gute Anlage zur Jagd hat. Je mehr Neigung zur Jagd er nun zeigt, je leichter er das Wild findet, je besser ist er. Wenn er nun 1 oder besser $1\frac{1}{2}$ Jahr alt ist, so muß man zur Dressur schreiten, die man am liebsten im Februar, und wenn dies nicht angeht, im Juli oder August beginnt. Während der ganzen Dressurzeit muß er an einem ungestörten, weder heißen noch kalten Orte, wo er durchaus keine Gelegenheit zu Zerstreuung oder Spielerei hat, frei herum gehn oder, wenn dies nicht möglich ist, an der Kette liegen, und dort niemand sehn als seinen Herrn, von welchem er auch allein gefüttert und getränkt wird. Eine Stunde vor jeder Lektion bekommt er ein mäßiges Mahl. Auch der Platz, wo der Hund abgerichtet wird, muß ganz einsam und ohne Gelegenheit zu Zerstreuung sein. Erforderlich zur Dressur ist eine 10 Fuß lange Leine (Dressirleine), die am vordern Ende ein Oehr hat, hinter welchem, in einer Entfernung von 2 zu 2 Zoll, 2 Zoll dicke Knoten geschürzt werden, so daß, wenn man das andre Ende der Leine durch das Oehr und das Oehr über den letzten Knoten schiebt, ein Halsband entsteht, welches dem Hunde genau paßt. Für recht böse Hunde

schafft man ein sogenanntes Stachelkorallenhalsband an. Eine kurze Peitsche und ein Dressirbock sind ebenfalls nothwendig. Zu dem letztern nimmt man ein $1\frac{1}{4}$ Zoll dickes, 16 Zoll langes Bündel Roggenstroh, umwindet es fest mit Bindfaden, so daß auf jeder Seite noch 3 Zoll frei bleiben, und biegt nun die frei bleibenden Halmenden so nach außen um, daß der Bock in der Mitte nicht aufliegt. Jede Lektion wird Vormittags gehalten; jeden Nachmittag wird alles Gelernte der Reihe nach, wie es gelernt ist, repetirt. Die erste Lektion beginnt damit, daß man dem Hunde die Knotenleine anlegt; dann zieht man ihn unter dem Zurufe: hierher! und so pfeifend, wie man ihm in der Folge, wenn er kommen soll, zuzupfeifen gedenkt, gelinde an sich, lobt und streichelt ihn, wenn er von selbst kommt, und gibt ihm etwas Brod; will er aber nicht kommen, so zieht man ihn mit Gewalt an sich. Sobald er jedesmal auf den Ruf folgt, führt man ihn noch ein wenig umher, indem man sich bald links, bald rechts wendet und dabei: herum! ruft. Darauf wird er wieder an seinen einsamen Wohnplatz gebracht, wo er die Sache gehörig überlegen kann. In der zweiten wird zum Apportiren übergegangen. Man legt den Apportirbock auf die Erde, zieht den Hund an der Leine mit dem Kopfe dicht hinan, drückt den ganzen Körper platt auf die Erde, und erhält den Hund, den man beim Genick ergreift, in der liegenden Stellung. Darauf schiebt man ihm mit der andern Hand den Bock vor's Maul, und ruft: faß! greift ihm zugleich von oben herab hinter die Fänge (Eckzähne), öffnet ihm die Kinnladen und schiebt den Apportirbock bis hinter die Fänge, ruft abermals: faß! und schließt mit der Hand das Maul. Nach kurzer Zeit läßt man los, und nimmt, indem man: aus! ruft, den Bock ihm wieder ab. Dasselbe Verfahren wiederholt man nun öfters, und will er durchaus das Maul nicht öffnen, so zwingt man ihn dazu, indem man ihm den Bock gegen das Zahnfleisch reibt, oder, im Nothfall, durch Drehen das Halsband so verengert, daß er unwillkührlich das Maul öffnet. In der nächsten Lektion hebt man ihn, während er den Bock im Maule hat, welches man noch zuhält, auf, und läßt ihn, unter dem Zuruf: apporte! ein paar Schritte vorwärts thun, und ruft dann: aus! Nach und nach hört man nun auf, ihm das Maul, während er den Bock hält, zuzuhalten, und läßt ihn immer länger und weiter apportiren, sieht aber dabei streng darauf, daß er ihn nicht fallen läßt, bis er ihm unter dem Zurufe: aus! abgenommen wird. Endlich wirft man den Bock hin und versucht, ob ihn der Hund

freiwillig auf den Zuruf: apporte! aufnimmt; thut er dies nicht, so wird er dazu gezwungen, bis er es, ohne zu zaudern, jedesmal thut. Nun schneidet man vom Bocke das übergebogene Stroh ab, läßt ihn aufnehmen und recht lange tragen; darauf nimmt man statt dessen ein rundes Stück Holz, dann verschiedene andre Dinge, und wirft sie immer weiter weg. Endlich nimmt man einen Hasenbalg, den man mehr und mehr mit Steinen füllt, dann Hasen, Rebhühner u. s. w., zuletzt auch Raubthiere, Raubvögel, Elstern, Krähen, die er alle sehr ungern aufnimmt und trägt. Apportirt er nun ganz ohne Fehler, so kann man ihm das Verlorensuchen beibringen. Man läßt, indem man geht, unvermerkt etwas fallen, was er gern apportirt, wendet nach einigen Schritten mit dem Zurufe: such verloren! um, und leitet ihn auf demselben Wege zu dem Gegenstande zurück, den man ihm zeigt und apporte! ruft. Diese Uebung wird dann nach und nach immer weiter ausgedehnt. Nach dem Apportiren lernt er tout beau machen und avanciren. Man legt den Bock einige Schritte vor ihm auf den Boden, drückt dann mit der einen Hand den Rücken des Hundes, mit der andern den Kopf desselben zur Erde, indem man: tout beau! ruft, läßt ihn so eine Zeit lang ruhig liegen, zieht ihn dann, indem man avance! ruft, etwas vorwärts, läßt ihn nochmals tout beau machen, dann wieder avanciren und wieder nah am Bocke tout beau machen, und ruft ihm nun endlich, indem man ihn los läßt, zu: faß, apporte! Das tout beau machen ist äußerst wichtig und muß daher recht häufig wiederholt werden.

Alles bisher Gesagte wurde, indem man den Hund an der Leine hielt, und in einem umschlossenen Raume vorgenommen. Jetzt versucht man es ohne Leine, nimmt ihn aber sogleich wieder dran, wenn er etwas auszuführen verweigert. Darauf wiederholt man Alles in einem umschlossenen Garten, erst mit der Leine, dann ohne sie zu halten. Man läßt ihn nun immer länger beim Apportiren tragen, immer länger tout beau machen und beim Verlorensuchen immer weiter zurückgehn.

Die genannten Uebungen nennt man Stubendressur; nun folgt die Feldarbeit. Den Hund an der Leine und die Peitsche in der Hand zieht man hinaus an einen freien Ort, wo Wild ist, läßt ihn, indem man immer die Leine in der Hand hält, gegen den Wind suchen, schwenkt sich abwechselnd rechts und links, indem man herum! ruft, feuert ihn durch die Worte: such! such! an, warnt ihn, wenn er zu hitzig ist, durch ein leises sachte! sachte! und gibt

ihm, wenn er sich dadurch nicht warnen läßt, einen tüchtigen Ruck mit der Leine. Sucht er nach Lerchen u. dergl., so wird er unter dem Zuruf: pfui! davon abgehalten, und nie wird ein solches Thier vor ihm geschossen. Zeigt er sich bei der Suche ganz folgsam, so bringt man ihn an einen Ort, wo Rebhühner, aber wenig Hasen zu erwarten sind, läßt ihn an der Leine unter dem Winde, d. h. gegen den Wind, suchen, und ruft ihm, sobald er etwas in der Nase hat (riecht), zu: sachte! Stutzt er (zieht er an), so ruft man: tout beau! und beginnt, sobald er fest liegt oder steht, zu kreisen, bis man die Hühner erblickt, worauf man zurückgeht, den Hund unter dem Zuruf: hierher! abführt, nochmals avanciren und tout beau machen läßt, wieder kreist, und endlich die Hühner, ohne zu schießen, aufstößt, dem Hunde aber das Nachfahren durchaus nicht gestattet. Wo sie eingefallen sind, verfährt man wie vorher, und sucht endlich eins im Sitzen, oder, wenn es aufsteht (auffliegt), und der Hund nicht hinterdrein fährt, im Fluge zu schießen, wobei man sich sehr vor einem Fehlschusse hüten muß. Ist das Huhn gefallen, so läßt man es apportiren, und sieht streng darauf, daß er es nicht schüttelt oder zerbeißt. Zeigt er sich zu hitzig, so läßt man ihn die nächsten Male nicht eher an das erlegte Huhn, als bis es sich nicht mehr regt. Nach dem Schusse darf er nie schwärmen, sondern wird gleich herangerufen und muß, bis der Jäger geladen hat, ruhig neben ihm sitzen. Im März und April, wenn die Hühner paarweis liegen, und im September, wo die Jungen noch nicht wild sind, ist die beste Zeit, den Hund zu üben. Auf Hasen führt man den Hühnerhund zuerst im September, und verfährt wie bei den Rebhühnern, sieht auch vorzüglich streng darauf, daß er den herausfahrenden Hasen nicht verfolgt.

Jetzt folgt die Holzarbeit. Man bringt ihn an einen Ort, wo viele Sträuche sind, doch so, daß man ihn immer übersehen kann, und sucht ihn, indem man sich oft schwenkt und herum! ruft, dahin zu bringen, daß er immer nahe bleibt.

Auf Schnepfen wird der Hund eben so geführt wie auf Hühner.

Die Wasserarbeit macht den Beschluß der Dressur. Man läßt den Hund anfangs aus einem ganz seichten Wasser apportiren, und wirft das, was er holen soll, immer weiter hinein. In keinem Falle darf man den Hühnerhund, oder sonst einen Hund, der gern in's Wasser gehen soll, mit Gewalt hinein werfen oder stoßen, denn dadurch bringt man ihm eine nicht leicht wieder zu vertilgende Scheu vor dem Wasser bei; jedoch kann man ihn, wenn er auch

sonst durchaus nicht dahin zu bringen ist, auf folgende, von Kegel erfundene Art, sicher daran gewöhnen, daß er, so wie er den Befehl dazu hört, blindlings in's Wasser stürzt: Am Ufer eines Teiches oder Flüßchens befestigt man einen Ring und zieht durch diesen eine Leine, welche doppelt so lang ist als die Breite des Wassers, und zwar so, daß deren beide Enden am andren Ufer sind. Ist dies geschehen, so begibt man sich mit dem Hunde, welchen man kurz an einer langen Leine führt, die an einem knapp anliegenden Korallenhalsband befestigt ist, an das Ufer, wo die beiden Enden der Wasserleine sind, bindet das eine Ende derselben an das Halsband, ruft avance! und zwingt den Hund, indem man am andren Ende zieht, mit Gewalt in's Wasser und schnell einige Klafter weit in selbiges hinein; dann ruft man hier! und zieht ihn mit der Halsbandleine, deren Ende man in der rechten Hand behalten hat, zum Ufer zurück, läßt ihn dort eine Zeitlang, indem man ihm freundlich zuspricht, sich erholen und wiederholt die Sache am ersten Tage 3= bis 4mal. Oft sind die Hunde schon am dritten Tage so weit gebracht, daß sie auf den Zuruf avance! augenblicklich wie toll in's Wasser springen. Es ist ihnen, als ob eine Zauberkraft sie dazu zwänge, denn sie können sich's nicht erklären, wie sie die Wasserleine, bei dem Zuruf: avance! trotz alles Sträubens mit Gewalt von ihrem Herrn abwärts in's Wasser gezogen hat. Hunde, welche diese Schule durchgemacht haben, sind dann auch zu Allem, was ihr Herr befiehlt, erbötiger als andre, weil sie sehn, daß dieser sie durch eine ihnen übernatürlich scheinende Gewalt zwingen kann.

In der Mitte des Julius bringt man den Hund an junge Enten, wo möglich, wo man selbst mitwaden kann und kein schneidendes Schilf sich findet, am besten in Gesellschaft eines alten guten Hundes.

Begann die Dressur im Februar, so muß der Hund bis zum November völlig ausgearbeitet sein, und gut bleiben, wenn er bei einem tüchtigen Schützen und guter Aufsicht bleibt. Bei einem schlechten Schützen und falscher Behandlung verdirbt er aber auch bald. Außer den schon gegebenen Regeln beachte man übrigens noch folgende allgemeine: Man gebrauche beim Zuruf durchaus dieselben Ausdrücke und denselben Pfiff, kürze jede Lektion, in der er sich gelehrig zeigt, ab. Durch freundliches Zureden, oder durch ernsten Tadel, wenn er nöthig ist, läßt sich sehr viel ausrichten. Mit Fluchen oder sonstigen Aeußerungen des Zorns darf man einem Hunde eben so wenig als einem andren klugen Thiere kommen,

weil man sich ihm dadurch leicht verhaßt macht. Ist bei der Dressur das Zureden nicht hinreichend, so gibt man dem Hund einen Ruck mit dem Knotenhalsband. An den Ohren zausen darf man ihn nie, und schlagen nur, wenn er die Zähne zeigt oder wirklich beißt. Man tritt dann mit dem linken Fuß auf die Leine, zieht seinen Kopf fest an den Fuß und haut ihn mit der Peitsche nie auf den Kopf oder die Schultern, sondern immer auf's Hintertheil. Nachher läßt man ihn noch eine Zeitlang ruhig am Fuße liegen. Zeigt sich ein Hund anhaltend störrisch oder gar widersetzlich, so wird er mit dem Fressen auf halbe Portion gesetzt und Saufen bekommt er bloß dann, wenn er seine Sache gut macht, und zwar in kleinen Portionen. Ist er sehr schlimm, so kann man ihn 2 bis 3 Tage ganz ohne Fütter und Wasser lassen. Auch kann man ihn dadurch demüthigen, daß man ihn, so oft er halsstarrig ist, gleich auf dem Dressurplatze ganz kurz an eine Kette legt, die so hoch angebracht ist, daß er sich nicht niederlegen kann, worauf man ihn mit tadelndem Blicke verläßt und erst nach 1 bis 2 Stunden die Sache wieder vornimmt. Sobald er sie gut macht, führt man ihn zu seinem bequemen Lager zurück. Im ersten Jahre der Dressur darf ein Hund nie vor einem Fremden, sondern nur vor seinem Herrn suchen.

Schon vor 1½ tausend Jahren kannten und brauchten die Römer den Hühnerhund, wie aus Aelian, Buch 8, 2, hervorgeht. Während er vor dem Wilde stand, wurde es mit Garnen gefangen. Vorzüglich schön ist der bengalische Hühnerhund, weiß mit sehr vielen kleinen schwarzen und gelben Flecken. Er soll aber zur Jagd nicht viel taugen.

h. Der Wachtelhund ist ein Hühnerhund im Kleinen. Man hat wie vom Hühnerhund 2 Sorten, nämlich eine, wo das Haar am ganzen Leibe und Schwanze kurz, eine andre, wo es länger ist, vorzüglich an den Ohren, der Hinterseite der Schenkel und dem Schwanze. Die Farbe wie beim Hühnerhund, also gewöhnlich weiß mit braunen, seltner schwarzen Flecken, zuweilen auch schwarz, im Gesicht und an den Beinen braun. Es gibt darunter ausgezeichnet schöne Thierchen; auf's Jagen sind sie sehr erpicht, allein ich habe noch keinen gesehn, der einem Jäger gute Dienste geleistet hätte.

i. Der Dachshund, franz. le Basset. Klein. Schnauze lang; Ohren breit, lang und hängend (Behang); Körper lang; Beine kurz, öfters krumm, jedoch taugen sehr krumme nichts; Haare

kurz, seltner ziemlich lang. Farbe oben schwarz oder braun, unten rostbraun, auch dergleichen Flecken über den Augen; selten ist er gescheckt. Einer Dressur bedarf der Dachshund nicht. Man sucht sich Junge von einem recht guten alten Dachshunde zu verschaffen, und hält sie im Sommer in einem freien Zwinger, im Winter in einem warmen Stalle, und vermeidet Alles, wodurch man sie einschüchtern könnte. Von Natur ist er muthig, hat ein sehr starkes Gebiß und guten Geruchssinn. Erst wenn er über ein Jahr alt ist, gebraucht man ihn zur Jagd, und da er äußerst große Neigung hat, alle Art von Wild zu verfolgen, so führt man ihn an der Leine, oder trägt ihn in einem Korbe zum Fuchsbau. Die erste Probe macht man im Mai an einem Fuchsbau, worin Junge sind, läßt einen guten alten Hund vorweg hinein und den jungen unter dem Zuruf: faß das Füchschen! hinterdrein. Weigert er sich, so darf man ihn nicht zwingen wollen; man nimmt ihn auf, macht einen Einschlag über dem Fuchsbau bis zu den jungen Füchsen, und läßt ihn hinab, um sie zu erwürgen. Dies wiederholt man einigemal und braucht ihn erst dann allein. So oft er dabei aus dem Baue kommt, um nach seinem Herrn zu sehn, wird er schnell ein wenig aufgenommen, was ihn um so begieriger macht, wieder hinein zu kriechen. Erst nach längerer Zeit bringt man ihn an den alten Fuchs. In dem Baue muß der gute Dachshund den Fuchs in den Kessel treiben, und dann in geringer Entfernung von ihm so lange vorliegen und laut sein, bis vor ihm eingeschlagen ist. Kann er den Fuchs nicht in den Kessel treiben, so muß er ihn aus dem Baue heraus beißen. Ich jagte sonst öfters mit 2 Dachshündchen, die so klein waren, daß sie bequem neben einander in der Röhre des Fuchsbaues gingen; sie waren aber so scharf, daß sie jedesmal den Fuchs unbarmherzig heraustrieben. Einst brachten sie aus einem großen Bau einen hervorgetrieben. Ich stellte mich gerade vor die Einfahrt. Der Fuchs kam, sah mich vor sich stehn, die Mündung meiner Flinte nahe über seinem Kopfe, konnte aber, von hinten durch die wüthenden Zwerge bedrängt, nicht rückwärts. Er hielt inne und sah mich starr an. Ich konnte mich nicht gleich entschließen abzudrücken, sondern beobachtete ihn erst etwa $1\frac{1}{2}$ Minuten lang, wobei seine Blicke jeden Biß, den ihm die Hunde von hinten gaben, zu verrathen schienen. Endlich drückte ich ab und zerschmetterte ihm den Kopf. Ein andermal trieben dieselben Hündchen einen Fuchs heraus und das eine hatte sich so fest in seinen Schenkel verbissen, daß es der Fuchs eine Strecke, bis er geschossen

wurde, mit fortschleppte. Dergleichen scharfe Dachshunde werden natürlich auch öfters vom Fuchse oder Dachse heftig gebissen und man muß ihre Wunden sorgfältig auswaschen. Vor der Arbeit bekommen sie nur etwas Brod. Man kann den Dachshund auch als Jagdhund und als Schweißhund gebrauchen; selbst als Hofhund legt er gewöhnlich Ehre ein.

k. Der Pintscher. Ziemlich klein. Farbe des Dachshundes, auch grau, aber, wenn er ächt ist, nie gescheckt. Haar kurz, glatt, zuweilen ist er jedoch stachelhaarig, das heißt, die Haare sind steifer und namentlich stehn im Gesicht viele steife Haare gerade ab. Beine hoch; Ohren nur mit der Spitze überhängend; man schneidet ihm in der Jugend Schwanz und Ohren kurz. Er ist außerordentlich munter, äußerst klug, über die Maßen begierig auf's Jagen, fängt mit großer Liebhaberei Ratten und aufwühlende Maulwürfe. Wegen seines unruhigen Wesens macht er seinem Herrn oft mehr Verdruß als Freude. Am besten paßt er sich für Leute, welche Reit- und Wagenpferde haben, die tüchtig laufen müssen, denn da läuft er gerne mit und hat so viel Bewegung, als er wünscht. Man braucht ihn auch zugleich im Pferdestall und auf dem Hofe als Rattenfänger, wozu sich besonders die stachelhaarigen passen. Zieht man Pintscher zu diesem Zwecke auf, so hat man darauf zu sehn, daß sie nicht eher an Ratten kommen, als bis sie erwachsen sind, weil sie in der Jugend durch die Bisse dieser bösen Thiere leicht eingeschüchtert werden. Man thut wohl, sie auch dann erst an solche zu lassen, denen man die Nagezähne mit der Kneipzange halbirt hat.

l. Der Spitz, franz. le Chien loup. Mittelmäßig oder klein. Die Schnauze spitz; Ohren gerade und spitz; der Schwanz gerollt. Ein ächter Spitz muß einfarbig weiß, schwarz, grau, gelb oder fuchsroth sein, kann dabei eine weiße Blässe auf Stirn und Brust und weiße Pfoten haben, und beim rothen sieht man's gern, wenn er ein schwarzes Gesicht hat. Der Spitz kann kurz- oder langhaarig, fein- oder stachelhaarig sein. Wegen seiner Wachsamkeit ist er sehr geschätzt und zur Bewachung von Haus, Hof und Wagen der beste Hund. Er ist treu, unbestechlich, muthig, beißig, klug und kann auch zu mancherlei Künsten abgerichtet werden, gewöhnt sich aber nicht leicht an die Kette. — Die Hunde des ganzen hohen Nordens haben spitze Schnauzen und Ohren und sehen Wölfen und Füchsen sehr ähnlich. Auch an einigen Stellen des ungrischen Erzgebirges habe ich bei den Landleuten schöne große, ganz weiße Hunde mit

spitzigen Schnauzen und Ohren und wenig gekrümmtem Schwanze gefunden.

m. Der neufundländische Hund. Sehr groß; Schnauze dick; Ohren hängend; Haare lang und seidenartig; Schwanz langhaarig. Farbe weiß mit Schwarz oder ganz schwarz. Er sieht fast aus wie ein langhaariger, riesenartiger Hühnerhund, stammt aus Neufundland, ist jetzt auch in Europa verbreitet, sehr stark, klug, schwimmt gern, kann zur Wasserjagd, zur Rettung Ertrinkender und zu andern Künsten abgerichtet werden.

n. Die Dogge, franz. le Dogue. Sehr groß und stark. Schnauze kurz und dick; Ohren hängend oder aufrecht mit hängender Spitze; Lippen hängend, oft durch vielen Speichel naß und ekelhaft. Nase nicht selten gespalten. Haar kurz; Farbe einfach grauschwarz, oder auch bunt, nämlich weiß oder gelblich, mit schwarzen, grauen oder braunen Flecken oder Streifen. Einfarbig gelbe nennt man Bullenbeißer. Diese Hunde sind ziemlich träge, nicht sonderlich wachsam, aber muthig und im Zorne furchtbar, ja sie werden ihrem eignen Herrn, wenn er sich ihnen des Nachts plötzlich naht, da sie keinen feinen Geruch haben, gefährlich, und man hat Beispiele, daß sie denselben zerrissen haben. Wenn ich mich als Knabe mit meinen Kameraden um Mitternacht einer an der Kette liegenden Dogge, die wir aufgezogen hatten und die uns sehr liebte, näherte, so fuhr sie uns so grimmig an, als ob wir Fremde wären, und es dauerte jedesmal ziemlich lange, ehe sie uns anerkannte.

o. Der Mops, franz. le Doguin. Ist der Bullenbeißer im Kleinen, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts viel als Stubenhund gehalten, ist jetzt sehr selten.

p. Der Bulldogg. Er erreicht die Größe eines mittelmäßigen Hühnerhundes, ist aber oft nur halb so groß. Seine Farbe ist gewöhnlich weiß mit braunen Flecken, auch ganz weiß oder ganz braun; das Haar kurz, die Knochen stark, die Brust breit; die Ohren mittelmäßig, aufrecht, mit hängender Spitze. Sehr ausgezeichnet ist der Bau des Kopfes: hinten ist er breit, dick, die Backenmuskeln erstaunlich stark; die Schnauze ist kurz, die Nase wie eingedrückt, was ihr ein häßliches Ansehn gibt, die Schneidezähne stehn oft unregelmäßig, so daß einige hinter den andren stehn, Eck- und Backenzähne sind gewaltig. Thiere zu erwürgen, ist seine größte Seligkeit; in Balgereien mit andern Hunden ist er unermüdlich. Sein Biß ist fürchterlich und er trägt sehr häufig den Sieg über

Neufundländer und Doggen davon, welche ihn an Größe doppelt übertreffen. Er hat ein so starkes Gebiß, daß man ihn, wenn er dazu abgerichtet ist, in einen Stock kann beißen lassen und diesen dann über die Schulter werfen, so daß der Hund hinten herunter hängt, ohne loszulassen. Auf Maus- und Rattenfang ist er noch eifriger bedacht als der Pintscher.

q. Der nackte Hund (türkische Hund). Klein. Ohren ziemlich groß, am Grunde in die Höhe stehend, dann horizontal liegend. Haut fast ganz nackt, wie geölt, grau, schwärzlich oder dunkel-fleischfarbig mit dunkleren Flecken. Diejenigen, welche man in Europa der Merkwürdigkeit wegen zuweilen hält, sollen aus Guinea stammen; in Süd-Amerika hat man deren viele.

r. Der Dingo. Ein großer, starker, in Neuholland einheimischer Hund. „Die wilden Hunde (Dingo) in Neuholland," sagt P. Cunningham, der sich dort 2 Jahre aufhielt, „sind von röthlicher oder dunkler Farbe, haben zottiges Haar, lange buschige Schwänze, spitze Ohren, dicke Köpfe, laufen mit großer Schnelligkeit, und beißen um sich, wenn sie angreifen oder sich vertheidigen. Sie bellen nicht, stoßen aber ein klägliches Geheul aus, wenn sie auf Beute ausgehn. Ein ihnen eigenthümlich starker Geruch hält europäische Hunde vom Angriff ab, wozu ihre Art, sich zu vertheidigen, mit beitragen mag. Kommt ein solcher Hund unter eine Schafheerde, so richtet er großen Schaden an, da er jedem Thiere, das er erreichen kann, ein Stück abbeißt. Sein Biß ist so bösartig, daß nur in wenig Fällen die Wunde heilt, und es sterben zuweilen 20 bis 30 Schafe an den Bissen eines Hundes. Mit zahmen Hunden vermischt hat man eine zur Emujagd sehr nutzbare Art daraus gezogen. Die Eingebornen zähmen solche, die sie sehr jung einfangen, und brauchen sie ebenfalls zum Emu- und Kängurufang. Ihre Fruchtbarkeit kommt jener der zahmen Hunde gleich, und während sie Junge haben, halten sie sich in einem hohlen Baume, einem Dickicht oder andern Schlupfwinkeln auf. Treffen mehrere wilde auf einen zahmen Hund, so fallen sie ihn an." Der von Baudin nach Paris gebrachte Dingo war weit stärker als gewöhnliche Hunde derselben Größe; ohne Zaudern warf er sich auf die größten Hunde und wollte die in Käfichen befindlichen Panther, Jaguare und Bären angreifen. Er stürzte sich auch ohne Weiteres über Erwachsene und Kinder her, und daraus erklärt sich, was Watkin-Tinch von dem Hasse dieser Thiere gegen die Engländer erzählt, welche zuerst in Port Jackson landeten. Er ge-

horchte nicht und wurde durch Strafen nur noch grimmiger. Nur denjenigen Wärter hatte er lieb, der ihn zuweilen aus seinem Käfich herausließ, und gab ihm dieselben Zeichen der Liebe, wie andre Hunde zu thun pflegen. Wenn ihm jemand schmeichelte, so war ihm das einerlei. Ueber Geflügel fiel er her und zerriß es; überhaupt war frisches Fleisch seine Lieblingsnahrung.

Betrachtung der Hunde in verschiedenen Ländern.

„Auf Röst, Väröen und anderwärts im norwegischen Nordland," sagt Pontoppidan, „werden die Hunde am meisten zum Vogelfange abgerichtet und von einem jeden Bauer 12, 14 bis 16 dergleichen Vogelhunde gehalten. Sie sind klein, lang und schmal und haben kurze Beine. Ihre Jagd bereichert den Bauer oft mehr als seine andre Nahrung." — „Wo sich der Vogel in Höhlen steiler Felswände aufhält," sagt Blom, „da läßt sich der Jäger an Tauen herunter, den Hund im Arme, bringt diesen in das Loch, er holt den Vogel heraus, der getödtet und in's Meer hinunter geworfen wird, wo andre Jäger in Böten die Vögel sammeln." — Die Hunde der norwegischen Lappländer beschreibt Blom als nicht groß, mit spitzer Schnauze, aufrechtstehenden Ohren, langen Haaren, und fügt hinzu, daß jeder Lappländer deren im Verhältniß zu seiner Rennthierheerde, die sie hüten und gegen Raubthiere schützen müssen, 12 oder mehr hat.

„Die kamtschadalischen Hunde," erzählt v. Langsdorff, „haben eine spitze Schnauze, spitze Ohren, ähneln an Gestalt dem Wolfe und sind mannichfaltig gefärbt. Alle leben Jahr aus Jahr ein im Freien. Im Sommer scharren sie sich Gruben, um kühl zu liegen, und im Winter verbergen sie sich im Schnee, um Schutz gegen die Kälte zu haben. Kälte bekommt ihnen besser als Wärme. Die meisten heulen bloß, das Bellen vernimmt man selten. Sobald die jungen Hunde von der Muttermilch entwöhnt sind, werden sie an einen Pfahl gebunden und dadurch an das Stillliegen gewöhnt. So lange sie noch jung sind, werden sie mit einer gut gekochten Fischsuppe gefüttert, wovon sie soviel fressen, daß ihnen der Bauch platzen möchte. Im zweiten oder dritten Jahre werden sie entschwänzt, und nun erst werden sie angespannt. Jeder bekommt seinen Namen, was um so nöthiger ist, da man nicht am Maule, sondern nur mit Worten lenkt. Die eigentliche Nahrung der Hunde besteht größtentheils in frischen, gefrornen, getrockneten, gekochten und verfaulten Fischen. Im Sommer suchen sich die Hunde selbst ihre Nahrung an den Ufern der Seeen, Flüsse und

Meere; sie stellen sich bis an den Bauch in's Wasser und schnappen nach den Fischen, die sich sehn lassen. Im Herbste treibt der Hunger die Hunde zur Rückkehr in die Dörfer, die Besitzer fangen sie auf und binden sie an, um sie bei bevorstehenden Schlittenfahrten sogleich zu haben. Sie sind im Herbste sehr fett und erhalten täglich nur ein kleines Stück Fisch, zuweilen auch in einigen Tagen gar nichts, um sie abzumagern; denn fette Hunde taugen zum Ziehen nicht. Tag und Nacht geben die eingefangnen Hunde durch Heulen ihre Klagen über Hungersnoth und über verlorne Freiheit zu erkennen. Da nun jeder Kamtschadale wenigstens 6 Hunde hat, so heulen in einem Orte, wo 20 Menschen wohnen, wenigstens 120 Hunde, was freilich für einen Europäer gräßlich klingt. Der Fischvorrath, womit man im Winter die Hunde füttert, befindet sich in Gruben, wohinein man im Sommer die Fische so schüttet, wie man sie gefangen hat, und die man mit Bretern und Erde zudeckt. Natürlich gehen die so vergrabenen Fische in Fäulniß über, und wird im Winter eine solche Grube geöffnet, so verbreiten sich die schrecklichsten Gerüche rings umher. Der Kamtschadale scheint das nicht zu riechen und für die Hunde sind die faulen Fische wahre Leckereien; auch gibt man ihnen gefrorne oder getrocknete Fische. Den Durst löschen sich die Hunde im Winter mit Schnee und Eisstücken. Auf Reisen bekommt der Hund Morgens höchstens einen halben Fisch, Abends die volle Fütterung. Mit hungrigem Magen laufen sie 15 bis 20 deutsche Meilen in einem Tage. Die unsern Hunden eigne Wachsamkeit geht den kamtschadalischen fast ganz ab. In Kamtschatka sind vollständige Hundeposten für den Winter eingerichtet. Sechs Hunde ziehn eine Last von 640 Pfund. Fährt man in 3 Tagen 45 Meilen mit denselben Hunden, so muß man den vierten Tag ruhen. Werden die Hunde unterwegs faul, so erhalten sie eine Züchtigung mit Ruthen. In Kamtschatka und dem kälteren Sibirien sind auf jeden Fall Hunde den Pferden vorzuziehn. Im Frühjahre laufen sie sich auf den vorher aufgethauten und dann wieder hart gefrornen Schneekrusten die Füße wund; um diesem vorzubeugen, zieht man ihnen lederne Strümpfe an, die man über dem Kniegelenk befestigt; viele leiden aber die Strümpfe nicht." — Steller fand, daß die kamtschadalischen Hunde meist weiß, oder schwarz, oder wolfsgrau sind, keine Liebe zu ihrem Herrn zeigen, selbst beim größten Hunger kein Brod fressen, vorzugsweis von Fischen leben, Menschenmist sehr gierig verschlingen, daß sie, vor den Schlitten gespannt, im ärgsten Schneegestöber den Weg finden

und sich, wenn es gar nicht möglich ist, weiter zu kommen, welcher Fall oft eintritt, mit ihrem Herrn in einem Klumpen zusammen lagern, in welchem jener ganz warm steckt. Kleider von Hundepelz galten bei den Kamtschadalen bei Weitem für die besten, halten sehr warm und behalten das Haar viermal länger als die Rennthierhaut.

Den wunderbaren Instinkt der sibirischen Hunde lernt man aus Dobell's Reisen kennen. „Bei der Fahrt über eine gebirgige Gegend von Timlati längs der Meeresküste, wo Alles nackt und fast baumlos ist, an einem hellen, heiteren Morgen, während ein heftiger Wind wehete und weiße Wolken am Himmelsbogen hinjagten, sagte der Führer: „Laßt uns eilen, es zieht ein Sturm heran; hier gibt es weder Haus noch Hütte, noch irgend ein Obdach, und wenn wir nicht irgend eine Rennthierstation erreichen, müssen wir erfrieren." Kurze Zeit darauf ging die Prophezeihung in Erfüllung; der Sturm wüthete mit wachsendem Ungestüme und trieb ihnen das Schneegestöber so heftig entgegen, daß sie es nicht länger auszuhalten vermochten, sondern Halt machen mußten. Ihre Noth war um so größer, da sie den Weg verloren hatten, und nicht mehr wußten, was sie beginnen sollten. Der Führer schlug vor, man sollte sich den vor die Schlitten gespannten Hunden anvertrauen. Es blieb kein andres Hülfsmittel übrig. Verweilen und Zaudern war gewisser Tod. „Ich habe großes Vertrauen zu diesen zuverlässigen Thieren," setzte er hinzu; „befindet sich ein Rennthier in der Ebne, so werden sie es gewiß ausfindig machen." Er trieb also seine Hunde weiter, stellte ihnen aber die Richtung, welche sie einschlagen wollten, ganz frei, und ermahnte die Gesellschaft, dicht bei einander zu bleiben. Zu Aller Erstaunen wandten sich die Hunde sogleich von dem Meere weg, so daß man den Wind fast in den Rücken bekam. Obgleich dies Mehrere beunruhigte, weil sie glaubten, sie kämen auf einen ganz falschen Weg, so waren sie doch von dem schneidend kalten Schneegestöber befreit. Es ging nun wenigstens 2 Stunden lang fort. Der Sturm tobte fortwährend mit gesteigerter Wuth; Wolken von feinem Dunst wälzten sich wie schwarzer Rauch über das Meer, und sie waren Alle vor Kälte fast erstarrt. Auf einmal fingen die Hunde des Führers an zu schnobern, laut zu bellen, und rannten dann so schnell als möglich weiter. Es war wie ein elektrischer Schlag. Die andern Hunde folgten und strengten alle ihre Kräfte an, Schritt mit jenen zu halten. Die Herzen der ermatteten Reisenden klopften nun gewaltig; sie waren

überzeugt, die Hunde witterten das Rennthier, und diese Erregung brachte wieder Wärme in ihre Glieder, da sie hofften, vor dem furchtbaren Sturme, der ihnen den Tod drohte, einen Zufluchtsort zu finden. Nach ungefähr 10 Minuten hatten sie das unnennbare Vergnügen, sich neben einem knisternden Feuer, umgeben von gastfreundlichen Eingebornen, zu sehen."

„An der ganzen nördlichen Küste Sibiriens," sagt Wrangel, welcher sie im Jahr 1820 bereiste, „hat man kein andres Zugthier als den Hund. Der sibirische hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Wolf; sein Gebell gleicht auch dem Geheule desselben. Im Sommer bringt er die größte Zeit im Wasser zu, um gegen Stechfliegen in Sicherheit zu sein; im Winter hat er sein Lager tief im Schnee. Das vollständige Gespann eines Schlittens besteht aus 12 Köpfen; ein besonders gut abgerichteter Hund befindet sich an der Spitze und leitet die übrigen. Hat dieses Thier nur ein einziges Mal einen Weg zurückgelegt, so erkennt es nicht nur auf's genauste die zu nehmende Richtung, sondern auch die Orte, wo man zu verweilen pflegt, selbst wenn die Hütten tief unter dem Schnee verborgen sind. Er hält plötzlich auf der gleichförmigen Oberfläche still, wedelt mit dem Schwanze und scheint dadurch seinen Herrn einzuladen, die Schaufel zu ergreifen, um den Eingang in die Hütte zu finden, wo man rasten kann. Im Sommer muß er Boote stromaufwärts ziehn. Hindert ihn ein Felsen, weiter vorzudringen, so stürzt er sich in's Wasser und setzt dann seinen Weg am andren Ufer fort. Auf einen Schlittenhund werden täglich 10 Häringe als Futter gerechnet. Der Hund ist dem Einwohner Sibiriens unentbehrlich. Als im Jahr 1821 eine Seuche unter den dortigen Hunden wüthete und eine jukagirische Familie alle verlor, mit Ausnahme von 2 ganz kleinen, die noch nicht sehen konnten, da theilte die Hausfrau ihre Milch zwischen diesen beiden Hündchen und ihrem eignen Kinde, und hatte die Freude, daß diese beiden Thiere die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden. Im Jahr 1822 waren die Einwohner am Kolymaflusse, nachdem sie ihre meisten Hunde durch die Seuche eingebüßt hatten, in die traurigste Lage versetzt. Sie mußten ihr Brennholz selbst herbeischleppen; dabei fehlten ihnen sowohl Zeit als Kräfte, die an verschiednen, zum Theil weit entfernten Orten gefangnen Fische nach Hause zu bringen; endlich waren sie gezwungen, während aller dieser Arbeiten, die äußerst langsam von Statten gingen, die Jagd der Vögel und Pelzthiere fast ganz zu verabsäumen. Eine allgemeine furchtbare

Hungersnoth, die viele Menschen hinraffte, war die Folge des Mangels an Hunden, die hier nie durch Pferde ersetzt werden können, weil es bei dem rauhen Klima und kurzen Sommer ganz unmöglich ist, das nöthige Futter für sie anzuschaffen, und endlich weil der Hund ganz füglich über den Schnee hinläuft, wo das schwere Pferd beständig versinken würde."

Die Hunde der Eskimos (in Nord-Amerika) sind den Wölfen so ähnlich, daß man sie von diesen, wenn sie dieselbe Farbe haben, nur daran unterscheiden kann, daß sie die Schwanzspitze nach oben biegen. Sie bellen auch nicht, sondern stoßen nur ein wolfsartiges Geheul aus. Uebrigens sind sie zahm, aber gegen einander sehr beißig. Der vom Schiffslieutenant Henderson, einem Begleiter des Kapitän Roß, nach London in den zoolog. Garten gebrachte hat eine weiße, in's Gelbliche spielende Farbe; in Amerika gibt es aber auch schwarz- und weiß-gefleckte, fast ganz schwarze, auch fahlrothe. Im Winter ist ihr Haar 3 bis 4 Zoll lang und hat eine dichte Unterwolle. Diese Hunde sind den Eskimos unentbehrlich; sie begleiten ihren Herrn auf die Jagd, sie tragen im Sommer bei weiten Zügen eine Last von 30 Pfund, sie ziehen im Winter den Schlitten. — Eben solche Hunde fand vor Kurzem Dr. Wislizenus bei den Indianern des nordwestlichen Amerika's. Sie wurden zum Lasttragen gebraucht, und gegessen, sobald Nahrungsmangel eintrat. — Am Makenzieflusse in Nord-Amerika fand Kapitän Franklin bei den Hasen-Indianern Hunde, welche sich fast nur durch die Farbe von dem dortigen Fuchse (Canis lagōpus) unterscheiden. Er hat deren 3 lebende der zoologischen Gesellschaft in London überbracht.

„Der Hund," so erzählt Daniel Schlatter (Bruchstücke aus Reisen. St. Gallen. Huber. 1836), „genießt bei den nogayischen Tataren am azowschen Meere nicht so viel Werthschätzung, als die Katze, welche das Recht hat, im Hause zu wohnen, an Allem herumzunaschen, auch wohl aus Einer Schüssel mit Kindern und Erwachsenen zu essen und auf Einer Matratze mit dem Menschen zu schlafen. Sie wird zu den reinen Thieren gezählt, und der Tatare läßt es ihr, als dem Liebling des großen Propheten Muhammed, an nichts fehlen. Der Hund hingegen (wie alle Thiere, welche Mist und Aas fressen) wird zu den unreinen Thieren gezählt, und darf sich nicht im Hause blicken lassen. Der nogayische Hund ist von mittlerer Größe, gewöhnlich sehr mager, mit struppigen, langen Haaren, meist dunkler Farbe. Er ist sehr böse, wird

nur in den Dörfern gehalten und nicht zur Bewachung der Heerden benutzt. In den Dörfern findet man ihrer eine übergroße, lästige Anzahl, da kein junger Hund umgebracht, sondern Alles großgezogen wird. Der Tatare macht sich ein Gewissen daraus, junge Hunde und andere Thiere, die man nicht zur Speise braucht, und die nicht giftig sind, zu tödten. Vor jedem Hause findet man mehrere Hunde und zwar auch bei blutarmen Leuten. Sie erhalten zwar zu Zeiten, wenn ein Stück Vieh geschlachtet wird, oder an einem Aase satt zu fressen, müssen dann aber oft auch wieder lange hungern. Man sieht sie häufig Menschenmist fressen und sie werden herbeigerufen, um den Boden davon zu säubern. Treibt Hunger den Hund in's Haus hinein, so wird er mit Stockschlägen hinausgetrieben. Nicht nur dem Fremden, sondern selbst dem Tataren sind diese grimmigen Thiere eine harte Plage, indem Alles unterschiedlos mit Wuth angefallen wird. In fremder Tracht ist es kaum möglich, ohne Begleitung von Tataren durchzukommen. Selbst zu Pferde hat man noch Mühe. Am besten ist es, recht langsam zu reiten. Der Fußgänger muß ebenfalls langsam gehn, und den langen Stock, der ihm unentbehrlich ist, nach hinten zu halten, weil Hunde gewöhnlich hinten anpacken, dann aber nur in den Stock beißen, oder man werfe ihnen etwas Speise zu, womit sie sich beschäftigen, bis man ein Haus erreicht hat. Schlägt man mit dem Stock drein, so kommt auf das jammernde Geheul des getroffenen Hundes die ganze Schaar der Dorfshunde zusammen und die Sache wird ärger als zuvor. Dasselbe ist der Fall, wenn man schnelleren Gang einschlägt oder gar durch Laufen sich zu retten sucht. Es sind mir mehrere Beispiele bekannt, daß Personen niedergeworfen und sehr schwer verwundet oder doch ihre Kleider in Stücken zerrissen wurden. Den Knall des Schießgewehrs fürchten diese Hunde am meisten; sie sind daran nicht gewöhnt und werden wie betäubt davon. Hat man nichts der Art bei sich und will nichts mehr helfen, sieht man sich von einer großen Zahl Hunde von vorn und hinten angefallen, so ist das Beste, wenn man sich noch zur Zeit ruhig niedersetzt. Dies hilft gewöhnlich. Es macht die Hunde stutzen. Sich verwundernd stellen sie sich in einen Kreis herum, ohne anzupacken, und gehn am Ende auseinander*). Kommen von diesen Hunden einmal welche auf die Steppe, so fallen

*) Schlatter erzählt S. 346, daß er sich dieses Mittels mehrmals mit gutem Erfolge bedient habe.

sie die Viehheerden, denen sie doch im Dorfe kein Leids thun, wüthend an. Einer gewöhnte sich so an mich, daß, wenn er mich das Pferd satteln sah, um wegzureiten, er schon zum voraus auf die Steppe lief. Er fiel dort die Kälber an und schleppte sie an der Gurgel auf der Erde herum; er erwürgte 2 Schafe und mehreren fraß er während des Verfolgens theilweis die Fettschwänze weg. Wir waren genöthigt, ihn nachher angebunden zu halten."

Im ganzen südlichen Rußland fand Kohl im Jahr 1841 fast genau dieselbe Hundewirthschaft wie Schlatter bei den Tataren, auch dieselbe Bevorzugung der Katze. Oft sah er bei dem erbärmlichsten Erdhause 10 bis 12 große Hunde, die sich übrigens alle ihre Nahrung, namentlich Mäuse, Ratten, Eier, junge Vögel u. s. w., selbst im Freien suchen mußten. „Im Winter ziehen sie sich schaarenweis nach den Städten, stören im weggeworfenen Unrath herum und zehren an krepirtem Vieh. In einigen Städten, wie Odessa, gehen Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten; allein es hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Steppen nicht verstopfen kann. Die Hunde in den Steppen sind eine wahre Landplage; sie sind Allen zur Last und fressen selbst den Gärtnern Obst und Trauben weg. Bei Viehseuchen machen sie neue Noth, denn theils verschleppen sie den Krankheitsstoff in die Häuser und Ställe, theils bricht gewöhnlich nach einem großen Viehsterben die Hundswuth auf eine äußerst heftige Weise unter ihnen aus. Vor einigen Jahren war am Dniestr hinauf ein großes Viehsterben, und es brach darnach im folgenden Frühling eine so heftige Wasserscheu unter den Hunden der Gegend aus, daß die Pferdeheerden sich nicht auf die Steppe hinauswagten und daß Boten und Kuriere sich überall nur zu 2 und 3 Mann und bewaffnet auf den Weg machten. — Im Sommer rechnet man auf eine Heerde von 3000 Schafen etwa 15 Hunde und 6 Menschen. Wird es Nacht, so lagern sich die Hirten, in ihre Pelze gehüllt, rings um die Heerde und zwischen ihnen wird in bestimmten Zwischenräumen für jeden Hund ein Schafsfell oder ein Lappen hingelegt, auf welchem er die Nacht zubringt. Jeder Hund kennt sein Bett schon durch den Geruch. Auf diese Weise werden die Schafe mit einer gegen die vielen Wölfe schützenden Mauer umgeben. Die Hunde der Steppenschäfer sehn dem Wolfe im Aeußern sehr ähnlich; sie sind gegen ihre Schäfer und Schafe sanft wie Lämmer, gegen alles Andre kehren sie die ganze wilde Seite ihres Charakters. Es ist gefährlich und unmög-

lich, sich den Schafheerden zu nähern, wenn man nicht vorher einen Hirten anrufen kann, der den Fremden seinen Hunden als Gastfreund bekannt macht, und es ist nicht selten, daß Reisende von ihnen zerrissen werden. Durch die Straßen der Städte führen die Hirten ihre Hunde immer an kurzen Ketten."

Ueber die Hunde am Kap stattet Lichtenstein in der Beschreibung seiner Reisen im südlichen Afrika (1803 bis 1806) Bericht ab. „In der Nacht vor unsrer Ankunft bei Cobus van Heerden hatten die Hunde des Wirths eine große gefleckte Hyäne, die der Hunger zu nahe an die Schafhürde gelockt haben mochte, dicht neben dem Hause todt gebissen. Die Leichen des Thieres und zweier Hunde, die ebenfalls ihr Leben hatten einbüßen müssen, lagen noch auf dem Kampfplatz. Die übrigen Rüden hatten sich an die schattige Seite des Hauses zusammengedrängt und leckten ihre Wunden. Man wird nicht leicht kühnere und muthigere Hunde finden, als die der afrikanischen Kolonisten, und diese Eigenschaft verdanken sie allein den häufigen gefahrvollen Kämpfen, in welchen sie sich oft mit Hyänen und Leoparden zu messen Gelegenheit haben. Auf den Wohnplätzen der Schafzucht treibenden Kolonisten trifft man nicht selten zehn bis funfzehn große Hunde an, die gewöhnlich so bös sind, daß man sich weder bei Tage noch bei Nacht dem Hause zu Fuß nähern darf. Sie werden mit dem Abfall der geschlachteten Schafe genährt, sind aber gewöhnlich so mager und räudig, daß es ein Jammer anzusehen ist. Die gewöhnlichste Rasse ist eine große Art von Windhunden, der sehr ähnlich, welche man dänische Hunde nennt. Man hält sie unter allen für die brauchbarsten und drei von ihnen sind im Stande, den größten Parder todtzubeißen. Sie werden frühe darauf abgerichtet und sind besonders deshalb sehr nützlich, weil sie eine Menge Pulver und Blei ersparen, welches beides, besonders zu gewissen Zeiten der gehemmten Zufuhr aus Europa, unter den Kolonisten eine sehr sparsam vorräthige Waare ist. Auf manchen Pächtereien sieht man drei bis vier Hunde allein auf die Jagd gehen, um ihrem Herrn einen Braten zu fangen. In etwas wildreichen Gegenden fehlt es selten, daß sie nicht eine Antilope erlegen sollten. In diesem Falle kommt einer von ihnen allein nach Hause und ruht nicht eher, als bis jemand mit ihm geht, um die Beute nach Hause zu holen. Die übrigen bleiben so lange ruhig bei dem Wilde, um es gegen Raubthiere zu bewachen. Ich bin Augenzeuge eines solchen Falles gewesen auf dem Platz des Herrn Meiburgh an eerste Rivier, wo eben in meiner

Gegenwart ein Hund zu seinem Herrn heranlief und ihm durch allerhand Bewegungen verrieth, daß er etwas gefangen habe. Man sah sich nach den übrigen Hunden um und fand, daß noch zwei fehlten. Dies war Beweis genug, daß sie aus freiem Antrieb auf die Jagd gegangen waren, und als wir dem Hunde folgten, fanden wir wirklich drei Viertelstunden von dem Hause die beiden andern neben einer Antilope liegen. Sie hatten dem Thiere die Gurgel abgebissen und begnügten sich, das herausfließende Blut zu lecken; man weidete es aus und gab ihnen, wie sie es gewohnt sind, das sämmtliche Eingeweide gleich auf der Stelle zur Belohnung. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß ohne Hunde und zwar ohne solche Hunde diese Gegenden ganz unbewohnbar sein würden. Durch sie wird der Bosjesman (Buschmann) wie der Parder und Schakal abgewehrt, und selbst den Löwen schreckt das muthige Bellen der treuen Schaar zurück, der an Wachsamkeit und Genügsamkeit keine andre Dienerschaft gleich gefunden werden möchte. — Auffallend ist die Aehnlichkeit der Hunde, welche die Buschmänner haben, mit dem südafrikanischen schwarzrückigen Fuchs; doch fehlt der schwarze Strich über den Rücken. Barrow's Vermuthung, daß sie sich bei Mangel besserer Nahrung nicht ungern von Heuschrecken nähren, kann ich aus meiner Erfahrung bestätigen."

„Die wilden Hunde in Buenos-Ayres," sagt Azara, „sind Abkömmlinge der von den Spaniern nach Amerika gebrachten Hunde. Sie bellen und heulen wie die zahmen. Vor Menschen fliehen sie, und leben gesellig. Mehrere fallen vereint eine Stute oder Kuh an, um sie zu verjagen, während andre das Füllen oder Kalb tödten, und auf diese Weise richten sie großen Schaden unter den Heerden an."

„In den Grasfluren (Pampas) von Buenos-Ayres," sagt Humboldt, „sind die europäischen Hunde verwildert. Sie leben gesellschaftlich in Gruben, in welchen sie ihre Jungen verbergen. Häuft sich die Gesellschaft zu sehr an, so ziehen einzelne Familien aus und bilden eine neue Kolonie. Der verwilderte europäische Hund bellt laut. In Mexiko fanden die Spanier einheimische ganz stumme Hunde vor, Techichi genannt, welche gegessen wurden. Die peruanischen Hunde spielten bei den Mondfinsternissen eine eigne Rolle. Sie wurden so lange geschlagen, bis die Verfinsterung vorüber war."

„Während meines Aufenthalts in der Nähe von Monte

Video," so erzählt der Naturforscher Ch. Darwin in der Beschreibung seiner Reisen, „ergötzte mich, was ich von den Schäferhunden des Landes sah und hörte. Es ist ganz gewöhnlich, daß man während eines Rittes einer großen Heerde von Schafen begegnet, die stundenweit von einem Hause oder von Menschen entfernt sind und nur von einem Hunde oder von zweien bewacht werden. Ich wunderte mich oft, wie eine so feste Freundschaft zu Stande gekommen. Die Erziehung besteht darin, daß man das Junge sehr klein von der Hündin nimmt und es an seine künftigen Begleiter gewöhnt. Drei- oder viermal des Tags läßt man es an einem Schafe saugen; sein Nest besteht aus Schafwolle; es darf nie mit andren Hunden oder mit Kindern zusammensein. Nähert man sich einer Heerde, so tritt der sie bewachende Hund bellend hervor und die Schafe schließen sich hinter ihm dicht zusammen. Diese Hunde lernen auch leicht, am Abend die Heerde zu einer bestimmten Zeit nach Hause zu bringen. In der Jugend haben sie meist den Fehler, daß sie gern mit ihren Untergebenen spielen und sie dabei oft jämmerlich herumjagen. Der Schäferhund kommt jeden Tag nach Hause und holt sich etwas Fleisch zur Nahrung. Dabei wird er von den zu Hause bleibenden Hunden boshaft angefeindet. Bei der Heerde duldet er selbst aber weder die Haushunde noch die wilden."

„Die Hunde der Indianer, welche die peruanischen Hochebenen bewohnen," sagt J. J. v. Tschudi, welcher im Jahr 1838 dort war, „zeichnen sich durch einen kleinen Kopf mit spitzer Schnauze, aufrecht stehende kleine Ohren, einen vorn gerollten Schwanz und einen langen, dichten und rauhen Pelz aus. Ihre Färbung ist dunkel ochergelb mit schwarzen, wellenförmigen Schattirungen. Sie sind falsch, tückisch, fallen mit Ingrimm auch weit überlegene Feinde an und schleppen sich tödtlich verwundet noch zum Angriff. Gegen den weißen Menschen haben sie eine besondre Abneigung, und es ist für solche ein gewagtes Unternehmen, sich einer Indianerhütte zu nähern, die von diesen Gebirgshunden bewacht wird, denn sie springen oft hoch an den Pferden hinauf, um den Reiter in die Waden zu beißen. Selbst gegen ihren Herrn sind sie hinterlistig und bissig und gehorchen ihm nur unter Schlägen." Tschudi fand auch in Peru einen Plantagenbesitzer Namens Castilla, welcher täglich mit 2- bis 300 Windhunden Hetzjagd hielt. In Lima sah er überall herrenlos herumlaufende Hunde, und es waren schon seit langen Jahren Neger beauftragt, jeden Montag so viel todt zu ma-

chen, als sie könnten. Auf diese Weise wurden gar oft an Einem Montag 2- bis 300 todtgeschlagen, dann in großen Karren vor die Stadt gefahren und den Aasgeiern überliefert.

„Wild gewordne Hunde," so erzählt Prof. Ed. Pöppig, „kommen in großen und sehr schädlichen Mengen im Innern von Kuba vor. Die Pflanzer legen Gruben an, die mit Fallthüren bedeckt und mit Wasser oder spitzen, festgestellten Pfählen gefüllt sind. Man umgibt diese Falle mit einem Zaun, der nur Einen Eingang bietet, und bindet jenseits ein Lamm als Lockspeise an. Selten vergeht eine Nacht, ohne daß einer oder mehrere Hunde gefangen würden."

Die Hunde in der Berberei fand Moritz Wagner meist schmutzig-weiß. Fast aus jedem Zelt der Beduinen stürzt eine bellende und bissige Schaar auf den Fremden, hat jedoch, wenn man sich wehrt, wenig Muth. Der Beduinenhund der Berberei zeigt nur Anhänglichkeit für sein Zelt, und begleitet seinen Herrn nicht davon weg.

In Persien fand James Fraser viele Hunde, meist Mitteldinger zwischen Bullenbeißer und Schäferhund, das Haar seidenweich.

„Die Hunde," sagt Prof. Kranichfeld, „deren es eine unglaublich große Menge in Konstantinopel gibt, sorgen dort für die Reinlichkeit der Straßen. Sie sind auch mit ihren Familien die treuesten Wächter des Hauses, dem sie angehören und aus welchem sie ihre Nahrung erhalten. Eine vor einem Hause lebende Hundefamilie duldet keinen fremden Hund unter sich, so wie die Familien einer Straße zusammen ohne Widerstand auch keinen fremden Hund einlassen. Wenn Feuer auskommt, heulen sie fürchterlich. Fremde werden von den Hunden förmlich angefallen und umzingelt. Zu Hülfe eilende Türken brauchen nur ein paarmal zu rufen: husch! und das ganze Hundekomplott fährt aus einander. Ein Franke, der sich einmal an einem Hunde vergriffen hat, kommt ungestraft nie wieder durch die Straße, in welcher der gezüchtigte Hund haust. Hat er dagegen einmal ein Hundetraktament vor einem Bäckerladen gegeben, d. h. einen Brodkuchen unter die Hunde vertheilt, so wird er eben so wenig wie ein Eingeborner bellend verfolgt." — Im Jahr 1838 haben die in Konstantinopel wohnenden Ausländer auf Beschränkung der entsetzlichen Hundemenge angetragen, jedoch den Bescheid bekommen: „diese Thiere wären eher nützlich als schädlich, da sie den vielen thierischen Unrath

verzehrten, welcher immerfort auf die Straße geworfen und ohnedem die Luft verpesten würde." — Auch im Jahr 1845 fand Dr. Bagge aus Frankfurt zu Konstantinopel eine Unzahl von Hunden; sie waren mittelgroß, lichtbraun oder fuchsroth, die Ohren klein mit hängenden Spitzen.

Nach der Erzählung verschiedener Reisenden ist es bei vielen Nationen Sitte, Hunde zu essen; so bei den Tungusen, Chinesen, Grönländern, Eskimos, den Indianern Nord-Amerika's. „Auf der Goldküste von Afrika," erzählt Bosman, „werden sie ordentlich gemästet zu Markte gebracht und lieber als alles andere Fleisch gegessen; eben so in Angola, wo man zuweilen für einen Hund mehrere Sklaven gegeben hat." In Neuseeland und auf den kleinen Inseln des Südmeeres hält man, nach Hawksworth's Berichte, die Hunde für einen besseren Leckerbissen als Schweinefleisch, mästet sie aber vorher mit Pflanzenstoffen. Der Jesuit Du Halde sah (im Anfang des 18. Jahrhunderts) in China oft Metzger gehn, die mit geschlachteten oder lebenden Hunden beladen waren; sie mußten sich immer gegen die Attake herumlaufender Hunde vertheidigen, die sie schaarenweis anfielen. Auch in Deutschland braucht man nie in Noth zu sein, wenn man einen fetten Hund los sein will. Es finden sich immer arme Leute, die ihn gern annehmen und mit Vergnügen verzehren, namentlich aber gilt sein Fett, mit Roggenmehl gekocht, für eine vortreffliche Arznei gegen Schwindsucht.

Geschichten von meinen Hunden.

Da ich mich zu Thorn (als Lehrer am Gymnasium) befand, hatte ich eine große Jagd, welche die weitläuftigen Fluren von 5 Dörfern umfaßte, in Pacht, und bedurfte theils aus diesem Grunde, theils weil man dort, so oft man durch ein Dorf ging, von einer Menge Köder angefallen wurde, eines starken Hundes. Ich kaufte mir daher einen recht tüchtigen, der sich mir besonders dadurch empfahl, daß er eben einen jungen, aber doch schon sehr starken Wolf, gefangen, von dem Jäger des Grafen Lipsky im russischen Polen; er war langhaarig, weiß mit braunem Behang und hieß Tyraß. Ging ich mit ihm durch ein Dorf, so verfügte er sich, wenn die Bauernköder von allen Seiten sich sammelten, nahe hinter mich und hielt sich ganz ruhig, bis einer ganz nahe kam und Miene machte, mich oder ihn zu beißen: da sprang er plötzlich wie unsinnig los, warf einige über den Haufen und der belfernde Schwarm

zerstreute sich augenblicklich im ersten Schreck nach allen vier Winden. Mit den größten Hunden nahm er's auf; allein einmal hätten ihm doch beinah ein paar Dachshunde den Garaus gespielt. Diese beiden krummbeinigen Ungeheuerchen überfielen ihn gemeinschaftlich und bissen ihn so wüthend unaufhörlich in die Pfoten, daß er nicht wußte, wie er fertig werden sollte. Zum Glück trennte ich, mit Hülfe des Jägers, dem die Dachshunde gehörten, noch zur rechten Zeit die streitenden Parteien. Im Hause ließ sich Tyraß von allen Bewohnern durch den geringsten Wink kommandiren, nur vom Besitzer des Hauses (bei dem ich zur Miethe wohnte) nicht, denn er wußte sehr wohl, daß dieser ihn nicht leiden konnte, was aus dem Grunde der Fall war, weil er einen beißigen Spitz hatte, der öfters von Tyraß gezaust wurde. Oft lag Tyraß sehr behaglich in der Stube des Hausherrn. Kam nun dieser und gebot ihm hinauszugehn, so antwortete er mit Knurren und Zähnefletschen, streckte sich erst recht lang und blieb ruhig liegen; rief aber das kleinste Kind: naus! so ging er ruhig seiner Wege. War er in meiner Stube, und der Hausherr wollte herein, so ließ er das nicht zu, sondern sprang ihm bis an die Thür entgegen. Uebrigens hatte ihm der Mann nie etwas thätlich zu Leide gethan, sondern ihm nur durch Mienen verrathen, daß er ihm nicht wohl wollte. Auf der Jagd war ihm, wenn's drauf ankam, ein angeschweißtes Wild zu fangen, kein Wagestück zu groß. Schoß ich auf dem Weichselstrome eine Ente, so flog er im Augenblicke in die tobenden Fluthen, das Ufer oder die Brücke mochte so hoch sein, wie sie wollte. Im Hause hielt er ganz von selbst auf gute Ordnung. Er litt es durchaus nicht, daß ein Fremder im Hause irgend etwas selbst nahm, weswegen den Leuten, deren sehr viele aus und ein gingen, um bei meinem Hauswirthe etwas zu kaufen, wenn Tyraß zugegen war, Alles mußte überreicht werden. Meinem Stiefelwichser fuhr er, ehe ich mich dessen versah, bei dem ersten Versuche, die Stiefeln abzuholen, dermaßen in die Beine, daß ich es ihm sehr hart verweisen mußte; daher wagte er es von nun an nicht mehr, jenen offen anzufallen, sondern schlich ihm, so oft er kam, heimlich nach, weswegen ich immer zu der Zeit, wo die Stiefeln abgeholt wurden, aufmerken und den Hund unter das Kanape schicken mußte. Dies hatte ich einst, in eine Arbeit vertieft, versäumt, obgleich ich die Stubenthür hinter meinem Rücken öffnen hörte. Ich arbeitete wohl noch in Viertelstündchen weiter und ging dann zufällig in die Kammer, aber, man denke sich mein Erstaunen, dort finde ich den Stiefel-

wichser am Boden liegend, Tyraß hat ihn beim Ohre gepackt, als wollte er ihm eine gute Lehre geben, und beide rühren sich nicht. Sogleich rufe ich: Tyraß, aus! Der Hund läßt den Stiefelwichser fahren, und dieser erzählt mir, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt, daß ein Stiefel weit unter dem Bett gestanden, und während er denselben habe vorziehen wollen, Tyraß, der ihm nachgeschlichen sei, ihn plötzlich beim Ohre gefaßt habe. Der unglückliche Stiefelwichser hatte nicht gewagt, sich zu rühren, oder zu schreien, aus Furcht, dabei ein Ohr zu verlieren, und so hatte er ruhig warten müssen, bis ich ihn von seiner Noth befreite. Einst kam mein Freund Ortmann, den Tyraß sehr gut kannte und gern hatte, hastig auf mich zugegangen und streckte die Hand aus, um sie mir zu reichen; Tyraß aber versteht das falsch, denkt, er will mich schlagen, fährt zu, faßt ihn im Augenblick am Schenkel, und sieht mich an, indem er alle Zähne zeigt, als wollte er fragen, ob er zubeißen sollte. Ich rufe: aus! Tyraß läßt los, und Alles war abgethan. — Wegen der Feindschaft, die Tyraß gegen meinen Hauswirth und dessen Spitz hegte, zugleich auch weil er Abends auf der Straße vor meiner Wohnung die Menschen erschreckte, schaffte ich ihn ab und tauschte mir vom Doktor Sch. dafür eine glatte, niedliche Hühnerhündin Namens Finka ein. Bald hatte sich Tyraß an den Arzt, weil dieser ein sehr fleißiger Jäger war, und nur einem solchen Herrn wollte er dienen, gewöhnt. Nun geht's einmal hinaus und der Arzt läßt sich's, wie sonst wohl öfters, gelüsten, auf fremdes Gebiet hinüber zu jagen. Diesmal aber trifft er's nicht gut und wird angezeigt. Kurz darauf kommt ihm von Gerichtswegen die Weisung zu, Gewehr und Jagdtasche abzuliefern. Er liefert nichts. Man mahnt; er liefert nichts. Da kommt der Gerichtsdiener zum dritten Mal und bittet ihn recht dringend, er möge, um Verdruß zu vermeiden, das Jagdgeräth hergeben. Der Arzt verharrt bei seiner Weigerung, bis endlich der Gerichtsdiener erklärt, er sei in diesem Falle beauftragt, die Sachen ohne Weiteres zu nehmen. „Ei, so nehmen Sie doch in's Teufels Namen, was Sie kriegen können," sagt ruhig der Arzt. Der Gerichtsdiener greift nach der Flinte; aber im Nu ist Tyraß, der bisher mit aufmerksamen Blicke jeder Bewegung gefolgt war, wüthend aufspringend da und schlägt seine 4 Fänge so tief in den nach der Flinte ausgestreckten Arm, daß eine Masse von Blut aus den Wunden strömt. Aus! ruft der Arzt, Tyraß läßt los und sein Herr verbindet die Wunden.

Als ich mir das Haus bei Schnepfenthal, in welchem ich jetzt

wohne, gebaut hatte, hielt ich mir anfangs einen sehr wachsamen und scharfen Hühnerhund nebst 2 ganz kleinen, niedlichen Spitzchen. Der erstere war Tags über in einem eignen Stalle, die Spitzchen staken auf dem Hofe in einem großen Vogelbauer, worin sie, so oft ein Fremder kam, einen solchen Lärm machten und vor Bosheit so grimmig in die daumensdicken Holzstäbe des Käfichs bissen, daß ich immerfort neue einziehen mußte, wenn die alten zerbissen waren. Ueber Nacht waren alle 3 auf dem Hofe los und machten, so oft sich jemand dem ganz einsam zwischen Gärten liegenden Hause nahete, einen ungeheuren Lärm. Die feinsten Sinne hatte der Hühnerhund. Kam ich Abends von Schnepfenthal und ging um die Ecke eines 160 Schritte von meinem Hofe entfernten Stalles, so wußte er in dieser Entfernung genau meinen Tritt zu unterscheiden, und winselte vor Freuden; kam aber jemand anders um besagte Ecke oder anderswoher auf 2= bis 300 Schritte Entfernung, so schlug er laut und drohend an. Verstellte ich meinen Schritt absichtlich, so that er dasselbe, wenn er im Oberwinde stand, auch bei mir. Weil es um meine Wohnung her über Nacht von Hasen, Rehen und Hirschen wimmelte, so durften die Hunde, weil sie sonst Hetzjagden gehalten, dabei auch wohl Menschen angefallen haben würden, nicht vom Hofe. Einstmals hatte ich vergessen, Abends das Thürchen zu schließen, durch welches bei Tage die Hühner aus= und eingingen. Als ich früh Morgens aufstand, fand sich's, daß der große Hund es mit seinen gewaltigen Zähnen erweitert hatte und mit den 2 Zwergen ausgerückt war. Die ganze Schaar war verschwunden und mochte über Nacht eine tolle Hetze gehalten haben. Erst nach 8 Tagen bekam ich sie wieder. Man hatte sie am zweiten Tage 1 Stunde von hier ganz ermattet angetroffen und in ein Haus gelockt. Der große Hund war seit diesem Vorfall wie umgewandelt. An die Bewachung des Hauses, welche er 2 Jahre lang auf's treuste besorgt hatte, dachte er nicht im geringsten mehr; er sann nur auf's Durchbrechen und Jagen. Gleich am ersten Abend, wo ich ihn wieder auf den Hof ließ, begann er an dem Hühnerthürchen zu arbeiten. Ich gab ihm ein paar Hiebe; er setzte sich mürrisch in eine Ecke, lauerte, bis ich bei'm Schlafengehn das Licht ausgemacht, begann nun die Arbeit von Neuem, wühlte sich unter dem Geländer ein großes Loch, ging hinaus in's Freie und jagte nach Herzens Lust. Den andren Tag nahm ich ihn beim Kragen, führte ihn an seine Grube, verwies ihm das Wühlen, gab ihm einige Hiebe und brachte ihn dann, wie gewöhnlich, in seinen Stall.

Die nächste Nacht machte er ein neues Loch, da das alte fest verrammelt war, und brach wieder durch. Er bekam dafür seine Hiebe und ich ließ nun rings inwendig am ganzen Geländer hin 2 Zoll dicke, 1½ Fuß lange Pflöcke dicht neben einander in die Erde schlagen. Half nichts. Er wühlte 1 Schuh tief, packte sie dann mit den Zähnen, zog sie aus und wühlte dann weiter. Ich ließ eine doppelte Reihe schlagen; half nichts. So hatte er sich 6 Nächte hinter einander mit gewaltiger Kraft durch den festen Thonboden und die Pfähle durchgearbeitet und jeden Tag seine Hiebe entgegengenommen, und ich sah wohl, daß die letzteren keine guten Früchte trugen. Daher ließ ich das letzte Loch offen, nagelte daneben 2 wagrecht liegende Breter sehr fest, ließ zwischen ihnen, über der Mitte der Grube 5 Zoll Raum, und stellte unter diese Oeffnung eine starke eiserne Marderfalle. Abends lasse ich den Hund los. Er geht, wie gewöhnlich, mit unschuldiger Miene, ohne nach dem Loch zu gucken, auf dem Hofe herum, verzehrt sein Abendbrod mit gutem Appetit, wartet ab, bis ich das Licht lösche, eilt dann zum Loche, steckt die Tatze hinein und wup, da schlägt's unten zu und er sitzt in einer abscheulichen, furchtbar zwickenden Klemme. Unter lautem Jammergeschrei sucht er sich zu befreien, zerrt nach oben, die Breter leisten der Falle Widerstand; er stemmt sich mit dem freien Fuß, und zieht nach einer Gefangenschaft, die 10 Minuten gedauert, die Pfote glücklich heraus. Am folgenden Morgen hatte er ein sehr schwermüthiges Gesicht und eine lahme, geschwollne, geschundene Pfote. Ich ließ ihn ruhig in seinem Stall und dachte: da hast du genug dran! Er hatte nun auch wirklich die Lust zum Wühlen, jedoch nicht die zum Jagen verloren. Dies mußte ich gleich in der ersten Nacht zu meinem eignen Schaden gewahren, denn er biß in das auf dem Hofe stehende Vogelhäuschen, welches er 2 Jahre lang nie angetastet hatte, ein großes Loch, ging hinein und würgte 12 Vögel. Am folgenden Tag gab's Hiebe zum Frühstück, das Häuschen ward sogleich ausgebessert, zu den wenigen Vögeln, welche er nicht hatte erhaschen können, einige neue gethan und rings ein Geländer gebaut. Das that für einige Tage gut; aber sobald seine Pfote gesund war, benutzte er sie, wühlte sich von unten hinein und mordete wie zuvor. Am folgenden Morgen regnete es Hiebe, das Häuschen ward ausgebessert, neu bevölkert, und die Marderfalle hinein gehängt. Die folgende Nacht war mondhell und es machte mir viel Spaß, da ich ihn, wer weiß wie lange, schüchtern um das Vogelhäuschen herumgehn und nach der verhängnißvollen Falle gucken

und schnuppern sah. Die Vögel waren nun sicher; der Hund mußte aber, sobald ich seine Stelle durch einen neuen ersetzt hatte, weg. Dieser neue war eine ungeheuer große, schneeweiße, prächtige Dogge mit ellenlanger Fahne. Das Thier war durchaus gutmüthig, ließ sich fern vom Hofe, und ich nahm es fast täglich mit, von aller Welt jedes unschuldige Späßchen gefallen; allein auf dem Hofe hatte ich es binnen 14 Tagen so abgerichtet, daß es unfehlbar Jeden zerrissen haben würde, der sich hineingewagt hätte. Eine solche Abrichtung ist nicht schwer. Man bittet einen Freund, oder sonst jemand, daß er sich verkleidet und den Hund über das Geländer hin neckt, dabei auch mit der Peitsche knallt, schießt u. s. w. Zugleich hetzt man den Hund, und ist er recht wüthend, so wirft der von außen Stürmende Stückchen Brod und Fleisch in die Festung, um ihn auf die Probe zu stellen. Man verbietet ihm, sie anzunehmen, in der Wuth wird er es ohnedem nicht leicht thun und sich so gewöhnen, auch von Fremden, die mit Schmeicheleien und guten Bissen sich den Weg herein bahnen wollen, nichts anzunehmen. Wie treu diese Dogge in ihrem Berufe war, möge der Leser aus folgender Thatsache entnehmen: Ich wohnte damals allein in meinem Hause; am Tage sorgte eine meiner Schwestern dafür, daß mein vielartiges geflügeltes und ungeflügeltes Vieh gut abgewartet wurde, des Nachts aber war ich ganz allein. Die 3 Hunde ließ ich nie eher los, als bis meine Schwester und die Tagelöhner weg waren, sperrte auch früh Morgens alle ein, bevor jene Personen wieder kamen. Nun wollte ich aber auf ½ Jahr verreisen, das einsame Haus sollte Nachts von Menschen ganz verlassen stehn und nur der Obhut der treuen Hunde anvertraut sein. Wer aber sollte diese Abends loslassen und früh wieder einsperren, da sie Jedweden zerreißen wollten, der den Hof zu betreten Miene machte? Meine Schwester wollte die Besorgung des Hauses und Viehes übernehmen, die Hunde waren ihr sehr zugethan, da ich ihr oft in deren Gesellschaft meinen Besuch abstattete und wir dann sehr oft zusammen spazieren gingen. Bei alle dem konnte sie nie den Hof betreten, so lange die Hunde auf selbigem los waren. Jetzt aber mußte dies doch täglich geschehn. Ich ließ daher die Dogge, welche am gewissenhaftesten war, fasten, nahm sie dann recht hungrig mit zu meiner Schwester, gab dieser ein Körbchen voll kleiner Fleischstückchen, wovon sie dem Hunde diesmal jede Minute eins gab; wir gingen eine Stunde zusammen spazieren, die Freundschaft der Dogge war für meine Schwester, dem Körbchen zu Ehren, größer als je; wir wandten uns endlich meinem

Hause zu; ich öffnete, während meine Schwester ein Fleischstückchen hinhielt, die Thür des Hofes, wir gingen hinein, dort ½ Stunde auf und ab, der Hund wurde fleißig gefüttert und war voller Freundschaft. „Nun geh mal hinaus," sagte ich endlich, „und sieh, ob er dich wieder hereinläßt; reiche ihm nur erst etwas Fleisch über's Geländer hin." Wie gesagt, so gethan; sie geht hinaus, aber so wie sie umkehrt und der Thür nahet, springt die Dogge ihr grimmig entgegen, der Hall ihrer Donnerstimme rollt weit durch das Thal und der Widerhall kommt von den heimathlichen Bergen zurück; alle Haare sträubt das Thier empor und thut, als ob der böse Feind herein wollte. Kein Zureden von draußen und von drinnen hilft, es wird immer wüthender und der Schaum spritzt ihm beim Bellen weithin aus dem schrecklichen Rachen. „Wir wollen's einmal anders versuchen," sagte ich jetzt; „geh nur dort hinter die (etwa 60 Schritte entfernte) Laube, ich komme dann mit dem Hunde nach und wir kehren nochmals zusammen zurück." Kaum hat sie sich dort geborgen, so öffne ich die Thür, um mit dem Hunde hinzugehn; aber dieser springt mit allen Zeichen des Ingrimms mir voran und der Spur meiner Schwester nach; ich hinterher, hole ihn noch glücklich zu rechter Zeit ein, fahre ihm mit der Hand in's Halsband, wende ihn durch einen starken Ruck und zwinge ihn mit Mühe, mir auf einem andren Wege zu folgen, mache einen großen Umschweif, komme endlich mit ihm von der andren Seite zur Laube. Dort wird die Freundschaft erneuert, wir gehen wieder ¼ Stunde spazieren, dann zurück auf den Hof, endlich meine Schwester hinaus, und da sie wieder herein will, ist der Hund so schlimm wie vorher. So ging eine ganze Woche hin, wo wir täglich dergleichen Spaziergänge und dann Versuche am Hofe machten, die letzteren jedoch alle vergeblich. Zuletzt kam ich noch auf den guten Gedanken, einen Versuch mit der Hinterthür des Hofes zu machen, auf welche der Hund nicht dressirt war, weil sie in den wohl umzäunten Hausgarten führte und von da aus kein nächtlicher Besuch von Diebsgesichtern zu erwarten stand. Das gelang. Der Hund ließ durch diese Thür meine Schwester ein und endlich auch durch die vordere. So konnte ich denn ruhig verreisen. Die schöne Dogge sollte ich aber nicht lange mehr behalten. Ich hatte sie, da ich in meinem Hause nur das Frühstück aß und also nichts aus der Wirthschaft für sie abfiel, mit gekochtem und durch etwas Milch verbessertem Gerstenschrot gefüttert, und weil ich die Gerste gelegentlich kaufte, wenig auf die Ausgabe geachtet. Bei meiner Rückkehr fand

ich aber an der Rechnung, daß in ½ Jahr gerade für 10 Thlr. verzehrt war. Ich paßte nun besser auf, fand bald, daß der Hund monatlich ein hiesiges Scheffel zu 40 gl., Summa im Jahre für 20 Thlr., sage zwanzig Reichsthaler, verzehrte, und beschloß, da mir's zu arg war, ihn auf Kartoffelkost zu setzen. Diese machte jedoch den Hund bald krank und todt. Ich hatte gerade sehr viel zu thun und mich nicht im geringsten um die Hunde bekümmert; mein Schreck war aber jetzt sehr groß, da ich die Dogge eines Morgens leblos im Hofe liegen sah. Neben ihr saß ihr Freund, der kleine Spitz Fidél, sah sie mit wehmüthigem Blicke an und jammerte laut. Ich hätte mit jammern mögen, so leid that mir der schwere Verlust. Ich nahm übrigens die Leiche des braven Thieres, trug sie auf meinen zweiten Hof, den für gewöhnlich niemand außer mir am Tage betrat, und ließ sie dort (es war gerade kaltes Herbstwetter) 2 volle Tage. Fidél war seinem Freunde dahin gefolgt, wollte sich nicht trösten lassen, und nahm die ganzen 2 Tage weder Speise noch Trank; seine Wachsamkeit dagegen schien er zu verdoppeln, als wüßte er, daß ihm jetzt das Haus allein anvertraut wäre. Am dritten Tage veranstaltete ich ein feierliches Begräbniß, nachdem ich den kleinen Fidél in einen Stall gesperrt hatte. Einige Tage darauf schien derselbe getröstet.

Fidél war ernster Natur; im Blicke seiner großen schwarzen Augen lag Nachdenken und das Bewußtsein eigner Würde; seine Wachsamkeit war unübertrefflich. Alle seine Kunststückchen machte er mit der wichtigsten Miene: Mit einem Flintchen im Arm stand er Wache; er ging oder hüpfte, wie es verlangt wurde, auf 2 Füßen; er schlug die schönsten Purzelbäume, apportirte, sprang über den Stock, rührte die besten Leckerbissen nicht an, wenn's ihm verboten war, bellte laut und eifrig, wenn ich fragte: „Wie spricht der Hund?" Das andre Spitzchen, welches ich hielt, und welches sein Weibchen war, hieß Bußle und hatte eine ganz andre Natur. Harmloser Frohsinn sprach aus jeder seiner Mienen; mit einem Strohhälmchen im kleinen Mäulchen konnte es Viertelstunden lang auf dem Hofe herum galoppiren. Ward der große Hund gefüttert, so schlich es sich herbei, stahl ein Knöchelchen, rannte damit herum und vergrub es endlich so, daß es der große sehen mußte. Dieser kam gierig gerannt, Bußle aber sprang fort und grub das Knöchelchen wieder anderswo ein. Oft that es auch nur, als ob es Knöchelchen eingrübe, und hatte seinen Spaß daran, wie der gierige Fresser lüstern herbeisprang. Konnte das Thierchen mit mir in den

Stall gehn, so war es ihm eine wahre Wonne, dort mit zahmen Hasen und Kaninchen, die ich hatte, auf die zarteste Weise zu spielen. Einst, da es ein Junges hatte und dieses nicht alle Milch absaugen konnte, legte ich noch ein junges Kaninchen hinzu, und auch dieses wurde von der guten Bußle mit freundlichen Blicken bewillkommnet und fleißig gesäugt. Eines Morgens weckte mich ein vom Hofe kommendes, mit Gänsegeschrei vermischtes, leises Gewinsel. Ich springe auf und an's Fenster: da geht einer meiner Ganserte ganz gravitätisch mit lautem Triumphgeschrei umher und trägt die kleine, leichte, zappelnde Bußle, die er mitten am Rücken gepackt hat, hoch im Schnabel herum. Die andren Hunde machten große Augen, hätten ihr gern geholfen, wagten es aber nicht, weil ich ihnen streng verboten hatte, die Gänse zu beunruhigen.

Ein ander Mal hielt ich mir 2 große Hunde zu gleicher Zeit. Der jüngste und schwächste von beiden kam bei der Fütterung, welche damals immer aus Knochen bestand, immer zu kurz. Da sann er auf List: eilig fiel er nun jedesmal über die Knochen her, verschluckte, ohne auf die Bisse, welche ihm sein Kamerad versetzte, zu achten, so viel er konnte, mit größter Eile ganz, lief dann mit mir in's Haus, spie die ganze Beute wieder aus, und fraß nun gemächlich die einzelnen Knochen. Einmal wäre er an einem großen, den er schnell im Bauche bergen wollte, um ein Haar erstickt. Natürlich war es eine ekelhafte Sache, wenn er die Knochen ausspie und wieder fraß; ich richtete deswegen, nachdem ich ihn etwa 8mal gewähren lassen und mit Erstaunen zugesehn hatte, die Fütterung anders ein.

Albernheiten, welche die Hunde in Abwesenheit ihres Herrn treiben, sind natürlich nur dadurch zu verhindern, daß man sie unmöglich macht, oder durch irgend eine zweckmäßig angebrachte Einrichtung, bei welcher sich der Delinquent selber bestrafen muß. Ein Beispiel der Art haben wir schon oben gesehn, als sich der Hühnerhund beim Graben in der Schnappfalle fing; und hier noch zwei ähnliche: Im Jahr 1849 schaffte ich mir einen Hofhund von Schäferhundsrasse an, an Gestalt und Farbe einem Fuchse sehr ähnlich, Kopf und Gebiß aber stärker, dabei eine tadelhafte Neigung, mit letzterem Dinge anzuschneiden, welche zu ganz andren Zwecken bestimmt waren. Es trug sich nun zu, daß eines Abends Wäsche auf dem Hofe hängen blieb, welche eigentlich im Hause hätte übernachten sollen, und daß sich der Hund über Nacht emporrichtete, sie herunter zog und übel zurichtete. Am nächsten Abend stellte ich

neben dem Platze, wo die Wäsche gehangen, auf das Hofgeländer einen Eimer; an diesem war ein Faden befestigt, woran ein leinenes Tuch gerade in der Höhe hing, daß der Hund sich emporrichten mußte, um es mit den Zähnen zu greifen. Der Eimer stand so schwankend, daß er bei dem geringsten Zupfen am Tuche mit seiner Oeffnung nach unten gekehrt fallen mußte; er war gut mit Wasser gefüllt und diesem eine entsetzliche Menge von Schlamm, Kartoffelschalen und andrem Wuste beigemischt. Der Abend kam, die Welt ward still, der Mond stand am Himmel, der Hund ward auf den Hof gelassen. Nachdem er eine kurze Zeit herum geschnuppert, erblickte er das Tuch, zog vor Freude schmunzelnd hin, um sich damit zu amüsiren, richtete sich mit seiner ganzen Länge am Geländer auf, öffnete sein Maul, griff zu, und bautz, oweh, da fiel ihm der Eimer wie eine ungeheure Mütze über Kopf und Rumpf und füllte im Nu das Maul, die Augen, die Ohren, den Pelz mit Schlamm und Kartoffelschalen. Der hat nie wieder an Wäsche gezupft. Er mochte aber mit der Zeit auf den Gedanken gekommen sein, daß es gefahrloser wäre, sich mit gutartigen Kaninchen als mit bösartiger Wäsche einen Zeitvertreib zu machen, und so ging er denn hin, zerbiß ein Gitterwerk, hinter welchem meine Kinderchen drei Kaninchen hatten, und biß sie todt. Am folgenden Abend setzte ich ein Kaninchen in einen kleinen Käfich, der ringsum mit ganz spitzigen, 1 Finger langen Stacheln von starkem Eisendraht besetzt war, verdeckte die Spitzen mit locker dazwischen gelegtem Moos, und stellte das Ding in das Kaninchen-Häuschen. Kaum war nun mit einbrechender Nacht der Hund los, so roch er den Braten, schlich ganz listig näher und näher, legte sich lauernd nieder, that einen kühnen Satz, und au, da hatte er sich einige Stacheln tief in die Nase gestochen, worauf er laut jammernd abzog und nie wieder an Kaninchen gegangen ist. „Aber die Hühner? das müßte doch eine wahre Freude sein, denen den Hals zu brechen, und die können doch keine fingerslangen Stacheln haben?" So mochte der Hund wohl denken, und wie einmal die Magd das Hühnerthürchen bei Nacht offen gelassen, kroch er hinein, biß ein Huhn todt und zerzauste zwei andre ganz abscheulich. Am folgenden Tage kriegte ich ihn vor, schlug ihn aber nicht, sondern nahm nur das Maß von der Breite seines Kopfes und seiner Schultern. Darauf theilte ich die Hühnerthür senkrecht durch einen starken Draht in 2 Hälften; jede Seite des Drahts hatte Raum genug, um ein Huhn knapp durchzulassen, auch Raum genug, daß der Hund, wenn er von vorn mit

der Schnauze drängte, den Kopf durchzwängen konnte, dann ging's aber nur bis zu Schultern, hier blieb der Freund stecken, und mußte sich, wenn er nach langer, vergeblicher Anstrengung zurück wollte, im Engpasse halb todt arbeiten, bis er sich den Draht wieder über die Ohren gezogen hatte. So kam er denn bald auf den Gedanken, daß zwischen Hühner- und Hundestall ein Unterschied Statt finden muß, und blieb vom ersteren wohlweislich weg.

Geschichten von andrer Leute Hunden.

„Aubry von Montdidier," so erzählt Montfaucon in seinen Monumens de la monarchie françoise, Paris, 1729, „war der Liebling Karl's V., und wurde deshalb vom Ritter Maccaire gehaßt. Als Aubry einst in dem Walde von Bondy mit seinem Jagdhunde spazieren ging, griff ihn Maccaire zu Pferde an und ermordete ihn. Aubry's Hund blieb an dieser Stelle unter fortwährendem Heulen so lange, bis ihn der Hunger fort und zu Aubry's Freunden nach Paris trieb. Kaum hatte er sich satt gefressen, so kehrte er in den Wald zurück, und trieb dies fort, bis man ihm nachging und den Leichnam seines ermordeten Herrn entdeckte. Einige Zeit nach diesem Vorfall fand Herkul, so hieß der Hund, den Ritter Maccaire unter einem Trupp der königlichen Armbrustschützen und packte ihn sogleich grimmig an. Alles schlug sogleich auf den Hund los, aber er konnte nur mit Mühe abgehalten werden. Von jetzt an suchte er überall den Mörder seines Herrn auf, bellte ihn an und biß nach ihm. Dies erregte Verdacht und die Sache kam vor den König. Er befahl dem Maccaire, sich unter einen Trupp von Rittern zu stellen, ließ den Hund herbeibringen und dieser fand sogleich den Mörder heraus und griff ihn an. Der König verlangte jetzt ein offnes Geständniß der That, und da der Ritter leugnete, so wurde ein Zweikampf zwischen ihm und dem Hunde auf dem Platz Notre Dame festgesetzt. Der Ritter führte einen Schild und einen Knittel. Eine Zeitlang umkreiste ihn der Hund unter Geheul und Gebell, dann packte er ihn plötzlich mit einem mächtigen Sprunge am Genick und warf ihn zu Boden. Maccaire bat nun flehentlich, ihn von dem wüthenden Thiere zu befreien, das ihn zu erwürgen drohte, gestand den Mord, und wurde, nachdem er zuvor gebeichtet, auf der Stelle hingerichtet."

Friedrich der Große hatte in seiner Jugend mehrere Affen, deren Possen ihn belustigten; allein die natürliche Treulosigkeit dieser Thiere entfremdete ihn denselben bald. Die Affen machten

getreuen Hunden Platz und diese letztere Neigung blieb ihm bis zu seinem Tode. Die Geräthe des Monarchen trugen merkliche Zeichen der Freiheiten dieser unverschämten Höflinge. Sein Lieblings-Windspiel verließ ihn nie, selbst nicht in Schlachten, und erst nachdem es ihn in augenscheinliche Gefahr gebracht hatte, verlor es das Recht, ihn auf die Felder des Sieges zu begleiten. Als der König sich einst zu Fuß weit von seinem Gefolge entfernt hatte, sah er einen Trupp Panduren auf sich zukommen. Er verbarg sich unter einer Holzbrücke. Das treue Windspiel konnte ihn verrathen, wenn es beim Geräusch der über die Brücke trabenden Pandurenpferde bellte; allein Friedrich's Glück siegte und der Hund schwieg. Von nun an mußte er aber beim Gepäck bleiben. Als bei der Schlacht von Saar die Equipage des Königs weggenommen worden, kam das Windspiel in die Hände der Generalin Nadasti, und die Dame ließ sich lange bitten, ehe sie in die Auswechslung ihres Gefangenen willigte, endlich aber wurde derselbe dem General Rothenburg zurückgeschickt. Der König schrieb eben, mit dem Rücken nach der Thür gekehrt, als der General das Thierchen wiederbrachte. Als es seinen Herrn erblickte, sprang es mit Einem Satze auf den Tisch, warf die Papiere unter einander und legte seine Vorderfüße auf die Schultern des Monarchen. Friedrich war überrascht und gerührt. Es blieb ihm theuer, so lange es lebte, und nach seinem Tode bekam es ein Denkmal und eine Inschrift, welche man noch jetzt auf der großen Terrasse von Sans-Souci erblickt.

Als die Spanier Amerika eroberten, bedienten sie sich bei ihren Kämpfen gegen die Einwohner der Hunde. Zu den berühmtesten derselben gehörte Becerillo, von welchem viele Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sprechen. Er war roth und nur die Schnauze bis an die Augen schwarz, mittelgroß, schlank, kühn und klug. Er pflegte sich in die dichtesten Haufen der Feinde zu stürzen, die Indianer bei den Armen zu fassen und so gefangen hinwegzuführen; zerrissen ward der, welcher sich zu folgen weigerte. Indianer, welche sich unterworfen hatten, wußte er genau von den Feinden zu unterscheiden und berührte sie nie. Als einen besonders merkwürdigen Zug seines Verstandes wird Folgendes erzählt: Eines Morgens wollte sich der Hauptmann Jago de Senazar den grausamen Spaß machen, vom Becerillo eine alte gefangne Indianerin zerreißen zu lassen. Er gab ihr daher ein Stückchen Papier, mit dem Auftrage, dasselbe dem Gouverneur der Insel zu überbringen, in der Voraussetzung, daß der Hund nach dem Abgehen der Alten als-

bald losgelassen und diese von ihm ergriffen würde. Als die arme alte Indianerin den Hund auf sich losstürzen sah, setzte sie sich, von Schrecken ergriffen, auf die Erde, und bat, indem sie ihm das Papier zeigte, ihrer zu schonen, da sie einen Brief zu bestellen hätte. Bei diesen Worten stutzte der wüthende Hund und näherte sich nach kurzer Ueberlegung liebkosend der Alten. Dies Ereigniß erfüllte die Spanier mit Erstaunen und erschien ihnen als etwas Uebernatürliches und Geheimnißvolles. Die alte Indianerin ward vom Gouverneur frei gelassen. Becerillo wurde nachmals in einem Gefechte gegen die Karaiben durch einen vergifteten Pfeil getödtet.

Französische Zeitungen meldeten im Jahr 1836 aus Valence vom 19. Februar folgenden Vorfall, welcher sich am 17. bei Montelimart ereignet hatte: Ein Metzger dieser Stadt, auf dem Schlachtviehkauf begriffen und 1500 Francs bei sich habend, kehrte zu Donzere in einem Wirthshaus ein. Drei ebenfalls dort eingekehrte Leute bemerkten sein Geld, und folgten ihm, als er aufbrach, auf dem Fuße. Sie überfielen ihn und versetzten ihm mehrere tödtliche Messerstiche. Ein großer Hund aber, welchen er bei sich hatte, sprang auf seinen Ruf sogleich auf die Mörder los, riß deren einen zu Boden, der zweite lief erschreckt davon, und der dritte, nicht muthiger, kletterte auf einen Baum. Der zu Boden geworfene Mörder, welchen der Hund mit großer Wuth gepackt hatte, ward nach einigem Ringen erwürgt, und lag entseelt neben dem unterdessen ebenfalls gestorbenen Metzger. Der Hund wachte nun am Fuße des Baumes, bereit, den dritten Mörder, wenn er herabzusteigen versuchte, in Stücken zu zerreißen. Nach einiger Zeit kamen andre Leute des nämlichen Weges und sahen das ganze furchtbare Schauspiel. Einige eilten sogleich nach Montelimart, um den Maire und die Gendarmerie beizuholen, und diese nahmen dann den Mörder, der noch immer auf dem Baume saß, in Haft. Auch der entflohene Mitverbrecher ward bald darauf eingefangen.

Vor mehr als hundert Jahren reiste Kaspar von Brandenburg, aus Zug gebürtig, Oberstlieutenant in spanischen Diensten, mit seinem Bedienten in der Schweiz über den Gotthardsberg in's Liviner Thal. Sie waren beide in der Nähe eines Fleckens, als eine große Schneelawine vom Gipfel des ungeheuren Berges herabschoß und sie beide begrub. Ein kleiner Hund des Officiers, der von Weitem folgte, entging diesem kläglichen Schicksale. Als das treue Thierchen seinen Herrn auf einmal verschwinden sah, fing es erbärmlich an zu heulen, wobei es zugleich mit großer Eilfertigkeit den Schnee

wegkratzte. Allein seine kleinen Pfötchen konnten dem Schneegrabe wenig von seiner Höhe nehmen. Da es nun merkte, daß seine Mühe vergeblich war, lief es zurück nach einem Kloster, das auf dem Gotthard liegt, in welchem sein Herr die Nacht vorher zugebracht hatte. Hier bellte es mit ausnehmender Freundlichkeit die Mönche an, zog sie am Kleide, lief nach der Thüre, kam wieder zurück, sah bald wieder nach der Thüre, bellte wieder, heulte und kratzte und gab auf diese Art den Mönchen sein dringendes Anliegen, daß sie mitgehen möchten, zu erkennen. Diese flehentliche Aufforderung trieb das Thier einen ganzen Tag und eine ganze Nacht fort. Endlich am Morgen wurden die Mönche achtsamer auf den bittenden Hund und gingen mit ihm. Er führte sie bis an den Ort, wo der frische Schnee lag; da kratzte er, bellte die Mönche mit Sehnsucht an und wedelte, auf Hülfe wartend, freundlich mit dem Schwanze. Nun konnten die Leute errathen, was das Thier wollte. Sie holten die nöthigen Werkzeuge, und nach einer langen, mühseligen Arbeit fanden sie die beiden Begrabenen, nachdem diese Unglücklichen 36 Stunden unter dem Schnee zugebracht hatten. Sie waren völlig noch am Leben, hatten aber, wie sich leicht erachten läßt, eine unbeschreibliche Angst ausgestanden. Das Bellen und Kratzen des Hundes hatten sie immerfort gehört. In der Oswaldskirche zu Zug, wo dieser Herr von Brandenburg begraben liegt, sieht man dessen Bildsäule und den klugen und treuen Hund zu seinen Füßen.

Der Häusler Richter zu Treugebühle, einem Dorfe bei Großenhayn im meißenschen Kreise, ging am 12. März 1795 in Geschäften aus und empfahl sein dreijähriges Söhnchen der Aufsicht seiner Frau. Diese, nachlässig in ihrer Mutterpflicht, denkt, als sie das Kind vermißt: es wird wohl beim Nachbar sein. So vergehn 4 Stunden. Indessen kommt der Vater nach Hause, fragt nach dem Kinde und findet es nirgends. Ganze Ortschaften suchen es 2 Tage lang vergebens; am dritten Tage kommt der Hund, der mit dem Kinde gelaufen war, frißt, und läuft wieder fort. Man folgt ihm und findet das Kind fünf Viertelstunden vom Dorfe in einem Tannenbüschchen erfroren.

Dr. Beattie, einer der bekanntesten Philosophen Englands, erzählt folgende Geschichte: Einer seiner Freunde ging im Winter mit seinem Hunde auf die Jagd. Sie mußten über einen Strom gehn, der zugefroren war; das Eis brach aber, und der Jäger fiel in's Wasser. Zum Glück hatte er seine Flinte quer vor den Leib

gehalten, und da diese über die Oeffnung lag und an beiden Seiten auf dem Eise ruhete, so hatte er an ihr eine Stütze, woran er sich eine Zeitlang halten konnte. Aus dem Wasser konnte er aber nicht kommen; denn er mußte befürchten, das Eis loszubrechen, worauf die Flinte ruhte, und dann war er ohne Rettung verloren. Der Hund sah die Noth seines Herrn und versuchte durch allerlei Künste, ihn zu retten, aber vergebens. Nun lief er, was er konnte, nach dem nächsten Dorfe, schmeichelte Allen, die ihm begegneten, und that, als wenn er ihnen etwas sagen wollte. Als sie ihn nicht verstanden, faßte er sie beim Rocke und zog sie nach der Gegend hin, wo sein Herr war. Einige, die sich über die Geschäftigkeit des Hundes wunderten, gingen mit ihm, kamen zu dem Eise, fanden den Mann und retteten ihn.

„Zwei Dachshunde eines Amtmanns im Hoyaischen," so erzählt der Kandidat Bornträger, „hatten die Gewohnheit, in den benachbarten Holzungen viel herum zu laufen, und einer war so unglücklich, mit der einen Vorderpfote in ein Fuchseisen zu gerathen. Vergeblich bemühete sich der andre, ihn zu erretten. Da er dies durchaus nicht konnte, kam er ganz außer Athem auf den Hof gelaufen und sprang an dem Verwalter in die Höhe, winselte erbärmlich, lief vorwärts, kehrte wieder um, da dieser es nicht bemerken wollte, und that immer ängstlicher, bis der Verwalter endlich aus der gar zu großen Unruhe des Thieres schloß, es müßte etwas Besonderes vorgefallen sein. Er folgte dem Hunde. Nun verwandelte sich die Unruhe desselben in die größte Freude und Ungeduld, daß ihm der Verwalter nicht so geschwind, als er wünschte, folgen konnte. Indeß führte er ihn über Stock und Stein, durch Büsche, Hecken und Moräste endlich an den Ort, wo der arme Gefangene in dem Fuchseisen saß, der denn auch glücklich erlöset ward."

„Ich habe," erzählt der Prediger Götze, „auf der Universität einen Hund gesehn, der so abgerichtet war, daß er in einem Körbchen Alles vom Markte holte, was auf dem eingelegten Zettel stand. Einst wurde er zum Fleischhauer geschickt, eine Bratwurst zu holen, um zu sehn, wie er sich dabei benehmen würde, wenn die andern Hunde seine Tracht witterten und ihn umringten. Kaum war er mitten auf dem Markte, so fanden sich schon viele seiner Kameraden zu der Wurst ein. Sogleich setzte er sein Körbchen hin, stellte sich davor und wehrte sich tapfer. Da er aber sah, daß er übermannt war, war er auch der Erste, der anpackte und fraß."

Der Friseur Klatemeyer zu Hannover begleitete im Januar

1784 einen seiner Bekannten, der nach dem nahe gelegenen Dorfe Döhren gehen wollte, zum Thore hinaus. Es war kalt und schon etwas spät, und er ging weiter mit ihm, als er sich vorgenommen hatte. Auf einmal entdeckten beide einen Hund, der vom Felde ab unter kläglichem Gewinsel auf sie zukommt, wieder nach einer gewissen Stelle zuläuft, auf's Neue zurückkommt und durch seine traurige Geschäftigkeit ein besondres Anliegen zu erkennen zu geben scheint. Klatemeyer folgt dem Thiere und findet einige hundert Schritte vom Wege abwärts einen Menschen auf der Erde liegen, um den der Hund mit beständigem Winseln herumspringt. Der Friseur ruft seinen Gefährten herbei und beide heben den Körper auf, den sie vor Kälte ganz erstarrt finden. Sie bringen ihn in ein nahe gelegenes Haus, wo man ihn durch zweckmäßige Mittel wieder in's Leben rief. Dieser Mensch war der Fahnenschmid beim Leibregiment, ein sonst sehr nüchterner und ordentlicher Mann. Er hatte auf dringendes Nöthigen einige Gläser Wein getrunken, den er nicht gewohnt war, und wodurch er auf seinem Wege nach Döhren so unwiderstehlich vom Schlafe überrascht wurde, daß er sich hingesetzt hatte. Da die Stelle, wo er lag, ziemlich weit vom Wege entfernt war, so würde ihn gewiß kein Reisender entdeckt haben, wenn nicht sein guter Hund so treu und liebevoll für ihn gesorgt hätte.

„Heinrich der Dritte, König von Frankreich, wendete jährlich hundert tausend Thaler an Vögel und Hunde. Unter andern hatte er 3 kleine Lieblingshunde, welche er in einem, mit einer prächtigen Kette an seinem Halse aufgehangenen Körbchen trug. So ging er dann in seinem Zimmer umher, und hatte ein großes Vergnügen, wenn er mit diesen kleinen Thierchen allein sein konnte. Liline, Mimi und Titi, welche man mit großen Kosten von Smyrna gebracht hatte, waren außerordentlich niedlich, schön und anhänglich. Man hatte sie abgerichtet, Schildwache zu stehn, und zur Bewunderung schön verrichteten sie dies Geschäft. Bei dem Bette zu Heinrich's Kopf gelagert, hielten sie einen Theil der Nacht Wache, indem sie mit 2 Pfoten an der Wölbung, die ihnen statt Schilderhauses diente, sich aufrecht hielten. Eine Pfeife, deren Ton diese kleinen Thierchen sehr gut kannten, diente, die Stunden der Wache zu ordnen. So wie der Wachhabende den silbernen Schall, der ihm den glücklichen Moment der Ruhe verkündete, hörte, biß er den schlafenden Kameraden, welchen in der Reihe das Wachen traf, in's Ohr. So löseten Liline, Mimi und Titi einander ununterbrochen

bis an den Morgen ab, und nie hat der König eine wachsamere und treuere Leibwache gehabt. Es ist bekannt, daß ein Priester Namens Clemens von Paris nach St. Cloud, wo Heinrich der Dritte sich aufhielt, kam, um ihn meuchelmörderisch umzubringen. Da der Priester in das Kabinet des Königs eingeführt wurde, um ihm einen Brief zu überreichen, der dem Frevel zum Vorwande dienen sollte, erhob sich Liline aus ihrem Wachhaus gegen ihn, und verrieth das boshafte Vorhaben des Bösewichts; denn dies kleine, sehr sanftmüthige Thier, das niemanden Leid zufügte, fing ganz zornig zu bellen an und wollte beißen. Der König ließ, wider seine Gewohnheit, die Hunde in ein benachbartes Kabinet bringen. Liline wurde wüthend und bellte noch stärker. Da bekam Heinrich zwei Dolchstiche und fiel in seinem Blute schwimmend nieder." (Mem. de Mont. p. 6.)

„Mein seliger Vater," erzählt der G. R. von Göckingk, „hatte einen großen schwarzen Pudel, der an Treue, Willigkeit und Gelehrigkeit wenig seines Gleichen hatte. Nachstehende wahre Geschichte mag das Andenken dieses merkwürdigen Thieres erneuern. Ungefähr im Jahre 1726 reiste mein Vater nach Gatersleben, um daselbst mit mehreren königlichen Räthen einer Kommission beizuwohnen. Der treue Hund war wider seines Herrn Wissen ihm nachgelaufen. Als die Kommissarien Mittags beim Essen saßen, kam der Pudel in den Saal, suchte seinen Herrn und meldete sich durch ein ungestümes Bellen bei ihm an. Der Herr befahl seinem Bedienten, den Hund aus dem Saale zu schaffen, dieser aber drohte, den Bedienten zu beißen, kehrte wieder zu seinem Herrn, bellte ohne Aufhören, zerrte denselben am Rocke, als wollte er ihn vom Stuhle reißen. Ein Stück Fleisch, womit man ihn zu beruhigen suchte, warf er mit einer Miene von sich, als wollte er sagen, jetzt wäre für ihn nicht Zeit zum Essen; vielmehr setzte er seine Zudringlichkeit auf eine ungewohnte Art so lange fort, bis sein Herr bemerkte, daß der Hund naß war, und aus seiner großen Geschäftigkeit etwas Unerwartetes vermuthete, aufstand und dem Pudel folgte. Sobald dies geschah, war der Hund still, sprang, vergnügt über die Erfüllung seines Verlangens, vor seinem Herrn hin und her und führte ihn und die ganze Gesellschaft auf die Brücke vor dem Schloßthore, stürzte sich mit größter Eilfertigkeit hinunter in's Wasser und schwamm auf einen Sandberg zu. Während dieser Zeit erblickte die Gesellschaft unweit des Ufers ein kleines Mädchen, welches mit Weinen und Händeringen erzählte, ihr dreijähriger Bruder wäre von der

Brücke hinunter gefallen; der große schwarze Hund, welcher auf der Brücke gelegen hätte, wäre sogleich hinterher gesprungen und hätte ihren Bruder todt gebissen und auf den Sandberg geschleppt. Als man dahin blickte, sah der Hund nach seinem Herrn und erwartete dessen Befehl; weil es aber zu bedenklich schien, dem Hunde die Ueberbringung des Kindes zu befehlen, wozu er sich sehr bereitwillig zeigte, so wurde ihm von seinem Herrn zugerufen: couche! worauf sich derselbe neben dem Kinde niederlegte und dasselbe so lange in einem fort beleckte, bis es mit einem Kahn abgeholt wurde. Es war unverletzt; er hatte es bloß an den Kleidern gefaßt und es wurde bald völlig wieder hergestellt."

„Auf der Messe zu Danzig zeigte man im Jahre 1754 einen kleinen Hund, der eine Menge Kunststücke verstand, welche ihm sein Herr in französischer und holländischer Sprache beigebracht hatte. Aus einem gedruckten kleinen Buche, das über hundert Fragen in französischer und holländischer Sprache nebst deren Beantwortung enthielt, konnte sich jemand eine Frage auswählen, welche er wollte. Wenn man deutsch fragte, so legte der Herr des Hundes diesem die Frage französisch vor, und befahl dem Hunde, darauf zu antworten. Die Antworten bestanden in ein bis zwei Wörtern, zu welchen der Hund die Buchstaben suchte und sie nach einander hinlegte, bis die Wörter vollständig waren. Wenn ihn z. B. jemand fragte, wer Rom erbaut hätte, so legte er die Buchstaben, welche zu dem Worte Romulus erforderlich sind, nach einander in eine Reihe hin. Auf die Frage, wer der erste römische Kaiser gewesen, legte er die Buchstaben Julius Cäsar zusammen. Ferner konnte dieser Hund angeben, wieviel Uhr es wäre. Der Herr fragte ihn, welche Zeit es wäre, und wies zugleich mit dem Finger auf den Stundenzeiger einer Uhr und auf die römische Zahl der Stunde. Der Hund sah die Zahl an, ging nach den Karten hin, worauf die römischen Ziffern einen Zoll groß standen, und holte diejenige, welche die gefragte Stunde anzeigte. Hierauf zeigte ihm sein Herr den Minutenzeiger und die Zahl, auf welche derselbe wies, und fragte den Hund, wie viele Minuten es wären. Wenn der Hund die Zahl der Minuten betrachtet hatte, ging er nach den Karten hin und holte das Blatt, auf welchem die angegebenen Minuten standen. Wenn man ihn fragte, wie viele Frauenzimmer zugegen wären, so legte er sogleich die Zahl hin, welche ihre Summe angab. Wenn er Fragen wegen der Farben beantworten sollte, so wies sein Herr mit dem Finger auf dieselbe, z. B. auf die Weste, die jemand trug. Der Hund

sprang sogleich an die Person hinauf, betrachtete die Farbe aufmerksam, ging alsdann fort, las die Farben aus den ihm vorgelegten Farben aus und brachte sie. Das Schwerste, was ihm zu beantworten vorgelegt wurde, und wobei er eine Art von Rechenmeister machte, war das Dividiren. Man legte ihm einige von den Karten vor, auf denen die Minutenzahlen standen, und zwar die Zahl, die dividirt werden sollte, in die obere Reihe, die andre aber, wodurch man sie getheilt haben wollte, unter die vorige, beide etwas zur Rechten von dem Herrn. Z. B. oben lag 21 und unter dieser 7. Der Herr wies nun zuerst mit der Hand auf die 7, und hernach auf die 21. Der Hund sah aufmerksam die ihm gewiesenen Zahlen an, und zugleich fragte ihn sein Herr, wie vielmal 7 in 21 enthalten wäre. Der Hund ging zu den hinter ihm liegenden andern Karten, suchte die Zahl 3 heraus und legte sie vor den Füßen seines Herrn nieder. Hatte man etwa statt der 21 eine 23 hingelegt, so brachte er auf die erste Frage, die an ihn erging, auch die 3, allein auf die andre Frage wegen des Uebrigbleibenden holte er noch die 2." (Hanov's Seltenheiten der Natur und Oekonomie. 3ter Band.) — Die Abrichtung zu diesen Kunststücken geschieht auf ähnliche Weise, wie wir's beim Pferde sehn werden. Die Zahlen, Buchstaben oder Farben liegen für den Hund in einer Reihe; er geht mit der Nase an dieser hin, und nimmt diejenige, bei der sein Herr ein leises Zeichen mit dem Finger gibt.

D'Obsonville besaß einen Bullenbeißer, welchen er selbst in Indien aufgezogen hatte, und nahm ihn von Pondichery nach Benglor mit, welche beiden Orte über dreihundert Stunden von einander entfernt sind. Wir brachten auf unsrer Reise, sagt er, beinahe drei Wochen zu und mußten über Ebnen und Berge, durch Flüsse und zwar an seichten Orten und auf verschiednen Nebenwegen gehn. Das Thier, das vorher noch nie in dieser Gegend gewesen war, verlor mich zu Benglor und lief sogleich nach Pondichery zurück. Es ging geraden Weges nach dem Hause des Herrn Beylier, der damals Befehlshaber der Artillerie und mein Freund war, mit dem ich insgemein gelebt hatte.

„Ein Spitzenhändler aus Elterlein, bei Annaberg, nahm vor etwa 50 Jahren auf einer Reise nach dem berliner großen Markte, wie gewöhnlich, seinen großen schwarzen Pudel mit. Als er nach geendigtem Jahrmarkte mit Einpacken fertig war und eben mit Andern auf die gleich darauf folgende frankfurter Messe abreisen wollte, fehlte der Pudel und war im ganzen Hause nicht zu finden. Da

sich der Kaufmann nicht aufhalten konnte, gab er dem Gastwirthe den Auftrag, ihm den Hund durch einen Expressen nachzuschicken. Als am folgenden Tage neu angekommene Fremde in ihr Zimmer geführt werden, springt bei Oeffnung der Thür der vermißte Pudel heraus, der aus Versehn eingeschlossen worden war, sucht seinen Herrn zuerst auf dessen Zimmer, dann in der Bude, und als er ihn da nicht findet, wieder in allen Winkeln des Gasthofes, wo er sich durchaus nicht fangen läßt. Zwei Tage darauf, als die Familie des Kaufmanns eben bei Tische sitzt, kommt dort der Pudel an. Man besorgt, es möchte dem Vater ein Unglück begegnet sein, weil der Hund allein kommt, da man doch den Herrn desselben in Frankfurt weiß. Man bemerkt das emsige Suchen des Pudels im ganzen Hause und in allen Häusern, wo sein Herr hinzugehen pflegte, und sucht ihn durch Speise zu beruhigen. Vergebens. Nach abermaligem Suchen ist der Pudel auf einmal wieder fort. Den zweiten oder dritten Tag darauf kommt er wieder im Gasthofe zu Berlin an, durchsucht wieder das ganze Haus, verläßt es dann eilig und trifft am folgenden Tage bei seinem Herrn zu Frankfurt an der Oder in der Bude ein. In einer Zeit von 4 bis 5 Tagen hatte also dieser Hund die Reise von Berlin nach Elterlein hin und zurück und wieder nach Frankfurt, was fast siebenzig Meilen beträgt, gemacht, und dabei die Mulde passirt." (Die Hausthiere. Leipz. Baumg. 1834.)

„In den Straßen von Paris," sagt A. Antoine, „begegnet man oft einem Manne, der einen kleinen Esel am Zaume führt und eine große Dogge bei sich hat, die einen Wagen zieht, worin ein Dutzend Hündchen sitzen. Diese sind als Harlekin, Marquis, Kommissaire u. s. w. gekleidet, können aufrecht wie Menschen gehn, Menuet und andre Tänze tanzen, nehmen dann den Hut ab und bitten die Zuschauer um Geld. Einst befinde ich mich auf der Insel St. Louis in einer zahlreichen Gesellschaft; da öffnet ein Bedienter die Thür und in den Saal tritt eine 15 Zoll hohe Dame, wie die Gräfin von Escarbagnas gekleidet, macht uns tausend Komplimente und springt vor Freuden. Ist's möglich, ruft die Hausfrau aus, das ist ja meine Hündin Finette, und siehe, da springt ihr das Thierchen in die Arme und überhäuft sie mit Schmeicheleien. Das kleine, kluge Hündchen war seit 3 Monaten verloren, der Hundemeister hatte es aufgefangen und abgerichtet, aber jetzt war es zufällig mit der Truppe vor seiner ehemaligen Wohnung vorbeigezogen, vom Wagen gesprungen und zu seiner Herrin geeilt.

Der Meister kam bald nach und wollte Finettchen reklamiren; diese aber riß sich die Kleider vom Leibe, und warf sie ihm vor die Füße, als wollte sie ihm sagen: „Da nimm, was dir gehört; mich kriegst du nicht." Die ganze Gesellschaft war über diesen Beweis von Hundeklugheit entzückt. Die Dame bezahlte den Mann gut für seine gehabte Mühe, kaufte Finettchens Kleid und ließ den ganzen Abend die Gesellschaft durch sie unterhalten."

„Manche Manufakturisten," sagt derselbe, „bedienen sich der Hunde, um in Rädern zu gehn, und so mußten sie früher auch oft die Räder drehen, welche den Bratspieß trieben. Im Collège de la Flèche hat sich folgender Vorfall ereignet, für den ich einstehn kann, weil ich ihn von einem durchaus wahrheitsliebenden Manne, der Zeuge davon war, vernommen habe. Einst hatte der Koch den Braten für's Abendessen an den Spieß gesteckt, aber der Hund, an dem die Reihe war, das Rad zu treten, war nicht zu sehn. Er rief und suchte ihn vergeblich allerwärts, während einer seiner Kameraden, welcher den Dienst nicht hatte, ganz nachlässig am Feuer hingestreckt lag. Diesen wollte er nun beim Schopfe nehmen und in's Rad stecken; aber da kam er schlecht weg. Der Hund knurrte, biß ihn tüchtig und nahm Reißaus. Der Mann stand ganz verdutzt, denn der Hund war sonst sehr sanft und hatte ihn sehr lieb. Die Wunde war tief und mußte verbunden werden. Währenddem läßt sich ein anhaltendes Gebell hören; es war der entwischte Hund, welcher jetzt den Delinquenten mit tüchtigen Bissen herbeitrieb."

„Vor kurzer Zeit," erzählt ebenfalls A. Antoine, „hat man in London ein rührendes Beispiel von Hundetreue gesehn. Das Thier war untröstlich über den Verlust seines Herrn und wollte ihn selbst im Tode nicht verlassen. Die Nachbarn des Kirchhofs St. Olav sind Zeugen seiner That gewesen und die Zeitungen haben über dieselbe Bericht erstattet. Der treue Hund hatte seinen Herrn während einer langwierigen Krankheit nicht verlassen; er sah ihn in den Sarg legen und begleitete ihn mit Jammergeschrei zu Grabe. Sobald er hineingesenkt war, flüchtete er, ohne auf den Ruf der Umstehenden zu hören, in eine Höhlung, die ein nahe stehendes verfallenes Grab darbot, und dieses kleine, ihn kaum fassende Loch wurde nun seine Wohnung. Er floh nun jeden Umgang mit Hunden und Menschen und kam nur hervor, wenn der äußerste Hunger ihn quälte, um in einem benachbarten Hause Futter zu suchen. Begegneten ihm unterwegs Hunde, so achtete er sie gar nicht, denn nur mit dem Todten wollte er leben. Fast 10 Jahre lebte er so

auf dem Kirchhofe. Endlich blieb er einmal zur Essenszeit aus; man ging, ihn zu suchen, und fand ihn todt auf dem Grabe seines Herrn."

„Ueber den großen St. Bernhard," heißt es in dem Almanach „die Alpenrosen," „führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden hohen Felsenthale, von mit ewigem Schnee bedeckten Felsen umschlossen, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhard's. Hier wohnen 10 bis 12 fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirthen und ihnen alle Hülfe angedeihen zu lassen. In den 8 oder 9 Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter großer Hunde. Diese gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder andern stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem ermüdeten Wandrer zur Erquickung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten, oder die gefährlichen Schneegestöber sich von Weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher, und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde." Seine Abbildung sieht man in Schinz's Naturg. und Abb. der Säugethiere.

„Ich selbst," sagt Bechstein, „weiß ein Beispiel, daß ein Pudel, den ein Werbeofficier Namens Sander aus Holland mit nach Gotha brachte, etliche Wochen darauf, da ihn sein Herr eines Versehens halber übel traktirte, ganz allein von Gotha aus wieder nach Berg-op-zom lief. Ein Freund von ihm schrieb ihm nach Gotha, daß er seinen Hund in Empfang genommen hätte; er wäre vor etwa acht Tagen gekommen, und er hätte nicht anders geglaubt, als daß er das Vergnügen haben würde, ihn nachkommen zu sehen. Da dies aber nicht geschehen, so wolle er sich doch nach der Ursache dieser Erscheinung erkundigen. Ein anderes: Einer meiner Freunde, der Herr Dr. Vognetz, schickte durch den Ordonanzboten einen Pudel von Gotha aus nach Holland an einen Verwandten. Acht Tage blieb er da, hierauf machte er sich wieder ganz allein auf den Weg, und kam den 13ten Tag ganz ausgehungert wieder in Gotha an. Ich habe selbst auch eine englische Dogge gekannt, die in die Fleischbänke ging und Fleisch holte, allein wehe den Hunden, die sich ihr näherten. Sobald nur einer von Weitem Miene machte, nach dem Korbe zu gehen, so setzte sie denselben hin, und schüttelte den Näscher, daß er sich die Lust gewiß nicht wieder ankommen ließ."

F. E. Jester, Oberforstmeister zu Königsberg, hatte einen Freund, welcher einen sehr klugen Mops besaß. Einstmals, da die Familie bei Tische versammelt war, wollte der Mops hinaus gelassen sein; da aber niemand auf sein Verlangen achtete, kam er auf den Gedanken, an der Schelle zu ziehn, sprang nach der Leine derselben, konnte sie aber nicht erreichen. Dies bemerkte Jester, welcher gerade gegenwärtig war, stand auf, setzte einen Stuhl neben die Thür, der Hund sprang ungesäumt darauf und schellte. Ein Diener erschien, ließ den Hund hinaus, und seitdem schellte dieser jedesmal, wenn er aus der Stube wollte.

Im Jahr 1789 ging der Schulze von Laisingen, Johann Schurer, bei tiefem Schnee an einen benachbarten Ort, und da er etwas zu viel Wein zu sich genommen hatte, so war er so unglücklich, in einen Graben zu fallen. Ein großer Hund, den er bei sich hatte, gab sich alle Mühe, seinen Herrn mit den Zähnen heraus zu ziehen; aber umsonst. Hierauf lief er nach Hause, zerrte des Schulzen Sohn beim Kleide, winselte, lief vor das Haus, und gab deutlich genug zu verstehen, daß er ihm folgen sollte. Diesem ahndete der Vorfall und er folgte dem getreuen Führer, der ihn auch an gedachten Graben brachte, wo der Vater im tiefen Schnee steckte, den er halb todt herauszog und zum Leben brachte.

Im Juni des Jahres 1850 ward in Gotha nebst andren wilden Thieren ein Wolf gezeigt. Während ihn viele Zuschauer betrachteten, arbeitete er sich aus seinem Käfich heraus und verbreitete allgemeinen Schrecken. Ein Hund, welcher dem Besitzer der Menagerie gehörte und eben ruhend zwischen den Rädern eines Wagens lag, sprang jetzt, als er die Noth bemerkte, ungeheißen rasch hervor und biß sich fest in die Kehle des Wolfes, der ihm an Größe weit überlegen war. So gewann der Mann Zeit, aus einem schnell vom Zelte geschnittenen Stricke eine Schlinge zu fertigen und diese dem Wolfe um den Hals zu werfen. Er zerrte ihn nun mit aller Gewalt nach dem Käfiche hin, bemerkte aber nach einiger Zeit mit großem Schreck, daß er dem Wolf den Hals zu fest zugeschnürt hatte, denn dieser war todt, ehe er am Orte seiner Bestimmung anlangte.

Zucht und Abwartung.

Die Hündin ist gewöhnlich zweimal im Jahre (meist im Februar und August), jedesmal 9 bis 14 Tage, läufisch, d. h. zur Paarung geneigt, und bekommt 9 Wochen nachher jedesmal 2 bis 13 Junge, welche gewöhnlich 9 Tage blind sind, zuweilen aber auch viel länger, wie ich denn z. B. einmal eins gezogen habe, das erst am 19ten Tage die Augen öffnete. Man macht ihr im Voraus in einer stillen Ecke, an einem lauen Orte, ein weiches Lager zurecht, und läßt, damit es ihr nicht zuviel wird, höchstens 4 bei ihr; die andern legt man in eine Grube und tritt schnell Erde drüber. So lange sie säugt, füttert man sie so gut als möglich. Sollte sie aber durch einen Zufall gleich alle Junge verlieren, so kann sie, weil ihr die Milch nicht abgesogen wird, krank werden und sterben. Am besten beugt man dem vor, wenn man sogleich anderswoher junge Hündchen, in Ermangelung derselben auch junge Kätzchen oder andre ähnliche Thierchen beischafft, um an ihr zu saugen, und jedenfalls muß man ihr, bis sie so versorgt ist, so sparsam als möglich zu fressen und zu saufen geben. Die Jungen läßt man gern 6 Wochen saugen, und thut wohl, wenn man sie nur allmälig von der Alten nimmt, und letztere auch zu dieser Zeit, damit die Milch leichter vergeht, recht mager füttert. Die Hündin liebt ihre Jungen außerordentlich, vertheidigt sie gegen Feinde mit rasender Wuth, und schleppt sie, wenn man sie ihr nimmt, wo möglich im Maule zurück. Merkwürdig ist es, wie verschieden oft die Jungen einer Hündin ausfallen, wenn sie sich mit verschiednen Hunden gepaart hat;

da sieht man denn zuweilen in demselben Neste einen kleinen Spitz, Dachshund und Mops ganz ruhig neben einander liegen; oft aber werden es Mitteldinger. Will man rechte Freude an seinen Hunden haben, so thut man wohl, sich Junge von recht ächten Eltern zu verschaffen und selbige selbst aufzuziehn. Man füttert sie anfangs mit süßer Milch und Brod, und gestattet nie, daß sie von Fremden gefüttert, geliebkost oder geneckt werden. Nimmt man einzelne Junge von der Alten, um sie aufzuziehn, so schreien sie gewöhnlich vor Sehnsucht nach Gesellschaft ganz jämmerlich. Ich pflege ihnen daher immer ein Kaninchen zur Gesellschaft zu geben. 14 Tage alt hat der junge Hund schon volle Reihen von Milchzähnen; der Zahnwechsel beginnt, wenn er vier Monate alt ist; er wechselt dann die 2 mittelsten Schneidezähne, im sechsten Monat die übrigen Schneidezähne nebst den Eckzähnen, wobei er leicht krank wird; ist er ein Jahr alt, so sind alle neuen Zähne ausgewachsen. So lange ein Hund jung ist, hat er schöne, weiße, vollkommne und scharfe Zähne; später werden sie erst am Zahnfleische hin gelb oder braun und zuletzt rückt diese Farbe der Spitze immer näher; dabei werden die Zähne immer stumpfer, die Schneidezähne schleifen sich allmälig ganz weg, Stücken von Zähnen brechen ab, und im hohen Alter werden auch bei dunkelgefärbten Hunden die Haare um die Augen grau. Im Ganzen kann der Hund fast Alles genießen, was der Mensch genießt. Am besten ist es, ihn ganz einfach zu füttern; dergleichen Fütterungen sind: a) grobes Brod, wozu auch Milch, oder Brühe von abgekochten Knochen kommen kann; je mehr süße oder saure Milch ein Hund bekommt, desto besser. Saure Molken taugt in der Jugend nichts, später auch wenig, und macht starken Durchfall; b) gekochtes Haferschrot, mit etwas Salz und Knochenbrühe, oder süßer oder saurer Milch angerührt. Er darf aber diese wie jede andre Speise nie heiß, höchstens lau und zwar nur aus irdnen oder hölzernen Geschirren, die immer rein gehalten werden, bekommen. Einen rasseldürren Hund habe ich einmal bloß mit diesem Futter in 3 Monaten schneckfett gemacht. Gersten- oder Roggenschrot bekommt ihm noch besser als Haferschrot. Ganze Getreidekörner darf man nicht füttern, weil er sie durchaus nicht verdaut, wenngleich sie stark und bis zum Platzen gekocht sind. c) Zur Abwechselung mit den genannten Fütterungen bloße Weizenkleie, mit kalter Milch angerührt, oder bloße gekochte Kartoffeln. Die letzteren frißt der Hund meist gern, verdaut sie aber so schlecht, daß eine Menge Stücken davon im Miste bleiben, also nicht als Nahrung

von ihm benutzt werden. Hunde, welche noch nicht 1 Jahr alt sind, werden sehr leicht durch solche Kartoffeln krank. Soll ein Hund viel und oft Kartoffeln fressen, so muß man dieselben erst roh schälen und zerstückeln, dann zu Brei zerkochen. d) Eine Lieblingsspeise großer Hunde sind bekanntlich Knochen; sie bekommen ihnen auch sehr gut und das Zerbeißen derselben stärkt ihr Gebiß. Am nahrhaftesten und angenehmsten sind die von jungen Säugethieren, namentlich Kälbern. Ich fütterte einen großen Hund 2 Monate bloß mit Knochen, wie sie vom Tische kommen, und er wurde schneckfett. Einen jungen Hund fütterte ich 3 Monate lang bloß mit gekochtem Kalbs- und Rindfleisch. Er befand sich dabei auch vortrefflich, wuchs so quatt, daß die Beine sich unter der Masse des Körpers bogen, ward aber nachher sehr kräftig, geradbeinig und schön. Viele Hunde sind sehr erpicht auf faules Fleisch und wälzen sich auch gern darauf, je ärger es stinkt, desto lieber. Es schadet ihnen nicht. Hunde, die nicht viel Arbeit haben, dürfen nicht viel Fett fressen. Wenn ein alter Hund sich täglich Einmal recht satt fressen kann, so hat er genug daran; besser ist's aber, ihn zweimal zu füttern; gibt man ihm Abends so viel, daß er genügend gesättigt ist, so bleibt er sicherer die Nacht über auf seinem Posten und kann auch, weil er keinen Hunger hat, nicht von Dieben bestochen werden; früh gibt man ihm dann noch eine Viertelsmahlzeit oder eine halbe. Muß er stark arbeiten, z. B. ziehn, so bekommt er vorher nur wenig zu fressen, am besten Brod. Das gewöhnliche Getränk des Hundes ist frisches, reines Wasser; er sollte dessen immer zur Genüge stehn haben, und namentlich bedarf er viel, wenn er stark gesalzene Dinge gefressen hat. Im Winter begnügt sich ein nicht verweichlichter Hund statt Wassers mit Schnee; liegt aber kein Schnee oder kann er nicht dazu, so bedarf er Wasser. Auch andre bei uns einheimische Säugethiere und Vögel genießen im Winter meist Schnee statt Wasser, wenn sie letzteres nicht nahe haben.

Die zweckmäßigste Wohnung für den Hund ist ein Häuschen, welches, mit Ausnahme des immer offnen Eingangs, luft- und wasserdicht ist und an einem vor großer Kälte, Hitze und Wassersnoth geschützten Orte steht. Vor dem Häuschen ist ein gepflasterter, freier Platz, wenigstens so breit wie der Hund und dreimal so lang, auf welchem der Wassernapf steht und das Futter verzehrt wird. Der Platz ist mit Bretern umzäunt, die Thür-Ränder und Pfosten sind mit Eisenblech beschlagen, weil der Hund hier gern einen

Ausweg zu erzwingen sucht und nagt. Die Thür dieses Hundezwingers steht mit dem Hofe in Verbindung, und wird geöffnet, sobald dieser gut geschlossen ist, so daß der Hund über Nacht frei auf ihm herum laufen kann. Er ist dann desto wachsamer, weil er am Tage geruht hat. Früh, ehe der Hof geöffnet wird, sperrt man den Hund wieder in seinen Zwinger, indem man ihn mit seinem Frühstück hinein lockt. Soll aber derselbe Tag und Nacht an der Kette bleiben, so ist es gut, wenn diese recht lang, um den Platz herum aber doch eine Umzäunung ist, damit er keinen Fremden oder das frei herumlaufende Vieh beißen kann. Das Häuschen wird alle 7 oder 14 Tage gereinigt, bekommt frisches, trocknes Stroh, unter welches in der warmen Jahreszeit eine dünne Lage von Asche gestreut wird, die vor Flöhen schützt.

Fernere Behandlung und Abrichtung.

Viel hierher Gehöriges ist schon oben, vorzüglich beim Hühnerhund gesagt. Hier noch Folgendes: Ein Hund darf, wenn er wirklich Strafe verdient hat, nur auf frischer That und auf eine solche Weise bestraft werden, daß er wirklich weiß, wofür er die Strafe bekommt. Geschlagen darf er nur werden, wenn an eine Hülfe durch andre Mittel nicht zu denken ist; die Hiebe muß er auf's Hintertheil bekommen, während er im Genick, wo möglich auf den Boden gedrückt, fest gehalten wird. Zausen oder treten darf man ihn nicht. Tückisch darf man nie zu Werke gehn: wer seinen Hund freundlich an sich lockt, ihn dann plötzlich packt und prügelt, verdirbt ihn ganz. Um ihn zu gewöhnen, daß er sicher auf den Ruf jedesmal kommt, ist, wenn man nicht wie beim Hühnerhund angegeben, verfahren will, kein Mittel besser, als daß man ihm recht oft, so wie er auf den Ruf kommt, ein Stückchen Brod oder Fleisch gibt, ihn auch auf dem Rücken, gegen den Strich der Haare, mit den Fingern tüchtig krabbelt, denn durch nichts kann man sich seine Gunst leichter erwerben. Je mehr man sich mit einem Hunde abgibt und sich bemüht, ihm das zu Lernende recht begreiflich zu machen, desto leichter lernt er. Ich habe Hunde gekannt, die fast jedes Wort ihres Herrn zu verstehn schienen, auf seinen Befehl die Thür öffneten oder verschlossen, den Stuhl, den Tisch oder die Bank herbeibrachten, ihm den Hut abnahmen oder holten, ein verstecktes Schnupftuch u. dgl. aufsuchten und brachten, den Hut eines ihnen bezeichneten Fremden unter andern Hüten durch den Geruch hervorsuchten u. s. w. Ueberhaupt ist es eine Lust, einen klugen Hund zu beobachten, wie er die Ohren und Augen wendet, wenn er den Be-

fehl seines Herrn erwartet, wie entzückt er ist, wenn er ihm folgen darf, und wie jämmerlich dagegen sein Gesicht, wenn er zu Hause bleiben muß; wie er ferner, wenn er voraus gelaufen und an einen Scheideweg gekommen, sich umsieht, um zu erfahren, ob links oder rechts; wie glückselig er ist, wenn er einen recht klugen, wie beschämt, wenn er einen dummen Streich gemacht hat; wie er, wenn er ein Unheil angestellt hat und nicht gewiß weiß, ob sein Herr es merkt, sich hinlegt, gähnt, den halb schlafenden und gleichgültigen spielt, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, dabei aber doch von Zeit zu Zeit einen ängstlichen, ihn verrathenden Blick auf seinen Herrn wirft; wie er ferner jeden Hausfreund bald kennen lernt, unter Fremden Vornehm und Gering leicht unterscheidet, vorzüglich einen Ingrimm gegen Bettler hegt u. s. w. Von den Leistungen der Hirten-, Fleischer- und Jägerhunde ist schon die Rede gewesen. Hübsch sieht sich's auch mit an, wenn ein Hund emsig seinem Herrn zu Gefallen Trüffeln sucht, für die er doch von Natur eigentlich gar keine Liebhaberei hat, wie ein andrer seinem Herrn den Schubkarn unermüdlich ziehn hilft und sich um so mehr anstrengt, je mehr er sieht, daß sein Herr es thut.

Die richtige Zeit, wo man bei einem Hunde die Abrichtung (Dressur) beginnen darf, ist gekommen, sobald derselbe 1 bis 1½ Jahr alt ist; im höheren Alter begreift er oft schwer oder gar nicht, vorzüglich wenn auch noch die Macht der Gewohnheit ein Hinderniß abgibt. So gibt es z. B. übrigens gute Schäferhunde, welche nur gewohnt sind, die Schafe von Saat- und Kartoffelstücken abzuhalten, und dann, wenn sich die Umstände ändern, im Alter durchaus nicht dahin gebracht werden können, dieselben auch von Kohl- oder Kleestücken abzuhalten. Bei Schäfer- und Hirtenhunden kommt es oftmals vor, daß sie zu scharf beißen; auch hat man oft andre Hunde, die gegen Thiere und Menschen zu beißig sind und es doch nicht sein sollten. In diesem Falle bricht man ihnen die Eckzähne ab, das heißt, man schiebt ihnen einen kurzen, dicken Stock quer in's Maul, so daß dieses weit aufsteht, bindet ihn hinter dem Kopfe an's Halsband, packt dann jeden Eckzahn in seiner Mitte mit einer recht scharfen Kneipzange, drückt (aber bricht nicht), und der Zahn springt an der gedrückten Stelle leicht ab. Man kann sie auch statt dessen leicht mit der Feile stumpf machen. Manche Schäferhunde nehmen die Steine, welche der Schäfer (statt Erde) wirft, so eifrig in's Maul und kauen so stark und lange daran, daß ihre Zähne schon in wenigen Monaten stumpf geschliffen sind. Sind Hunde

so boshaft, daß sie selbst ihrem Herren gefährlich werden, so thut man am besten, sie gleich tödten zu lassen, oder man versucht erst die zwei vom Stallmeister Kegel herstammenden Mittel: 1) „Man legt dem Hunde zwei Korallenhalsbänder um, jedes mit einer langen Leine, der Herr nimmt die eine Leine selbst und gibt die andre einem starken Gehülfen. Sobald der Hund nach dem Herrn beißt, reißt ihn der Gehülfe mit aller Gewalt gegen sich, gleich darauf wieder der Herr, dann wieder der Gehülfe, und so abwechselnd, bis der Hund alle Fassung verliert und sich in sein Schicksal ergibt." 2) „Führt man einen gefährlichen Hund, so muß es vermittelst eines ellenlangen Stockes geschehn, welcher am Korallenhalsband befestigt ist und verhindert, daß einem der Hund, wenn man ihn damit abstößt, nicht zu Leibe kann. Statt der Peitsche kann man sich dabei eines ellenlangen Stockes bedienen, der vorn einen starken, eisernen, etwas stumpfen Stachel hat. Mit diesem sticht man ihn, statt zu schlagen, und fährt er doch auf einen los, so stößt man ihm den Stachel gerade in den Rachen, worauf er gewöhnlich klüger wird." Statt des von Kegel vorgeschlagenen, am Halsband befestigten Stockes habe ich mich eines Schildes bedient, welches ein Loch hatte, durch das ich die Kette und dann mit dieser den Kopf des Hundes dicht an das Schild zog; so war er wehrlos, und ich hatte beim Ab= und Anmachen der Kette am Schilde ein sicheres Schutzmittel gegen Bisse. Wen übrigens nicht große Liebhaberei oder sonst etwas zu solchen Dingen zwingt, der befasse sich ja nicht damit. Es kann jedoch Jedem widerfahren, daß irgendwo ein großer, böser Hund auf ihn losspringt. Dann nehme man nicht Reißaus, sondern bleibe ganz ruhig stehn und sehe ihm, ohne die geringste Bewegung zu machen, fest in die Augen; oder man halte die rechte Hand bereit und richte die Augen fest auf seinen Hals; beides macht ihn in der Regel so stutzig, daß er erst stehn bleibt, dann sich leise entfernt. Fährt er dennoch zu, so packt man ihn im Nu gleich hinter der Kinnlade am Halse, hält ihn hoch und von sich ab, so ist er wehrlos, und eilt, sobald man losläßt, mit eingezogenem Schwanze von dannen. Hat man Handschuhe an oder ein Tuch um die Hand gewickelt, so kann man auch einem zufahrenden Hunde die geballte Faust tief in den Rachen stoßen; er ist dann ganz wehrlos und froh, wenn er wegkommt. Ich habe einen jungen Mann gekannt, welcher sich sehr oft den Spaß machte, recht große und böse Kettenhunde in Wuth zu setzen und ihnen dann plötzlich die Faust in den Rachen zu stoßen. Bei keinem hat er es zweimal

gethan, denn sie verkrochen sich jedesmal, so oft er das Vergnügen hatte, sie wiederzusehn. Ist man genöthigt, einen bösen Hund, den man nicht fest hat, zu vertreiben, so nehme man außer dem Stock, welchen man in der rechten Hand hat, auch einen kurzen oder besser einen Hammer oder sonst ein eisernes Werkzeug in die linke, welche man vorhält, während man mit der rechten ausholt.

Auf große, gut abgerichtete Hunde muß ihr Herr ein wachsames Auge haben, damit sie ihre Kunststücke nicht zu unrechter Zeit machen. Einer meiner Verwandten ließ sich vor mehreren Jahren bei einem Banquier Geld auszahlen. Dieser zählt das Geld auf den Tisch, wird dann zufällig schnell weggerufen, und jener will die Summe einstreichen; da springt ihm plötzlich eine große Dogge an den Hals, die bis jetzt ganz ruhig gelegen und von ihm nicht beachtet worden war. Er will sich wehren und um Hülfe rufen; aber sie hat ihn schon fest und beißt bei der geringsten Bewegung fester zu, so daß er in Gefahr ist zu ersticken. Es blieb ihm nichts übrig, als ruhig zu stehn, bis endlich der Banquier wieder kam, der seinerseits auch nicht wenig erschrak und tausendmal um Verzeihung bat.

Die Kunst, große Hunde auf den Mann zu dressiren, wird jetzt weniger betrieben als sonst, weil an vielen Orten die Zahl der Hunde jetzt durch die Hundesteuer sehr beschränkt ist; jedoch habe ich noch hie und da, wie z. B. in München, Leute gefunden, welche ganz davon leben; in hiesiger Nähe ist auch ein Mann, welcher die Sache mehr aus Liebhaberei, übrigens sehr meisterhaft, betreibt. Man kann auf zweierlei Weise verfahren, die erste aber ist, wenn sie zu haben, die beste: 1) Der Mann, welcher abrichtet, läßt sich Hosen und Jacke doppelt von Sacktuch machen und zwischen das doppelte Tuch daumendick Werch stopfen. Die Aermel der Jacke gehn 4 Zoll weit über die Fingerspitzen, und hinten an der Jacke ist eine eben solche Kaputze festgenäht, die er über den Kopf schlagen kann, wo sie noch zu jeder Seite des Gesichts $\frac{1}{2}$ Fuß weit vorragt. Ein gleiches Hatzgewand besitzt sein Gehülfe. Derjenige von beiden, welcher hetzt, hat seine gewöhnliche Kleidung an und den Hund an der Leine; der Andre steht im Hatzgewand, eine Peitsche in der Hand, neben einem Pfahle. Mit der Peitsche klatscht, mit dem Maule schreit er, und sucht auf alle Weise den Hund zu necken. Dieser wird wüthend, sein Herr läßt ihn endlich, wenn er recht feurig ist, mit dem Worte faß! los. Der im Hatzgewande klammert sich, um nicht niedergeworfen zu werden, an den Pfahl, der Hund zaust, jedoch ohne ihn eigentlich beschädigen zu können, an ihm herum und

sein Herr zeigt ihm die rechte Stelle, wo er packen soll. Von Zeit zu Zeit wird der Hund abgerufen, dann wieder gehetzt u. s. w. Eigentlich muß der Hund den Gepackten niederwerfen und, ohne ihn zu zerfetzen, festhalten, bis sein Herr ihn abruft. Verlangt man dies, so muß man mehr bezahlen, weil es für die Leute gefährlicher ist. Der im Hatzgewande steht dann frei, läßt sich niederwerfen und festhalten und bedeckt dabei das Gesicht mit den Armen, wobei er ziemlich sicher ist. Ich ging einmal in München zu einem solchen Manne, der gerade einen Hund hatte, welcher besonders scharf und, durch's Hetzen auf seinen Gehülfen, sehr gut dressirt war. Ich beredete den Mann, in's Geheim das Hatzgewand seines Gehülfen anzuziehn, sich an dessen Platz zu stellen, und seine Frau mußte den Hund an die Leine nehmen. Sobald er am Platze stand, und, natürlich ohne zu schreien, mit der Peitsche um sich hieb und die Frau hetzte, wurde der Hund wüthend; auf den Zuruf faß! flog er zum Ziele, packte seinen Herrn, den er in diesem Hatzgewande nicht vermuthen konnte, that einen furchtbaren Ruck, sprang aber plötzlich zurück und blieb wie verblüfft stehen. „Sultan, kennst du mich?" rief jetzt sein Herr. Sultan wußte nicht, wie ihm zu Muthe war. Nach vielem Schnuppern überzeugte er sich endlich, daß das im Gewande versteckte Geschöpf sein Herr war, und überhäufte es mit Liebkosungen. 2) Man macht aus Holz und Stroh eine Figur, welche einem Menschen ganz ähnlich ist, und kleidet sie mit Kleidern gemeiner, fremder Leute; von den Kleidern des Herrn darf auch nicht das Geringste dabei sein, weil ihm dies gelegentlich übel bekommen könnte. Der Strohmann wird an eine Breterwand gestellt; am Halse hat er einen Strick, und hinter der Wand steht ein Mann, welcher ihn, wenn er niedergeworfen ist, vermittelst des Strickes wieder in die Höhe ziehn kann. Geht's zur Hetze, so macht Der hinter dem Strohmann einen Höllenlärm und wackelt mit dem Strohmann, als ob dieser der Poltergeist wäre. Der Hund wird gehetzt, belehrt, wie er den Strohmann am Halse fassen, niederwerfen und festhalten soll. Von Zeit zu Zeit wird er abberufen, der Strohkopf richtet sich schnell empor, wird wieder niedergeworfen u. s. w.

Soll ein Hund immer bereit sein, seinen Herrn zu vertheidigen, so nimmt ihn dieser an die Leine, stellt sich mit ihm an eine Wand, damit er nicht zurückweichen kann, läßt jemand mit einer Peitsche dem Hunde nach den Beinen schlagen, hetzt währenddem den Hund und haut mit einem Stocke nach dem Feinde zu. —

Soll er seines Herrn Sachen bewachen, so bindet ihn dieser, nachdem er die eben beschriebene Vertheidigung gelernt, bei einem ihm gehörigen Schnupftuch u. dgl. an, läßt ihn von jemand necken, hetzt ihn, entfernt sich immer weiter, bis er es endlich auch allein und zuletzt ohne Anbinden bewacht. Will man einen Hund kaufen, so probirt man erst, ob er muthig ist. Zu diesem Zwecke beredet man jemand durch die Gabe einiger Silbergroschen, mit einem Besen oder sonst so was Großartigem auf den Hund, während dieser bei seinem Herrn steht, loszuschlagen. Ist der Hund groß, so darf die Attake natürlich nur so ausgeführt werden, daß der Jemand hinter einem Geländer steht oder der Hund an der Leine gehalten wird.

Der Hund muß gewöhnt werden, daß er sich bei dunkler Nacht nicht vor Feuerfunken fürchtet. Schlägt jemand bei schwarzer Nacht vor einem Hunde, der es noch nicht gesehn, Feuer, so nimmt er in der Regel Reißaus. Dies wissen die Diebe. Er muß auch an Schüsse gewöhnt werden, indem man allmälig vor ihm Pulver abblitzt. Zuweilen machen sich Leute den Spaß, einem jungen, unerfahrnen Hunde neben dem Ohr ein Gewehr abzufeuern; ein solcher läuft gewöhnlich wie unsinnig weg und seine Furcht vor Schießen ist nicht leicht wieder zu bannen.

Hat man einen Hund aus einem benachbarten Hause bekommen, in das er immer zurück will, so stellt man dort jemand, während man mit ihm hingeht, mit der Peitsche in's Versteck. Läuft der Hund hinein, so peitscht der Jemand auf ihn los und treibt ihn einem zu. Man hetzt ihn nun auf jenen, und da er sieht, daß sich sein neuer Herr seiner annimmt und daß er von jenem Haus aus gepeitscht wird, so bekommt er Zutrauen zu seinem Herrn und Abscheu vor dem gefährlichen Hause.

Allerlei Kunststückchen: Friß nicht! ruft der Herr, legt dem Hund einen guten Bissen vor, gibt ihm, so oft er zulangen will, einen Klaps; endlich reicht er ihm den Bissen unter dem Zuruf: friß! — Wie spricht der Hund? Man hält dem Hund, wenn er hungrig ist, einen kleinen guten Bissen hin, spricht jene Worte und reicht ihn nicht eher, bis er bellt. — Hopp! Man stellt auf einem engen Gange querüber ein niedriges Bret und sich darüber. Auf der einen Seite steht der hungrige Hund, auf die andre hält man den guten Bissen und ruft hopp, bis er springt. Drauf muß er zurückspringen u. s. w. Allmälig wird das Bret höher gemacht, endlich ein Stock hingehalten. — Tanzen. Der Hund muß über 1 Jahr alt und fest auf den Beinen sein. Richtet er sich, wenn man ein Stückchen Fleisch hoch

hält, von selbst empor und steht lange, so hat er Anlage zu dieser schönen Kunst. Man nimmt ihn dann, wenn er hungrig ist, richtet ihn in einer Stubenecke empor, hält mit der Linken ein Stückchen über seine Nase, während man mit der Rechten verhindert, daß er nicht sinkt, und gibt ihm den Bissen, wenn er lange genug gestanden. Ist er im Stehen fest, so gibt man ihm Anleitung zum Gehen und singt oder pfeift dabei ein Liedchen, jedoch immer dasselbe. — Die Karte suchen. Man gewöhnt einen Hund, dessen Geruchssinn fein ist, unter vielen Karten immer diejenige zu suchen und zu bringen, welche man mit Speichel befeuchtet hat. Ist er so weit, so bittet man in einer Gesellschaft jemand, eine Karte zu wählen, nimmt sie zurück, befeuchtet sie heimlich mit Speichel, den man am Finger hat, verhindert das Befeuchten der andren Karten und wirft alle einzeln auf die Erde.

Einige natürliche Eigenheiten der Hunde sind folgende: Sie bellen gern nach Rädern fahrender Wagen, beißen nach Steinen, die man nach ihnen wirft, und viele heulen jämmerlich, so oft sie musikalische Töne hören; manche bellen den Mond fleißig an, keiner die Sonne. Schwitzen thut kein Hund; in der Hitze läßt er die Zunge heraushängen, und diese tröpfelt dann gewöhnlich. Männchen sind gegen Männchen, Weibchen gegen Weibchen beißig. Am liebsten beißen sie sich in den Hals; will man daher auf Reisen seinen Hund gegen Bisse schützen, so läßt man ihm ein Stachelhalsband machen. Bringt man einen Hund zum erstenmal zu Schiff, so bekommt er die Seekrankheit und speit mit den Menschen in die Wette. Er wird auch schwindlig, wenn man ihn an einen tiefen Abgrund führt. Der Sinn des Gesichts ist bei den meisten Hunden schwach, der des Geruchs dagegen z. B. bei Hühnerhunden ganz einzig. Auch das Gehör ist vortrefflich. Eine Folge des feinen Gehörs ist es auch, daß schlafende Hunde durch das geringste Geräusch leicht erweckt werden. Fest schlafen sie überhaupt nie, und ihr Schlaf ist oft von Träumen belebt, wobei sie knurren, leise bellen, mit den Beinen zucken. Selbst bei der größten Kälte verkriechen sie sich nie unter Stroh oder sonstige Decken.

Hundesteuer, Maulkorb u. s. w.

Um dem Unheil, welches frei herumlaufende Hunde stiften, vorzubeugen, bedient man sich verschiedener Mittel: a) Man beauftragt Leute, unbedingt jeden Hund, der sich außerhalb eines fest verschlossenen Raumes sehn läßt, zu tödten. Von diesem Banne

sind nur die Hunde der Hirten frei, aber jeder Hirt muß tüchtige Strafe zahlen, wenn sein Hund jemanden beißt; dadurch wird er gemahnt, Hunde zu halten, die nicht beißig sind. b) Wie a., doch sind auch alle Hunde vom Banne frei, die einen nach Vorschrift gearbeiteten und angelegten Maulkorb tragen. c) Auf jeden Hund wird eine Steuer von mehreren Thalern gezahlt, wovon nur die Hunde der Hirten und diejenigen ausgenommen sind, welche ganz einsam liegende Häuser zu bewachen haben und daselbst immer in einem gut verschlossenen Raume verwahrt sind. — Dergleichen Gesetze, namentlich die unter a. und b. benannten, mögen manchem Hundeliebhaber nicht angenehm, manchem aber doch auch sehr nützlich sein. So z. B. findet man Gastwirthe, die in ihrem Wirthshause immer leere Bänke sehn, weil ihr großer Hund immer quer vor der Hausthür liegt und alle kommenden Fremden mahnt, sich ab- und einem andren Hause zuzuwenden, wo sie unangeknurrt und unangebissen ihr Gläschen trinken und ihr Pfeifchen rauchen können. Es gibt auch Kaufleute, die aus lauter Hundeliebhaberei zu Grunde gehen; sie können's durchaus nicht lassen, immer einige lärmende, beißige Spitzchen im Hause zu haben, und verscheuchen dadurch allmälig alle Kunden, die sich an andre Kaufleute wenden, wo sie ohne Lärm und Bisse durchkommen.

Krankheiten.

Was die Krankheiten der Hunde betrifft, so können sie meist vermieden werden, wenn der Hund richtig gefüttert und verpflegt wird, immer frisches Wasser zum Trinken hat, sich jährlich 2mal paaren kann und nicht frei herumläuft, wohin er will. Ist er krank, so hält es schwer, ihm Arznei beizubringen, denn was man auch hinunter bringt, das speit er meist wieder aus. Ich pflege jedem Hunde, sobald sich Zeichen von Unwohlsein darstellen, wie z. B. trockne, heiße Nase, trübe Augen, Mangel an Appetit u. s. w., Leinöl zu geben, welches fast immer hilft. Ein großer Hund erhält jedesmal 2 Eßlöffel voll, ein kleiner nur einen. Man läßt den Hund hungern, macht ihm ein recht gutes Mahl von Milch, nebst Fleisch oder Brod, mischt das Oel bei und er wird es in der Regel gern verzehren, da ihm das Leinöl ohnedem nicht zuwider ist. Langt er nicht zu, so kann man ihm das Oel eingeben, wozu ich jedoch, weil man verletzt werden könnte, nur rathe, wenn der Hund von sehr großem Werth ist. Man zieht starke Handschuhe an, faßt die Schnauze mit der einen Hand von oben, greift mit den Fingern hinter die Eckzähne, faßt die Unterkinnlade von unten eben so

mit der andren Hand, hebt den Kopf und läßt durch einen Gehülfen das Leinöl allmälig einflößen. Ist der Hund stark und beißig, dann faßt man die Unterkinnlade, schiebt den Daumen über den Schneidezähnen hinein bis über die Zunge, drückt diese sammt der Kinnlade nach unten, so kann auch der stärkste das Maul nicht schließen. Hilft das bloße Leinöl nicht, so thue man am folgenden Tage ein Theelöffelchen voll gepülverten reinen Schwefel hinzu. Füttert man außerdem den Hund mit süßer oder saurer Milch (die abgerahmt sein kann) und etwas gutem Brod, so braucht man bei keiner Krankheit ein andres innres Mittel zu versuchen. Jeder Hund muß, sobald er krank ist, an einem behaglichen Orte gut verwahrt werden.

Die Bräune entsteht zuweilen nach Erhitzung und darauf folgender Erkältung. Die Eßlust fehlt; Hals und Zunge schwellen.

Bei der Räude zeigen sich, besonders auf dem Rücken, haarlose, auch wohl grindige Stellen und der Hund juckt sich viel. Die Krankheit steckt an. Man gibt mit Schwefel gemischtes Leinöl, wäscht den Hund einige Tage hinter einander an einem warmen Orte mit lauem Seifenwasser und reibt dann in die Grindstellen eine Salbe von 1 Loth gepülvertem reinen Schwefel, $1\frac{1}{2}$ Loth Schweinefett, $\frac{1}{2}$ Loth Terpenthinöl.

Bei der Seuche (Staupe, Rotz) nimmt die Freßlust ab; es zeigt sich Niesen und Husten, oft Heiserkeit, ein zäher Ausfluß aus der Nase. Das sicherste Zeichen dieser Krankheit ist ein Schwanken oder völlige Lähmung des Hintertheils. Zur Zeit des Zahnens kommen oft auch noch Krämpfe und ein schäumendes Maul hinzu. Die Seuche befällt fast nur junge Hunde von $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Jahren; sie rafft heut zu Tage wohl mehr als die Hälfte der Hunde in Europa weg oder verdirbt sie doch. Gibt man einem Hunde, bis er $1\frac{1}{2}$ Jahr alt ist, nie Kartoffeln (es sei denn, daß sie ganz zu feinem Brei zerkocht seien), dagegen fleißig Milch, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er die Seuche nicht bekommt, wenn er nicht etwa angesteckt wird, was aber dann ebenfalls nicht leicht geschieht. Hat ein Hund die Seuche, so thue man übrigens durchaus nichts, als was oben gesagt ist, gebe ihm Leinöl und recht viel süße Milch, koche ihm auch ein- oder mehrmal einen frischen Hasen- oder Kaninchenbalg mit Haut und Haar in Milch, wozu sich Ziegenmilch am besten eignet; er wird diesen Fraß meist gierig verschlingen.

Würmer, auch Bandwürmer, sind nicht selten bei Hunden

und man findet sie oder Stücken davon häufig im Miste. Ist dies der Fall, so vertreibt man sie ebenfalls durch Leinöl und Hasenbälge.

Die Tollheit. Ist die Hündin läufisch, und kann sich nicht paaren, so wird sie leicht toll; der männliche Hund wird leicht toll, wenn er bei einer läufischen Hündin gewesen, ohne sich mit ihr paaren zu können. Die meisten tollen Hunde findet man im Februar und August; die Ursache davon ist weder Kälte noch Hitze, sondern der Umstand, daß zu dieser Zeit die Hündinnen gewöhnlich läufisch sind. Ein sicheres Mittel gegen Entstehung der Tollheit ist das sogenannte Verschneiden, das man bei männlichen und weiblichen Hunden anwenden kann. Geschieht es, so lange der Hund noch jung ist, so bleibt er sein Lebelang schlaff und gutmüthig; geschieht es aber, wenn er erwachsen ist, so behält er die Eigenschaften, welche er gerade hat, verliert nicht an Munterkeit, wird aber leichter fett, bedarf also weniger Nahrung. Die sogenannte Seuche befällt, wie gesagt, Hunde fast nur bis zu einem Alter von 1½ Jahren und man hat Beispiele, daß auch der Biß von seuchekranken Hunden giftig gewesen ist. Zeigt sich bei einem älteren Hunde Mangel an Freßlust, Verdrießlichkeit, trüber Blick, Beschwerde beim Schlucken, Lahmheit der Unterkinnlade, Geifer, so ist er der Tollheit verdächtig, wird schnell eingesperrt und mit Leinöl gespeist; fängt er aber gar an, in die Luft zu schnappen oder ohne Ursache zu beißen, so ist er als toll zu betrachten und sehr fest zu verwahren oder schnell zu tödten. Geschieht das Letztere nicht, so stirbt er vor Ende des neunten Tages von selbst, nachdem er vorher noch heiser und zuletzt am Hintertheil lahm geworden ist. Alles, was mit einem solchen Hund in Berührung gekommen, muß verbrannt, oder, wenn dies nicht möglich, wie er selbst tief vergraben, oder mit starkem Salzwasser abgewaschen werden. Manche tolle Hunde verhalten sich ziemlich ruhig und man nennt dies die stille Wuth; manche, zumal von Natur muntre und beißige, schweifen weit umher, und fallen Menschen, Hunde und andre Thiere an. Man nennt die Krankheit auch Wasserscheu, weil manche tolle Hunde einen Abscheu vor Wasser haben. Nicht bloß der Speichel eines tollen Hundes ist giftig, sondern das ganze Thier. Impft man etwas von seinem Blute einem andren Hunde ein, so wird auch dieser toll. Nicht jeder von einem tollen Hunde gebissene Hund oder Mensch wird auch toll, jedoch geschieht es leider nur zu oft. In einer Bekanntmachung der kurfürstl. Regierung der Provinz Oberhessen, welche im Jahr 1840 in den rheinischen Provinzialblättern

stand, wird gesagt, daß vom Jahre 1810 bis 1819 im preußischen Staate 1666 Menschen in Folge des Bisses toller Hunde gestorben sind.

Ist ein Hund von einem der Tollheit verdächtigen gebissen, so wäscht man seine Wunden stark mit Salzwasser oder Chlorwasser aus und sperrt ihn 14 Tage lang gut ein.

Ist ein Mensch gebissen und hat nicht gleich Salz- oder Chlorwasser zur Hand, so wäscht er die Wunden schnell mit bloßem Wasser oder Urin aus, und bringt dann einen starken Druck darauf, indem er ein Steinchen und dergl. festbindet, denn die Wunde saugt nicht ein, so lange sie gedrückt wird. Darauf wird sie fleißig mit Salz- oder Chlorwasser gewaschen, geschröpft (ohne neue Schnitte zu machen), und so fortgefahren, bis sie geheilt ist. Entstehn später vielleicht Bläschen auf der Stelle, so müssen diese geöffnet und eben so behandelt werden. Die erste Nacht muß der Gebissene im Bette so stark als möglich schwitzen, indem er den bloßen Leib in wollene Decken hüllt und Fliederthee trinkt. Fühlt der Gebissene Zeichen, daß das Gift in seinen Körper eingedrungen ist, so muß er in ein Dampfbad gehn, welches so stark erhitzt ist, als er es nur ertragen kann, darin ½ bis 1 Stunde verweilen, dann sogleich in einer warmen Stube sich unter wollenen Decken niederlegen, Fliederthee (Holunderblüthen-Thee) trinken und so stark als möglich schwitzen, wodurch alles Gift aus dem Körper geht. Ist ein solches Bad nicht zu haben, so läßt er sich aus der Apotheke Honig holen, worin Maiwürmer ersäuft sind, thut davon ½ Theelöffel voll in ½ Tasse laues Bier, trinkt die Mischung, legt sich nieder, deckt sich hoch zu und wartet den Schweiß ab.

Viele Versuche über die Heilkraft der Schwitzmittel hat neulich der pariser Arzt Buisson gemacht, über das Kochsalz der Physikus Dr. Urban in Kreutzburg an der Werra, über Chlor Clusel und Brugnatelli; über die Maiwürmer handelt ein kleines Buch von Böttger, betitelt: Unfehlbares Mittel u. s. w. Dresden. Walther. 1834.

Hat sich in dem Ohr eines Hundes Schmutz festgesetzt, so reinigt man es vermittelst eines Stöckchens, woran sich ein in warmes Wasser getauchtes Läppchen befindet. — Wurm oder Ohrenkrebs nennt man eine Verhärtung am Rande des Ohres, welche in ein Geschwür übergeht. Man bestreicht die kranke Stelle mit Terpenthinspiritus, öffnet das Geschwür, und gibt sich's nicht, so

schneidet man es mit einer scharfen Scheere aus und streut Asche von verbranntem Papier auf die Wunde.

Wunden, welche der Hund mit dem Maule erreichen kann, verbinde man nicht, weil er den Verband doch abfrißt. Er heilt sie auch selbst durch Lecken. Kann er nicht dazu, so hält man sie rein, und füllt sie, wenn sich Fliegenmaden ansiedeln wollen, mit Salz. Von sehr tiefen Wunden näht man die Ränder zusammen. Ist ein Hund verbrüht oder verbrannt, so streicht man Leinöl auf. Bei gebrochnen Beinen legt man die Knochen gehörig zurecht, umlegt die Stelle mit sehr starker Leinwand, umwickelt diese aber nicht mit Fäden, sondern näht sie an der Hinterseite, wo der Hund nicht gut nagen kann, mit starkem Zwirn fest.

Aus Plinius und Aelian.

Beide enthalten viel Unterhaltendes über den Hund; allein wir haben schon zu lange bei diesem merkwürdigen Thiere verweilt und müssen uns daher mit einer kleinen Auswahl begnügen.

Plin. Buch 8, 61. „Die Kolophonier und Kastabalenser," erzählt Plinius, „hielten ganze Meuten von Hunden, welche im Kriege die erste Schlachtreihe bildeten und sich nie feig zeigten. Sie waren die treuesten Hülfstruppen und dienten ohne Sold. Als der Lycier Jason getödtet war, wollte sein Hund nicht mehr fressen und hungerte sich zu Tode. Ein Hund, welchen Duris Hyrkanus nennt, stürzte sich in die Flammen, als König Lysimachus verbrannt wurde; dasselbe that der Hund des Königs Hiero. Ueber Alles erhaben ist aber folgender Zug, welcher zu unsrer Zeit in den Jahrbüchern des römischen Volks, als Appius Junius und P. Silius Consuln waren, aufgezeichnet worden ist: Als Titius Sabinus sammt seinen Sklaven wegen des an Nero, Sohn des Germanicus, begangenen Mordes zum Tode verurtheilt war, konnte der Hund eines dieser Unglücklichen nicht vom Gefängniß weggetrieben werden, verließ auch dessen Leiche nicht, als sie auf die Straße geworfen wurde, heulte kläglich, und trug, als einer aus der versammelten Volksmenge ihm ein Stück Fleisch hinwarf, dieses zum Munde seines todten Herrn. Da nun die Leiche in die Tiber geworfen wurde, schwamm er mit und suchte sie über dem Wasser zu erhalten, während das Volk am Ufer seine Treue bewunderte. Als Alexander der Große nach Indien zog, hatte ihm der König von Albanien einen Hund von ungeheurer Größe geschenkt. Das gewaltige Thier gefiel ihm, und er ließ erst Bären, dann Eber und endlich Damhirsche zu ihm; aber

der Hund blieb ruhig liegen und blickte sie mit Verachtung an. Erbittert über seine Faulheit, ließ ihn der Eroberer tödten. Dies erfuhr der albanische König; er schickte demnach einen andern, mit der Bitte, ihn nicht an schwachen Thieren, sondern an Löwen und Elephanten zu versuchen; er hätte nur 2 gehabt, und dieser wäre der letzte. Ohne sich lange zu besinnen, ließ Alexander nun einen Löwen los; aber der Hund machte ihn augenblicklich nieder. Darauf befahl er, einen Elephanten vorzuführen, und nie sah er ein Schauspiel mit größerem Vergnügen. Der Hund sträubt sein Haar, bellt mit furchtbar donnernder Stimme, erhebt sich, springt bald links, bald rechts gegen den Feind, drängt ihn und weicht wieder, benutzt jede Blöße, die er gibt, sichert sich selbst vor dessen Stößen und bringt es so weit, daß der Elephant vom immerwährenden Umdrehn schwindlig niederstürzt."

Ael. Buch 7, 10. „Als König Pyrrhus," so erzählt Aelian, „auf einem Marsche war, fand er einen Hund, der den Leichnam seines Herrn bewachte und seit 3 Tagen nichts gefressen hatte. Es gelang ihm, den Mann begraben zu lassen und den Hund durch Nahrungsmittel an sich zu locken. Lange nachher hielt der König Heerschau. Der Hund war dabei, erkannte die Mörder seines Herrn, stürzte wüthend auf sie zu und wendete sich abwechselnd wieder zum Pyrrhus, um dessen Hülfe zu erbitten. Es entstand Verdacht; die Mörder wurden verhört und gestanden ihr Verbrechen."

Der **Wolf**, Canis Lupus, L. S. Bild 19. Franz. le Loup. Schwanz gerade, dick behaart; Pelz graugelb, bald mehr, bald weniger in's Rothe, Weiße, Schwarze fallend. Die Unterseite des Thieres ist heller als die Oberseite. Die Vorderbeine der Alten sind vorn schwarz. Ganz weiße Wölfe kommen öfters im hohen Norden vor, ganz schwarze (C. Lycāon) sind einzeln in verschiedenen Gegenden erlegt worden. Der Kopf des Wolfs ist dick, hat aber eine spitzige Schnauze; Augen schief liegend; Ohren spitz, bei jungen halb hängend. Unter den längeren Haaren dichtes Wollhaar. Länge von der Schnauze bis zum Schwanze 4 Fuß, Schwanz $1\frac{1}{2}$ Fuß. Er kommt auch bedeutend größer vor. Er ist ein furchtbares, ursprünglich über ganz Europa so wie über den ganzen gemäßigten und kalten Theil Asiens und Amerika's verbreitetes Raubthier, hält sich des Tags im dichten Walde verborgen und geht des Nachts auf Raub aus. Mit äußerst feinen Sinnen begabt, findet er seine Beute leicht und frißt Alles, was Fleisch und Blut hat, wenn er es überwältigen kann. Wilde Schweine, Rehe, Hirsche, Rennthiere,

Elendthiere, Hasen, Pferde, Kühe, Schafe werden ihm zur Beute; großen und starken Thieren springt er an die Gurgel; lieber jedoch geht er an schwache Thiere, wenn ihn nicht allzu großer Hunger treibt. Aas frißt er sehr gern. Er trinkt oft. Im Winter, wo die Paarungszeit sie vereint und großer Hunger sie treibt, kommen oft ganze Rotten zusammen, rauben gemeinschaftlich und fallen auf Landstraßen Menschen und Thiere an. Mit Feuer, Trompetenklang, Schießen und dergleichen kann man sich dann oft, aber nicht immer, vor dem Anfall schützen. Seine Stimme ist ein fürchterliches Heulen. Die Paarungszeit fällt von Mitte December bis Mitte April. Vierzehn Wochen nach der Paarung heckt die Wölfin im Dickicht der Wälder, unter einem Felsenhange, in einem weiter ausgeführten Dachsbaue u. s. w. 4 bis 9 Junge, die 10 bis 14 Tage blind sind, und vertheidigt sie mit ungeheurer Wuth, trägt sie aber auch, nach bestandner Gefahr, schleunigst fort. Da ich in Thorn wohnte, bekam ich durch die Güte des Burgemeisters Mellin eine Gesellschaft von 7 jungen Wölfen, die alle aus demselben Neste und so groß als tüchtige Katzen waren. Hoch erfreut über dies Geschenk, baute ich den Geschwistern auf meinem Vorsaale einen geräumigen Verschlag, ließ sie hinein, und rief meine Hühnerhündin, ein kleines, aber boshaftes Thier, herbei. Diese sträubte, schon ehe sie die Wölfchen gesehn, das Haar, trat mit grimmigem Blicke ein und hielt, knurrend und die Zähne fletschend, dem einen Wölfchen den Rachen gerade über das Genick, als wollte sie es erwürgen; das Wölfchen aber begann zu wedeln und der Hündin zu schmeicheln, und bald versammelte sich die ganze Schaar um sie her und wollte an ihr trinken; sie hatte aber leider keine Milch. Bei dem Anblick der schmeichelnden Wölfchen wurde sie endlich freundlich und liebkosete sogar das eine, welches ihr besonders zu gefallen schien. Ich fütterte nun die Thierchen eine Woche lang mit Milch und Brod, beschloß aber dann, sie zum Ausstopfen zu tödten. Diesem Geschäfte mußte ich mich selbst unterziehn, da die gemeinen Leute jener Gegend den Aberglauben haben, sie würden durch eine solche Verrichtung unehrlich. Ich hielt übrigens die Sache für ganz leicht, faßte den ersten im Genick, hieb ihn mit einem starken Stocke dreimal aus voller Kraft über die Schnauze, legte ihn, da er todt schien, auf die Erde, und nahm nun der Reihe nach die übrigen vor. Noch aber war ich mit dem letzten nicht fertig, als der erste wieder aufstand und knurrend einherschritt. Ich mußte mich also bequemen, das erste Verfahren nochmals und dann zum dritten Male zu wie-

derholen, wobei ich sie auch über das Kreuz hieb. Alles mit demselben Erfolg wie das erste Mal. Jetzt wußte ich mir in meiner Noth nicht anders zu helfen, als daß ich in die Stube sprang, schnell recht starken Bindfaden wichste, nochmals jedes Wölfchen scheintodt hieb, und ihm, so fest als möglich, ein Halsbändchen umschnürte; aber, kaum sollte man es für möglich halten, sie richteten sich wieder auf und liefen mit ihren Halsbänderchen herum. Nun hatte ich die Arbeit satt, schnürte die ganze Gesellschaft, indem ich einen starken Faden durch die Halsbänder zog, auf, hing sie an einen Haken, und verließ eiligst das Haus, wohin ich erst nach 4 Stunden zurückkehrte und sie nun alle todt fand. Mit dem Ausstopfen lief's übrigens nicht sonderlich ab. Es war äußerst heißes Wetter; die Arbeit wurde übereilt; kaum waren sie fertig, so stanken sie schon ganz fürchterlich und wurden sämmtlich, statt in's Naturalienkabinet, in den Abtritt gestürzt.

Junge Wölfe sind sehr leicht aufzuziehn und man sieht deren nicht gar selten in wolfreichen Gegenden an der Kette. „Ich hatte einen," sagt Buffon, „der ganz frei auf einem Viehhofe erzogen wurde und $1\frac{1}{2}$ Jahr mit den Hühnern im schönsten Frieden lebte; aber mit einmal biß er sie alle todt, obgleich er keins davon fraß; ein andrer zerriß, als er etwa 2 Jahre alt war, seine Kette, biß einen Hund todt, mit dem er bis dahin gut Freund gewesen war, und entfloh. Eine Wölfin, die ich ganz jung mit einem Fleischerhund von gleichem Alter zusammen sperrte, konnte sich binnen 3 Jahren nicht an ihn gewöhnen. Obgleich schwächer, begann sie doch immerfort Zank und wurde zuletzt vom Hunde erwürgt."

Im Jahre 1826 wurde in der königl. Menagerie auf der Pfaueninsel bei Potsdam ein ganz weißer Hühnerhund mit braunem Behange zu einer Wölfin gelassen, der sich mit ihr paarte; worauf sie 3 Junge warf. Alle wuchsen heran, der eine wurde einem Wolfe dem Ansehn nach sehr ähnlich, der zweite glich ebenfalls der Mutter mehr als dem Vater, die Ohren ziemlich lang und aufrecht, Kehle weißlich, Oberkörper und Schwanz schwarzgrau, Bauch weiß; Schwanz kurz behaart, herabhängend, nur an der Spitze etwas gekrümmt, Augen wie beim Hunde gestellt. Der dritte glich einem Hühnerhunde mit zugerundeten, hängenden, mäßig langen Ohren. Er war ganz schwarz, nur vorn am Hals ein weißer Streif, der Schwanz kurz behaart und hängend. Im Jahre 1805 hatte man in der königlichen Menagerie zu London von einem Wolfe, den der Admiral Lord St. Vincent von Cadix geschickt hatte, und

einer Hündin 3 Junge gezogen, die den Wolfscharakter sehr deutlich an sich trugen. Im 15ten Stück des „Naturforschers" hat der Konsistorialrath Masch in Neu-Strelitz Nachricht von 3 Bastarden gegeben, welche von einem Fleischerhund und einer jung aufgezogenen Wölfin stammten. Einer dieser Bastarde hatte, wie der Fleischerhund, einen abgestutzten Schwanz, jedoch von Natur. G. Fischer erzählt von einem Wolfspaar, das er in der Menagerie zu Paris gesehn, welches 3 Junge, die es bekommen, zwar eine Zeitlang gut verpflegte, dann aber auffraß.

Der Balg des Wolfes gibt ein sehr gutes Pelzwerk und festes Leder. Es ist sehr schwer, das Thier zu fangen oder zu erlegen, da es so außerordentlich vorsichtig ist; doch kann es bei wohlgeordneten Treibjagden, wie ich deren mehrfach mitgemacht, nicht leicht entgehn. Man thut am besten, den Wald in große Vierecke abzutheilen und ein jedes mit einem Wege zu umgeben, der ganz frei von Bäumen und breit genug ist, die Schützen darauf anzustellen. So oft im Winter frischer Schnee gefallen ist, reitet der Jäger um die Vierecke, sobald der Morgen angebrochen ist, herum, zählt die heraus- und hineingehenden Wolfsfährten genau, und überzeugt sich dadurch, wieviel Wölfe in einem Vierecke stecken. Sodann werden 3 Seiten mit Schützen umstellt, an der vierten aber, von welcher der Wind herkommen muß, die Treiber angelegt; diese müssen mit starken Knitteln und zum Theil auch mit Flinten bewaffnet sein und, ohne Lücken zu lassen, regelmäßig vorwärtsschreiten. In dem Augenblicke, wo der Lärm der Treiber beginnt, müssen auch die Schützen schon schußfertig sein; bei allen solchen Jagden, denen ich beigewohnt habe, erschien der Wolf gewöhnlich von allem Wild zuerst. Wie man ihn von der Schießhütte aus erlegt, soll beim Fuchse erwähnt werden. In Gruben, die 16 Fuß tief, 12 Fuß lang und breit sind, in deren Mitte eine Stange mit einer Scheibe, worauf eine Ente gebunden ist, steht, fängt man ihn auch; die Grube wird mit dünnen Stangen, Reisig und Gras, Moos oder Schnee beworfen und mit einem 2 Fuß hohen Zaune umgeben, über den der Wolf, ohne viel untersuchen zu können, springen muß und der auch Menschen vor dem Hineinfallen bewahrt. Im Tellereisen und Schwanenhalse fängt man ihn wie den Fuchs, allein sie müssen stärker sein; oder man bindet eine lebende Ente an der Erde fest und umgibt sie mit gut verborgenen Tellereisen. Wo es ohne Gefahr für Hunde und Schweine geschehen kann, vergiftet man den Wolf ziemlich leicht mit Krähenaugen. Man nimmt sie schon pulverisirt aus der Apo-

theke, macht in das Fleisch eines frisch gestorbenen Thieres Einschnitte, die man damit ausstreicht, und bringt es auch zwischen die Eingeweide. Mit einem Viertelpfund kann man ein ganzes Schaf giftig machen; die Haut wird dann wieder überzogen und zugenäht. Man vergräbt nun das vergiftete Thier 24 Stunden lang in Pferdemist. Im Winter wird es frei hingeworfen, im Sommer aber leicht mit Erde bedeckt, um die Fliegen abzuhalten. Der Wolf, welcher davon frißt, krepirt meist so schnell, daß man ihn in der Nähe findet.

Zur Zeit, wo ich mich öfters in Polen aufhielt, sind mir von meinen dortigen Freunden mancherlei Wolfsgeschichten mitgetheilt worden, welche ich hier wieder erzählen will. In einem Dorfe, welches zur Gemeinde meines Landsmanns und Freundes, des Pfarrers Ortmann zu Chodecz, gehörte, stehen einst am Sonntag einige Männer auf der Straße zusammen und nicht weit von ihnen ein Trupp Schweine. Da kommt ein Wolf geschlichen, springt zu und faßt ein Ferkel, mit dem er langsam davon marschiren will. Einer von den Männern ergreift schnell einen Knüppel, eilt dem Wolfe nach und haut nach ihm, so daß dieser das Ferkel fahren läßt und flieht. Kaum aber ist er ein paar Schritte gelaufen, als er umkehrt, auf den Mann losfährt, ihm eine gefährliche Wunde versetzt, dann mitten aus den Schweinen dasselbe Ferkel, das er vorher gehabt hatte, herausgreift, und mit ihm in vollem Laufe entspringt. Der Mann, welcher gebissen war, wurde toll, ließ sich in lichten Augenblicken von meinem Freunde trösten und starb eines schrecklichen Todes. — Ein kleiner Hirtenknabe hütet in jener Gegend in aller Ruhe seine Schweine auf dem Felde; da kriecht langsam ein großer Wolf immer näher und legt sich lauernd bei den Schweinen nieder. Diese bilden schnell einen Kreis, nehmen die Wehrlosen in die Mitte, sträuben die Borsten, grunzen laut und sind zum Kampfe bereit. Der Knabe nimmt Reißaus, macht Lärm im Dorfe, das Volk zieht mit Mist- und Heugabeln heraus und nahet im Sturmschritt dem Ungeheuer. Es liegt noch an derselben Stelle, es lauert noch, es regt sich nicht. Wer schlägt zuerst los? Man zaudert noch. Da tritt ein Verwegner auf und gibt ihm einen fürchterlichen Rippenpuff; aber es regt sich immer noch nicht, denn es ist schon todt und wahrscheinlich toll gewesen. Man trägt das Thier in's Dorf; alle großen Hunde ziehn heulend den Schwanz ein und laufen davon. Endlich kommt ein kleines unerfahrenes Stubenhündchen; das nimmt den Wolf tüchtig beim Ohr und zaust ihn aus Leibes Kräften. — Der Bauer Janke,

ein sehr rechtlicher Mann jener Gemeinde, erzählte mir folgende ihm widerfahrne Geschichte. Eines Tages zu Winterszeit hat er sich auf einem Dorfe bei einem Schmause gütlich gethan, seine Sinne, nach dortiger Sitte, durch Branntwein ein wenig benebelt, und geht nun in der Nacht, bei Mondschein, sorglos durch den Wald nach Hause. Ehe er sich's versieht, erblickt er vor sich, hart am Wege, einen großen Wolf, der, ohne sich zu rühren, da sitzt und ihn mit funkelnden Augen ansieht. „Guten Abend, Wolf," sagt Janke, dem Wölfe nichts Neues waren, und geht ruhig seines Wegs. Aber kaum ist er am Wolfe vorbei, als dieser wüthend losspringt, und ihn beim Kragen nimmt. Zum Glück hatte Janke einen Schafspelz, wie ihn dort jeder Bauer als Rock im Winter trägt, nur über die Schultern gehängt. Der Schafspelz fliegt auf den Ruck herab und Janke entflieht aus Leibeskräften, während der Wolf ihn im Pelze sucht. Am folgenden Morgen zieht Janke mit bewaffneter Macht aus, seinen Pelz zu suchen, allein er war nicht mehr zu finden und gewiß vom Wolfe gefressen. — In einem Dorfe derselben Gemeinde war große Noth wegen eines alten, großen Wolfes, der an Pferden und Kühen, die man dort auf eingehegten Weiden des Nachts im Freien läßt, bedeutenden Schaden anrichtete. So manches Pferd hatte er schon erbeutet, aber einen schönen, feurigen Schimmel konnte er nicht erwischen. Mehrmals war dieser zwar des Nachts schnaubend und schäumend vor Schweiß, vielleicht wenn mehrere Wölfe ihn angegriffen hatten, nach Hause gekommen, aber immer ohne die geringste Wunde. Dies erregte den Neid der andern Dorfbewohner; man prophezeit, der Schimmel würde am Ende doch erliegen, man zankt sich mit dessen Besitzer, der seinen Schimmel rühmt; kurz, es kommt zu einer Wette. Bei einer mondhellen Nacht, nachdem alles andre Vieh eingesperrt ist, wird der Schimmel auf die gewohnte, von Gräben umschlossene, Weide geschickt, wo ihn die bei der Wette Betheiligten durch ein Scheuernloch deutlich sehen können. Ruhig weidet der Schimmel bis gegen Mitternacht, als er plötzlich den Kopf schnaubend emporhebt und die Mähne sträubt. Jetzt sieht man jenseit des Grabens den Wolf; er kommt langsam näher, setzt mit einem Sprunge über den Graben und kriecht, einer Schlange gleich, auf dem Bauche dem Schimmel zu. Dieser geht ihm schnaubend ein paar Schritte entgegen, dreht sich dann und setzt sich in Vertheidigungsstand. Der Wolf bleibt eine kurze Zeit unbeweglich liegen, kriecht dann langsam um den Schimmel herum und sucht ihm von vorne anzukommen.

Vergebens. Der Schimmel, welcher seinen Feind kennt, zeigt ihm, er mag sich wenden, wie er will, beständig die Hufe. Endlich stellt sich der Wolf, als wolle er abziehn, schleicht zum Graben, taucht, so erzählten mir die Leute, seinen Schwanz in's Wasser, kommt wieder geschlichen, nähert sich behutsam, thut einen gewaltigen Satz, springt dabei mit dem Schwanze dem Pferde in's Gesicht, hängt ihm gleich darauf an der Kehle und reißt es im Augenblicke nieder. Schrecken ergreift den Mann, der die Wette verloren, und selbst die, welche sie gewonnen haben. Man überlegt, was zu thun sei, da niemand Feuergewehr hatte, und beschließt, vor dem Ausrücken, sich erst im nahen Wirthshause nach Hülfe umzusehn. Dort findet man noch Gesellschaft, denn ein wandernder Bierfiedler gibt Koncert. Die Bauern treten ein, das Koncert verstummt, der Bierfiedler leihet ihrer Geschichte ein aufmerksames Ohr, und, da sie geendet ist, thut er seinen Mund auf und spricht: „Ihr guten Leute, wenn ihr nach eurer Art den Wolf angreifen wollt, so werdet ihr ihn wahrhaftig nicht bekommen, denn er wird klug genug sein, bei eurem Anzuge zu entwischen. Wollt ihr mir aber die Sache überlassen und mir seinen Pelz zusichern, so kann ich euch dafür stehen, daß ich ihn noch diese Nacht erlege, denn auf solchen Fang bin ich eingeübt." Der Vorschlag wird angenommen; der Bierfiedler bewaffnet sich mit einer Keule, die Andern, mit Dreschflegeln, Aexten, Heu- und Mistgabeln gerüstet, folgen ihm. In der Scheuer wird Halt gemacht und spionirt. Der Wolf frißt noch. „Laßt ihn nur ruhig ausfressen," spricht der Bierfiedler, „je mehr je besser." Der Wolf frißt, bis er nicht mehr kann, dann beißt er einen Schenkel ab und begibt sich damit langsam und schwerfällig auf den Rückzug; kaum kann er den Graben überspringen. „Jetzt noch ein halbes Stündchen," sagt der Bierfiedler, indem er den Wolf mit scharfem Blicke verfolgt. Nach Verlauf dieser Zeit wird ausgerückt; der Held schweigend voran, die andern in einer Entfernung von 30 Schritten hinterdrein. Die Spur und das frische Blut auf dem sandigen Boden leiten den Bierfiedler auf die rechte Bahn. Endlich macht er an einem Busche Halt, winkt den Andern, ferne zu bleiben, nähert sich äußerst behutsam, packt mit einmal den Schwanz des schlafenden Wolfes, zieht ihn mit der Linken hervor und drischt ihn mit der Rechten unbarmherzig, bis er entseelt zu seinen Füßen liegt. — Ein Schäfer hütet seine Schafe an einer offnen Stelle im Walde; da kommt ein Wolf hervor und packt ein Schaf. Der Schäfer legt die Flinte an, schnappt los, aber das alte verrostete Ding

versagt; er dreht es schnell um, springt zu und will eben dem Wolf eins mit der Kolbe versetzen, als jener die Beute fahren läßt, ihm an die Brust springt und ihn grimmig beißt. Der Schäfer, ein kräftiger Mann, packt seinen Gegner mit gewaltigen Armen und sucht ihn zu erdrücken. Sie ringen lange auf Tod und Leben, und stürzen zur Erde nieder. Endlich ist der Wolf erstickt; der Schäfer aber, dessen ganze Brust zerfleischt ist, liegt erschöpft neben dem besiegten Feinde. So werden beide gefunden, aber wenige Tage nachher stirbt auch der Sieger. — Bei Bromberg wohnte ein Bekannter eines meiner Freunde in einem ganz einsamen Hause. Des Nachts war einmal das kleine Hündchen draußen geblieben und hatte sich im Freien herumgetummelt. Um 1 Uhr wird der Mann durch ein gellendes Geschrei desselben geweckt, guckt hinaus und sieht, daß es von einem Wolfe um's Haus im Kreis herumgejagt wird und schon fast eingeholt ist. Schnell öffnet er die Thür, das Thierchen huscht herein, der Wolf bleibt stehn, heult jämmerlich, macht sich aber eilig aus dem Staube, sobald der Mann das Fenster öffnet, um zu schießen. Diesmal ward nichts erlegt, ein andermal desto mehr. Es war eine helle Herbstnacht bei Vollmondschein. Der Besitzer des Hauses hört etwas grunzen, steht auf, ergreift die Flinte und ist eben im Begriff, das Fenster zu öffnen, um dem großen wilden Schweine, welches auf seinem Kartoffelstück steht, eine Ladung zu geben, als er nicht weit von demselben ein großes, dunkles Fleck an der Erde gewahrt. Was muß das sein? er hält inne und guckt und horcht. Da bewegt sich das Fleck, schleicht leise um das Schwein herum und dieses zeigt ihm immer die Hauer. Endlich thut's ein paar schnelle Sätze und wup, da hängt's am Schweine fest. Unter lautem Grunzen und Knurren erhebt sich ein wüthender Kampf, der wohl eine halbe Stunde dauert. Endlich wird's ruhig; das Schwein liegt am Boden, der Wolf steht drüber und will die Beute eben verzehren; da öffnet sich leise das Fenster und vom Schusse getroffen sinkt auch der Sieger in den Staub. — Ein kleiner Hirtenknabe hört im dichten Gebüsch ein leises Gewinsel. Er geht hin und findet ein Nest voll junger Wölfchen. Gut, denkt er, die kriegt man bezahlt, und will sich eben dran machen, sie einzupacken, als die alte Wölfin mit gesträubtem Haar, blitzenden Augen und offnem Rachen auf ihn losstürzt. Der Knabe läßt das schon genommene Wölfchen fallen und stößt einen lauten Schrei des Entsetzens aus. Er war verloren, wenn nicht sein kleines treues Hündchen dem Unthier muthig entgegen

gesprungen wäre. Indem es zerrissen wurde, fand er Zeit, sich davon zu machen, lief in's Dorf, holte Hülfe, zog hinaus, aber man fand weiter nichts mehr als das zerfleischte Hündchen und das warme Nest, die Jungen waren von ihrer Mutter schon weggetragen.

„Ein Domänenbeamter der Provinz Ostpreußen," so erzählt Jester, weiland Oberforstmeister zu Königsberg in Preußen, „hatte zu seinem Vergnügen einen jungen Wolf aus dem Neste genommen und gezähmt. In einer mondhellen, kalten Nacht, als dieser Wolf ¾ Jahr alt war, wurde der Beamte durch einen großen Lärm der Hunde auf dem Hofe geweckt. Er steht auf, öffnet die Thür, mit Ungestüm stürzen die Hunde hinein, und er gewahrt auf dem Hofe 4 Wölfe, die über den gezähmten Wolf hergefallen sind, ihn in Stücken gerissen haben und nun verzehren. Er eilt zurück nach seiner Flinte. Bei seiner Rückkehr sind aber die Wölfe bereits entflohen und nur die Ueberbleibsel des zahmen liegen zerstreut umher."

„Im Jahr 1812," sagt Bujack, „zog den flüchtenden Franzosen aus Rußland eine Menge Wölfe nach, da sie an den gefallenen Pferden und Menschen reichliche Nahrung fanden. Bei Danzig, wo vieles bei der Belagerung umgekommene Vieh lag, stieß man auf Rotten von 8 bis 12 Wölfen, die so wenig scheu waren, daß sie der Vorübergehenden ungeachtet ruhig ihre Beute verzehrten."

„Zu Signy=le=Petit," erzählt Bingley, „einem Flecken an der Grenze der ehemaligen Champagne, bemerkte ein Landmann durch die Hecke seines Hofes, daß ein Wolf um seinen Maulesel herumging, ihm aber nicht beikommen konnte, weil derselbe beständig hinten ausschlug. Als er die Unerschrockenheit seines Maulesels sah, blieb er ganz ruhig und hoffte, nunmehro nicht mehr nöthig zu haben, ihn in dem Gehölze hüten zu lassen, wie sonst Jeder im Lande aus Furcht vor den Wölfen zu thun gezwungen ist. Nachdem der Angriff und die Vertheidigung eine gute Viertelstunde gedauert hatte, sah er den Wolf schnell nach einer nahen Pfütze hinlaufen und sich daselbst mehrmals untertauchen. Der Bauer glaubte, daß er dies thäte, um sich von seiner Ermüdung zu erholen, und da er keinen Augenblick zweifelte, daß sich der Kampf zum Vortheile seines muthigen Maulesels endigen würde, so wünschte er diesem schon im Voraus wegen seines Sieges Glück. Allein der Wolf kehrte auf den Kampfplatz zurück; er war ganz naß und näherte sich so viel als möglich dem Kopfe des Maulesels; hierauf schüttelte er sich stark und spritzte diesem eine solche Menge Wassers in die Augen, daß er sie schließen mußte. In diesem Augenblicke stürzte sich der Wolf von Neuem auf ihn los und erwürgte ihn."

Auf dem Herzogl. württembergischen Schlosse zu Ludwigsburg befindet sich unter andern Gemälden auch eins von einem schwarzen Wolfe. Er hieß Melac. Ueberall begleitete er seinen Herrn und schlief vor seinem Bette. Er folgte ihm auch einmal in einem Feldzuge am Rhein; da dieser aber zu lange bis in den Herbst dauerte, fand man den Wolf an einem schönen Tage zu Ludwigsburg vor der Stubenthür des Herzogs, ohne daß man ausfindig machen konnte, wie er über den Rhein gekommen war. Im Jahre 1711 folgte er seinem Herrn zur Kaiserkrönung nach Frankfurt, wo ihm aber das häufige Abfeuern der Kanonen nicht gefiel. Er machte sich also heimlich fort und kam glücklich nach Ludwigsburg. Er blieb seinem Herrn getreu bis in den Tod; andre Leute aber durften ihm nicht trauen. Unter Anderm riß er einmal einem Officier, ehe er sich dessen versah, und ohne daß er ihm etwas gethan hatte, ein Stück aus der Backe.

Auch Friedrich Cuvier beweist durch ein Beispiel, daß der Wolf, wenn er jung aufgezogen wird, einer Anhänglichkeit an seinen Herrn fähig ist. „Ein Wolf war ganz wie ein junger Hund aufgezogen worden und wurde dann, als er ausgewachsen war, von seinem Herrn, welcher auf Reisen ging, der pariser Menagerie überliefert. Hier zeigte er sich einige Wochen lang ganz trostlos, fraß äußerst wenig und benahm sich ganz gleichgültig gegen seinen Wärter. Endlich aber faßte er eine Zuneigung zu Denen, die um ihn waren und sich mit ihm beschäftigten, ja es schien, als hätte er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nach einer Abwesenheit von 18 Monaten nach Paris zurück. Der Wolf vernahm seine Stimme, trotz dem geräuschvollen Gedränge mitten in den Gärten der Menagerie, und überließ sich, da man ihn in Freiheit gesetzt, den Ausbrüchen der ungestümsten Freude. Er wurde hierauf von seinem Freunde getrennt und von Neuem war er, wie das erste Mal, ganz trostlos. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte sein Herr wieder zurück. Es war gegen Abend und der Käfich des Wolfes war völlig geschlossen, so daß das Thier nicht sehen konnte, was außerhalb seines Kerkers vorging; allein so wie es die Stimme des nahenden Herrn vernahm, brach es in ein ängstliches Geheul aus, und so wie man die Thür des Käfichs geöffnet, stürzte es auf seinen Freund los, sprang ihm auf die Schultern, leckte ihm das Gesicht, und machte Miene, seine Wärter zu beißen, wenn diese versuchten, ihn wieder in sein Gefängniß zurückzuführen. Als ihn endlich sein Erzieher wieder verlassen, erkrankte er und verschmähete alle Nahrung. Seine Genesung verzögerte sich sehr lange; es war dann aber immer für einen Fremden gefährlich, sich ihm zu nahen."

In der schwedischen Tidskrift for Jägare och Naturforskare (Zeitschrift für Jäger und Naturforscher) theilt eine Jagdfreundin, Katharine Bedoire, Folgendes mit: „Bei Gysinge kaufte mein Mann im Jahr 1837 drei junge Wölfe, welche eben das Vermögen zu sehen erhalten hatten. Ich wünschte, diese kleinen Geschöpfe einige Zeit behalten zu dürfen. Sie blieben ungefähr einen Monat bei einander und hatten während dieser Zeit ihre Wohnung in einer Gartenlaube. Sobald sie mich im Hofe rufen hörten: „ihr Hündchen!" so kamen sie mit Geberden von Freude und Zuthulichkeit, die zum Verwundern waren. Nachdem ich sie gestreichelt und ihnen Futter gegeben hatte, kehrten sie wieder in den Garten zurück. Nach Verlauf eines Monats wurde das eine Männchen an den Gutsbesitzer v. Uhr und das Weibchen an den Gutsbesitzer Thore Petree verschenkt. Da derjenige, welchen wir selbst behielten, nun einsam und verlassen war, nahm er seine Zuflucht zu den Leuten des Gehöftes; meistens jedoch folgte er mir und meinem Manne. Sonderbar war es, wie dieser Wolf so zutraulich wurde, daß er sich, sobald wir zusammen ausgingen, neben uns legte, wo wir ruheten, aber nicht duldete, daß irgend jemand uns auf mehr als etwa 20 Schritte nahete. Kam jemand näher, so knurrte er und wies die Zähne. So wie ich nun auf ihn schalt, leckte er mir die Hände, behielt aber die Augen auf die Person gerichtet, welche sich uns nähern wollte. Er ging in den Zimmern und der Küche umher wie ein Hund, und war den Kindern sehr zugethan, wollte sie lecken und mit ihnen spielen. Dies dauerte fort, bis er 5 Monate alt und bereits groß und stark war, wo mein Mann, aus Furcht, daß er bei seinem Spielen mit den Kindern dieselben mit den Klauen, welche sehr scharf waren, ritzen, oder sie einmal zufällig blutend finden und dann Lust bekommen könnte, schlimm mit ihnen zu verfahren, beschloß, ihn anzubinden. Indeß ging er auch nachher noch oftmals mit mir, wenn ich einen Spaziergang machte. Er hatte seine Hütte bei der Eisenniederlage, und sobald im Winter Kohlenbauern kamen, kletterte er auf die Steinmauer hinauf, wedelte mit dem Schwanze und schrie laut, bis sie herzukamen und ihn streichelten. Hierbei war er jederzeit angelegentlich beschäftigt, ihre Taschen zu untersuchen, ob sie etwas bei sich hätten, was zum Fressen taugte. Die Bauern wurden dies so gewohnt, daß sie sich damit belustigten, Brodbissen bloß zu dem Zwecke in ihre Rocktaschen zu stecken, um sie den Wolf darin suchen zu lassen. Dies verstand er denn auch recht gut und er verzehrte Alles, was man ihm gab. Außerdem fraß er täglich 3 Eimer Futter. Bemerkenswerth war es auch, daß unsre

Hunde anfingen, mit ihm aus dem Eimer zu fressen; kam aber irgend ein fremdes Thier und wollte die Speise mit ihm theilen, so wurde er wie unsinnig vor Zorn. Jedesmal daß er mich im Hofe zu sehen bekam, trieb er ein arges Wesen, und sobald ich zur Hütte kam, richtete er sich auf die Hinterläufe empor, legte die Vorderpfoten auf meine Schultern und wollte mich in seiner Freude belecken. So wie ich wieder von ihm ging, heulte er vor Leidwesen darüber. Wir hatten ihn ein Jahr lang; da er aber, als er ausgewachsen war, des Nachts arg heulte, so beschloß Bedoire, ihn todt schießen zu lassen. Mit dem Wolfe, welchen der Gutsbesitzer v. Uhr erhielt, ereignete sich der merkwürdige Umstand, daß er mit einem der Jagdhunde seines Besitzers in derselben Hütte zusammen wohnte. Der Hund lag jede Nacht bei ihm, und sobald er Fleisch zu fressen bekam, vermochte er es niemals über sich, dasselbe ganz aufzuzehren, sondern trug es in die Hütte zum Wolfe, welcher ihm dabei allezeit mit freundlicher Geberde entgegenkam. Nicht selten geschah es, daß auch der Wolf seinen Freund auf dieselbe Weise belohnte."

„In den südrussischen Steppen wohnen," sagt Kohl, „die Wölfe in selbstgegrabenen Höhlen, die oft klaftertief sind. Kaum sind sie irgend wo in der Welt häufiger als in den waldigen und buschigen Ebenen der Ukraine und Kleinrußlands. Jede menschliche Wohnung ist dort eine wahre Festung gegen die Wölfe und mit 12 bis 14 Fuß hohen Dornenmauern umgeben. Diese Thiere umschleichen in der Nacht immerfort die Heerden der russischen Steppen. Den Pferdeheerden nahen sie sich mit Vorsicht, suchen einzelne Füllen wegzuschnappen, die sich zu weit von der Heerde weggewagt haben, oder beschleichen auch einzelne Pferde, springen ihnen an die Gurgel und reißen sie nieder. Merken die übrigen Pferde den Wolf, so gehen sie ohne Weiteres gerade auf ihn zu, und hauen, wenn er nicht weicht, mit den Vorderhufen auf ihn los, ja die Hengste packen ihn auch mit den Zähnen. Oft wird der Wolf schon auf den ersten Schlag erlegt, oft macht er aber eine schnelle Wendung, packt das angreifende Pferd an der Gurgel und reißt es nieder. Auch viele zugleich erscheinende Wölfe sind nicht im Stande, eine Pferdeheerde zum Weichen zu bringen; sie sind im Gegentheil, wenn sie sich nicht bald zurückziehn, in Gefahr, umringt und erschlagen zu werden. Die Pferdehirten der Steppen besitzen auch eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Wolfsjagd; ihre ganze Waffe besteht in einem Stocke mit eisernem Knopfe; bemerken sie bei Tage einen Wolf, so sprengen sie hinter ihm her, holen ihn in der weiten Ebene ein und

werfen ihren Stock von dem im schnellsten Laufe begriffenen Pferde so kraftvoll und sicher, daß der Wolf jedesmal getroffen niederstürzt. Anders als die Pferde benehmen sich die Schafe der Steppe gegen den Wolf. Hat dieser bemerkt, daß Schäfer und Hunde nicht zur Hand sind, so packt er das erste beste Schaf und beißt es nieder. Die übrigen fliehen 2- bis 300 Schritte weit, drängen sich dicht zusammen und gaffen mit den dümmsten Augen von der Welt nach dem Wolfe hin, bis er kommt und sich noch eins holt. Nun reißen sie wieder einige hundert Schritte aus und erwarten ihn abermals. An die Rindviehheerden der Steppen wagt sich in der Regel kein Wolf, weil der ganze Schwarm sich gleich über ihn her macht und ihn mit den Hörnern zu spießen sucht. Er trachtet nur danach, abgesonderte Kälber oder auch erwachsene Rinder zu erlegen, und springt diesen eben so an die Kehle wie dem Pferde."

„Durch die Wölfe," so erzählt Daniel Schlatter, „erleiden die Schafheerden in der Tatarensteppe großen Schaden. Einen eignen Anblick gewährt es bisweilen, zwei Wölfe, welche ein lebendes Schaf in ihrer Mitte haben, mit diesem in vollen Sprüngen über die Steppe rennen zu sehn. Das Schaf läuft frei und doch gezwungen mit ihnen davon, wie ein Freund zwischen Freunden." Schlatter erzählt ferner, daß die Wölfe (sammt Füchsen, Katzen, Hunden, Eidechsen, Mäusen u. dgl.) von den Kalmücken gegessen werden.

Roß Cox, welcher sich mehrere Jahre bei der Nordwest-Pelzhändler-Gesellschaft in Nord-Amerika am Kolumbia-Flusse aufgehalten, sagt in seinem Buche Columbia River: „Die Wölfe der Prairien (Grasebenen) sind viel kleiner als die, welche die Wälder bewohnen, sie gehen gewöhnlich in Schaaren zusammen und man trifft selten einen einzelnen. Zwei bis drei von uns haben oft funfzig bis hundert gejagt und sie so schnell, als unsre Pferde nur laufen konnten, verfolgt. Ihr Fell ist wenig werth, daher werfen wir das Pulver und Blei nicht weg, indem wir nach ihnen schießen. Auch die Indianer, die ihren Schießbedarf theuer bezahlen müssen, nehmen sich wohl in Acht, nicht auf sie, die ihnen kein kostbares Pelzwerk geben, zu schießen. Die natürliche Folge davon ist, daß sie sich ruhig vermehren und daß einige Theile des Landes ganz damit angefüllt sind. Die Indianer fangen viele in Fallen, welche sie um die Plätze herum aufstellen, wo ihre Pferde gewöhnlich grasen. Diese Fallen bestehen aus bloßen Gruben, die sie leicht mit Reis und Heu überdecken, und in die sie etwas Fleisch als Lockspeise thun; da hinein fallen die Wölfe, und da dieselben so eingerichtet sind, daß sie

sich nicht heraushelfen können, so sterben sie darin aus Hunger oder durch das Messer der Indianer. Diese gefräßigen Thiere tödten jährlich eine große Anzahl von Pferden, besonders in der Winterszeit, wo sie oft im Schnee stecken bleiben, und so eine leichte Beute der Wölfe werden, von denen oft zehn bis funfzehn über eins herfallen und mit ihren langen Zähnen in ein paar Minuten den Kopf vom Rumpfe trennen. Wenn indessen die Pferde die Füße frei haben, so richten sie oft den Feind übel zu. Als Beispiel hiervon sah ich eines Morgens zwei von unsern Pferden von den Wölfen getödtet liegen und um sie herum 8 todte oder verstümmelte Wölfe. Einigen waren die Köpfe zerschlagen, andern hatten sie Füße und Rippen zerschlagen. Als ich mich am Spokan-Fluß aufhielt, ging ich bei Gelegenheit nach der Pferde-Prairie, welche fast ganz von theilweis bewachsenen Hügeln umgeben ist, um die Manoeuver zu beobachten, welche die Wölfe bei ihren vereinten Angriffen auf die Pferde anwenden. Ihre erste Ankündigung bestand in einem gellenden, hundeähnlichen Gebell, das sie von Zeit zu Zeit hören ließen, gleich dem Abfeuern der Gewehre der verschiedenen Vorposten bei kleinen Gefechten. Dieses Gebell wurde von der entgegengesetzten Seite durch ein ähnliches erwiedert, bis sich die Töne immer mehr näherten, und endlich aufhörten, als die Parteien sich vereinigten. Wir setzten unsre Flinten in Stand und verbargen uns hinter einem dicken Gebüsch. Indeß scharrten die Pferde, welche die Gefahr merkten, mit den Hufen den Boden auf, schnaubten, hoben die Köpfe in die Höhe, sahen wild um sich und gaben alle Zeichen von Furcht. Ein paar Hengste schienen die Anführer zu machen und diese erwarteten mit anscheinender Ruhe den Feind. Endlich erschienen die Verbündeten in einem Halbkreis, dessen Enden sie ausdehnten, um ihre Beute einzuschließen. Es waren zwischen drei- bis vierhundert an der Zahl. Die Pferde, sobald sie ihre Bewegung bemerkten, schienen ihre Absicht zu errathen, und da sie sich fürchteten, einer solchen Anzahl entgegenzutreten, wandten sie sich sogleich und galoppirten nach der entgegengesetzten Seite; dies war das Signal für die Wölfe zu folgen, und indem sie gleichzeitig ein Geheul erhoben, stürzten sie nach, ohne ihre Stellung im Halbkreis zu verlieren. Die Pferde, welche nicht im besten Stande waren, wurden schnell eingeholt und fingen an, nach ihren Verfolgern auszuschlagen, wovon manche heftige Schläge erhielten. Doch würden sie bald über die Pferde Herr geworden sein, wären wir nicht zur rechten Zeit aus unserem Hinterhalte hervorgetreten, und hätten des Feindes Centrum eine tüchtige Ladung Kugeln zugeschickt, die mehrere da-

von tödteten. Sogleich schwenkte sich das ganze Bataillon und lief in der größten Eile und Unordnung den Bergen zu, während die Pferde, so wie sie die Schüsse hörten, ihren Lauf änderten und auf uns zu galoppirten. Unser Erscheinen rettete einige aus den Zähnen der Wölfe, und sie schienen durch ihr Wiehern ihre Freude und Dankbarkeit ausdrücken zu wollen."

Am 22. März 1846 zeigte sich in der neapolitanischen Provinz Potenza, am Rande des Waldes der Gemeinde Calciano ein toller Wolf. Er näherte sich dann dem Dorfe, biß einen Hund und 3 Männer. Der eine von diesen starb am andren Tage, die 2 andern mußten in Ketten gelegt werden. Die ganze Nacht schweifte der Wolf in der Gegend umher, verwundete und tödtete Hunde, Ochsen und andre ihm begegnende Thiere. Am nächsten Morgen überfiel er bei Grassano einen Hirten und zerfleischte ihn fürchterlich. Am dritten Tage ward er, auf Veranstaltung des Sottocapitano von Grassano, durch aufgebotene Leute erschossen.

In Groß-Britannien sind die Wölfe längst ausgerottet, im Innern Deutschlands ebenfalls, aber im Osten (und da am meisten), ferner im Süden und Westen fehlt es noch immer nicht daran.

Der **Schakal** (Goldwolf), Canis aurĕus, L. Franz. Loup doré oder Chacal. Schnauze spitz; Pelz graubraun, an der Kehle weiß, Ohrrand rostroth. Länge bis zum Schwanze 2 Fuß 7 Zoll. Er ist in der nördlichen Hälfte Afrika's und in der südlichen Hälfte Asiens sehr gemein, wohnt auch in Griechenland. Er lebt gesellig, gräbt keinen unterirdischen Bau, hält sich am Tage versteckt, geht Nachts seiner Nahrung nach, heult dabei viel und widerlich, frißt alle Thiere, die er überwältigen kann, ist den Schafen, Ziegen und dem Geflügel gefährlich, kommt bis in die Dörfer und Wohnungen, verzehrt das hinaus geworfene Aas, raubt alles Eßbare, sogar Leder, geht im Herbste dem Obst nach. Zu Bélon's Zeit (1555) gab es in Klein-Asien Schaaren von 200 Stück. Der Pelz ist gut. Man kann den Schakal jung leicht zähmen, jedoch ist er nicht angenehm, weil er unerträglich stinkt.

Am Kap gibt es Schakals, die sich vom gemeinen nur dadurch zu unterscheiden scheinen, daß sie über den Rücken hin schwarz sind (Canis mesomĕlas).

Der **rothe Wolf**, C. jubātus, in Süd-Amerika, hat einen schwarzen Streif auf dem Rückgrath und 5 Zoll lange Ohren; — der **mexikanische Wolf**, C. mexicānus, ist röthlich-grau mit

ebenfalls sehr langen Ohren. — Der **Hyänenhund** (Simir), C. pictus, Desm., ist von der Größe des Wolfs, aber hochbeiniger, rothgelb mit schwarzen und weißen Flecken, lebt am Kap (wo er wilder Hund heißt), in Mosambik, Kordofan, jagt schaarenweis, ist vorzüglich den Schafheerden gefährlich, verschont selbst das Rindvieh nicht, fällt in Kordofan, wie Rüppell berichtet, sogar Menschen an.

b) Hunde, deren Pupille einen senkrechten, länglichrunden Spalt bildet.

Der **Fuchs**, Canis Vulpes, L. (C. Alōpex, crucīger, fulvus). Franz. le Renard. Die mittelsten Schneidezähne einfach, ohne Lappen; an dem 2ten Lückenzahn der Ober- und Unterkinnlade keine hintere zweite Spitze, sein hinterer Rand wenig wellig. Schnauze spitz; Ohren gerade, dreieckig zugespitzt; Oberlippe, Unterkinnlade, Kehle, Brust und Bauch grau-weiß; Zehen und ein Theil des Mittelfußes schwarz; Ohren an der Rückseite schwarz; der übrige Kopf und Körper gelbroth; von den Schultern bis zum Schwanze mit Weiß überlaufen; Schwanz lang- und dicht-behaart, gelbroth, schwärzlich überlaufen, mit weißer Spitze. Auf dem Schwanze steht oben, etwa $2\frac{1}{2}$ Zoll von dessen Anfang, eine Drüse, deren Feuchtigkeit wie Veilchen riecht und die man Viole nennt. Länge von der Nase bis zum Schwanze $2\frac{1}{2}$ Fuß; Schwanz 1 Fuß 5 Zoll. Unter dem längeren Haar steht am Leibe eine dichte hellgraue Grundwolle. In allen Gegenden findet man mitunter Füchse, deren Farbe mehr oder weniger in's Schwarze übergeht. Die Heimath des Fuchses ist Europa, die nördliche Hälfte von Asien und von Amerika.

In der Jägersprache bedient man sich beim Fuchse folgender Ausdrücke: Seher statt Augen; Lauscher statt Ohren; Gebiß statt Zähne; Fänge statt Eckzähne; Wildpret statt Fleisch; Gescheide statt Eingeweide; Läufe statt Beine; Branten statt Zehen; Standare, Ruthe oder Lunte statt Schwanz; Blume heißt dessen Spitze, Balg die Haut.

Als Wohnung bezieht der Fuchs einen selbstgegrabenen, oder vorgefundenen Bau, auch den verlassenen Dachsbau. Sein Bau besteht, wie der des Dachses, aus Röhren und einem Kessel, welcher der eigentliche, geräumige Wohnsitz ist. Außer diesem Baue, den er sogar zuweilen, wenn er groß und mit 2 Kesseln versehen ist, mit einem Dachse zugleich bewohnt, führt er noch in einer gewissen Entfernung einen oder ein paar Nothbaue aus, die nur aus einer einzigen Röhre bestehen und zur Zuflucht bei großer Noth bestimmt sind. Im Winter bei Regen und Schneegestöber, im Februar zur Paarungszeit auch bei gutem Wetter, und dann wieder im Som-

mer, so lange die Jungen erzogen werden, trifft man am Tage den Fuchs im Bau; während der übrigen Zeit des Jahres steckt er aber gewöhnlich im Dickicht, im Rohre, im Getreide u. s. w., flüchtet aber bei Verfolgung nach seinem Baue. Des Tages ruht er, wenn ihn nicht starker Hunger oder die Sorge für seine Jungen zwingt, auf Raub auszugehn; des Nachts ist er desto muntrer; dann sucht er seine Beute auf, die er schleichend berückt und im Sprunge erhascht. Seine Hauptnahrung sind Mäuse, wodurch er sehr nützlich wird; Hasen, Kaninchen, junge Rehe, junge Hirsche frißt er auch gern, erwischt aber die zwei letzteren selten; nach Geflügel jeder Art leckert er ebenfalls, und ist so frech, daß er sich sogar an brütende Schwäne wagt und solche mitunter erwürgt. Eier, Honig, süße Birnen, Pflaumen, Weinbeeren, Heidelbeeren mag er gern; Aas verachtet er nicht, wenn sich nichts Beßres findet; Heuschrecken und manche Käfer, vorzüglich aber Maikäferlarven (Engerlinge), läßt er sich wohlschmecken, Regenwürmer verschluckt er zuweilen in Menge, Fische frißt er, nach Eckström's Beobachtung, auch, allein Krebse, Schlangen, Eidechsen, Frösche und Kröten verschmäht er, in unsrer Gegend wenigstens, durchaus als Nahrung; der Frösche bedient er sich nur als Spielzeug, indem er sie durch Ohrfeigen zum Springen zwingt. Will er sich Ueberbleibsel von der Mahlzeit aufheben, so verfährt er wie der Hund, d. h. er scharrt mit den Pfoten ein Loch, legt das Ding hinein und deckt es mit der Nase zu. Seine List ist zum Sprichwort geworden. Sie zeigt sich, wenn er seine Beute beschleicht, wenn er mit großer Vorsicht bei Treibjagden, auf Alles, was vorgeht, achtend, zu entgehen sucht, wenn er fast jede noch so gut versteckte Falle bemerkt und nur durch seine Naschhaftigkeit am Ende bewogen werden kann, sie zu betreten, wenn er im Gegentheil, sobald die Falle zugeschlagen ist und eine Katze oder ein andres Thier darin hängt, dieses ganz behaglich herausfrißt, wenn er regelmäßig die Schneuß des Jägers besucht, um die gefangenen Vögel zu verspeisen. Hat ihm einmal eine Falle vor der Nase zugeschlagen, so hält es äußerst schwer, ihn wieder dran zu bringen. Er vernimmt, äugt und wittert (hört, sieht und riecht) äußerst scharf, doch riecht er, nach meiner Beobachtung, nicht so gut wie ein Hühnerhund; er läuft schnell, wobei er die Standare gerade ausstreckt; sonst trägt er sie abwärts hängend, so daß sie im Schnee einen Streif zieht; er macht große Sprünge und zwängt sich durch enge Ritzen. Sein Gebiß ist scharf; seine Eckzähne lang und krumm, und er wehrt sich, in die Enge getrieben, damit heftig und schlägt tiefe Wunden. Der Laut, welchen er z. B. bei eintretenden Stürmen und großer Kälte von sich gibt, ist ein gedehntes und von dem des Haushunds sehr verschiedenes

Bellen; in der Noth schreit er oft jämmerlich oder murrt und kekkert; vor Sehnsucht und Freude winselt er laut. Im April bekommt die Füchsin 3 bis 7 Junge, die mit röthlich-grauer Wolle bedeckt und 10 bis 14 Tage blind sind, und erzieht sie in dem Kessel des Baues. Nach einem Monat fangen die Füchschen schon an, vor den Bau zu kommen, wo sie spielen und von der Mutter mit lebenden Mäuschen versorgt werden, mit denen sie sich, gleich jungen Kätzchen, die Zeit vertreiben. Zeigt sich Gefahr, so fahren sie schnell in den Bau zurück, und bleibt einmal die Mutter lange aus, so bellen sie. Merkt die Alte irgend eine Nachstellung, so bringt sie die Jungen anderswo in Sicherheit. Im Juni fangen sie schon an weiter zu gehn, und im Juli verlassen sie oft den Bau ganz und beziehen am liebsten die Getreidefelder, wo sie sich mit dem Fange junger Häschen, Mäuschen, Heuschrecken, Käfer u. s. w. vergnügen und vollkommner Sicherheit genießen. Nach der Ernte ziehn sie sich in dichte Gebüsche, Heiden und Rohr, und erst im Spätherbste trennt sich der Verein und jeder treibt nun sein Handwerk für sich. — Wie zärtlich auch bei Füchsen die Mütterliebe ist, geht aus folgenden Thatsachen hervor: Am 19. April 1830 grub der Jäger des Herrn von Mergenbaum zu Nilsheim in Gesellschaft des Hauptmanns Deßloch, Hofgärtners Reisserl und mehrerer Andrer einen Bau mit jungen Füchsen. Nachdem ein scharfer Dachshund eine kurze Zeit den Füchsen vorgelegen hatte und die Röhren mit Schützen besetzt waren, wurde an der Stelle, wo der Hund die Füchse verrathen, stark auf den Bau geklopft, welches Klopfen die Füchsin zu dem schnellen Entschluß brachte, die Flucht zu ergreifen. Sie vergaß aber dabei ihrer Jungen nicht, nahm eins derselben in's Maul, brach neben dem vorliegenden Hunde durch, sprang aus dem Baue und ließ auch jetzt das Kleine nicht fallen, obgleich mehrere Flinten ganz aus der Nähe, jedoch ohne zu treffen, auf sie abgefeuert wurden. „In der Nähe eines Gutes," so erzählt Eckström (Probst und Pastor auf Morkö unweit Stockholm), in der Tidskrift for Jägare och Naturforskare, „hatte ein Fuchspaar seinen Bau, und Junge darin. Der Verwalter stellte eine Jagd auf die alten Füchse an, erwischte sie aber nicht. Da wurden Tagelöhner aufgeboten, den Bau zu graben. Zwei Junge wurden getödtet und das dritte nahm der Verwalter mit sich auf den Hof, legte ihm ein Hundehalsband an und band es dicht vor seinem Kammerfenster an einen Baum. Dies wurde am Abend des nämlichen Tages bewerkstelligt. Am Morgen, als die Leute im Gehöfte erwachten, wurde sogleich ein Mensch hinausgeschickt, um nachzusehn, wie es mit dem jungen Fuchse stände. Er stand sehr trübselig

an derselben Stelle, hatte aber einen fetten Truthahn mit abgebissenem Kopfe vor sich. Nun wurde die Magd herbeigerufen, welche die Aufsicht über das Hühnerhaus hatte, und mit Thränen im Auge gestehen mußte, daß sie am Abende vorher mit zum Fuchsbau gegangen war und darüber vergessen hatte, die Truthühner einzutreiben. In Folge angestellter Untersuchung fand sich, daß der Fuchs während der Nacht 14 Truthühner geschlachtet hatte, deren zerstückte Körper hier und da im Wohn- und Viehhofe herum lagen; nur eins hatte er, wie schon gesagt, auf den offnen Platz vor sein angefesseltes Junge gelegt."

„Daß der Fuchs," sagt Eckström ferner, „sich selten nach irgend einem Jagdgesetze richtet, weiß man wohl; daß er sich aber auch auf unerlaubtes Fischen legt, ist minder bekannt. In meiner Jugend habe ich indeß ein Beispiel davon gesehn. In einer mit Gras bewachsenen Seebucht waren zwischen dichten Rohrbänken kleinere und größere freie Wasserstellen, in welchen die Bauern, weil sie fischreich waren, Netze ausgeworfen hatten, welche mit einem Ende am Lande befestigt waren. Ich besuchte in der Sommerzeit beinahe jeden Abend diesen Platz, um junge Enten zu schießen, welche beim Dunkelwerden aus dem dichten Schilfe herausschwammen und sich auf die erwähnten Blänken legten. Um mich aber zu unterrichten, wo sie lägen, ging ich jederzeit vorher auf einen nahe gelegenen Berg. Eines Abends, als ich, wie gewöhnlich, einige Zeit vor Sonnenuntergang, mich auf meinem Beobachtungspunkte hinter einem dichten Wachholderbusche eingestellt hatte, sah ich am Rande einer Blänke einen Fuchs sitzen, vor sich ein zur Hälfte heraufgezogenes Netz, aus welchem er einige kleine Fische heraussuchte und verzehrte. Zuerst vermuthete ich, daß der Bauer, welchem das Netz gehörte, dasselbe auf's Land gezogen hätte, um es trocknen zu lassen; und da ich dem Fuchse an der Stelle, wo er saß, nicht schußrecht beikommen konnte, so beschloß ich, stiller Zuschauer seines Vorhabens zu bleiben. Es dauerte nicht lange, so waren die Fische, welche er sich an's Land gezogen hatte, verzehrt. Da richtete er sich auf, faßte mit den Zähnen den Saum vom Netze und begann rückwärts zu gehn, wobei er von Neuem einige Klaftern Netz heraufzog, worin sich einige Fische verwickelt hatten, die er aufnahm und fraß."

Von der Unverschämtheit, deren die Füchse fähig sind, führt Louis Ziegler in seinem 1848 zu Hannover erschienenen Buche über die Haarwildjagd zwei Beispiele an: „Ein Fuchs, welcher in einem Treiben von Hunden gejagt wurde und nach welchem schon zwei Fehl-

schüsse abgefeuert waren, packte doch noch einen kranken Hasen und trug ihn eine Strecke fort. Ein andrer, der in einer Scheune gefangen gehalten wurde, sollte dort mit Knitteln und Heugabeln erschlagen werden, entwischte aber während der Verfolgung, würgte gleich auf der nächsten Wiese zwei junge Gänse und nahm die eine mit in's Korn." Jung läßt sich der Fuchs sehr leicht aufziehn und nimmt mit Hundekost vorlieb. Will man einmal ein recht jämmerliches und zugleich lächerliches Gesicht sehn, so braucht man nur ein solches Füchschen bei der Haut des Genickes zu packen und hoch in die Luft zu halten. Von mehreren, die ich aufgefüttert habe, war der letzte, ein Weibchen, der zahmste, weil ich ihn am kleinsten bekam. Er fing eben an, selbst zu fressen, war aber doch schon so boshaft und beißig, daß er, wenn er eine Lieblingsspeise vor sich hatte, dabei immer knurrte, und, wenn ihn auch niemand störte, doch rings um sich in Stroh und Holz biß. Durch freundliche Behandlung ward er bald so zahm, daß er sich's gern gefallen ließ, wenn ich ihm ein eben gemordetes Kaninchen aus dem blutigen Rachen nahm und statt dessen den Finger hinein legte. Ueberhaupt spielte er, selbst da er erwachsen war, außerordentlich gern mit mir, war außer sich vor Freude, wenn ich ihn besuchte, wedelte wie ein Hund, und sprang laut winselnd um mich herum. Eben so freundlich war er gegen jeden Fremden, ja er unterschied Fremde schon auf 50 Schritte weit, wenn sie um die Hausecke kamen, sogleich von mir, und lud sie mit lautem Gewinsel ein, zu ihm zu kommen, eine Ehre, die er mir und meinem Bruder, die wir ihn für gewöhnlich fütterten, in der Regel nicht erwies, wahrscheinlich, weil er wußte, daß wir doch kämen. Kam ein Hund, so sprang er, jener mochte groß oder klein sein, ihm mit feuersprühenden Augen und grinsenden Zähnen entgegen. Er war am Tage eben so munter wie bei Nacht. Sein Liebstes war, wenn er an mit Fett geschmierten Schuhen nagen oder sich drauf wälzen konnte. Anfangs befand er sich frei in einem eigens für ihn gebauten Stalle. Gab ich ihm da z. B. einen recht großen, beißigen Hamster, so kam er gleich mit funkelnden Augen leise geschlichen und legte sich lauernd nieder. Der Hamster faucht, fletscht die Zähne, und fährt grimmig auf ihn los. Er weicht aus und springt mit den geschmeidigsten Wendungen rings um den Hamster herum, oder hoch über ihn weg, und zwickt ihn bald mit den Pfoten, bald mit den Zähnen. Der Hamster muß sich unaufhörlich nach ihm wenden und drehen, und wirft sich endlich, wie er das satt kriegt, auf den Rücken, und sucht mit Krallen und Zähnen zugleich zu fechten. Nun weiß aber der Fuchs, daß sich der Hamster auf dem Rücken nicht dre-

hen kann; er geht daher in engen Kreisen um ihn herum, zwingt ihn dadurch, aufzustehn, packt ihn, während er sich wendet, beim Kragen und beißt ihn todt. Hat sich ein Hamster in einer Ecke fest gesetzt, so ist es dem Fuchs unmöglich, ihm beizukommen; er weiß ihn aber doch zu kriegen, denn er neckt ihn so lange, bis er vor Bosheit einen Sprung thut, und packt ihn im Augenblick, wo er vom Sprunge niederfällt. Einst, da er kaum die Hälfte seiner Größe erreicht hatte und noch nie in's Freie gekommen war, benutzte ich die Gelegenheit, wo bei einem Feste wohl 80 Menschen versammelt waren, und setzte ihn zur Schau auf den 3 Fuß breiten Rand eines runden, kleinen Teiches. Die ganze Gesellschaft versammelte sich sogleich rings um das den Teich umgebende Geländer, und der Fuchs schlich nun, betroffen über den unbekannten Platz und den Anblick der vielen Menschen, behutsam um den Teich herum, und während er die Ohren bald anlegte, bald aufrichtete, bemerkte man in seinem kummervollen Blicke deutlich die Spuren ernsten Nachdenkens über seine gefährliche Lage. Er suchte, wo gerade niemand stand, Auswege durch das Geländer, fand aber keinen. Dann fiel es ihm ein, daß er gewiß in der Mitte am sichersten sein würde, und weil er nicht wußte, daß man im Wasser sinkt, so that er vom Ufer, das etwa 1 Fuß hoch war, einen großen Satz nach der Mitte zu, erschrak aber nicht wenig, wie er plötzlich untersank, suchte sich indeß doch gleich durch Schwimmen so lange zu halten, bis ich ihn hervorzog, worauf er sich den Pelz tüchtig ausschüttelte. Als ich ihm zum ersten Mal ein Halsband umthat, machte er vor Aerger drei Ellen hohe Sprünge, und als ich ihn nun gar anlegte, wimmerte, wand und krümmte er sich ganz verzweiflungsvoll, als wenn er das schrecklichste Bauchweh hätte, und wollte Tage lang weder essen noch trinken. Kam er späterhin zufällig los, so machte er sich heimlich in den Wald; fand ich ihn aber dort wieder, so ließ er sich auch ganz gutmüthig aufnehmen. Als ich einmal einen recht großen Kater in seinen Stall warf, war er wie rasend, fauchte, grunzte, sträubte alle Haare, machte ungeheure Sprünge und zeigte sich recht feig. Gegen mich aber bewies er sich desto tapfrer; denn als ich einmal seine Geduld erschöpft hatte, gab er mir einen Biß in die Hand, ich ihm eine Ohrfeige, er mir wieder einen Biß, und ich ihm wieder eine Ohrfeige; beim dritten Bisse packte ich ihn am Halsband und hieb ihn jämmerlich mit einem Stöckchen durch; er wurde aber desto rasender, war ganz außer sich vor Wuth, und wollte immer auf mich losbeißen. Das ist das einzige Mal gewesen, wo er mich oder sonst jemand absichtlich gebissen hat, obgleich Jahre lang täglich Leute mit ihm spielten

und manche ihn neckten. An der Kette sieht man öfters zahme Füchse bei Liebhabern, thut aber wohl daran, wenn man ihnen nicht traut; auch findet man solche, die im Hause frei herumlaufen, ja sogar ihren Herrn auswärts begleiten, was aber meist ein böses Ende nimmt.

Wie der Hund und Wolf, so wird auch der Fuchs mitunter toll. Häufig ist unter ihnen die Räude und es sterben daran zuweilen die Füchse in ganzen Gegenden aus.

Der Fuchsbalg gibt von Mitte November bis Ende Februar ein vortreffliches Pelzwerk. Die beste Art, den Fuchs zu fangen, ist der beim Dachs erwähnte Kunstbau. Zu einer Zeit, wo man sicher alle Füchse außerhalb ihrer Baue vermuthet, verstopft man diese, treibt die Füchse in die Kunstbaue, und hat sie dann in seiner Gewalt. Hat man scharfe Dachshunde, so kann man sie aus dem Kunstbau oder aus ihrem eigentlichen Baue heraustreiben lassen und im Entfliehen schießen oder in aufgestellten Netzen fangen. Diese Jagd betreibt man vorzüglich im Februar. Steckt im Frühjahr ein Gehecke junger Füchse im Bau, so kann man diesen aufgraben und die Einwohner herausholen. Im Winter schießt man den Fuchs bei hellem Mondschein aus der Schießhütte. Diese legt man am liebsten an einem mit Büschen besetzten Abhang in der Erde, oder wenn kein Abhang da ist, im dichten Gebüsch an; sie wird ans bemoosten Steinen erbaut, das Dach ebenfalls oder aus alten Bretern, und mit Erde und Moos bedeckt. Davor muß ein freier, wo möglich von Gebüsch umgebner Platz sein, und am besten ist es, wenn über ihn hin ein nicht zufrierender Bach rieselt. Vorn hat die Hütte 2 Schießlöcher und 30 bis 35 Schritte davon wird der Luderplatz angelegt, d. h. vom Oktober an bis zum Frühjahr wird todtes Vieh dahin geworfen. Gewöhnlich kommen die Füchse erst Abends 10 Uhr, allein man muß noch bei hellem Tage da sein, muß auch von einer Seite kommen, von welcher nicht leicht ein Fuchs zu erwarten ist, und darf nicht um die Hütte herum gehn, weil der Fuchs jeden frischen Tritt riecht. In der Hütte muß man sich äußerst ruhig verhalten und darf nicht etwa rauchen. Selbst bei sehr kaltem Wetter hält man darin aus, wenn man einen guten Schafspelz anhat und die Füße in einen Fußsack von Pelz oder in einen Sack voll Heckerling steckt. Hat man einen Fuchs geschossen, so läßt man ihn liegen, bis man weggehn will. Auf dem Anstand schießt man ihn ziemlich leicht, vorzüglich wenn man ihn durch Nachahmung des Lautes eines jungen Hasen oder einer Maus anlockt, zu welchem Behufe auch ein Instrument, Hasenquäke genannt, anwendbar ist.

Vor dem Jagdhunde wird er auch erlegt, am meisten aber auf Treibjagden.

Winckell hatte einst einem Fuchse den Vorderlauf dicht unter dem Blatte mit der Büchse entzwei geschossen; beim Ausreißen schlug ihm dieser immer um den Kopf; darüber ärgerlich fuhr er mit der Schnauze herum, biß den Lauf schnell ab, warf ihn weg und war nun so flüchtig, als fehlte ihm nichts. Scheint ein Fuchs todt, so darf man ihm nicht eher trauen, bis er ganz kalt ist, denn er hat ein äußerst zähes Leben. Mir sind mehrere Beispiele bekannt, wo für todt gehaltene Füchse plötzlich wieder auf und davon sprangen, oder wo Leute, die solche Scheintodte angriffen, furchtbar gebissen wurden. v. Wildungen hat mit eignen Augen gesehn, wie ein Fuchs, dem man den Balg schon bis zu den Ohren abgestreift hatte, den Abstreifer noch tüchtig in die Finger biß, und Dr. J. J. Kaup sagt, daß einer seiner Freunde Augenzeuge eines ganz ähnlichen Falles gewesen. Louis Ziegler hat einmal gesehn, wie ein Jäger den angeschossenen, aber noch nicht todten Fuchs bei der Standare packte und gegen einen Baum schlagen wollte, aber die Standare in der Hand behielt, während der Fuchs, dieselbe zurücklassend, davon sprang. Ich wollte einmal von einem Knechte einen halbwüchsigen Fuchs todtschlagen lassen; allein er lebte immer wieder auf, so daß er zuletzt gehängt werden mußte.

Will man den Fuchs mit einer Falle erwischen, so kirrt man ihn erst eine Zeit lang auf dem für dieselbe bestimmten Orte, und ist sie gestellt, so schleppt man, das heißt man hängt ein Stück von der in Häringslake getauchten Lockspeise an einen Faden und zieht es von der Falle aus nach verschiednen Seiten auf der Erde hin, läßt auch zuweilen ein Bröckchen davon fallen.

Einfach ist der Fang an der Angel, die man, eigens zu diesem Zwecke verfertigt, kaufen kann. Sie wird, in dem Bauche eines Vögelchens, oder in einem Stücke Rehleber, Hasengeschneide und dergleichen, alles in Häringslake getaucht, steckend, so aufgehängt, daß der Fuchs sie nur springend erreichen kann. Sobald er den Anbiß packt, fahren die Widerhaken der Angel in seinem Rachen auseinander und er schwebt hülflos zwischen Himmel und Erde. Am besten ist diese Art des Fangens da anzuwenden, wo er schon gewohnt ist, springend die Vögel aus der Schneuß zu holen.

Der Fang im Schwanenhalse und Tellereisen ist nicht zu empfehlen, weil leicht ein Mensch unversehens durch sie beschädigt und die Falle selbst auch dem Jäger leicht gestohlen werden kann.

Uebrigens kommt Alles beim Stellen auf gehörige Behutsamkeit und Reinlichkeit an. Obgleich dieser Fang nur von Anfang Novembers bis Ende Januars mit Nutzen betrieben wird, so richtet man doch schon vorher auf ruhigen Plätzen, wo Füchse zu wechseln pflegen, die Fangplätze ein, indem man in den Boden einen Einschnitt macht, in welchen das fangbar gestellte Eisen gerade, ohne an den Seiten die Erde zu berühren, paßt. Alle ausgegrabene Erde wird weit fortgeschafft. Kommt die rechte Zeit, so versieht man sich mit frischer Witterung, indem man ½ Pfund ganz reines Gänsefett, oder frische ungesalzne Butter, in einem neuen Tiegel zergehen läßt, dann 3 Loth gestoßenes Fönum gräcum hinein thut, einige Minuten später einen Fingerhut voll grüne Unterschale des Mäuseholzes (Solānum Dulcamāra), dann ½ Loth gestoßne Violenwurzel, worauf man die Masse von den Kohlen nimmt und erst ½ Loth Anis, dann 2 Skrupel Kamfer beimischt, Alles tüchtig umrührt und endlich durch ein ganz reines Läppchen in eine neue Büchse seihet, welche mit Blase zugebunden und an einem kühlen Orte verwahrt wird. Als Vorwurf (Lockspeise) gebrauche man ganz wie Schweinefleisch, aber ohne Gewürz, nur mit etwas Fönum gräcum eingepökeltes Katzenfleisch, schneide es in zollgroße Stücken, brate es, in einem ganz reinen Tiegel, mit reinem Gänsefett oder frischer Butter, und tauche es in Häringslake. In Ermangelung dieser trefflichen Lockspeise nehme man zollgroße Stücken Häringsfleisch und brate sie nebst dem Kopfe, der den Abzugsbissen gibt, in frischem Gänsefett oder frischer Butter nebst Häringslake. Als Schleppe gebrauche man dasselbe, was man als Vorwurf nimmt. Ist so weit Alles fertig, so nimmt man eine Mischung von Heusamen und Roggenspreu, und reibt sie, nachdem man die Hände mit oben genannter Witterung bestrichen, tüchtig durch. Darauf zieht man, mit dieser Füllung, dem Abzugsbissen, den Brocken, der Witterung, der Schleppe versehen, nachdem man auch die Sohlen mit Witterung bestrichen oder auf Pferdemist hin und her gerieben hat, gegen Abend nach dem Fangplatz, und versieht sich unterwegs mit einem frischen Zweige. Ist man dort angekommen, so füttert man, nachdem man sich nochmals die Hände verwittert hat, den Einschnitt ganz aus, legt den Abzugsbissen (das beste Stück vom Vorwurfe) darauf, und wirft mehrere Brocken rings umher, reinigt den ganzen Ort, indem man, wo es nöthig ist, mit dem Zweige kehrt, legt die Schleppe an und zieht sie, so weit man für nöthig hält, am Boden hin, wiederholt auch dieses Verfahren von einer oder 2 andern Seiten her. Von nun an besucht man jeden

Morgen den Platz, um zu untersuchen, ob der Fuchs abgenommen hat. Ist dies nicht der Fall, so überdeckt man Abzugsbissen und Brocken mit Zweigen, um sie vor Raben und dergleichen zu sichern, und nimmt diese gegen Abend wieder weg. Hat der Fuchs mehrere Nächte abgenommen, so wird das Eisen in reinem, heißem Wasser gewaschen und mit einem reinen Läppchen, das mit etwas Witterung bestrichen ist, ganz fein abgerieben, dann fangbar gestellt, und, nachdem man sich mit frischer Füllung und frischem Vorwurfe versehen, zum Fangplatze getragen. Dort wird die alte Füllung herausgenommen, das Eisen in dem Einschnitte so, daß es fest steht, aufgestellt, mit der Füllung so überdeckt, daß Alles der Erde gleich ist, der Abzugsbissen angebracht, Brocken umhergeworfen, der ganze Platz gut gereinigt und mit dem Zweige gekehrt, und endlich die Schleppe nochmals angelegt. Liegt Schnee, so wird Alles durch ein verwittertes Sieb mit Schnee übersiebt. Fand man Losung (Mist) des Fuchses am Fangplatze, so muß diese genau auf ihrer Stelle bleiben. Findet man am andern Morgen den Fuchs nicht in der Falle und doch Spuren, daß er da gewesen sei, so wirft man vor Abend neue Brocken aus, auf deren jeden man einen Tropfen Bilsenöl thut, wodurch er betäubt wird und blindlings in die Falle geht. Denselben Zweck erreicht man, wenn man Kockelskörner mit dem Vorwurfe braten läßt. In seichten Bächen legt man ein Tellereisen, mit Wassermoos bedeckt, und hängt an einem darüber hängenden Zweige die Lockspeise auf. Kein Fuchseisen darf fest angekettet werden, denn sonst beißt sich der Fuchs, der sich nur mit dem Laufe gefangen hat, denselben ab und entkommt. Den noch nicht verendeten Fuchs tödtet man durch Hiebe über die Nase. Der Jäger, welcher den Fuchsfang betreiben will, wird wohl thun, weitere Belehrung aus Winckell's Handbuche für Jäger und Jagdberechtigte zu holen. „Unglaublich ist's," sagt dieser Schriftsteller, „wie vorsichtig er auf für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht. Ich hatte einst die Freude, Augenzeuge zu sein, als im harten Winter nach einem fest angekirrten Fuchs das Eisen gelegt worden war. Nicht weit vom Fangplatze saß ich auf dem Anstande. Es fing eben an zu dämmern, als Reineke, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm er die entferntesten Vorwurfsbrocken an, setzte, so oft er einen verzehrte, sich gemächlich nieder und wedelte mit der Standare. Je näher er dem Orte kam, wo das Eisen lag, desto behutsamer wurde er, desto länger besann er sich, ehe er etwas nahm, desto öfter kreisete er den Platz. Gewiß 10 Minuten blieb er

unbeweglich vor dem Abzugsbissen sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lüsternheit an, wagte es aber dennoch nicht, zuzugreifen, bis er wieder 3= oder 4mal das Ganze umkreist hatte. Endlich, als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderlauf nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher er, wie vorher, unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los und in dem Augenblick war er mit der ihm höchst unbehaglichen Halskrause geziert. Sehr lächerlich war es mit anzusehn, wie er ohne Erfolg Alles, was in seinen Kräften stand, anwendete, sich zu befreien; wie er boshaft kekkerte und, da er vorwärts wegen des Eisens nicht kommen konnte, rückwärts zu gehen anfing. Aber auch das dauerte nicht lange; dann blieb er ermattet an einem Sträuchelchen sitzen. Nun eilte ich hinzu und befreite ihn durch ein paar wohlthätige Schläge auf die Nase für immer von seinen Leiden. Im Jahr 1816 wurde zur Winterszeit beim Schnee, kaum 600 Schritte vom Dorfe entfernt, durch einen der mir dermalen untergebenen Jäger, auf einem im Freien angelegten Fangplatze ein Fuchs Morgens um 8 Uhr darüber betroffen, daß er den in der Nacht im Schwanenhalse gefangenen Fuchs verzehrte, und zwar mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehn und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des gefangenen Fuchses bezahlt machen konnte."

In der schwedischen Tidskrift for Jägare och Naturforskare wird folgende Fuchsfalle, unter dem Namen Fuchsklemme, besonders empfohlen: Man nimmt ein 2 Ellen hohes, verwittert aussehendes Bret von altem Holze, das etwa 1 Fuß breit sein kann, und macht von oben herein 2 etwa ½ Fuß herab gehende, unten scharf zulaufende Ausschnitte so, daß durch sie das Bret nun oben 3 scharfe Spitzen bildet, wovon die mittelste über die 2 an den Seiten stehenden etwa ¼ Fuß emporragt. Dieses Bret stellt man an einer Stelle, wo Füchse zu wechseln pflegen, auf, indem man es an einen kurzen Baumstrunk oder an kurze eingerammte Pfähle nagelt, und setzt auf die mittelste Spitze eine Lockspeise. Nach dieser springt der Fuchs, geräth dabei mit seinen Pfoten in einen der neben der Spitze befindlichen Einschnitte und bleibt darin hängen.

Wir haben vorher gesehen, daß Katzenfleisch dem Fuchse sehr angenehm ist und als vortreffliche Lockspeise dient. Es fragt sich nun: was wird der Fuchs thun, wenn er, wie das doch oft geschehen muß, einer Katze im Freien begegnet? Einer meiner Freunde hat vor ei-

niger Zeit einen solchen Auftritt beobachtet. Er ging Abends mit seiner Frau spazieren und bemerkte einen Fuchs, welcher in der Nähe des Waldes einer Katze nachschlich. Als er ihr nahe war, drehte sich jene um, fauchte, krümmte den Buckel und Schwanz und sah ihn mit großen, Widerstand verheißenden Augen an. Der Fuchs blieb ruhig stehn und sah sie ebenfalls an; drauf machte er mehrere Versuche, sich ihr leise zu nahen; da sie aber immer grimmiger fauchte, schlich er weg, verschwand im Kornfeld, kam aber bald wieder und brachte einen andren Fuchs mit. Als sie selbander heranrückten, hielt die Katze nicht Stand, sondern sprang auf einen Baum.

Nur als Merkwürdigkeit sollen hier noch die großen Fuchsjagden erwähnt werden, welche man in den Ebenen Englands zu halten pflegt. Mit einer Meute von etwa 20 bis 40 Jagdhunden rücken die Jäger an einem schönen Tage, wo man die Füchse außerhalb der Baue vermuthet, und nachdem diese sämmtlich verstopft sind, zu Pferde in's Feld. Die Hunde werden dort in dichtes Gebüsch oder Rohr gelassen, und der ganze Jägerschwarm folgt ihnen, sobald sie einen Fuchs aufgestöbert haben und mit hellem Geläute vor sich her jagen, über Stock und Stein; auch schwimmt der Fuchs im Nothfall durch Wasser und die ganze Meute hinterher. In der Regel erwischen die Hunde den Fuchs zuletzt und zerreißen ihn unbarmherzig in kleine Fetzen. Entkommt er nach stundelanger Hetze noch durch Zufall, so verkriecht er sich in ein Eckchen und stirbt.

Der **Korsak** (Steppenfuchs), C. Corsac, L. Blaßgelblichgrau, mit weißlicher Schnauze, schwarzer Schwanzspitze, hellrostgelblicher Rückseite der Ohren, übrigens an Gestalt und Sitten dem Fuchse ähnlich, jedoch kleiner. Er bewohnt von der Wolga und dem kaspischen Meere Mittel-Asien bis zum Baikalsee, und findet sich selbst in ganz wasserlosen Gegenden in großer Menge.

Der **Polarfuchs** (Eisfuchs, Steinfuchs, Blaufuchs, Isatis), C. lagōpus, L. Er ist am ganzen Körper einfarbig, entweder dunkel-aschgrau, oder weiß, oder blaßbraun. Dieser Fuchs, welcher kleiner und niedriger ist als der gemeine, bewohnt den ganzen hohen Norden. Nach Gmelin's Angabe gräbt er sich in Sibirien paarweis Höhlen, welche 4 bis 5 Klafter lang sind und 6 bis 10 Ausgänge haben. Pallas erzählt, daß er den Menschen Eßwaaren, Schuhe u. dgl. stiehlt und kaum mit Schlägen zu vertreiben ist, daß aus der einzigen Stadt Mangasea am Jenisei, nördlich von Tobolsk, in manchem Jahre 40,000 Felle ausgeführt werden, in Jahren aber, wo er ausgewandert ist, kaum 3000, daß er auf den Aleuten zu

Tausenden mit Stöcken erschlagen wird, daß kaum irgend ein Thier einen wärmern und mehr elektrischen Pelz hat. Thienemann fand, daß er auf Island das einzige 4füßige Raubthier und sowohl den Schafen als dem Geflügel sehr gefährlich ist. Nach Franklin's Angabe wird sein Pelz in Nord-Amerika nicht so hoch geschätzt wie der des rothen Fuchses.

Der **Griesfuchs,** C. cinerĕo-argentĕus, Schreb., ist klein, oben grau, unten weiß, an den Seiten des Halses fuchsroth. Bewohnt Nord-Amerika, heißt dort bei den Engländern Kitt-Fox, bei den Franzosen Chien des prairies.

Der **Zerda** (Fennek, großöhrige Fuchs), C. Zerda, Zimmerm. Dieser Fuchs, welcher oben gelblichgrau, unten weißlich ist, zeichnet sich sehr durch seine großen, fledermausartigen Ohren aus, bewohnt das mittlere Afrika von der Sahara und Nubien an, gräbt sich Höhlen.

Dreizehnte Gattung:

Viverre. Viverra, Linn.

Lückenzähne $\frac{3.\ 3.}{4.\ 4.}$, Höckerzähne $\frac{2.\ 2.}{1.\ 1.}$. Zunge rauh. Unter dem Schwanze ist eine mehr oder weniger tiefe Tasche, in welche sich durch eigene Drüsen eine schmierige, oft stark riechende Feuchtigkeit ergießt.

a) Die Tasche tief, in 2 Abtheilungen geschieden; sie füllt sich mit einer stark bisamartig riechenden, schmierigen Feuchtigkeit, die man Zibeth nennt und früherhin auch in Europa theils des Wohlgeruchs wegen, theils als Arznei stark verhandelt hat. Pupille rund.

Die **afrikanische Zibethkatze** (Civette), V. Civetta, Schreb. Aschgrau; unregelmäßig schwarz gestreift und gefleckt; über den ganzen Rücken eine Mähne; Länge bis zum Schwanze 2 bis 3 Fuß; Schwanz 1 Fuß. Ist in Mittel-Afrika häufig, und der Zibeth wird nicht bloß gesammelt, wo sie sich an Bäumen reibt, um ihn los zu werden, sondern man hielt sie auch sonst in großer Menge jede allein, in kleinen Käfichen, an deren Gitter man sie mit dem Schwanze zog und den Zibeth mit einem Löffel aus der Tasche holte. Frisch sieht er weiß aus und ist fast flüssig; später wird er gelb und zuletzt braun.

Die **asiatische Zibethkatze,** V. Zibetha, L. Franz. le Zibeth. Der vorigen ähnlich, aber keine deutliche Mähne. Sie bewohnt Ostindien und die benachbarten Inseln, ist auch nach Süd-

Amerika gebracht und dort verwildert. Sie klettert gut, fängt Vögel, nimmt Eier aus, dringt in die Hühnerhöfe, frißt auch Wurzeln und Früchte. Sie wird in ihrem Vaterlande, wie die vorige, in Käfichen gehalten und wöchentlich 2- bis 3mal, jedesmal etwa 1 Quentchen, Zibeth von ihr gewonnen. Im Freien reibt auch sie den Zibeth an Bäume.

b) Die Tasche sehr klein; Pupille ein senkrechter Spalt; Nägel zurückziehbar wie bei den Katzen.

Die **Genette** (Genetkatze), V. Genetta, L. Grau, mit verschiedenen schwarzen oder braunen Flecken; Schwanz mit 9 bis 11 schwarzen Ringen. Länge bis zum Schwanze etwa 1½ Fuß. Ihr Vaterland ist ganz Afrika; man findet sie aber auch im südlichen Frankreich, Spanien, Syrien, Kleinasien. Sie klettert gut, ist dem Federvieh sehr gefährlich, gibt ein gutes Pelzwerk.

c) Tasche groß, einfach.

Das **Ichneumon** (Pharaonsmaus, Pharaonsratze, Manguste, Nems), V. Ichneumon, L. S. Bild 20. Franz. la Mangouste d'Egypte. Grau; Füße, Schnauze und Schwanzspitze schwarz. Länge bis zum Schwanze 21 Zoll, Schwanz 18 Zoll. In Aegypten und der Berberei. An Gestalt und Lebensart dem Iltis ähnlich, gräbt sich unterirdische Höhlen, dringt in Ställe ein und würgt das Geflügel eben so unbarmherzig wie der Marder; im Freien vertilgt es viel Mäuse, Ratten, Amphibien, und sucht auch die Eier der letzteren, namentlich die der Krokodile auf, wodurch es sehr nützlich wird. Von den alten Aegyptiern wurde es für heilig gehalten.

Der **Mungo** (ostindische Manguste), V. Mungo, Kämpf. Dem vorigen ähnlich, aber kleiner und an Backen und Kinnladen röthlich; hat auch dieselbe Lebensart. Daniel Johnson sagt in den Sketches of field sports, London 1822, Folgendes: „Der allgemein verbreiteten Meinung, als könne der Mungo durch Schlangengift nicht getödtet werden, kann ich bestimmt widersprechen; auch ist es fabelhaft, daß er sich durch den Genuß eines gewissen Krautes (Ophiorrhiza Mungos, Linn.) heile. Ich sah mehrere Mungos unmittelbar nach dem Schlangenbisse sterben; andere erhielten, nachdem sie gebissen worden waren, ein krankhaftes Ansehn und taumelten im Grase herum, ohne Verlangen zu bezeigen, etwas zu fressen. Nachdem sie sich ein wenig erholt haben, erneuern sie den Angriff scheinbar weit erbitterter, aber bedeutend vorsichtiger. Es ist höchst interessant, zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit diese kleinen Thiere ihren Feind bekriegen. Sie greifen denselben jederzeit zuerst

am Schwanze an, wo sie selbst die wenigste Gefahr laufen; dann nähern sie sich dem Kopfe immer mehr, zuletzt fassen sie die Schlange beim Hinterkopfe und geben ihr die Todeswunde. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß die Leute, welche dergleichen Gefechte sehen lassen, den Schlangen erst die Giftzähne ausziehen, weil sie ihre Mungos nur sehr ungern auf frisch gefangene Schlangen loslassen." Dr. Ruschenberger, welcher im Jahre 1835, als Arzt des amerikanischen Schiffes Peacock, Ceilon besuchte, erhielt daselbst in der Stadt Kolombo die Gelegenheit, im Hause des Stabsarztes Dr. Kinnis den Kampf zwischen einem Mungo und einer Brillenschlange mit anzusehn. „Der Doktor legte eine kleine Schlange auf dem Boden des Saales nieder; sie blickte mit emporgerichtetem Kopfe und ausgespreiztem Nacken träge erst nach der einen und dann nach der andren Seite. Jetzt nahm der Doktor einen halb ausgewachsenen Mungo, liebkoste ihn, wie man mit Hunden zu thun pflegt, um ihn zum Kampfe anzufeuern, und setzte ihn dann 4 oder 5 Fuß vor der Schlange auf den Boden. Das Thier heftete die kleinen Augen fest auf seinen Feind, und ging demselben vorsichtig einige Schritte näher, als die Schlange aufmerksam wurde und schnell den Kopf nach ihm wandte. Plötzlich sprang der Mungo auf die Schlange, packte sie mit den Zähnen beim Kopfe, schüttelte sie heftig und mit zornigem Geknurre, wie die Katze, wenn sie eine Maus gefangen hat, und rannte dann mit der Schlange im Saale herum, indem er in jedem Winkel das Schütteln und Knurren, zur großen Belustigung der anwesenden Herren und zum Schrecken der Damen, welche auf die Stühle sprangen, wiederholte. Jetzt wurde ein größerer Mungo aus dem Käfich genommen, entschlüpfte aber unvermuthet den Händen des Doktors und stürzte sich auf den kleinen Mungo, um diesem seinen Raub zu entreißen. Dr. Kinnis ergriff den großen, aber indem er ihn von dem kleinen loszureißen suchte, schlug er ihn mit dem Kopfe so heftig gegen die steinernen Platten des Fußbodens, daß er ganz betäubt ward und einige Augenblicke ganz leblos schien. Zwar erholte er sich bald wieder, aber die Lust zum Kämpfen war ihm vergangen und er konnte nicht dahin gebracht werden, einer großen, etwa 5 Fuß langen Schlange entgegenzutreten."

Vierzehnte Gattung:

Hyäne. Hyaena, Briss.

Oben 3, unten 4 Lückenzähne, alle kegelförmig, stumpf und äußerst dick; Reißzahn groß und zackig; Höckerzähne $\frac{1.\ 1.}{0.\ 0.}$; Schnauze dick. Sie können dicke Knochen zermalmen. Die Zunge ist rauh; alle Füße haben nur 4 Zehen; unter dem Schwanze liegt eine tiefe, drüsige Tasche.

Die **gestreifte Hyäne,** H. striāta, Zimmerm. S. Bild 21. Canis Hyaena, Linn. Franz. l'Hyène rayée. Grau, mit unregelmäßigen, braunen oder schwärzlichen Querstreifen; Gesicht grau-schwarz. Eine Mähne läuft über den Rücken, die sie im Zorne sträubt. Länge bis zum Schwanze $3\frac{1}{2}$ Fuß. An den Schultern ist sie höher als hinten. Sie ist häufig in Nord-Afrika und Süd-Asien. Im Himalaia geht sie, nach Bischof Heber's Angabe, bis zur kalten Region hinauf. „Die widerliche Ausdünstung der Hyäne," so erzählt Moritz Wagner, welcher eine bei Algier schoß, „ist so stark, daß es noch ein paar Wochen lang in meinem Zimmer danach roch, trotz des täglichen Räucherns. Die dortigen Araber fürchten sie nicht sehr. Den Heerden ist sie nicht sehr gefährlich, weil sie sich meist mit Aas begnügt. So oft die Araber sie tödten, vergraben sie schnell den Kopf, weil sie fürchten, daß man sie damit behexen könne." Das Letztere thaten, wie Shaw berichtet, die Araber schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Nach Europa hat man öfters ganz zahme Hyänen gebracht. In der Regel zähmt man sie, gleich andren wilden Thieren, indem man sie ganz jung aus dem Neste nimmt und dann freundlich behandelt. Ich habe jedoch auch eine in Zürich gesehn, welche durch Furcht gezähmt war: so oft ihr Wärter in den Käfich ging, schoß er ihr 2 Pistolen am Ohre ab, und konnte dann fast mit ihr machen, was er wollte. Diese Hyäne hatte eine große Furcht vor dem besagten Ohrenschmause; sobald sie merkte, daß der Mann zu ihr kommen würde, begann sie ein so über alle Maßen abscheuliches, weinerliches Jammergeschrei, wobei sie unruhig auf- und niederging, daß den Zuschauern die Ohren weh thaten. Die Kinnladenmuskeln der Hyäne sind so stark, daß es fast unmöglich ist, ihr das zu entreißen, was sie einmal gepackt hat. Sie verbirgt sich des Tags in Höhlen, schweift des Nachts umher und dringt in Dörfer und Städte ein. Auf Aas und Leichen ist sie sehr begierig und scharrt die Gräber auf, wenn sie nicht mit starken Dornen und schweren Steinen verwahrt sind. Hunde, Schafe, Ziegen, Esel

und mancherlei kleinere Thiere werden ihr zur Beute; sie frißt das Geraubte, wenn es mit Sicherheit geschehen kann, auf der Stelle, und trägt keinen Vorrath in ihre Höhle. Sie hat ein widerliches Ansehn, dunkle, tückische, lichtscheue Augen. Den Menschen fällt sie nicht leicht an. Ihr Pelz taugt wenig, ihr Fleisch noch weniger. Sie wird zwar einerseits schädlich, andrerseits aber auch wieder durch Wegschaffen des vielen Aases in ihrem heißen Vaterlande sehr nützlich. „Man fängt sie," sagt Rüppell, „in Dongola mit Schlingen. Ihr Fett ist bei den Arabern, welche auch Leoparden und Luchse verzehren, sehr beliebt."

Die **gefleckte Hyäne** (Tigerwolf), H. Crocūta, Zimmerm. Franz. l'Hyène tachetée. An Gestalt der vorigen ähnlich; Pelz grau oder rothbräunlich, mit schwarzen Flecken besäet; unten ist sie weißlich, ohne Flecken; Beine und Schwanz schwärzlich. Die Mähne kürzer als bei der vorigen. Sie bewohnt Mittel- und Süd-Afrika. „Die gefleckte Hyäne," sagt Lichtenstein, „wird am Kap Wolf genannt. Sie ist dort bei Weitem das häufigste unter allen Raubthieren, und findet sich selbst noch in den Schluchten des Tafelberges, so daß die Pächtereien ganz in der Nähe der Kapstadt nicht selten davon beunruhigt werden. Sie hält sich im Winter auf den Berghöhen, im Sommer aber in den ausgetrockneten sumpfigen Stellen großer Ebnen auf, wo sie in dem hohen Schilf den Hasen, Viverren und Jerboas auflauert, die an solchen Stellen Wasser, Kühlung oder Nahrung suchen. Die Güterbesitzer in der Nähe der Kapstadt stellen fast jährlich Wolfsjagden an. Es gibt dort mehrere solcher mit Schilfrohr bewachsener Niederungen; eine jede derselben wird umzingelt und an mehreren Stellen unter dem Winde in Brand gesteckt. Sobald die Hitze das Thier zwingt, seinen Hinterhalt zu verlassen, fallen es die ringsum aufgestellten Hunde an, und der Anblick dieses Kampfes ist der Hauptzweck der ganzen Unternehmung. Inzwischen bringen die Hyänen in der Nähe der Stadt weniger Schaden als Nutzen; sie verzehren manches Aas und vermindern die Zahl der diebischen Paviane und der listigen Genettkatzen. Man hört es sehr selten, daß die Hyäne in diesen dichter bewohnten Gegenden ein Schaf gestohlen, denn sie ist scheu von Natur und flieht vor dem Menschen, und man weiß kein Beispiel, daß sie einen Menschen angefallen. Den Kopf trägt sie niedrig mit gebognem Nacken, der Blick ist boshaft und scheu. Fast auf jeder Pächterei findet man in einiger Entfernung von dem Wohnhause eine Hyänenfalle, ein von Steinen roh aufgeführtes Gebäude von 6 bis 8 Fuß im Quadrat,

mit einer schweren Fallthür versehn, die von innen ganz nach Art einer Mausefalle mit der Lockspeise in Verbindung steht und zuschlägt, sobald das Raubthier das hingelegte Aas von der Stelle bewegt. Aehnliche Fallen werden auch den Pardern gestellt, doch unterscheiden sich diese dann dadurch, daß sie von oben durch aufgelegtes Gebälk geschlossen sind, da hingegen die Wolfsfallen oben offen sind, weil dies Thier nicht springt noch klettert. In manchen Gegenden stellt man den Raubthieren auch wohl Selbstschüsse, die besonders geschickt angelegt sind. Man gräbt nämlich eine tiefe Rinne, in welcher das Gewehr liegt, und der Strick bis zu der Lockspeise fortläuft. Diese selbst liegt am Ende der Rinne, da wo sie in einen breiten Graben ausläuft, so daß das Thier nicht anders dazu gelangen kann, als gerade an der Stelle, wohin die Kugel treffen muß. Nur dem listigen und gewandten Schakal gelingt es zuweilen, das Fleisch von der Seite herauszuholen und dem Schuß auszuweichen. In der Gegend von Olifantsrivier pflegt man die Hyänen mit vergiftetem Fleisch zu tödten." Als sich Lichtenstein bei Dirkskraal am Kap befand, heulten Hyänen und Schakals die eine Nacht ununterbrochen um das Lager und brachten die Hunde, Pferde und Ochsen in Aufruhr. In der folgenden drangen sie in's Lager, jagten die Schaafheerde aus einander und erbeuteten 3 Stück davon. Sparrmann sagt, daß die Hyänen am Kap, bevor sie das Schießgewehr kannten, Kinder aus den Hütten fortgeschleppt haben sollen und daß sie zu seiner Zeit (1780) fast jede Nacht in die Kapstadt kamen, um Fleisch und Aas zu suchen, wobei man sie nicht störte. „Die Hyäne in Abyssinien," so erzählt Rüppell, „ist die der gefleckten Art (H. Crocūta). Nördlich vom 17. Breitengrad scheint dieselbe durchaus zu fehlen und ausschließlich die gestreifte (H. striāta) vorzukommen. Die gefleckten Hyänen sind von Natur sehr feig, haben aber, wenn der Hunger sie quält, eine unglaubliche Kühnheit. Sie besuchen dann selbst zur Tageszeit die Häuser und schleppen kleine Kinder fort, wogegen sie jedoch nie einen erwachsenen Menschen angreifen. Oft wissen sie, wenn Abends die Heerde heimkehrt, eins der letzten Schafe derselben durch ein Sprung zu erhaschen, und meist gelingt es ihnen, trotz der Verfolgung des Hirten, ihre Beute fortzuschleppen. Hunde werden hier nicht gehalten. Die Einwohner fingen für uns mehrere große Hyänen lebendig in Gruben, die in einem von Dornbüschen umgebenen Gange angebracht werden, an dessen Ende eine nach ihrer Mutter blökende Ziege angebunden wird. Man muß sie möglichst bald tödten, weil sie sich sonst einen Ausweg aus dem Gefängnisse wühlen."

Funfzehnte Gattung:

Katze. Felis, Linn.

Schnauze kurz und dick. Die Katzen haben nur wenig Backenzähne; so leicht ihnen das Packen und Tödten der Thiere vermittelst ihrer scharfen Klauen und langen Eckzähne wird, so schwer wird ihnen dagegen (im Vergleich mit Wieseln, Hunden, Hyänen) das Kauen. Lückenzähne $\frac{2.\ 2.}{2.\ 2.}$; Reißzahn $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$; Höckerzahn $\frac{1.\ 1.}{0.\ 0.}$. Die Zunge hat kleine, harte Stacheln. Bei den meisten ist die Pupille ein senkrechter Spalt. Gesicht und Gehör sind die schärfsten Sinne der Katzen, der Geruch ist nicht sehr fein. Vorderfüße 5zehig, Hinterfüße 4zehig; die Nägel sind schmal, krumm, spitzig, die der Vorderfüße spitziger als die der Hinterfüße. Das Nagelglied wird, wenn das Thier nicht mit den Nägeln fassen will, nach oben rückwärts gelegt, so daß die Nagelspitzen aufwärts stehn und nicht abgenutzt werden. Im Hinterhalt lauern die Katzen auf ihre Beute und ergreifen sie im Sprunge mit Krallen und Zähnen; überhaupt sind sie äußerst gewandt. Im freien Zustande leben sie nur von frischem Fleisch.

Der **Löwe** (Leu), Felis Leo. S. Bild 22. Franz. le Lion. Einfarbig gelb; der Schwanz mit einem Haarbüschel am Ende; das Männchen hat vom vierten Jahr an eine Mähne, die Kopf, Hals und Schultern bedeckt; sie gibt ihm ein majestätisches Ansehn und zeichnet ihn vor allen Katzen aus. Die Pupille ist rund. Die Größe des Thieres ist sehr verschieden. Buffon erwähnt einen, der im 17ten Jahthundert von den Mitgliedern der pariser Akademie secirt wurde, und von der Nasenspitze bis zum Schwanze 7½ Fuß lang war, seine Höhe betrug 4½ Fuß; der Schwanz des Löwen hat eine Länge von etwa 4 Fuß. Der eben erwähnte Löwe war, wie Buffon sagt, noch sehr jung. Es werden auch Löwen von 8 bis 9 Fuß Länge und bis 5 Fuß Höhe erwähnt. Viele Löwen erreichen nur die Länge von 5 Fuß, eine Höhe von 3½, und dann ist ihr Schwanz etwa 3 Fuß lang. Die Löwin trägt 108 Tage und bekommt, nach vielfacher in Menagerieen gemachter Erfahrung, zuweilen 1 und nie mehr als 6 Junge; die Jungen haben gleich offne Augen und sind so groß wie erwachsene Hauskatzen; anfangs haben sie braune Querstreifen; ihre Ohren richten sich erst im zweiten Monat auf. Die Mutter vertheidigt sie mit furchtbarer Wuth. Der Löwe erreicht ein bedeutendes Alter: nach Angabe der englischen Professoren Jameson, James Wilson und Hugh Murray (in ihrem über Afrika

neulich herausgegebenen Werke) ist der Löwe Pompey, welcher 1760 starb, über siebenzig Jahre im Tower eingesperrt gewesen, und ein andrer Löwe starb ebendaselbst in einem Alter von 63 Jahren.

Der Löwe ist, nebst dem Tiger und Jaguar, das stärkste und furchtbarste Raubthier. Der Tiger bewohnt das südliche Asien vom Indus bis zu dem östlichen Ende China's und verbreitet sich auch über ganz Mittelasien; der Jaguar bewohnt Süd-Amerika; der Panther bewohnt mit dem Löwen zugleich das ganze Afrika und mit ihm und dem Tiger das ganze südliche Asien. Der Löwe findet sich heut zu Tage noch überall in Afrika, mit Ausnahme einiger stark von Menschen bevölkerten Gegenden und des ganzen nordöstlichen Theils, d. h. Aegyptens und der daran grenzenden Länder. Ursprünglich ist er gewiß auch in Aegypten heimisch gewesen, allein so weit geschichtliche Nachrichten hinaufreichen, finden wir dort keine Spur von ihm. Dieses Land war aber auch schon zu Homer's Zeit so stark von Menschen bevölkert, daß dort die größte Stadt des Alterthums, das mit 100 Thoren sich öffnende Theben, stand, und gewiß war schon damals der Löwe in jenen Gegenden durch den Menschen verdrängt. In Abyssinien gibt es noch Löwen, und zwar in der Gegend, welche Kulla heißt, so häufig, daß die Bewohner derselben, wie Rüppell erzählt, weder Schafe noch Ziegen halten können. In Kleinasien und Griechenland gibt es jetzt keine Löwen mehr, allein zu Homer's Zeit mochten sie wohl dort häufig sein, sonst würde sie dieser Dichter nicht so genau gekannt und nicht so oft genannt haben. In Griechenland gibt es keine mehr, aber Herodotus sagt ausdrücklich, daß es deren zu seiner Zeit viele und sehr große zwischen den Flüssen Nestos in Thracien und Acheloos in Akarnanien gegeben; sie fielen, so erzählt er, über Nacht die Kameele an, welche Xerxes bei seinem Heere hatte. In Syrien und Palästina gibt es jetzt auch keine Löwen mehr; aber in alten Zeiten waren sie dort, wie wir aus vielen Stellen der Bibel, auch aus griechischen und lateinischen Schriftstellern deutlich ersehen, in nicht geringer Anzahl vorhanden. In Arabien hat Burkhard (im J. 1814) keine Spur von Löwen gefunden. Um Babylon und Bagdad hat Olivier (im Jahr 1795) noch Löwen gefunden; Persien hat, wie James Fraser berichtet, Löwen in den Ebenen von Kusistan, an den Ufern des Tigris, in Fars und Beludschistan; sie sind aber kleiner als die afrikanischen. Von den Löwen, welche sich am Indus und den Quellen des Ganges befinden, haben mehrere neuere Reisende Nachricht gegeben; ja der Kapitän Walter Smee hat süd-

östlich von der Mündung des Indus, in Guzurate, während Eines Monats (März 1830) 11 Löwen erlegt und davon 8 Felle nach England gebracht; Bischof Heber erfuhr auf seiner Reise in der Nähe der Gangesquellen, daß es in dieser Gegend neben den Tigern auch Löwen gibt, welche dort im Himalaia-Gebirge bis an die Gletscher wohnen. Die männlichen Löwen, welche Olivier in Bagdad, und Smee in Guzurate sah, hatten sehr kleine Mähnen.

Am besten werden wir den Löwen aus folgenden Beobachtungen kennen lernen.

Etwa im Jahr 1830 sah ich eine herrliche Menagerie, deren Besitzer, Namens Martin, seinen Löwen bis zu einem staunenerregenden Grade gezähmt hatte. Er ging gerade zu der Zeit, wo der Löwe hungrig seine Mahlzeit erwartete, in dessen Käfich, befahl ihm, sich niederzulegen und todt zu stellen, stellte, setzte und legte sich auf ihn, befahl ihm, sich zu erheben, den Rachen zu öffnen, und steckte dann seinen Kopf bis an den Hals in die ungeheure Oeffnung hinein, wobei er oben und unten dem Löwen die Kinnladen mit der Hand auseinander hielt.

Später hat dieser Mann die Kunst, wie das nachstehende, im Nürnberger Korrespondenten, 13. April 1834 abgedruckte Schreiben besagt, noch viel weiter getrieben. „Martin, der vielberühmte Bestienbezähmer, hat es nicht länger unter den Menschen, zu welchen er sich seit einiger Zeit als Rentier zurückzog, aushalten können. Gestern las ich zu meinem Erstaunen an der Theatersäule des Palais royal die Worte: Première représentation de monsieur Martin etc., welcher nach langen, schwierigen Versuchen dahin gelangte, eine Hyäne wie einen Hund zu zähmen, und einen Löwen und einen Tiger mit einander auszusöhnen, dergestalt, daß diese Thiere wie die zahmsten Hausthiere ohne Schranken zwischen Publikum und Scene in Gesellschaft des Naturforschers erscheinen dürfen. Das war kein Traum. Martin, den ich mit dem Titel eines Naturforschers beehre, und der ihn gewiß eher verdient, als alle Gelehrte, derselbe Martin, der schon Europa mit seinen unbegreiflichen Versuchen der Art in Erstaunen setzte, Martin versprach uns, im Circus Franconi mit den reißendsten Bestien im Kampfe zu erscheinen und sein Stück wie jedes andre Stück nur durch die Lampen der Bühne vom Publikum des Parterres zu scheiden. Unglaubliches Wagniß! Es war weit mehr, als er versprach. Mich wundert in diesem Augenblick nur noch, daß der Musikdirektor während der verschiednen Auftritte den Takt nicht verlor, daß die Violinisten Contenance behielten, ihre Bo-

gen zu streichen, und die große Baßgeige Muth, dem Löwen nachzubrummen. Damit die Vorstellung ihre pariser Länge und Breite erhielte und möglichst imposant würde, hatte Martin für die heterogensten Kontraste gesorgt. Er erschien abwechselnd mit seinen Bestien und den Damen Romanino, welche dahier seit einiger Zeit als Drahttänzerinnen die Liebhaber des Reizenden anzogen, und noch einmal abwechselnd mit der Elite der Reitkünstler Franconi's. Nach dem ersten Bajaderentanze wechselte die Scene, und Martin mit einer zehnjährigen Löwin erschien in einer orientalischen Wildniß, um mit ihr den römischen Kampf eines zu der Arena verdammten Sklaven zu kämpfen. Er war mit einem Speer und Dolche bewaffnet. Fürchterlich brüllte die Bestie, sobald sie, von der entgegengesetzten Seite auftretend, ihren Feind erblickte, allein sie setzte sich vergeblich zur Wehr und umklammerte nur ohnmächtig den Speer, welchen Martin mit nervigen Armen ganz nach Willkühr losriß und mit anscheinlicher Wuth ihr in den offnen Rachen stieß. Martin und sein Löwe waren ganz allein, und sie verstanden sich wie zwei Schauspieler, die mit einander rappiren. Der Kampf endete in dem Augenblicke, wo mir am meisten das Herz klopfte, nämlich als der Löwe im Ernst grimmig zu werden schien und stärker auf seinen Mann losging. Der Künstler, dies wahrnehmend, entriß ihm zum letzten Male die Waffe und stieß ihm dieselbe mit unglaublicher Sicherheit dergestalt in den Schlund, daß er zurückprallte, wie vom Schlage gerührt. Hierauf befahl er ihm durch einen Wink mit dem Finger und dem Auge, und sogleich gehorchte der König des Thierreichs und setzte sich, in langen, erschütternden Tönen seinen Schmerz über die Niederlage ausheulend. Das Haus erschallte vom Beifallruf, aber erst nachdem der Vorhang gefallen war, damit der Löwe die Sache nicht für Hohn ansähe und über die Lampen voltigirte. Nach einem zweiten Zwischenspiel der Tänzerinnen erschien der Held des Tages plötzlich mit einer Hyäne vor dem Orchester. Er leitete dieses wildeste aller Thiere an einer dünnen Kette, wie der Schäfer seinen Phylax, und machte damit mancherlei Hundemanöver, indem er ihm große Fetzen Fleisch versprach. „Meckere," sagte er, „meckere wie eine Ziege, so geb' ich dir ein Stück," und das Thier sprang auf seine Hinterfüße und meckerte ungefähr wie eine Ziege. Erst nachdem er vier- oder fünfmal dergleichen Späße wiederholt und uns ein paarmal den Hyänenrachen gezeigt, und seine Hand hineingelegt hatte, beendigte er den Auftritt und trug die Bestie mit sich unter'm Arme fort, wie der Metzger einen Hammel. Er schläft auf dem

Nacken des Löwen, unterdeß der Tiger beide Pfoten um seinen Hals schlingt und mit seines Hauptes Locken spielt. Er setzt sich wie ein müder Schäfer, und heißt die Thiere sich zu seinen Füßen niederbeugen und ihre Köpfe vertraulich neben einander schmiegen. Dazu führt er noch eine Geißel als Richter ihrer Handlungen, und straft sie, und befiehlt ihnen, sich aus seinem Antlitz zu entfernen. „A la pénitence!" ruft er dem Tiger zu und dieses gefleckte, schöne Ungeheuer läßt den Kopf sinken und verkriecht sich in einen Winkel, als ob es schwer zu büßen hätte und die höchste Gnade erflehete. Die Scene, von der ich jetzt spreche, dauerte über eine Viertelstunde. Ich habe während dieser Zeit mit viel Interesse bemerkt, daß nur der Tiger sich zu der kindischen, tändelnden Vertraulichkeit herabließ, seinen Herrn zu kosen und zu umarmen. Der Löwe, ein majestätischer, gewaltiger Mann, verstand sich höchstens zum Gehorsam, und dabei schien er nur der Klugheit und seinem Interesse zu folgen. Er sah mehrmals mit einer verächtlichen Miene auf die hündische Hofschmarotzerei seines buntwammsigen Nachbars und schien uns alle mit Geringschätzung herauszufordern, als wir darüber ein wüthendes Geklatsche erhoben. Dieser Moment war sehr feierlich. Er hatte Statt, als eben der Löwe im Vorgrund der Scene seine Betrachtungen machte und Martin und sein Tiger im Fond einander embrassirten, umhalsten, küßten. Solches schien dem Publikum so was Gewaltiges, daß es sich gar nicht erholen konnte vom Applaus, und in Einem fort schrie: bravo, bravissimo! Sei es nun, daß der Löwe sich ob unserm Gelärm beleidigt und an seiner Ehre gekränkt fühlte: er machte plötzlich eine höchst trotzige, verdächtige Miene und nahm eine so imposante Stellung an, daß alle Pulse stockten und allen Schreiern die Kehle verstummte. Todtenstille trat ein. Doch in demselben Augenblicke rief der Meister mit starker Stimme: Néron, tourne! couche-toi à terre! und die Revolution war unterdrückt und die öffentliche Ordnung und persönliche Sicherheit wieder hergestellt."

„Zu meiner Zeit," sagt Kolbe, „warf ein Löwe am Kap eine Schildwache zu Boden und trug sie eine ziemliche Weite hinweg. Es war im December 1707. Auch erinnre ich mich, daß 2 Jahre nachher ein Löwe einen Ochsen von mittelmäßiger Größe niederriß und ganz gemächlich forttrug. Wenn ein Löwe zornig ist oder sehr hungrig, sträubt er seine Mähne und schüttelt sie, schlägt mit dem Schwanz auf seinen Rücken und Lenden. In diesem Falle ist der Tod jedwedem Menschen gewiß, der ihm begegnet. Schüttelt aber

der Löwe seine Mähne nicht, macht auch keine große Bewegung mit dem Schwanz, so wird er den Reisenden schwerlich anfallen. Sobald ein Pferd oder Ochs dieses Thier verspürt, rennt es mit aller Macht davon. Das Löwenfleisch hat einen starken Wildpret-Geschmack. Ich habe oft davon gegessen, aber niemals das Herz gehabt, von einem solchen Löwen zu kosten, den die Hottentotten mit ihrem vergifteten Gewehr getödtet hatten."

Sparrmann erzählt, daß ein Löwe 2 Ochsen, als sie kaum vom Wagen gespannt waren, den Rücken entzwei schlug. Ein vortreffliches Mittel, den Löwen zu vertreiben, sagt er, sei Peitschenknall.

„Nähert sich ein Löwe," sagt Levaillant, „so werden die Hunde sehr unruhig, heulen, und schmiegen sich an den Menschen, die Ochsen brummen mit gebrochner Stimme, die Pferde stampfen und drehen sich, die Schafe drängen sich an einander, der Affe zittert, nur der Haushahn fragt nichts darnach."

„Dem Büffel," so erzählt Barrow, „schlägt der Löwe die Krallen der einen Tatze in den Hals, während er ihn mit der andren in's Gesicht schlägt; er zieht dann seinen Kopf zu Boden und hält ihn so lange, bis er dem Blutverlust erliegt. Am Kahmiesberg, im Lande der Namaken, wollte ein Hottentott eine Heerde Rindvieh in's Wasser treiben, als er einen Löwen erblickte. Er floh mitten durch die Heerde, in der Hoffnung, daß der Löwe eher ein Stück Vieh ergreifen, als ihm folgen würde. Der Löwe jedoch folgte ihm; er kletterte auf einen Baum; der Löwe that einen Sprung hinauf, verfehlte aber seinen Zweck. In mürrischem Schweigen ging er nun um den Baum, warf dann und wann einen schrecklichen Blick hinauf, legte sich endlich nieder und ging 24 Stunden nicht von der Stelle. Endlich ging er nach einer Quelle, um seinen Durst zu stillen; der Hottentott stieg herunter und lief nach seinem ½ Stunde entfernten Hause. Der Löwe folgte ihm und kehrte erst 300 Schritte vom Hause um."

„Der Löwe," sagt Lichtenstein in der Beschreibung seiner Reisen im südlichen Afrika während der Jahre 1803 bis 1806, „erhascht seine Beute im Sprunge, und greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10 bis 12 Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt, und man in einer kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will

es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehn bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt, und sich wie zum Sprunge hinlegt; er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehn zu bleiben, und ihm ruhig in's Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigne Kraft ein. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigne Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst sich nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch, denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehn einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer den Wirkungskreis des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So einstimmig nun auch diese Thatsache von Landleuten aus allen Theilen der Kolonie versichert wird, so mag dennoch dieser Versuch eben nicht oft angestellt sein."

„Vormals, als es der Löwen noch mehr gab, und die Kolonisten noch nicht ganz darauf ausgelernt waren, stellte man große gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, und schloß einen großen Kreis um ihn her. So wie er an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengesetzten auf ihn geschossen, und indessen er sich nun zornig dorthin wandte, trafen ihn von der Rechten und Linken soviel Kugeln, daß er fiel. Jetzt aber geht man selten anders als selbander auf die Löwenjagd, und recht fertige Schützen, die ihres Schusses gewiß sind, und sich darauf verlassen können, daß ihr Gewehr nicht versagt, wagen es auch wohl, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings, und man erlebt häufige Unglücksfälle. Hier ein paar Beispiele: Der Veld-Kommandant Tjaard van der Wald und sein Bruder Johannes verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen, am östlichen Abhange der Schneeberge, die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Heerden großen Schaden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nah-

men ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausgangs, und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der Löwe stürzte nach der Seite des letztgenannten Bruders hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschossen. Unglücklicherweise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Sekunden erholte sich das Thier, und stürzte nun wüthend vor Schmerz mit solchem Grimme auf den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich auf's Pferd zu werfen, und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenig Sätzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der Last, nicht mehr aus der Stelle kommen konnte, und schlug seine Tatzen dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Unterkleidern packend. Indessen er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht herunter gerissen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich heran galoppiren, und ruft ihm zu, nur um Gotteswillen loszuschießen, möge es treffen, wen es wolle. Der wackre Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an und schießt den Löwen durch den Kopf, und wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Roß noch Reiter zu verletzen."

„Nicht so glücklich war ein Andrer, Namens Rendsburg, der mit einem Vetter eben dieses Namens auf die Löwenjagd ging. Das Abenteuer nahm ganz denselben Gang, aber der Löwe sprang von der Seite auf den Reiter los, und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte, statt dem Unglücklichen beizustehn, entfloh, um ein paar Hottentotten zu Hülfe zu rufen, die nicht weit von da an einem andern Ausgange des Gebüsches angestellt waren. Indessen hatte Rendsburg das letzte Rettungsmittel versucht, und während das Thier mit wüthenden Bissen seinen linken Arm zerfleischt und zersplittert, mit dem rechten ein Messer aus der Tasche gezogen, und damit der grimmigen Katze die Brust an mehreren Stellen durchbohrt. Die Herbeieilenden fanden ihn vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, den Arm und die ganze linke Seite aus einander gerissen, auf ihm den todten Löwen, das Messer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der muthige Kämpfer, erschöpft von dem Blutverlust, seinen Geist auf."

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte uns, daß sich in manchen Gegenden des Gebirges (ohnweit des Elephantenflusses) die Löwen in solcher Menge aufhalten, daß er einst auf einer Jagdreise deren

22 auf Einem Fleck beisammen gesehn. Die mehrsten davon waren Junge und nur 8 völlig ausgewachsen. Er hatte eben auf einem offnen Platze ausgespannt, flüchtete sich mit seinen Hottentotten auf das Zelt eines Wagens, und gab, ohne einen Schuß zu wagen, seine Ochsen den Raubthieren preis, die 6 davon erwürgten und fortschleppten."

„Bei Rietriviersspoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyk. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen, und in der Thüre des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyk folgendermaßen: „Es ist etwas über 2 Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thür, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erscheint, und sich ruhig auf der Schwelle in den Schatten legt. Die Frau, vor Schrecken erstarrt, oder mit der Gefahr des Entfliehens bekannt, bleibt auf ihrem Platze, die Kinder fliehen in ihren Schooß. Ihr Geschrei macht mich aufmerksam; ich eile nach der Thür, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang mir auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehn hatte, so schien doch, unbewaffnet, wie ich war, alle Rettung unmöglich; doch bewegte ich mich fast unwillkührlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste Ecke gestellt, und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hereinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerem Glücke war die Thür des Zimmers offen, so daß ich die ganze drohende Scene zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung; es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu, und schoß in Gottes Namen, hart an den Locken meines Knaben vorbei, den Löwen über dem funkelnden Auge in die Stirn, daß er weiter sich nicht regte."

Bei Leeuwenkuil brach während einer stürmischen Nacht ein Löwe in das Lager, worin sich Lichtenstein befand, und holte die beste Ziege.

„Während meiner Abwesenheit," so heißt es in den Skizzen eines südafrikanischen Ansiedlers (siehe Library of Entertaining Knowledge; Menageries, Vol. 1. p. 162), „wurde eines der Pferde des jungen Landmanns Georg R e n n i e vermißt, und nach einigem Suchen ergab sich durch die Fährte, daß es von einem Löwen zerrissen

worden war. Nachdem sich die kühnsten Männer der Niederlassung versammelt hatten, um den Feind anzugreifen, wurde er ohne Mühe von den Hottentotten in einem, eine englische Meile von dem Platze, wo er sich seiner Beute bemächtigt hatte, entfernten Orte aufgefunden. Bei dem Nähern der Jäger zog sich der Löwe in ein kleines, in einem Thale befindliches Dickicht zurück. Die Jäger folgten vorsichtig, und nachdem sie eine Anhöhe in der Nähe des Dickichts besetzt hatten, feuerten sie unaufhörlich in dasselbe, jedoch ohne Erfolg. Der Löwe verhielt sich ruhig und trieb nur von Zeit zu Zeit die in sein Versteck eingedrungenen Hunde zurück. Zuletzt verlor Herr Rennie die Geduld, nahte sich dem Dickicht, und warf mehrere große Steine hinein. Plötzlich sprang jetzt der Löwe hervor, und würde wahrscheinlich mit ein oder zwei Sprüngen unsern Freund erreicht haben, wenn nicht zu dessen Glücke sein Lieblingshündchen auf den Löwen losgerannt wäre und ihn angebellt hätte. Der Löwe tödtete zwar augenblicklich das Hündchen durch einen Schlag mit der Tatze, aber Herr Rennie hatte Zeit gehabt zurückzuspringen, und seine Gefährten trafen den Löwen mit mehreren Kugeln, so daß er auf der Stelle todt niederfiel. — Ein anderer Löwe tödtete einige Zeit nachher mein bestes Reitpferd, nicht viel weiter als vierhundert Fuß von der Thür meiner Hütte. Jetzt hielt ich es für hohe Zeit, ähnlichen Angriffen vorzubeugen, und lud meine Nachbarn zu einer gemeinschaftlichen Jagd ein, da ich daraus, daß der Löwe nur sehr wenig von dem Pferde gefressen hatte, schloß, daß er sich noch in der Nachbarschaft aufhalten würde. Nachdem sich die Jäger versammelt hatten, entdeckten wir den Löwen bald in einem Dickicht, das er jedoch nicht verlassen wollte. Auch diesmal drang Herr Rennie, mit seinem Bruder John und einem andren Schotten, nebst drei Hottentotten in dasselbe, um den Löwen anzugreifen. Dieser sprang jetzt wüthend hervor, schlug den John Rennie nieder, setzte seinen Fuß auf ihn, und blickte uns einige Sekunden lang sehr majestätisch an. Da er aber unsere große Anzahl sah (die Jagdgesellschaft bestand aus 17 Mann), ließ er unsern Freund liegen, der keine andere Wunde erhalten hatte, als die einen halben Zoll tiefen Eindrücke der Löwenklauen, und zog sich nach den Kafferbergen zurück. Wir verfolgten ihn eifrig, und da ihn unsere Hunde unter einem Mimosa-Baume aufhielten, hatten wir Zeit, ihn zu umzingeln und ihn ohne weitere Gefahr für uns aus der Ferne niederzuschießen. Es war ein schöner, ausgewachsener Löwe. Wir sandten, als ein Zeichen unserer afrikanischen Thaten und als einen Beweis unserer Hochachtung, die Haut und

den Kopf des Löwen an Walter Scott, dessen Wohnung in Abbotsfort sie auch jetzt noch, nach seinem Tode, schmücken."

„Unsere Hunde," so erzählt Burchell, „trieben einen Löwen und eine Löwin aus dem Dickicht heraus. Letztere entfloh bald wieder, ersterer aber stand vor uns still und sah uns an. Unsre Lage war äußerst gefährlich, da der Löwe mit Einem Sprunge uns erhaschen konnte, und wir meist ohne Waffen waren. Ich war zu Fuß und hielt meine Pistolen mit gespanntem Hahn in Bereitschaft. Die mit Flinten Bewaffneten machten sich ebenfalls schußfertig. Allein in demselben Augenblicke stürzten unsre Hunde herbei und warfen sich zwischen uns und den Löwen. Sie bellten fürchterlich das große Thier an und rückten ihm immer näher und näher, ohne daß er im mindesten seine Stellung veränderte. Er schauete, im ruhigen Gefühl seiner Kraft, unverwandt auf uns, als ob er nur einen von uns erwählen wollte. Die Hunde wurden dadurch immer dreister und rückten ihm bis an die Tatzen heran. Da ward ihm die Sache zu bunt; er bewegte eine Tatze, und sogleich lagen 2 Hunde todt zur Erde. Wir hatten unterdeß das Dazwischenspringen der Hunde benutzt und gaben jetzt Feuer auf das Thier. Eine Kugel drang ihm durch die kurzen Rippen, wie wir aus einem Blutstrom schlossen; allein es änderte seine Lage nicht. Wir machten uns wieder schußfertig; ehe wir aber zum zweiten Mal schossen, erhob sich der Löwe ruhig zum Rückzug."

Als Fürst Pückler in Nubien durch die Felsenwüste ohnweit Schendy reiste, hatten sich seine Kameele des Nachts neben der Viehheerde eines Dorfes gelagert. Bald darauf brach ein Löwe in die Heerde ein und erlegte einen Esel und eine Kuh, während die Kameele in rasender Furcht davon rannten, ihr Gepäck zum Theil abwarfen oder stürzend zerbrachen, und nur mit vieler Mühe wieder zusammengebracht werden konnten. Als er nach Beni-Naga in Nubien kam, war soeben ein Neger begraben worden, den ein Löwe zerfleischt hatte. Der Löwe war in eine Umzäunung eingebrochen, über eine Kuh hergefallen, der Neger hatte ihm mit seiner Lanze die Brust durchstoßen, dieser aber doch noch Kraft genug gehabt, den Mann zu überwältigen.

Das große Binnenmeer Tschad im innern Afrika, so berichten die Reisenden, welche es besucht haben, tritt zur Regenzeit weit über seine Ufer aus. Hat es sich dann zurückgezogen, so überdeckt sich der überschwemmt gewesene Boden bald mit Gras, das doppelte Mannshöhe erreicht. In diesem sammeln sich große Massen von

Löwen, Leoparden, Hyänen, Elephanten und gewaltig großen Schlangen an, welche sich während der trocknen Jahreszeit in dieser Behausung ziemlich ruhig verhalten oder doch fast nur Krieg unter einander und gegen viele kleinere Thiere führen, die sich dort angesiedelt haben. Tritt aber die nasse Jahreszeit mit ihrer Ueberschwemmung wieder ein, so werden sie vertrieben, fallen über das Vieh der Einwohner her, ermorden die auf den Feldern beschäftigten Sklaven, und dringen sogar schaarenweis in Dörfer und Städte.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war, laut Erzählung der zu Berlin verstorbenen Geh. Räthin Avemann aus Cassel, in der Menagerie am letztbenannten Orte unter andern ein Löwe, der wenigstens gegen seine Wärterin und Pflegerin in hohem Grade zahm war. Dies ging so weit, daß die verwegene Wärterin, um die Bewunderung der Zuschauer auf sich zu ziehn, es nicht selten wagte, nicht nur ihre Hand, sondern selbst ihren Kopf in den ungeheuren Rachen dieses Thieres zu stecken. Einst, als die Wärterin seinem Rachen ihren Kopf wiederum anvertraut hatte, schnappte der Löwe zu und riß ihr das Genick aus, so daß sie auf der Stelle ihren Geist aufgab. Ohne Zweifel geschah dieser Mord von Seiten des Löwen unwillkührlich, indem er unglücklicherweise gerade in dem für die Wärterin so entscheidenden Augenblick, vielleicht durch deren Kopfhaare gekitzelt, zu niesen veranlaßt ward. Wenigstens scheint der Erfolg diese Voraussetzung vollkommen zu rechtfertigen, denn kaum hatte der Löwe bemerkt, daß er den Tod seiner Pflegerin verursacht hatte, als das gutmüthige, dankbare Thier äußerst traurig wurde, sich neben den Leichnam hinlegte, ohne sich denselben nehmen lassen zu wollen, alles ihm dargebotene Futter verschmähte und einige Tage nach diesem Unglück vor Gram starb.

Im Jahr 1791, da noch in Wien Thierhetzen gehalten wurden, sollte auch ein Löwe den Kampf mit großen Hunden bestehn. Kaum war das schöne Thier erschienen, als 4 große Bullenbeißer auf ihn losstürzten, wovon aber drei, sobald sie ihm in die Nähe kamen, sogleich zurückprallten und davon liefen. Nur einer wagte zu bleiben und ihn anzugreifen. Diesem zeigte er indessen, ohne sich von seinem Lager zu erheben, durch einen Schlag mit der Tatze, wie sehr er ihm gewachsen war. Der Hund lag sogleich darnieder. Der Löwe zog ihn an sich und legte die Vorderpfoten so auf ihn, daß man von dem Hunde nur ein Stück sehen konnte. Ein Jeder hielt ihn für todt. Allein man irrte sich. Der Hund fing an sich zu bewegen und suchte sich frei zu machen, welches der Löwe auch

zuließ. Er schien ihn gleichsam nur gewarnt zu haben, sich nicht mit ihm einzulassen.

In früheren Zeiten wurden in Paris Löwenkämpfe gehalten, wovon die Rues des Lions noch den Namen hat. Einst gab Franz I. ein solches Schauspiel; da ließ eine Dame ihren Handschuh auf den Kampfplatz fallen und sagte zu Ritter De Lorges: „Wollt Ihr, daß ich Euren täglichen Liebesversicherungen glaube, so geht hinab und bringt mir den Handschuh zurück." Der Ritter steigt hinab, holt mitten unter den furchtbaren Thieren den Handschuh heraus, wirft ihn der Dame in's Gesicht und spricht nie wieder ein Wort mit ihr.

Für die Sage, daß König Pipin der Kleine einem Löwen den Kopf abgehauen, hat man durchaus kein glaubhaftes Zeugniß.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts brachte der Bürger Felix zwei Löwen, ein Männchen und ein Weibchen, in die Nationalmenagerie zu Paris. Gegen den Anfang des Juni wurde Felix krank, und da er die Thiere nicht ferner warten konnte, so übernahm ein Andrer dies Geschäft. Das Männchen war von dem Augenblick an traurig, blieb einsam in einem Winkel seines Behältnisses sitzen und wollte durchaus nichts von dem Fremdlinge annehmen. Die Gegenwart desselben war ihm sogar verhaßt und er drohete ihm oft durch sein Brüllen. Ja selbst die Gesellschaft des Weibchens schien ihm zu mißfallen; er erwies ihm gar keine Aufmerksamkeit. Man glaubte, das Thier wäre krank; niemand aber wagte sich an dasselbe hinan. Endlich wurde Felix wieder gesund, schlich sich sachte nach dem Behälter hin, um den Löwen zu überraschen, und ließ sich bloß durch die Gitterpfähle sehn. Der Löwe machte augenblicklich einen Sprung, sprang an dem Gitter hinauf, schlug ihn sanft mit seinen Tatzen, beleckte ihm Hände und Gesicht und zitterte vor Freuden. Das Weibchen kam auch herbei gelaufen, allein der Löwe trieb es zurück, schien ärgerlich darüber, und da er fürchtete, es möchte irgend eine Gunstbezeugung von Felix erhalten, so schien sich ein Kampf zu entspinnen. Felix trat daher in den Käfich hinein, um Frieden zu stiften. Er liebkosete beide und man sah ihn nachmals oft zwischen beiden stehn. Er hatte eine so große Gewalt über sie, daß, wenn er sie trennen und in ihre Behälter sperren wollte, er nur die Worte, die dies ausdrückten, aussprechen durfte. Wenn er wünschte, daß sie sich niederlegen und Fremden ihre Tatzen oder Rachen zeigen möchten, so legten sie sich auf das geringste Zeichen auf den Rücken, hielten ihre Tatzen, eine nach der andern, in die Höhe, öffneten ihren Rachen, und erhielten dafür die Belohnung, daß sie ihm die Hand lecken durften. Diese Thiere waren damals sechstehalb Jahre alt.

Georges Davis, englischer Konsul zu Neapel, reiste einst nach Florenz und besah dort die Menagerie des Großherzogs. Darin befand sich seit 3 Jahren ein Löwe, den man durchaus nicht zähmen konnte. Sobald Davis eintrat, war der Löwe außer sich vor Freude. Davis erkannte ihn, ging in seinen Käfich und ward von ihm mit Schmeicheleien überhäuft. Er hatte ihn früher aufgezogen und bis in sein fünftes Jahr behalten, dann aber abgeschafft, weil er einen seiner Bedienten tüchtig verwundet hatte.

Als Hope eines Tages bei der Herzogin von Hamilton speiste, ging die Gesellschaft nach Tische in den Hof, um einen Löwen zu besehen, den die Herzogin in einem Käfiche hielt und füttern ließ. Während man sich über seine Wildheit verwunderte, meldete der Thürsteher der Herzogin, daß ein Sergeant mit einigen Rekruten vor der Thüre stände und um die Erlaubniß bäte, den Löwen zu sehn. Man ließ sie herein kommen. Der Löwe brummte bei seiner Beute, der Sergeant ging auf den Käfich los und rief: Nero, Nero, armer Nero! kennst du mich noch? Das Thier drehte augenblicklich den Kopf herum und sah ihn an; dann sprang es auf, verließ seine Speise, wedelte mit dem Schwanze und kam auf die Seite des Käfichs. Der Mann berührte den Löwen mit der Hand, schlug ihn sanft und erzählte zugleich, daß es nunmehr drei Jahre wären, daß ihm auf der Ueberfahrt von Gibraltar nach England die Aufsicht über dieses Thier aufgetragen gewesen wäre. Er freute sich außerordentlich, daß das Thier sich seiner noch erinnerte und daß es so dankbar zu sein schien. Der Löwe drängte sich an den Platz hinan, wo sein Wohlthäter stand, und leckte ihm die Hand, die ihm dieser hinhielt. Der Sergeant wollte in den Behälter hineingehn, allein die Gesellschaft gab dies nicht zu, weil sie dem Löwen doch nicht ganz traute.

Unter der Regierung Königs August von Polen befand sich im Zwinger zu Dresden ein Löwe, mit dem sein Wärter in so gutem Vernehmen stand, daß er ihm sein Futter nicht vor das Gitter zu legen, sondern gerade in den Stall zu bringen pflegte. Gewöhnlich trug der Wärter eine grüne Jacke, und eine geraume Zeit verstrich, während welcher der Löwe bei jedem Besuche seines Wohlthäters sich sehr freundlich und dankbar bezeigte. Einst ging der Wärter zum Abendmahle, weshalb er sich schwarz gekleidet hatte. Er hatte den schwarzen Rock, mit dem er nach der Kirche gewesen war, noch an, als er dem Löwen sein Mittagsfutter brachte. Der fremde, schwarze Rock erregte des Löwen Wuth. Plötzlich sprang er auf und schlug

seine Klauen in die Schultern des Wärters. Dieser redete ihm sanft zu, und die bekannte Sprache brachte auch wirklich den Löwen halb und halb zur Besinnung. Zweifel durchkreuzten seine fürchterliche Miene, doch ließ er nicht los. Es entstand Lärmen. Frau und Kinder sprangen herbei und erhoben Jammertöne. Bald kamen auch einige Grenadiere von der Schloßwache und erboten sich, zu schießen, da kein andres Mittel, in diesem Augenblicke dem Löwen beizukommen, sich zeigte. Der Wärter hingegen, der den Löwen liebte, ersuchte sie, noch zu warten, indem er hoffte, allein fertig zu werden. Wohl eine Viertelstunde lang kapitulirte er mit seinem ergrimmten Freunde, der schlechterdings nicht los ließ, die Mähne schüttelte, mit dem Schweife um sich schlug und feurige Blicke aus den rothen Augen schoß. Endlich konnte der Mann das Gewicht des aufgerichteten Löwen nicht länger ertragen und doch war jede ernstliche Bewegung zum Losmachen mit augenblicklicher Todesgefahr verbunden. Er sagte also den Grenadieren, sie sollten schießen. Sie legten die Musketen durch das Gitter, schossen und tödteten auch den Löwen auf der Stelle. Aber im nämlichen Augenblicke drückte er, vielleicht nur aus Todeskrampf, die mächtigen Klauen zusammen und zerquetschte und zerbrach Rippen, Arme und Rückgrath des Wärters. Beide sanken todt neben einander nieder.

Heinrich Archer, der zur Zeit Königs Jakob I. von England lebte und sich als Uhrmacher zu Marokko aufhielt, bekam zwei junge Löwen geschenkt, die man nicht lange vorher einer Löwin am Berge Atlas weggenommen hatte. Es war ein Männchen und ein Weibchen, und bis zum Tode des letztern blieben beide im Garten des Kaisers beisammen. Nunmehr aber nahm Archer das Männchen in sein Schlafzimmer, wo es so lange blieb, bis es so groß als ein Bullenbeißer war. Es war völlig zahm und unschädlich. Da Archer aber nach England zurückkehrte, gab er den Löwen einem marseiller Kaufmann, der ihn dem König von Frankreich zuschickte, welcher ihn endlich dem Könige von England schenkte. Er kam daher in den Tower und blieb daselbst 7 Jahre lang. Nach diesem Zeitraume besuchte ein gewisser Bull, der bei Archer gedient hatte, nebst einigen Freunden, die in diesem Schlosse befindlichen Thiere. Kaum war er hineingetreten, als ihn der Löwe sogleich erkannte, und sowohl durch seine Stimme als durch seine Bewegungen zu verstehn gab, daß er ihm näher kommen möchte. Er äußerte eine große Freude, als er seinen ehemaligen Freund und Wohlthäter wieder erblickte. Bull bat den Wärter, daß er das Gitter aufmachen möchte. Als dies gesche-

hen war, ging er hinein. Der Löwe schmiegte sich wie ein Hund an ihn an, beleckte ihm die Füße, die Hände und das Gesicht, sprang an ihn hinauf und hüpfte wieder vor Freuden herum. Als Bull fort ging, brüllte das Thier laut und fraß 4 Tage lang nicht das Geringste.

Nicht selten werden im Tower zu London Löwen gehalten, welche Jeder, der den Wärtern einige Groschen gibt, sehen kann. Auch ist es nicht ungewöhnlich, daß ein Hund oder eine Katze solchem Thiere zur Nahrung von Denjenigen mitgebracht wird, welche Geld sparen wollen. Unter Andern hatte jemand ein schönes, schwarzes Hündchen auf der Straße aufgefangen, welches, so wie viele vor ihm, in das Behältniß eines Löwen geworfen wurde. Das arme kleine Thier zitterte bei dessen Anblick, krümmte sich, warf sich auf den Rücken, steckte seine Zunge heraus und hielt seine Pfötchen in der Stellung eines Bittenden empor. Der Löwe sah das Thierchen mit einem prüfenden Auge an, drehte es mit der einen Klaue um, dann wieder mit der andern, beroch es, und schien begierig zu sein, eine genauere Bekanntschaft mit ihm zu machen. Als dies der Wärter sah, brachte er eine große Schüssel mit seiner eignen Hauskost. Der Löwe hielt sich aber von ferne und weigerte sich zu fressen. Er richtete stets seine Augen auf den Hund und lud ihn gleichsam ein, es zu kosten. Endlich, da sich die Furcht des kleinen Thiers etwas gelegt hatte und sein Appetit durch den Geruch der Speisen etwas geweckt wurde, näherte es sich langsam und wagte zitternd zu fressen. Darauf kam der Löwe sachte herbei und fing an mitzufressen und beide vollendeten freundschaftlich das Mahl. Von diesem Tage an schlossen beide die genaueste Freundschaft, so daß der Hund sich auch in die Klauen und unter den Rachen seines fürchterlichen Gönners schlafen legte. Wenn man ihnen zu fressen brachte, machte sich das kleine Thier gleich darüber her und wollte sich nach Hundes Art Alles gern alleine zueignen. Es hielt seine Pfoten darüber, knurrte, bellte, und fuhr dem Löwen keck in's Gesicht. Dieses großmüthige Thier aber wurde über seinen Gesellschafter gar nicht böse, ja es rührte nicht eher einen Bissen an, als bis ihm sein Liebling stillschweigend die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Wenn sie beide satt waren und sich der Löwe bisweilen streckte, um zu ruhen, so ließ es der Hund oft nicht zu, lief und sprang um ihn herum, bellte ihn an, kratzte ihn bald mit seinen Pfoten auf den Kopf, zupfte ihn bei den Ohren, und biß ihn, wobei das edle Thier aber von keiner andern Empfindung gerührt zu werden schien, als von Vergnügen und Wohlgefal-

len. Ungefähr ein Jahr danach wurde das Hündchen krank und starb. Einige Zeit schien der Löwe zu glauben, daß sein Liebling schliefe. Er fuhr fort, ihn zu beriechen, rührte und bewegte ihn mit seiner Nase, und kehrte ihn mit seiner Klaue um. Da er aber alle seine Bemühungen, ihn zu erwecken, vergeblich fand, ging er in seinem Behältnisse mit schnellen und unruhigen Schritten von Einem Ende zum andern; darauf stand er still und sah mit einem steifen und traurigen Blicke auf ihn herab; alsdann erhob er seinen Kopf in die Höhe, öffnete seinen schrecklichen Rachen und brüllte einige Minuten hinter einander auf das fürchterlichste fort. Man versuchte, den todten Körper von ihm hinweg zu bringen; er bewachte ihn aber unaufhörlich und wollte ihn nicht anrühren lassen. Der Wärter bemühte sich darauf, ihn durch mancherlei Speisen zu reizen; allein er kehrte sich von allen mit Ekel weg. Man setzte einige lebendige Hunde in sein Behältniß, und diese zerriß er sogleich in Stücken, ließ aber ihre Glieder auf dem Boden liegen. Bald schlug er mit seinen Klauen in die Bohlen und riß große Splitter davon herunter, bald erschütterte er wieder die Stangen seines Behältnisses; alsdann streckte er sich ganz abgemattet über die Ueberbleibsel seines geliebten Gesellschafters, zog ihn mit seinen Pfoten an sich, und legte ihn an seine Brust. Diese stumme Betrübniß ward noch einigemal durch ein fürchterliches Brüllen unterbrochen; und so trieb er es bis zum fünften Tage, wo er des Morgens todt gefunden wurde, indem er seinen Kopf freundschaftlich auf den Körper seines kleinen Freundes gelegt hatte.

Auch in Paris hat man in der königlichen Menagerie einen Löwen gehabt, welcher mit einem Hunde in so zärtlicher Freundschaft lebte, daß er ganz außer sich war, als dieser starb. Man suchte einen Hund aus, der dem vorigen täuschend ähnlich sah; allein der Löwe zerriß ihn auf der Stelle. Er magerte zusehends ab und starb nicht lange nach seinem Freunde. (A. Antoine, 1, 163).

„In London,“ sagt Thomas Smith, „habe ich eine Löwin gesehen, welche einen Hund so lieb hatte, daß sie ihn allemal mit der Pfote sanft zurückzuhalten suchte, wenn er aus ihrem gemeinschaftlichen Käfiche herausgehen wollte. Es war, als ob sie ihn bäte, sich nicht von ihr zu trennen. Diese Löwin war ganz jung nach England gekommen, und damals so zahm, daß die Matrosen auf dem Schiffe, wenn sie ausruhen wollten, oft den Kopf auf sie, wie auf ein Kissen, legten. Sie hatte sich so an eine Person gewöhnt, daß sie in London, als jene sie verlassen hatte, durchaus keine Nahrung mehr zu sich nehmen wollte, bis der Wärter ihr ein Hündchen zu-

brachte, dem sie auch sogleich ihre Gunst zuwandte, und mit dem sie späterhin in ungestörter Freundschaft lebte."

„Ein andrer Löwe, Namens Hektor," sagt Smith, „welcher seit Kurzem in London ist, war seit etwa einer Woche krank. Man setzte, um ihn zu erheitern, ein Kaninchen in seinen Käfich. Das kleine Thierchen blieb einen Tag und eine Nacht bei ihm, ohne daß ihm ein Uebel widerfuhr, so daß der Wärter schon die Hoffnung hegte, daß sie sich vertragen würden; aber am folgenden Morgen war es todt, und als ihm das Fell abgezogen wurde, zeigten sich deutliche Spuren eines gewaltsamen Todes. Zu demselben Löwen ward eine Katze gethan, aber auch diese wurde bald ermordet, jedoch ebenfalls nicht gefressen."

„Die Löwen in London," sagt Smith ferner, „brüllen jeden Abend, und übrigens allemal, wenn Regen bevorsteht."

„In der Gegend von Podhor in Afrika," sagt Lamiral (s. Golberry's Reisen 2. B. 342. Ueb.), „sah ich ein merkwürdiges Schauspiel. Am Rande eines Waldes befand sich ein sehr großes wildes Schwein, Engalla (Emgallo) genannt. Es wurde von einem Löwen und einer Löwin bemerkt, die sich in einiger Entfernung davon befanden. Die Löwin sprang sogleich mit außerordentlicher Schnelligkeit herbei und fiel wüthend über das Schwein her, das sie an der Gurgel faßte, gewaltig schüttelte und mit ihrem Schwanze in die Seiten schlug. Während dieses Kampfes, der etwa 5 Minuten dauerte, nahete sich der Löwe ganz langsam, setzte sich und machte den ruhigen und gleichgültigen Zuschauer. Endlich unterlag das wilde Schwein; dabei stieß es noch ein schreckliches Geschrei aus und heulte fürchterlich. Als das Thier todt war, ging auch der Löwe, aber ganz langsam, zu seiner Gefährtin hin, um mit ihr die Beute zu theilen und zu verzehren."

„Ein Löwenpaar mit seinen Jungen," so erzählt Rüppell, „befand sich im abyssinischen Thale Modat zur Zeit unsres Aufenthalts daselbst. Man kannte ihre Lagerstätte ganz genau, und sie hatten bereits mehrere Kameele und andres Vieh geraubt, allein die Jagd dieser Bestien ist äußerst gefährlich, so daß dabei leicht einige Menschen umkommen und diese Thiere nur durch vereinte Anstrengung Vieler, vermittelst einer Art von Treibjagen, vertrieben werden. Dazu fehlt es aber den Einwohnern an Gemeinsinn; im Gegentheil, es freut sich jeder über den Schaden, welcher seinen Nachbar trifft. Während der Anwesenheit meiner Leute in Modat sprang in der Nacht ein Löwe über eine Einzäunung, zerriß 2 der Hirten, die sich zur

Wehre setzten, packte ein Rind zwischen die Zähne und sprang mit demselben über die ziemlich breite Dornhecke."

„Unter allen Theilen der Regentschaft Algier," so erzählt Moritz Wagner, welcher sich in den Jahren 1836, 37, 38 dort aufhielt, „ist der Löwe wohl im Innern der Provinz Constantine am wenigsten selten. Ich hörte sie brüllen fast jede Nacht vom Lager Ghelma aus, und als ich in dortiger Umgegend einst in einem arabischen Duar übernachtete, kam ein Löwe ganz nahe an das Zelt, worin ich schlief. Er brüllte nicht, sondern stöhnte nur dumpf. Die Araber schienen nicht sehr erschrocken. Der Scheikh ging hinaus und schoß ein Pistol ab; andern Tags merkte man aber doch, daß der Löwe ein Schaf mitgenommen hatte. Im Palast des Achmed Bey zu Constantine fanden wir ein Dutzend Löwen an der Kette, worunter ganz junge sowohl, als alte wunderschöne Thiere. Ihr Wärter war ein Deutscher, Wendelin Schlosser aus Erfurt. Der Löwe liebt zu seinem Aufenthalt Ebnen, Thäler oder Hügelland, wo es Buschwerk gibt; auch in ganz wüsten, baumlosen Steppen findet man ihn, nie aber in hohen Gebirgen. Ueberall wo es Beduinen gibt, siedelt der Löwe sich an, da er weiß, daß es ihm in ihrer Nähe an Fraß nie fehlt. Aus den Heerden holt er sich sein Futter am häufigsten. Nächst dem Vieh der Beduinen ist das Fleisch des Ebers die Hauptnahrung des Löwen. Eber gibt es in großer Zahl, aber sie sind viel furchtsamer und weniger stark als die nordischen. Die numidischen Löwen sind seit Römerzeiten durch ihre Stärke berühmt und seitdem keineswegs entartet. Auf einer Jagdpartie, die einst Kommandant Yussuf bei Bona veranstaltete, wurden mehrere Menschen zerrissen und kein Löwe erlegt. Die gewöhnliche Zeit, wo die Löwin Junge gebiert, ist der Hochsommer. Die meisten jungen Löwen sollen, nach Versicherung der Araber, am Zahnen sterben. Ihre Erziehung ist sehr schwierig und fast alle Jungen, welche von Liebhabern gekauft und im Hause gehalten wurden, starben trotz der sorgfältigsten Pflege. Die Löwen verbergen ihre Jungen gewöhnlich in Höhlen. Entdecken die Araber eine solche Höhle, so nehmen sie die Jungen zur Dämmrungszeit, wo die Alten auf ihren Raubzügen streifen, lebendig, und lauern im Hinterhalt auf die Rückkehr der Alten. Manchmal nehmen solche Versuche ein furchtbares Ende. Der Dragoman der Garnison von Arzew und der dort ansässige Bäcker Chasfère erzählten mir folgenden Vorfall, dessen strenge Wahrheit mir mehrere Officiere der Besatzung bestätigten: Zwei Araber vom Stamme der Garrabas kamen nach Arzew mit jungen Hyänen

und verkauften dieselben an den Bäcker Chasfère. Sie fragten auch, was man wohl für junge lebendige Löwen bezahle, worauf der Dragoman ihnen ein ziemlich ansehnliches Gebot schlug. Die Araber gingen fort und kehrten nicht wieder. Einige Zeit darauf kam ein Scheikh der Garrabas nach Arzew und äußerte, daß 2 Männer seines Duars verschwunden. Der Dragoman erzählte ihm, was er wußte. Darauf ging der Scheikh mit einer großen Zahl bewaffneter Männer seines Stammes nach dem östlichen Abhang des Löwenbergs und fand dort in einer der Höhlen 2 blutige Flinten, welche nicht losgedrückt waren. Wahrscheinlich waren jene beiden Araber von den Löwen, deren Junge sie fangen wollten, überrascht worden, ohne sich ihrer Flinten bedienen zu können. Die Eingebornen erzählen viele Fälle ähnlicher Art. Daß der Löwe, von Hunger getrieben, große Keckheit zeigt, ist außer Zweifel. Während der Expedition nach Tlemsan kam ein Löwe bei Nacht mitten unter die französischen Bivouacs und erwürgte das Pferd des Herrn Desfontaines, Beamten der Armee. Die Araber erzählen, daß ein hungriger Löwe, der auf der Lauer sitze, wenn er keine isolirte Beute ertappe, sich nicht scheue, auf eine große Karavane loszustürzen; gewöhnlich falle er dann den letzten Reiter des Zugs an. Eine sichere Thatsache ist, daß die meisten arabischen Pferde den Löwen (bei günstigem Winde) auf eine Entfernung von etwa 100 Schritten wittern und dann scheu werden, sich bäumen und nicht vorwärts wollen. Flieht der Löwe hingegen, so treibt der verfolgende Jäger sein Pferd ohne Mühe hinter ihm her. In Bona kaufte man zur Zeit meines Aufenthalts sehr junge Löwen ziemlich billig; 50 bis 60 Franken waren der gewöhnliche Preis. Häute von alten waren aber theuer, weil sich immer viele Liebhaber dazu fanden."

„Polybius, der Begleiter des Scipio Aemilianus," sagt Plinius, Buch 8, 18, „erzählt, daß die Löwen, wenn ihnen im Alter die Kräfte zur Jagd mangeln, über Menschen herfallen; dann belagerten sie sogar die afrikanischen Städte und er habe dort mit Scipio Löwen gesehn, die man zur Warnung für andere an's Kreuz geschlagen. Buch 8, 20. In Rom hat zuerst Q. Scävola als Aedil mehrere Löwen kämpfen lassen. Sulla als Prätor ließ zuerst 100 mit Mähnen gezierte kämpfen; später Pompejus der Große in der Rennbahn 600, worunter 315 mit Mähnen; Cäsar als Dictator 400. Buch 8, 21. Früherhin war es sehr schwierig, Löwen zu fangen, und man bediente sich meist der Fallgruben. Unter der Regierung des Kaisers Claudius hat der Zufall ein leichteres Mittel gelehrt, wel-

ches dem Könige der Thiere eben nicht zur Ehre gereicht: Ein gätulischer Hirt hatte nämlich den Angriff eines Löwen dadurch gehemmt, daß er ihm seinen Mantel über den Kopf geworfen hatte, und diesen Kunstgriff verpflanzte man sogleich in die römischen Kampfspiele, und sah mit Verwunderung, wie das grimmige Thier durch eine leichte Bedeckung der Augen verblüfft wird und ohne Widerstand gefesselt werden kann. Hiernach wird es auch erklärlicher, wie Lysimachus, welcher auf Alexander's Befehl mit einem Löwen zusammengesperrt wurde, diesen erwürgen konnte. In Rom hat zuerst M. Antonius Löwen vor den Wagen gespannt. Hanno, einer der berühmtesten Karthager, soll der Erste gewesen sein, welcher einen Löwen mit der bloßen Hand lenkte und gezähmt vorzeigte; allein seine Kunst bekam ihm übel, denn er wurde verurtheilt, weil man meinte, Der passe sich schlecht an die Spitze eines freien Volkes, dem es so leicht gelänge, die wildesten Geschöpfe zu Sklaven zu machen. Zuweilen sind auch Löwen durch Zufall zahm geworden. So begegnete der Syrakusaner Mentor in Syrien einem Löwen, der sich auf der Erde wälzte und ihn um etwas bitten zu wollen schien. Erschrocken suchte er zu entkommen, aber der Löwe vertrat ihm den Weg, und leckte schmeichelnd die Spur seiner Füße, bis er endlich bemerkte, daß des Löwen Fuß verwundet und geschwollen war, den Splitter herauszog und so die Schmerzen stillte. Ein zu Syrakus aufbewahrtes Bild bezeugt die Wahrheit dieser Geschichte. Etwas Aehnliches erlebte der Samier Elpis in Afrika; er erblickte nämlich am Ufer einen Löwen, welcher den Rachen weit und drohend aufsperrte, floh auf einen Baum und rief die Hülfe der Götter an. Der Löwe, ohne ihn zu verfolgen, lagerte sich unter den Baum und zeigte ihm mit einem um Mitleid flehenden Blicke den immer noch offen stehenden Rachen. In diesem stak ein Knochen, der sich beim allzu gierigen Fressen darin festgesetzt hatte, so daß er Hunger leiden und sich jetzt zu Bitten herablassen mußte. Lange zögerte Elpis voll Mißtrauen; doch endlich stieg er herab und nahm den Knochen heraus, während der Patient stille hielt und die bei der Operation nöthige Stellung annahm. Der Löwe zeigte sich nun dankbar, und brachte, so lange das Schiff an jenem Ufer verweilte, Beute in Menge herbei."

„Berenice," sagt Aelian Buch 5, 39, „hatte einen zahmen Löwen, der mit an ihrem Tische speiste. Auch Onomarchos, der Beherrscher von Katana, und der Sohn des Kleomenes hatten zahme Löwen, die an ihren Mahlzeiten Theil nahmen. Buch 7, 23. Als einst Juba, König von Mauritanien, einen Feldzug machte,

schoß ein vornehmer Jüngling, welcher das Heer begleitete, nach einem am Wege sitzenden Löwen, traf ihn, aber tödtete ihn nicht. Nach einem Jahre kehrte Juba mit dem Heere auf demselben Wege zurück; da sprang plötzlich der Löwe wüthend hervor, packte jenen Jüngling, und zerriß ihn, ohne daß jemand ihm beizustehn wagte. Buch 7, 48. Als eines römischen Senators Sklave, Namens Androkles, entflohen war, weil er einen schlimmen Streich gespielt hatte, und nach Afrika kam, trieb er sich in Einöden herum und verbarg sich einst bei brennender Hitze in einer Höhle. Während er dort ruhete, trat ein Löwe herein, dessen Wohnung hier war; aber sein Auge verrieth keinen Zorn, nur Schmerz, denn er hatte sich einen Dorn in den Fuß getreten. Er sah den Jüngling wehmüthig an, hielt ihm die Pfote hin und schien um Hülfe zu bitten. Der Sklave zitterte anfangs in Todesfurcht, erholte sich aber bald, da er einsah, daß keine Gefahr war, und zog den Splitter heraus. Der Löwe bezeigte sich sehr dankbar und versorgte ihn 3 ganze Jahre lang in der Höhle mit Wildpret aller Art. Jetzt aber sehnte sich Androkles doch weg, ging weiter, wurde wieder gefangen und gefesselt nach Rom zu seinem Herrn geschafft. Dieser sprach über ihn das Urtheil, daß er von wilden Thieren zerrissen werden sollte. Zufällig war aber auch der Löwe gefangen und wurde auf dem Schauplatze losgelassen, wo Androkles stand, um zerrissen zu werden. Der Löwe erkannte ihn sogleich und warf sich ihm schmeichelnd zu Füßen. Da erkannte Androkles seinen heldenmüthigen Freund und umschlang ihn mit seinen Armen. Die Zuschauer waren nicht wenig erstaunt; schon hielt man den Sklaven für einen Hexenmeister, und ließ, um ihn auf die Probe zu stellen, einen Leoparden gegen ihn los; aber der Löwe zerriß diesen auf der Stelle. Jetzt fragte man verwundert nach der Ursache; der Sklave erzählte sein merkwürdiges Abenteuer, und ihm ward unter lautem Beifallsrufe des Volkes nebst seinem Löwen die Freiheit geschenkt. Buch 12, 7. In Aegypten werden die Löwen als heilig verehrt, wohnen in Tempeln, werden mit Rindfleisch gefüttert, und während sie davon fressen, singen die Aegyptier. Der Inhalt des Gesanges ist die Bitte, daß sie niemand behexen möchten. Sie sind dem Vulkan geweiht, weil sie sehr feuriger Natur sind. Buch 12, 23. Im elymäischen Lande ist ein Tempel des Adonis, der von zahmen Löwen bewohnt wird, welche den eintretenden Menschen freundlich entgegen kommen. Reicht man ihnen etwas Futter, so nehmen sie es ganz bescheiden und gehen damit fort."

Der **Tiger** (Königstiger, bengalische Tiger), Felis Tigris,

L. S. Bild 23. Franz. le Tigre royal. Oft noch größer, wenigstens länger als der Löwe. Oben ist er schön rothgelb, mit unregelmäßigen schwarzen Querstreifen; Schnauze, Backen, Inneres der Ohren, Unterseite des Halses, Bauch und Inneres der Schenkel rein weiß; Schwanz gelblich-weiß, mit 15 schwarzen Ringen. Von allen Raubthieren ist er das fürchterlichste. Seinen Aufenthalt nimmt er im Dickicht der Wälder, im Gebüsch, im Schilfe, im hohen Grase, oft ganz in der Nähe menschlicher Wohnungen. Seine Kraft ist ungeheuer; sein Gebrüll fürchterlich. Die Tigerin bekommt je 2 bis 3 Junge, die man zähmen kann. Es sind auch in Menagerien einigemal Bastarde von Löwen und Tigern erzeugt worden; so gebar noch im Jahre 1833 in Weimar die Tigerin des Herrn Polito aus London einen Bastard; beide Eltern desselben bewohnten zusammen in bester Eintracht einen Käfich. Um jene Zeit wurden auch in der Menagerie des Herrn Atkins zwei solche Bastarde geboren und aufgezogen, welche in der vom Engländer Martin verfaßten Naturgeschichte des Menschen abgebildet sind.

Das Vaterland des Tigers umfaßt das südliche Asien vom Indus bis zu seinem östlichen Ende, viele Gegenden Mittel-Asiens vom Kaukasus bis zum östlichen Ende. Er geht ziemlich weit nördlich; so z. B. hat man noch in diesem Jahrhundert welche zu Barnaul am Obi und bei Irkutzk an der Lena getödtet; die letzteren waren sehr groß und stehn zum Theil in Moskau ausgestopft. Nach den Berichten der Jesuiten-Missionäre zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (s. Du Halde, description de la Chine, 1736, IV. p. 20.) gibt es viele Tiger im Lande der Solonen am Amurflusse unter dem 50ten Gr. N. Br.; die Jäger jenes Volkes haben oft mit ihnen zu kämpfen und tragen in der kalten Jahreszeit beim Zobel- und Marderfang Wolfs- und Tigerfelle; überhaupt gibt es viele in der Mandschurei und Korea, auch sind sie dort den Menschen sehr gefährlich. In jenen Gegenden mußten, wie Ysbrand Ides im Jahr 1692 erzählt, die Ortschaften gegen Tiger und Panther mit Palisaden umgeben werden, sie drangen Nachts in die Mitte der Städte und zerrissen dort Pferde und Kameele, bei Tage überfielen sie draußen die Reisenden. Nach Marco Polo, Fr. Hamilton und Forbes Royle steigt der Tiger in Tibet und Nepal bis zur Höhe von 5- bis 9000 Fuß, nach Bischof Heber bis an die Gletscher des Himalaia. In Hinterindien, auf Sumatra und Java ist der Tiger häufig, am häufigsten aber ist er um die Mündungen des Ganges und in fast ganz Vorder-Indien. Dort haust er

an fast allen waldreichen Strom- und Meeresufern nicht nur in Menge, sondern ist auch, wo die Gegend nicht sehr stark bevölkert ist, noch Herr über den Menschen. Die Bewohner Vorderindiens sind im Allgemeinen weder kräftig noch muthig, und dieser Umstand hat wohl den Tiger so frech gemacht. An manchen Orten fehlt es den Einwohnern noch an Feuerwaffen und sie flehen entweder ihre Götter um Hülfe an, oder bitten den Tiger selbst um Mitleid, indem sie ihn Onkel nennen. In Maisore (Mysore) und den angrenzenden Ländern haben, wie Fr. Buchanan Hamilton erzählt, die Bergvölker ohne Feuerwaffen kein andres Mittel, sich Nachts im Freien oder in ihren Dörfern zu schützen, als brennende Fackeln; die Dornhecken, welche alle Dorfbewohner dort um ihre Wohnungen zur Schutzwehr pflanzen, reichen nicht immer hin, die hungrigen Bestien zurückzuweisen. Aus der einzigen Ortschaft Kankanhully, deren Verschanzungen durch Hyder Ali zerstört worden waren, (nahe bei der Hauptstadt Seringapatam) hatten die Tiger, als Buchanan sie besuchte, binnen 2 Jahren 80 Einwohner aus der Mitte ihrer Hütten weggeschleppt und aufgefressen; viele Ortschaften waren ganz von Menschen verlassen und Lager der Tiger geworden. Andre Gemeinden suchen sich dort durch Erbauung ihrer Hütten auf Berghöhen und schwer zugänglichen Klippen zu sichern, aber die Völkerschaften, welche nur vom Ertrage der Wälder leben müssen, wie in Kurg, Travankore u. s. w., können in den Dickichten, z. B. beim Einsammeln des Sandelholzes, ihren Ueberfällen gar nicht entgehen; am übelsten sind aber die Hirten dran, denn sie müssen, bei Mangel an Feuergewehr, mit ihren Hunden und Fackeln in beständiger Hut sein und sehr häufig wird ihnen die ganze Heerde zu Grunde gerichtet. Die unglücklichen Mütter setzen, wenn sie von ihren Männern verlassen sind, ihre unmündigen Kinder den Tigern als Opfer in den Wald und hoffen, dadurch ihre eigne Rettung zu erlangen. Die Büßenden vertrauen an den Wallfahrtsorten, wie am Kavery-Wasserfall, ihre Sicherheit der Heiligkeit des Ortes. Auf den größeren Landstraßen, welche durch Wälder und Schilfdickichte gehn, werden diese ausgehauen und jährlich an den Rastorten niedergebrannt; wo aber dies unterbleibt, nimmt sogleich die Herrschaft der Raubthiere wieder überhand. Selbst in der Umgebung der Hauptstadt Seringapatam war das ganze Land nach Hyder Ali's Falle (der stets einige angekettete Tiger an seiner Palastpforte hielt) den gräulichsten Zerstörungen durch die Tiger unterworfen. Auch am Golf von Kambay und Guzurate schildert sie J. Forbes als fürchterlich. Die

größten maßen 14 engl. Fuß bis zur Schwanzspitze. Ohne die große Furcht dieses Thieres vor dem Feuer würde dort kaum eine Verbindung im Lande möglich sein, da man den größten Theil des Jahres nur des Nachts reisen kann, und die Posten in ganz Indien nur durch Fußgänger bedient sind. Die beiden, welche Nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, würden ohne ihr Geleit von Lanzenträgern und einem oder 2 lärmschlagenden Trommlern nie sicher sein; an den gefährlichsten Stellen kommen noch einige Fackelträger hinzu. Dennoch erlebte J. Forbes, daß an den beschwerlichen Uebergängen des Gumeah-Stromes in Guzurate während 14 Tagen diese Briefträger fast immer weggeschleppt wurden; einmal wurde das Felleisen, statt des Menschen, der sich rettete, vom Tiger erbeutet, aber desto grimmiger kehrte dieser in der nächsten Nacht zu derselben Stelle zurück und schleppte selbst einen Fackelträger fort. Die Gefahren bei Truppenmärschen sind in Indien eigner Art. In Einer Nacht wurden von J. Forbes Korps 3 Schildwachen von Tigern gefressen und unzählige Nachzügler werden stets deren sichere Beute; ihr Hunger spornt sie an, sich ihre Beute selbst aus der Mitte von Reiterhaufen zu holen. J. Forbes sah bei Dhuboi am Nerbuda, wo sein Kavallerietrupp bei Fackelschein ritt, wie ein Tiger eins der Pferde mit Einem Schlage der Tatze zu Boden streckte. Kurz vor dem Aufgang oder nach dem Untergang der Sonne liegt der Tiger vorzüglich auf der Lauer.

Dr. Johnson, der mehr als 20 Jahre zu Chittrah in Ostindien wohnte, sagt, die Tiger seien eine wahre Geißel Ostindiens und in einigen Gegenden so häufig, daß die Zahl der Dörfer oder Orte, deren Bewohner fast ganz von den Tigern vertilgt worden, sehr groß sei. Von den indischen Fürsten werden deshalb große Treibjagden angestellt, bei denen oft 20- bis 60000 Mann, Infanterie, Kavallerie, nebst Elephanten verwendet werden. Bei solchen Treibjagden werden große, hohe Garne in einem gewissen Bezirke aufgestellt, zwischen welchen in gewissen Entfernungen auf Bäumen oder Pfählen Schießhäuschen angebracht sind, in welche die besten Schützen sich setzen, um von da auf Tiger und andre Raubthiere schießen zu können. Dann wird ringsum, gegen die Garne hin, das dürre Gras und Gebüsch angezündet und zugleich sämmtliche Mannschaft rings aufgestellt, welche vorwärts schreitend, schreiend, trommelnd und schießend, unter dem fürchterlichsten Lärm das Wild gegen die Garne hintreibt. Johnson behauptet, daß der Tiger, wenn er sich satt gefressen hat, nicht gefährlich sei. Einst suchte er einen Hasen auf und bog zufällig einen

Busch auf die Seite, da sah er zu seinem Entsetzen einen eben vom Schlafe erwachenden Tiger, welcher ihn mit grimmigem Blicke ansah. Er sprang zurück; der Tiger erhob sich langsam und, wie es schien, unwillig, entfernte sich dann langsamen Schrittes und ging an mehreren Bedienten vorbei, von welchen einige gerade Pferde bepackten, ohne jemand etwas zu Leide zu thun. Im Busche fand man einen halb verzehrten Ochsen. Ein andermal schoß man auf einen Tiger, den man für einen Eber hielt, welchem man eben nachstellte. Der Tiger ging aus dem Gehölz hervor, ohne jemand etwas zu Leide zu thun, und kehrte dann wieder zurück. Man fand an der Stelle einen halb aufgefressenen Eber. Johnson erzählt übrigens auch mehrere Unglücksfälle. Eine Tigerin lag mit 2 Jungen im Engpasse von Kutkumsandy auf der Lauer, und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag einen, oft zwei Menschen, unter welchen auch etwa ein Dutzend Gouvernements-Bediente waren, welche zum Transport der Postpackete gebraucht wurden. Allmälig hatte diese Tigerin beinahe alle Verbindung der Präsidentschaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, so daß sich die Regierung veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf ihre Erlegung zu setzen, aber vergebens. Ein englischer Gentleman reiste auf dieser Straße und wurde von 8 Trägern in seinem Palankin getragen. Diese erblickten die Tigerin und wollten natürlich nicht weiter vorwärts, und da der Engländer, der sie nicht verstand, darauf drang, so setzten sie den Palankin ab und liefen davon. Glücklicherweise konnte auch er noch entfliehn. Ein Lieutenant mit etwa 40 Mann sollte nach Chittrah dieselbe Straße marschiren. Als sie mitten im Engpaß waren, erblickten sie die Tigerin; da aber der Lieutenant keinen Befehl zum Schießen hatte, so kehrte er wieder um, um auf seinem vorigen Posten zu fragen, ob er schießen dürfe, und da er natürlich Befehl dazu erhielt, so fand sich das Thier nicht mehr an jener Stelle, und setzte seine Räubereien nach wie vor fort, bis der Rajah (Fürst) endlich eine Treibjagd darauf anstellte, wobei auf sie geschossen wurde. Seitdem kam sie nicht wieder zum Vorschein. Einst reiste Johnson in Gesellschaft eines Herrn Smith von Chittrah für einige Tage auf die Jagd. Die Diener waren mit 4 Ochsen voraus und wohl bewaffnet. Plötzlich hörten die beiden Herren ein furchtbares Gebrüll, dem ein gellendes Angstgeschrei folgte. Sie spornten ihre Pferde und erreichten die Diener in dem Augenblick, als ein Tiger über eine nahe Anhöhe rannte, den treuen Diener Johnson's, Dildar, in seinem Rachen fortschleppend. Die Diener erzählten, der Tiger wäre plötzlich hervorgestürzt, hätte

den Menschen beim Schenkel ergriffen, und wäre mit ihm, den Kopf auf der Erde schleifend, davon gesprungen, und dies wäre so schnell geschehn, daß kein Widerstand möglich gewesen. Johnson sprengte mit geladener Flinte den Spuren des Tigers zu Pferde nach; diese bestanden aus dem Blute und den Haaren des armen Menschen und führten über eine englische Meile weit. Plötzlich sah er etwas unter einem großen Busche liegen, sprengte vor, fand aber nicht den Tiger, sondern die Ueberreste des halb aufgezehrten Dieners. Wunden, welche der Tiger erhält, werden ihm, wie Johnson bemerkt, meist tödtlich. Da man weiß, daß der Tiger, wenn er ein Thier weggeschleppt hat, in der folgenden Nacht wieder dahin zurückkehrt, um davon zu fressen, so errichtet man in der Nähe ein Schießhaus und erlegt ihn oft, während er seine Mahlzeit verzehrt. Die auf Erlegung eines Tigers gesetzte Belohnung beträgt etwa 5 Thaler. Wenn ein Tiger auf einem Wege Menschen angefallen hat, so wird an dieser Stelle eine Stange mit einem farbigen Stück Tuch an der Spitze, als Warnungszeichen für Reisende, aufgerichtet; auch wird in der Nähe solcher Plätze eine Hütte erbaut, worin die Reisenden sich sammeln und nach verrichtetem Gebet ihren Weg gemeinschaftlich fortsetzen. Wird dann noch einer vom Tiger getödtet, so glauben sie, es sei ein gottloser Mensch gewesen. Wie unglaublich groß die Zahl der Tiger noch immer in Ostindien sei, erhellt aus Johnson's Angabe, daß ein einziger Privatmann, Namens Heinrich Ramus, damaliger Richter des Distrikts Ruhar, allmälig nicht weniger als dreihundert und sechzig Tiger selbst erlegt hatte. Wenn ein Tiger ein Thier packt, so dringen nicht bloß die Nägel, sondern auch die Zehen ein. Johnson hat mehrere solche Wunden 5 Zoll tief gefunden. Ein Tiger, der auf dem Marsche eines bengalischen Linienregiments an ein Kameel sprang, brach diesem mit Einem Schlage den Schenkel. Den Elephanten greift der Tiger ungereizt nicht an; daher die Tigerjagd auf Elephanten am sichersten ist. Man erlegt ihn in Indien auch durch vergiftete, an Selbstschüssen angebrachte Pfeile.

Der Jesuit Verbiest, welcher sich im 17. Jahrhundert zu Peking bei dem Kaiser von China aufhielt, gibt einige (vom Jesuiten Du Halde mitgetheilte) Nachrichten über die Jagden des Kaisers. Dieser zog mit Heeresmacht theils in die nordöstlich von Peking gelegene Provinz Leao-Tong, theils nördlicher, ließ von seinen Soldaten große Strecken umstellen, den Kreis immer mehr verengern, und so wurden Einmal über tausend Hirsche, nebst Bären, Wildschweinen und 60 Tigern erlegt. Im Jahr 1683 rückte der Kaiser mit

60,000 Mann und 100,000 Pferden zur Jagd aus. Andren Jagden wohnte der Jesuit Gerbillon im Jahre 1691 bei. Am 4ten Juni ward ein Platz umzingelt, wo sich zahlreiche Heerden gelber Antilopen befanden, jede von 4= bis 500 Stück. Die meisten wurden erlegt, viele brachen auch zwischen den Beinen der Pferde durch, und nach vollendeter Jagd wurden diejenigen Jäger auf kaiserlichen Befehl durchgepeitscht, welche Fehler begangen hatten. Am 5ten Juni hatte man einen Tiger gefunden und umringt, und zeigte dies pflichtgemäß dem Kaiser an. Dieser begab sich an den Ort; ihn umgaben 40 mit Spießen bewaffnete Leute, welche, indem sie sich mit dem Knie zur Erde beugten und den Spieß mit beiden Händen hielten, einen Zaun um ihn bildeten; neben ihm standen andre Leute mit Flinten. Reuter wurden ausgeschickt, um den Tiger aufzutreiben; er stürzte wüthend auf sie zu, jagte sie fort und wollte eben einen, den er erreicht hatte, packen, als eine große Hundeschaar, die man losließ, ihn zurückscheuchte. Die Hunde belagerten ihn nun, der Kaiser erlegte ihn mit mehreren Flintenschüssen. Am 8ten tödtete der Kaiser einen Tiger mit einem einzigen Schusse, und verwundete eine Tigerin, welche dann auch von seinem Sohne angeschossen und von einem Soldaten erstochen wurde. Am 3ten Oktober verwundete der Kaiser einen Tiger durch 2 Pfeilschüsse und schickte dann mehrere Schaaren von Lanzenträgern gegen das Raubthier. Es stürzte sich auf die eine Schaar und fiel, von Stichen durchbohrt, zu Boden. Am 9ten Oktober tödtete ein Page des Kaisers mit dessen Flinte einen Tiger durch Einen Schuß. Am 14. Oktober erlegte der Kaiser mit Hülfe seiner Söhne 2 Tiger. Die Hunde wagten sich, so lange ein Tiger noch lebendig war, nie an ihn, sondern bellten nur; sobald aber einer todt war, fielen sie wie rasend über ihn her.

Der Venetianer Marco Polo, welcher im 13ten Jahrhundert nach Kangai (hinter der Wüste Kobi, nahe der chinesischen Provinz Schensi) zum Groß=Chan der Tataren Kublai ging, erzählt Folgendes: Der Chan hatte viele zahme Tiger, welche gebraucht wurden, um wilde Schweine, Ochsen, Esel, Bären, Hirsche, Rehe u. s. w. zu fangen. Sie wurden in Käfichen auf Karren geführt und jeder hatte ein Hündchen bei sich, an das er gewöhnt war. Man führte sie gegen den Wind und es war wunderbar, mit welcher Wuth und Schnelligkeit sie das Wild fingen. Zugleich hatte der Chan Adler, welche auf Wölfe, Füchse, Rehe und Damhirsche abgerichtet waren. Oft brauchte er zu Einer Jagd 10,000 Menschen und 5,000 Hunde. Bei großen Festen lag ein zahmer Tiger zu seinen Füßen.

Bontius erzählt von einem in Java jung aufgezogenen Tiger, welcher im Jahr 1628 bei Batavia aus seinem Käfich entkam, sogleich ein Pferd tödtete und erschossen werden mußte.

Der Pater Tachard erzählt in seiner Reise nach Siam (1686), daß er ein Gefecht zwischen mehreren Elephanten und einem Tiger mit angesehen habe, wozu man einen besondern Platz eingerichtet hatte. Sobald die Zuschauer versammelt waren, begann der Kampf. Man ließ den Tiger nicht los, sondern hielt ihn an 2 Stricken gefesselt. Ein Elephant näherte sich ihm und gab ihm 2 bis 3 Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken. Der Tiger streckte sich eine Zeit lang ohne Bewegung und wie todt nieder. Hierauf ließ man ihn los, weil sich seine Wuth schon ziemlich gemäßigt hatte. Sogleich erhob er ein fürchterliches Geschrei und wollte auf den Rüssel des Elephanten springen. Der Elephant näherte sich ihm nochmals, und als der Tiger den Sprung thun wollte, fing ihn der Elephant mit seinen Stoßzähnen auf und warf ihn in die Höhe. Hierdurch wurde der Tiger so betäubt, daß er sich seinem Feinde nicht mehr nähern wollte, sondern an den Pallisaden zu entkommen suchte. Man ließ hierauf noch 3 andre Elephanten auf ihn los, die ihm wechselsweise so schreckliche Stöße und Schläge versetzten, daß er sich noch einmal ausstreckte und den Todten spielte. Hätte man hier das Gefecht nicht geendigt, so würde er unstreitig getödtet worden sein.

D'Obsonville wohnte in Hyder Ali's Lager einem Kampfe zwischen einem Tiger und Elephanten bei. Der Tiger hatte noch nicht seine völlige Stärke erlangt. Man brachte ihn auf den Kampfplatz und er wurde mit einer Kette an einen Pfahl befestigt, um den er sich frei herumdrehn konnte. Auf der andern Seite brachte ein Kornak einen starken, gut abgerichteten Elephanten her. Der Schauplatz war von drei Reihen Lanzenträgern umringt. Anfänglich war der Kampf wüthend, allein obschon der Elephant zwei tiefe Wunden erhalten hatte, so trug er doch den Sieg davon. D'Obsonville bemerkt jedoch hierbei, daß er glaube, der Tiger könne wohl in der Freiheit einen Elephanten überwinden.

Im Jahre 1792 betraf Herrn Monro, Sohn des Baronets Hektor Monro, folgendes Unglück: „Wir stiegen," sagt der Erzähler, „auf der Insel Sangar an's Ufer, um Wildpret zu schießen, wovon wir zahllose Heerden, so wie auch Tiger sahen. Wir setzten unsre Jagd bis 3 Uhr fort, worauf wir uns an der Seite eines Gebüsches niederließen, um auszuruhen. Hier vernahmen wir ein Brüllen, das dem Donner glich, und ein ungeheurer Tiger fiel sogleich über

unsern unglücklichen Freund her, packte ihn und lief mit ihm in das Gebüsch zurück, und als er ihn durch die dicksten Gebüsche und zwischen den Bäumen hintrug, so gab Alles, was ihm in den Weg kam, seiner ungeheuren Stärke nach. Eine Tigerin gesellte sich zu ihm und folgte ihm nach. Wir alle waren vor Schrecken ganz außer uns. Ich schoß auf den Tiger. Er schien beunruhigt zu werden. Meine Gefährten schossen ebenfalls, und einige Augenblicke darauf kam unser unglücklicher Freund wieder bei uns an und war ganz im Blute gebadet. Alle ärztliche Hülfe war vergeblich; nach 24 Stunden gab er den Geist auf. Wir machten gerade ein großes Feuer an, als jenes Unglück geschah; die Anzahl der Eingebornen, die sich bei uns befanden, bestand in 10 Personen, und dennoch hatte sich der Tiger nicht abhalten lassen. Kaum waren wir mit unserm Fahrzeuge von dem Unglücksufer abgefahren, so kam auch die Tigerin wieder zum Vorscheine und war ganz toll vor Wuth. Sie blieb auf dem Strande stehen, so lange wir sie sehen konnten."

Als Fitzclarence von Sindioh nach Nagpoor zog, sprang in einem Walde ein Tiger hervor und verwundete einen Mann aus seinem sehr zahlreichen Gefolge so, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Auch fand er unterwegs den Bedienten eines Reiterofficiers, dem ein Tiger auf dieser Straße das halbe Gesicht weggerissen hatte. Am folgenden Tage sah er 3 von Tigern halb verzehrte Körper am Wege liegen. Als er auf der Straße von Nagpoor nach Bombai durch ein Dorf zog, drang ihm ein herzbrechendes Geschrei zu Ohren; er ließ seine Elephanten anhalten, erkundigte sich nach der Ursache und erfuhr, daß 2 Brüder, wovon der älteste 10 Jahre alt war, beim Durchzuge seines Vortrabes aus Neugier von einer etwa 30 Schritte von der Landstraße liegenden Wohnung hergelaufen waren, daß aber mitten im Dorfe den ältesten ein Tiger ergriffen und in das Schilf geschleppt hatte. Die Einwohner sind so nachlässig, daß sie das mannshohe Schilf und Gras bis fast an ihre Hausthüren wachsen lassen. Es bleibt bei solchen Fällen ein geringer Trost, daß der Tiger, wenn er ein lebendiges Wesen ergreift, es gewöhnlich durch einen heftigen Schlag mit der Tatze, wenn auch nicht ganz tödtet, doch so betäubt, daß das Schlachtopfer keine Schmerzen weiter fühlt.

„Der erste März 1828," so erzählt der Kapitän Mundy, „wird in meinen Jagdannalen stets ein merkwürdiger Tag bleiben, der Tag, wo ich zum erstenmale an einer Tigerjagd als Schütze Theil nahm. Die Gegend, wo diese Jagd Statt fand, war im sogenannten Duab zwischen dem Ganges und Dschemna, in der Nähe des Gots von

Derenager, einer mit mittelmäßig hohem Grase bewachsenen Buschgegend. Zwanzig Packelephanten mußten die Dienste von Treibern verrichten, während wir, den damaligen Generalissimus des britisch-indischen Heeres, Lord Combermore, an unsrer Spitze, sämmtlich auf Elephanten in geschlossener Linie dahinzogen. Plötzlich erhob mein Elephant den Rüssel und stieß zu wiederholten Malen den bekannten trompetenartigen Laut aus, welcher dem geübten Tigerjäger als untrügliches Zeichen von der Nähe eines Tigers, des natürlichen Feindes dieses Riesenthieres, gilt. Die imposante Schlachtreihe von 30 Elephanten schloß sich nun enger an einander und rückte windwärts vor. Wir hatten solchergestalt eine Strecke von ungefähr 300 Klaftern zurückgelegt und waren in eine moorige Gegend gelangt, als endlich das lange ersehnte Halloh erscholl und in diesem Augenblick ein Büchsenschuß knallte. Der Tiger erwiderte den Schuß mit einem entsetzlichen Gebrüll und griff alsbald die ganze Elephantenlinie kühn an. Nun ereignete sich zugleich die possierlichste und ärgerlichste Scene, die sich denken läßt. Sämmtliche Elephanten, mit Ausnahme desjenigen, welchen Lord Combermore ritt, und der seiner Unerschrockenheit halber berühmt war, machten blitzschnell Kehrum und nahmen, aller Schläge und Flüche ihrer Führer ungeachtet, Reißaus. Einer davon, welcher sich weniger als die andren sputete, wurde von dem wüthenden Tiger eingeholt und erhielt eine furchtbare Wunde an einem Hinterbeine; ein Packelephant machte sich dagegen so eilig aus dem Staube, daß er, allen andren Fliehenden vorauseilend, schnell aus unserm Gesichtskreise verschwand und sich nie wieder blicken ließ. Der Tiger band nun mit dem Elephanten an, den der Lord ritt; da er jedoch von dem ersten Schuß in der Lende verwundet war, so mißglückte ihm sein Satz und er wich in das Binsicht zurück. Mein Elephant war einer von den ersten, welche wieder auf ihren Posten zurückkehrten. Ich eilte sogleich zu dem Lord hin, welcher bereits seinen ganzen Pulvervorrath verschossen, dessen Elephant aber unbeweglich, gleich einem Felsen, den Angriff des Tigers erwartet hatte. Nun wurden 4 Büchsenschüsse zugleich auf den Tiger abgefeuert, welcher einen neuen Versuch zum Angriff machte, aber schwer verwundet niederstürzte. Er wurde hierauf vollends getödtet, auf einen Packelephanten geladen, und sein herrliches Fell dem Lord zuerkannt. Nachdem wir wieder geladen und uns in eine Linie gereiht hatten, ging es weiter. Nach einer halben Stunde ungefähr sah ich in einiger Entfernung das Gras sich leise bewegen und bald darauf reckte ein gewaltiger Tiger Haupt und Schultern über das Buschwerk empor, wie wenn er lauschen

wollte. Ich stieß einen Hallohruf aus und nun stürzte die ganze Reihe vorwärts. Nach einigen Minuten brachen 2 Tiger aus dem Grase hervor und wandelten ruhig über die Blöße. Mehrere Schüsse wurden auf sie abgefeuert, wovon einer den größeren leicht streifte, worauf er sich umwandte, ein wüthendes Gebrüll erhob, die Weichen mit dem Schweife schlug und alsbald auf uns losstürzte. Durch die furchtbare Elephantenreihe aber eingeschüchtert, stutzte er und wandte sich wieder ab. Wir folgten ihm in vollem Trabe. Die Bewegung der Elephanten ist bei einer solchen Gelegenheit so ungestüm, daß trotz eines ganzen Hagels von Kugeln, welche auf den Tiger abgefeuert wurden, derselbe Angriff und Rückzug vollführte, ohne auch nur gestreift zu werden. Der Tiger wandte sich bald wieder gegen uns und schickte sich eben zum Sprunge auf einen der Elephanten an, als er eine Kugel in die Brust erhielt. Zwei bis 3 fernere Schüsse warfen ihn zu Boden, und als sich das edle Thier noch einmal aufraffen wollte, seine Niederlage zu rächen, wurde es durch einen Kernschuß todt niedergestreckt. Es war ein voll ausgewachsenes Männchen, ein ungemein herrliches Thier. In der Nähe der Stelle, wo wir es zuerst aufgescheucht hatten, lagen die Ueberreste eines Büffels. Einer von den Jägern hatte mittlerweile den kleinern Tiger im Auge behalten, und nun eilte die ganze Linie nach dem dicht mit Binsen bewachsenen Moor, wohin er sich gewendet hatte. Der Abend begann schon anzubrechen und wir wollten nach vergeblichem Umherstreifen heimkehren, als einer der Elephanten, welcher, furchtsamer als die andern, nicht recht vorwärts wollte, plötzlich einen gellenden Laut ausstieß, und mit dem Tiger, welcher sich in den obern Theil seines Schwanzes eingebissen hatte und so herabhing, aus dem Moor hervorgestürzt kam. Die Lage des Schützen, welcher auf ihm saß, war höchst bedenklich. Der Elephant machte die wüthendsten Anstrengungen, den Tiger abzuschütteln. Wir eilten ihm schnell zu Hülfe; der Tiger ließ jedoch seine Beute nicht eher fahren, als bis er 8 Kugeln erhalten hatte, worauf er todt niederstürzte. Der Elephant starb nach 10 Tagen, wahrscheinlich mehr in Folge der Wunden, die er von einigen der allzu eifrigen Schützen erhalten, als der, die ihm der Tiger versetzt hatte. So erlegten wir innerhalb zweier Stunden und unfern unsers Lagers 3 Tiger, was gegenwärtig eine Seltenheit ist. Das Grasdickicht stand während der Jagd an mehreren Orten in Feuer, und da ein heftiger Wind wehete, so kamen uns einmal die Flammen so nahe, daß wir uns rasch entfernen mußten."

Grandpré erzählt, er habe einen Tiger gesehn, der sich in's

Wasser stürzte und auf einen Kahn zu schwamm, um einen seiner Bedienten herunter zu reißen.

Symes fand im Jahr 1795 in Siam Tigerproben: man warf 2 Leute einem Tiger vor und wen er auffraß, der galt für schuldig.

In der Menagerie des Königs von Aude fand Leopold v. Orlich noch kürzlich, im Jahr 1843, dreizehn Tiger.

„Ein schöner Tiger," sagt Thomas Smith, „wurde im Jahr 1793 aus Bengalen auf dem Schiffe Pitt nach London gebracht, und dort dem Könige geschenkt. Auf der Ueberfahrt zeigte er sich durchaus gutmüthig und spielte wie ein junges Kätzchen. Zuweilen ließ er sich's ganz ruhig gefallen, daß 2 bis 3 Matrosen ihre Köpfe auf ihn, wie auf ein Kopfkissen, legten. Oft kletterte er recht niedlich an den Mastbäumen herum. Einstmals hatte er dem Zimmermann ein Stück Fleisch gestohlen und bekam von diesem Hiebe dafür, aber er litt seine Strafe so geduldig wie ein Hühnerhund. Während der 15 Jahre, die er nun in London ist, hat er sich immer ganz zahm gezeigt, und nie jemand etwas zu Leide gethan. Seinen Wärter liebt er sehr und gehorcht ihm ganz demüthig. Im Jahr 1801 setzte der Wärter einmal, als der Tiger gerade satt war, einen recht häßlichen schwarzen Dachshund zu ihm hinein. Der Tiger that ihm nichts zu Leide und gewann ihn nach und nach so lieb, daß er späterhin immer ärgerlich war, wenn der Hund herausgenommen und gefüttert wurde, dagegen ihn jedesmal freundlich begrüßte und sanft leckte, wenn er zurückkam. Fraß der Tiger, so durfte der Hund an seiner Mahlzeit Antheil nehmen. Nach 3 Monaten wurde der Dachshund abgesperrt, um einer kleinen Hündin Platz zu machen, welche man zum Tiger that, da er gesättigt war. Er schien mit seiner neuen Gesellschaft sehr zufrieden und leckte das Hündchen, welches anfangs zwar sehr ängstlich that, sich aber doch noch an demselben Tage zufrieden stellte. Oft hat man späterhin gesehn, wie das Thierchen mit dem Tiger spielte, ihn anbellte und ihn sogar in die Pfoten oder Schnauze biß, ohne daß er es im geringsten übel nahm. Während der Zeit, daß die Hündin beim Tiger täglich aus- und einzugehen wagte, bekam sie Junge und ließ sich deshalb 2 bis 3 Tage nicht bei ihm sehn. Während dieser Zeit war der Tiger sehr unruhig und mürrisch, was sich dann auch immer wiederholte, sobald sie etwas länger als gewöhnlich ausblieb, um ihre Jungen zu säugen. Der Wärter des Tigers, Namens Greenfield, versichert, daß man Hunde jeder Art zum Tiger lassen kann, wenn er gerade gefressen hat. Der Schiffszimmermann, welcher mit dem

Tiger zu Schiff gewesen war, besuchte ihn einstmals zu London, nachdem er ihn länger als 2 Jahre nicht gesehen hatte. Der Tiger erkannte ihn sogleich, ging in seinem Käfich hin und her, schien sehr vergnügt, und rieb sich am Gitter. Trotz aller Warnungen des Wärters ließ sich der Zimmermann doch die Thür öffnen und ging zu ihm hinein. Der Tiger schien von Freude und Dankbarkeit ganz durchdrungen, rieb sich an ihm, leckte ihm die Hände, schmeichelte ihm nach Katzenart, und zeigte nicht die geringste Anwandlung von Tücke. Der Mann blieb 2 bis 3 Stunden bei ihm, und hatte zuletzt die größte Noth, um nur wieder herauszukommen, so nahe war der Tiger fortwährend bei ihm."

„Vor Kurzem ist in Edinburg der Versuch gemacht worden, eine Hündin, die eben hecken wollte, zu einer Tigerin zu thun. Es geschah natürlich in der Erwartung, daß jene bald würde zerrissen werden, aber diese schien auf ihre neue Gesellschafterin eben nicht sehr zu achten, that ihr nichts zu Leide, ließ sie mit fressen und legte sich neben sie. Kurz darauf bekam die Hündin 5 Junge. Die Tigerin ließ diese unberührt in einer Ecke des Käfichs, und sah sich sehr vor, sie nicht durch einen Tritt zu verletzen. Einige Zeit später wurden 3 dieser jungen Hündchen von einer andern Tigerin verschlungen, zu der sie sich gewagt hatten."

Ein Engländer, Mr. Newald, besah sich am 26ten April 1836 Whombwell's Menagerie wilder Thiere in Carlisle, und wagte es, trotz der dringenden Warnung der Wärter, einen Tiger, welcher zu schlafen schien, beim Kopfe zu greifen. Das Thier achtete anfangs nicht darauf; plötzlich aber drehte es sich um, und faßte die Hand des Tollkühnen. Dieser erhob ein fürchterliches Geschrei. Die Wärter eilten ihm zwar zu Hülfe, konnten aber nur mit vieler Mühe das Thier bewegen, loszulassen. Die jämmerlich zerfleischte Hand mußte abgenommen werden.

Zur leipziger Ostermesse 1836 kam eine Menagerie, bei der sich ein Tiger befand. Der Wärter wollte zur Belustigung der Zuschauer den Tiger brüllen lassen, und schlug deswegen mit der Reitgerte nach ihm. Das Thier war schon müde, ließ sich nicht stören und blieb anscheinend ruhig. „Wart," rief der Wärter verdrießlich, „ich will dich lehren gehorsam sein." Er bückte sich nach einer Gabel, mit der man sonst den Thieren das Fleisch reichte, und legte dabei den Arm auf die Brüstung des Käfichs. Dies benutzt der Tiger, reißt den Arm zu sich hinein und zerfleischt ihn auf die schrecklichste Art. Alle Zuschauer stürzten halbtodt zur Bude hinaus, und

auch aus allen nebenstehenden Buden drängten sich die Menschen in's Freie. Mit dem Geschrei: „der Löwe ist heraus," stürzte Alles in die Stadt bis auf den Markt; Frauen und Dienstmädchen riefen nach den Kindern und retteten sich in die Häuser. Die Furcht zeigte sich glücklicherweise ungegründet. Dem unglücklichen Thierwärter mußte, nachdem der Tiger durch ein entgegengehaltenes Bret zurückgeschreckt war, der Arm abgenommen werden.

„Pompejus, sagt Plinius, Buch 8, 25, hat zu Rom den ersten zahmen Tiger in einem Käfiche gezeigt; Kaiser Claudius aber 4 zu gleicher Zeit." — Lampridius versichert, daß der römische Kaiser Heliogabal Tiger vor seinen Wagen spannen ließ, um den Bacchus besser vorzustellen. — In Griechenland hat man erst nach Alexanders des Großen Tode einen Tiger zu sehen bekommen; der erste war wohl derjenige, welchen Seleukus bekam. (Athen. 13. c. 57.)

Der **Jaguar** (Jaguarete, amerikanische Tiger, Unze, Onze, große Panther), Felis Onça, L. Franz. le Jaguar. Fast eben so groß wie der Tiger und dem Menschen ebenfalls gefährlich. Oben schön rothgelb, unten weiß; überall kleine schwarze Flecken und größere schwarze Ringe, in deren Mitte sich ein oder 2 schwarze Punkte befinden. Man findet auch ganz braune oder schwarze, deren Flecken noch dunkler sind (Felis nigra, Erxl.). Länge von der Nasenspitze bis zum Schwanze 5 Fuß. Er bewohnt Süd-Amerika.

„Das Aussehn des Jaguars," sagt Rengger, welcher lange in Paraguay gewohnt, „ist etwas schwerfällig und hat mehr den Ausdruck von Kraft als von Gewandtheit. Sein Blick ist lebendig und wild. In der Dämmerung sieht er sehr scharf, weniger bei dunkler Nacht; vom hellen Sonnenlichte wird er geblendet. Sein Geruch scheint, wie bei allen Katzen, schwach zu sein, wenigstens wittert er seine Nahrung nur aus geringer Entfernung. Weit schärfer ist sein Gehör. Seine Kraft, besonders in der vorderen Hälfte des Körpers, ist für ein Thier von seinem Wuchse ungemein groß und kann nur mit der des Tigers und Löwen verglichen werden. Der Jaguar bewohnt in seinem Vaterland die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, die nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über 6 Fuß hoch Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offnem Felde und im Innern der großen Wälder zeigt er sich selten und nur, wenn er aus einer Gegend in die andre zieht. Er hat kein bestimmtes Lager und gräbt sich keine Höhlen. Wo ihn die Sonne überrascht, da legt er sich in's Dickicht des Waldes oder in's hohe Schilf und verweilt dort

den Tag über. In der Morgen- und Abenddämmerung, auch bei hellem Mond- und Sternenschein geht er auf Raub aus, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht. In bewohnten Gegenden zieht er sich bald nach Sonnenaufgang in seine Schlupfwinkel zurück, und verläßt dieselben auch Abends später als in den Wildnissen, wo ich mehrere noch Morgens um 9 Uhr und Abends bei untergehender Sonne im Freien angetroffen habe. Seine Nahrung sind alle Säugethiere, deren er habhaft werden kann, nur das Fleisch seiner eignen Art kostet er nicht; wenigstens wollten Jaguare, die in Gefangenschaft gehalten waren, und weder Katzen- noch Hundesleisch verschmähten, nie das Fleisch eines erlegten Jaguars berühren. Azara fand in seinem Kothe Stacheln eines Stachelschweins (Hystrix insidiōsa), und ich in seinem Magen Theile von Ratten und Aguti's, so daß er auch auf kleinere Säugethiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe größere Sumpfvögel und weiß Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehn. Für einen geübten Jäger ist es nichts Seltenes, den Jaguar zu beobachten, besonders längs dem Paraguaystrome. Man sieht ihn dann langsamen und leisen Schrittes dem Ufer nach hinschleichen, wo er den großen Cavien und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er, wie horchend, stehn, und sieht aufmerksam um sich; nie aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch geleitet, die Spur des Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. eine Cavie bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Umsicht und Geduld er sich derselben zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder Minuten lang ruhig, die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um demselben von einer andren Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, sich ungesehn dem Wilde zu nähern, so springt er in Einem, selten in 2 Sätzen auf dasselbe hin, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf, und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Munde zum Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Knistern der, unter seinem Gewichte sich brechenden, dürren Reiser, ein Geräusch, auf welches auch die Schiffer achten, wenn sie am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, oder die Cavien wittern ihn schon von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei in's Wasser. Man will aber schon Jaguare gesehn haben, welche hinter den Cavien her in's Wasser sprangen und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Hat er seinen Sprung auf das Wild verfehlt, so geht er sogleich und wie

beschämt schnellen Schrittes weiter, ohne sich nur umzusehn. Im Augenblicke, wo er ein Thier beschleicht, ist seine Aufmerksamkeit so sehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht, und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er sich dem Wilde nicht nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsch auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet, und nur den ausgestreckten Schwanz hin und her bewegend. Obschon er sehr gut klettert, so lauert er doch nicht auf Bäumen. Den Einwohnern von Paraguay richten die Jaguare oft bedeutenden Schaden in Viehheerden an. Sie stellen besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Daß sie aber, wie Azara erzählt, diesen Thieren auf eine sehr gewandte Art das Genick brechen, habe ich weder beobachten, noch bei den todten Thieren Spuren davon auffinden können. Im Gegentheil habe ich immer bemerkt, daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Thiere besteht, den Hals aufreißt, kleinere aber bloß durch einen Biß in den Nacken tödtet. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. In Paraguay hört man sonderbare Erzählungen von solchen Kämpfen, und mehrmals sollen Menschen durch den Muth eines Stieres gerettet worden sein. Die Kühe sogar vertheidigen oft ihr Junges gegen den Jaguar, werden aber dabei immer schwer verwundet. Nahet er einer Heerde, so zieht sie sich sogleich in's offne Feld zurück und bloß die Stiere und Ochsen bleiben, unter Gebrüll die Erde mit den Hörnern und Füßen aufwerfend, kampflustig in der Nähe des Feindes. Pferde und Maulesel werden dem Jaguar zur leichten Beute, wenn sie sich den Wäldern nähern. Die ersteren suchen sich noch hier und da durch die Flucht zu retten; die Maulesel aber werden durch den bloßen Anblick des Raubthiers so geschreckt, daß sie ohne Bewegung bleiben oder gar zu Boden stürzen, ehe sie noch angefallen werden. Dagegen haben sie einen weit feineren Geruch als die Pferde, wittern den Feind bei günstigem Winde von Weitem und setzen sich somit weniger der Gefahr aus. Bloß Hengste sollen sich durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden. Hat der Jaguar ein kleineres Thier erlegt, so zehrt er dasselbe mit Haut und Knochen sogleich auf; von größeren, wie Kälbern, Pferden, frißt er bloß einen Theil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes

Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, ohne sich jedoch gewöhnlich mehr als eine Viertelstunde weit von der Stelle zu entfernen, und überläßt sich dem Schlafe. Des Abends oder des andren Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt dann den Rest den Geiern. Mehr als zweimal frißt kein Jaguar von einem getödteten Thiere und noch weniger würde er ein Aas berühren. Einige kehren, nachdem sie sich gesättigt haben, sogar nicht zu ihrem Raube zurück. Hat der Jaguar seinen Fang in einer Entfernung vom Walde gemacht, so schleppt er das erlegte Thier, es mag auch noch so schwer sein, dem Gebüsche zu. Einen Beweis seiner Stärke habe ich selbst beobachtet, nämlich daß er, wenn er von 2 zusammengekuppelten Mauleseln oder Pferden das eine getödtet hat, das todte Thier, trotz des Sträubens vom Lebenden, eine große Strecke Weges fortschleppt. Uebrigens mag das Entsetzen, welches fast alle Thiere beim Anblick des Jaguars ergreift, dem angebundenen Maulesel oder Pferde den größten Theil seiner Kraft benehmen. Der Jaguar tödtet nie mehr als Ein Stück Vieh auf einmal, wie schon aus dem eben angeführten Beispiele zu sehen ist. Der Grund dieser geringen Mordlust ist ohne Zweifel, daß er mehr das Fleisch als das Blut der Thiere liebt; denn der Kuguar, eine andre amerikanische Katzenart, welche das frische Blut dem Fleische weit vorzieht, tödtet oft in Einer Nacht 20 und mehr Schafe. Der Jaguar, welcher Einöden bewohnt, scheut den Menschen. So wie er seiner ansichtig wird, flieht er, oder sieht ihn neugierig, aber bloß aus der Ferne, an. Nicht selten stießen wir, während einer Reise in die Wildnisse des nördlichen Paraguay, auf einen oder mehrere derselben, die entweder in's Dickicht des Waldes flohen, oder sich an seinem Saume niedersetzten und unsern Zug ganz kaltblütig von Weitem betrachteten. Es ist auch ohne Beispiel, daß in den unbewohnten Waldungen, wo das Paraguaykraut gesammelt wird, ein Mensch von einem Jaguar sei zerrissen worden. Diejenigen aber, welche sich in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, aufhalten, verlieren leicht die Scheu vor dem Menschen, und greifen, wenn es sie hungert, auch ihn an. Hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dies zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf ihn stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. So hat man besonders am Parana, zwischen dem 30sten und 32sten Breitengrad, wo die größten und wildesten Jaguare sich

vorfinden, jährlich der traurigen Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von diesen Thieren zerrissen werden. Sie sollen sich sogar, der allgemeinen Sage nach, des Nachts bis auf die, am Ufer angebundenen Fahrzeuge gewagt, und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja einst einen Matrosen tödtlich verwundet haben. Solche Beispiele kommen in Paraguay selten vor; jedoch büßt hin und wieder ein Mensch, gewöhnlich aber aus Unvorsichtigkeit, durch einen Jaguar das Leben ein. Da die Schiffer die Gewohnheit haben, bei widrigem Winde ihre Abendmahlzeit am Ufer zu bereiten, so werden sie auch von diesem Raubthiere heimgesucht. Meistens aber läuft der Besuch unblutig ab, indem die Schiffer sich beim geringsten Geräusche an Bord flüchten, und der Jaguar mit dem am Feuer bratenden Fleische vorlieb nimmt. Man sieht hieraus, daß dieser keineswegs das Feuer scheut. Auch legen sich die zahmen Jaguare, gleich Hauskatzen, an's Feuer. Der Jaguar fällt vorzugsweise den Neger oder Mulatten, gern auch den Indianer, aber fast nie den Weißen an. Ueber die Art, wie er sich Fische zu verschaffen weiß, wird Manches gefabelt. Aber ein sehr erfahrner Jäger und eigne Beobachtung belehrten mich eines Bessern. Als ich an einem schwülen Sommerabende in meinem Nachen nach Hause fuhr, bemerkte mein Begleiter, ein Indianer, am Ufer des Stromes einen Jaguar. Wir näherten uns demselben und versteckten uns unter die überhängenden Weidenbäume, um sein Treiben zu beobachten. Zusammengekauert saß er an einem Vorsprunge des Ufers; unverwandt richtete er seinen Blick auf's Wasser, indem er sich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe spähen wollte. Etwa nach einer Viertelstunde sah ich ihn plötzlich einen Schlag in's Wasser geben und einen großen Fisch an's Land werfen. Er fischt also auf die gleiche Art wie unsre Hauskatze. Besonders alte Jaguare nahen sich gern den menschlichen Wohnungen, weil sie da leichter Nahrung finden. Auf seinen Wanderungen oder auf der Flucht hält ihn selbst der breiteste Strom nicht auf. Er ist ein vortrefflicher Schwimmer und hebt dabei den Kopf und das ganze Rückgrat über die Oberfläche des Wassers empor. Fast schnurgerade schwimmt er über den bis 1½ Stunden breiten Paraguaystrom. Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leichter zu tödten; aber auch schwimmend ist er noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich, ihn anzugreifen, denn so wie er sich verfolgt oder gar verwundet sieht, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er

sich an Bord und fällt über die Jäger her. Ich war im Jahr 1819 Augenzeuge eines, zum Glück bloß lächerlichen Auftritts bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes daher geschwommen; 3 Schiffsleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnungen eines Paraguayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von 5 bis 6 Fuß feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sich's die Schiffer versahen, den Rand des Nachens und stieg, trotz aller Ruder- und Kolbenschläge, an Bord. Nun blieb den Schiffsleuten nichts übrig, als in's Wasser zu springen und sich an's Land zu retten. Der Jaguar setzte sich im Kahne nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen andern Jägern verfolgt, seinerseits in's Wasser sprang und das nahe Ufer gewann. Das jährliche Anschwellen der Ströme vertreibt die Jaguare von den Inseln und Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Ueberschwemmungen groß, so ist es nichts Seltenes, einen Jaguar mitten in einer am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehn. In Villa Real wurde im Jahr 1819 einer getödtet, in der Hauptstadt 1820 ein andrer, 2 in Villa del Pilar; in Corrientes, Goya, Vajada wird fast alle 4 bis 5 Jahre einer erschossen. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahre 1825 in St. Fee landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thüre der Sakristei von einem Jaguar sei zerrissen worden. Es geschieht übrigens nicht immer ein Unglück, wenn ein solches Raubthier sich in eine Stadt verirrt; denn das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf der Menschen verwirren dasselbe so sehr, daß es sich zu verbergen sucht. Den größten Theil des Jahres lebt jeder Jaguar in einem gewissen Reviere allein, in den Monaten August und September aber thun sie sich paarweis zusammen. Sie lassen alsdann öfter als in jeder andren Jahreszeit ihr Gebrüll hören, welches ein 5- bis 6mal wiederholtes hu ist und wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage, ohne daß man die Stimme eines Jaguars hört, besonders wenn keine Wetterveränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr Gebrüll, das oft halbe Nächte fortdauert, den baldigen Eintritt des Südwindes an. Da die Paraguayer bei Aenderung des Wetters viel an Rheumatismen und Knochenschmer-

zen leiden, so glauben sie, daß auch das Geschrei des Jaguars durch ähnliche Schmerzen erpreßt sei. Männchen und Weibchen bleiben höchstens 4 bis 5 Wochen beisammen. Während dieser Zeit sind sie aber für Menschen sehr gefährlich. So wurde einer der besten Jäger in Entre-Rios durch ein aus dem Gebüsche hervorspringendes Männchen in dem Augenblicke zerrissen, wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstieß. Das Weibchen wirft gemeiniglich 2 Junge im undurchdringlichsten Dickicht des Waldes, entfernt sich in den ersten Tagen nie weit von ihnen und schleppt sie im Munde, sobald es dieselben nicht sicher glaubt, in ein andres Lager. Ueberhaupt scheint seine Mutterliebe sehr groß zu sein, denn es vertheidigt die Jungen mit Muth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird es schon von der jungen Brut begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht, wenn die Mutter jagt, später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen. In Paraguay und längs dem Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Ich selbst besaß deren 3. Dazu müssen sie aber noch als Säuglinge eingefangen werden, sonst sind sie nicht mehr zu bändigen. Wir zogen unsre Jaguare mit Milch und gekochtem Fleische auf. Mit bloß vegetabilischer Nahrung leben sie nicht lange; rohes Fleisch aber macht sie bald bösartig. Sie spielten mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit einer hölzernen Kugel. Ihre Bewegungen waren leicht, lebhaft und ganz katzenartig. Ihren Wärter lernten sie bald kennen, suchten ihn sogar auf und bezeugten bei seinem Wiedersehn ihre Freude. Jeder Gegenstand, der sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich; sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen sich sprungfertig. Empfinden sie Hunger oder Durst, so lassen sie, so lange sie jung sind, einen mauenden Ton hören. Beim Fressen knurren sie gewöhnlich. Nicht allzu starke Knochen zermalmen und fressen sie. Der Athem des Jaguars hat einen üblen Geruch, ebenso sein frisches Fell, sein Fleisch und sein Fett. Nichts desto weniger werden die letzteren von Indianern gegessen, auch habe ich sie das Fett zum Einreiben des Körpers gebrauchen sehn; sie glauben, dadurch eben so stark und muthig als das Raubthier zu werden. Die aufgezogenen Jaguare ermangeln nicht, sobald sie ihre Kraft fühlen, zum Schaden ihres Herrn davon Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis an die Wurzel abge-

feilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten; sie besitzen doch noch ihre ungeheure Kraft, wodurch sie, auch ohne jene Waffen, Unglück zu stiften vermögen. So sah ich einen ganz zahmen und, wie gesagt, verstümmelten Jaguar, auf den sich die Kinder des Hauses ohne Scheu zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wärterin, eine zehnjährige Negerin, in einem Anfalle von böser Laune mit Einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über sie herfallen. Obwohl wir ihm das Kind sogleich entrissen, so hatte er doch demselben mit der zahnlosen Kinnlade schon einen Arm ganz zerquetscht, und es dauerte mehrere Stunden, bis die Negerin von der Gewalt des Schlages wieder zu sich kam. Großmuth und Erkenntlichkeit sind dem Jaguar fremd. Die Wunden, welche er beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Größe, sondern auch ihrer Art wegen. Es sind nämlich weder seine Klauen noch seine Zähne sehr spitz und scharf, so daß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung Statt finden muß. Man mag aus Folgendem schließen, was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griff mit der Tatze versetzen kann. Ein Payagua-Indianer jagte am Ufer des Paraguaystroms; er begegnet einem Jaguar, wirft seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann häuptlings in's Wasser. Aber im Augenblicke des Sprunges hatte ihm schon das Thier eine Tatze auf den Kopf gesetzt und skalpirte ihm den ganzen oberen Theil des Kopfes so, daß die Haut in den Nacken herabhing. Und doch besaß der Indianer noch Kraft genug, um über den breiten Strom zu schwimmen. Der Jaguar wird in Paraguay und am Paranastrome nur wegen des Schadens, den er anrichtet, gejagt; sein in Europa geschätztes Fell hat dort beinahe keinen Werth und wird höchstens zu Fußdecken gebraucht. Diese Jagd kann aber, durch die Befriedigung, welche überwundene Gefahren gewähren, gleich der Gemsjagd in den europäischen Hochgebirgen, zur Leidenschaft werden, obschon gewöhnlich solche Jäger zuletzt ihr Leben unter den Krallen eines Jaguars aushauchen. Die verwegenste Art, diese zu erlegen, ist folgende: Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Ellenbogen, und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer oder Dolche von etwa 2 Fuß Länge. So ausgerüstet sucht er mit 2 oder 3 Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet den Hunden, wenn deren nur wenig sind, sogleich die Spitze. Der Jäger nahet sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar auf den Jäger zu, richtet sich zum Angriffe, wie unser Bär, in die Höhe und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augen-

blicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm vor, und, mit dem Körper in etwas rechts ausweichend, stößt er ihm den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt zu Boden und die Hunde werfen sich über ihn her. War die Wunde nicht tödtlich, so steht er mit Blitzesschnelle wieder auf, macht sich von den Hunden los und stürzt sich von Neuem auf seinen Gegner, der ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Ich habe einen Indianer aus der Stadt Bajada gekannt, der über hundert Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahre 1821 auf einer solchen Jagd das Leben ein. Gewöhnlich aber wird der Jaguar in Paraguay auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleite von 2 Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andre mit einer 5 Fuß langen, 2zackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit 6 bis 10 Hunden den Jaguar auf. Ist dieser schon öfter gejagt worden, so reißt er, auf das erste Anschlagen der Hunde, aus; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, wobei sie dann gewöhnlich das Opfer ihres Muthes werden, denn ohne Mühe bricht ihnen der Jaguar mit Einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf. Ich bin überzeugt, daß 20 der besten Doggen keinen ausgewachsenen Jaguar überwältigen könnten. So wie nun die Jäger das Raubthier ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in ihrer Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Gelingt der Schuß, so fallen die Hunde über das Thier her und drücken dasselbe zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird. Fehlt aber der Schuß oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrülle auf den Schützen los. So wie er sich aber auf die Hinterbeine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor und der Lanzenträger gibt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt; denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und stürzt sich auf seine Gegner, die ihn mit neuen Wunden empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den Hunden am Boden festgehalten wird. Während dem Kampfe suchen die letzteren den Jaguar niederzureißen, indem sie ihn beim Schwanze fassen; nur sehr starke Hunde greifen ihn auch von der Seite an.

Der Lanzenstich darf ja nicht von vorne gegeben werden, sondern muß von der Seite erfolgen, indem die Brust des Jaguars beinahe keilförmig und seine Haut durch lockeres Zellgewebe mit den Muskeln verbunden, also sehr beweglich ist. Es könnte daher das Eisen leicht zwischen der Haut und den Rippen durchglitschen. Auch muß man sich hüten, das umgeworfene Thier nicht mit der Lanze an den Boden festnageln zu wollen; denn es ist ihm, obschon durchbohrt, ein Leichtes, durch einen Schlag mit der Tatze den Schaft der Lanze zu brechen, wie ich einmal selbst gesehn habe. Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon ihm die Hunde nichts anhaben können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet, und, so wie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger einen sicheren Schuß auf das Thier, aber er wird nichts desto weniger von ihm angefallen, wenn er dasselbe verfehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt er sich vom Baume herunter, und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen. Diese letzteren müssen erprobte Männer sein, sonst ist der Schütze verloren. Ohne den Muth eines 17jährigen Jünglings wäre ich selbst von einem Jaguar verwundet, vielleicht zerrissen worden, obwohl ich 2 mit Lanzen bewaffnete Männer bei mir hatte, die aber zurückwichen, als das durch einen Schuß verwundete Thier auf mich lossprang. Es ist nicht daran zu denken, daß man sich alsdann mit Kolbenschlägen, Bajonettstößen oder Säbelhieben vertheidigen könne, denn ehe sich's der Schütze versieht, steht der Jaguar brüllend und mit offenem Rachen vor ihm, reckt mit einer Tatze nach dessen Kopfe oder Schulter und wendet mit der andren die vorgehaltene Waffe ab. In einem solchen Augenblicke sah ich mich von meinen Jagdgefährten, auf die ich glaubte zählen zu können, verlassen, als der junge Paraguayer herbeisprang und dem Thier von der Seite einen tödtlichen Stoß mit seiner Lanze versetzte. Bei diesen Jagden befindet sich übrigens nicht immer ein Schütze, sondern die Paraguayer greifen den Jaguar oft bloß mit der Lanze an. Ist das Thier aber auf einen Baum geklettert, so suchen sie ihm ihre Schlinge, die sie immer zu Pferde mit sich führen, um den Hals zu werfen, oder dieselbe vermittelst einer oben eingekerbten Stange anzulegen, wogegen sich das Thier wenig zu sträuben pflegt. Ist sie um den Hals geworfen, so befestigt man das andre Ende an den Bauchriemen eines Pferdes und reißt das Thier vom Baume herunter und in's offne Feld, wo man ihm neue Schlingen um die Füße wirft. Indem nun die Reiter in entgegengesetzter Richtung ihre Schlingen an-

ziehn, wird der Jaguar erdrosselt. Trifft man einen solchen auf offnem Felde an, so wird er auf gleiche Weise erwürgt, und das um so leichter, da er, vom Walde oder Röhricht entfernt, sich nicht zu vertheidigen, sondern in großen Sprüngen zu entfliehen sucht. Noch eine andre Art, den Jaguar zu erlegen, ist die: So wie man bemerkt, daß er ein Rind oder Pferd getödtet hat, versteckt sich ein Schütze auf einem Baume in der Nähe des Aases und erwartet da einen zweiten Besuch bei demselben, wo es ihm dann leicht fällt, auf das Thier zu schießen. Man will jedoch Beispiele haben, daß Jaguare, die auf diese Weise nur leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baume angegriffen und zerrissen haben. Auch in Fallen werden hier und da diese Raubthiere gefangen. Man umgibt zu dem Ende ein von einem Jaguar frisch getödtetes Rind, bis auf eine kleine Oeffnung, mit eingerammelten Pfählen, legt über die letzteren Baumstämme, um ein Dach zu bilden, und bringt ob der Oeffnung eine Fallthür an, welche dieselbe verschließt, so wie an dem Aase gezogen wird. Der Jaguar naht sich ohne Scheu der Falle, besieht sie ringsum, geht endlich durch die Oeffnung hinein, um seinen Raub heraus zu ziehn, und wird so gefangen."

„Ohnweit St. Fernando," erzählt Humboldt, „sahen wir den größten Jaguar, der uns auf unsrer ganzen Reise vorkam. Auch unsre einheimischen Begleiter waren über seine Größe erstaunt. Sie übertraf die aller indianischen Tiger, die ich je in einer Thiersammlung gesehn. Das Thier lag im Schatten hingestreckt und stützte eine seiner Tatzen auf ein eben erst erlegtes Wasserschwein. Eine Menge Geier hatten sich um diesen amerikanischen Thierkönig versammelt, um, wenn derselbe etwas von seiner Mahlzeit übrig ließe, solches zu verzehren. Sie näherten sich dem Jaguar wohl bis auf 2 Fuß; aber die mindeste Bewegung desselben schreckte sie stets wieder zurück. Wir setzten uns in den Kahn, der unsre Pirogue begleitete, darum sicher, weil der Jaguar nur bei großem Hunger einen Kahn anfällt. Das Plätschern der Ruder bewog ihn, langsam von seinem Lager aufzustehn und sich unter die Gebüsche zurückzuziehn. Die Geier benutzten den Augenblick, um das Wasserschwein zu verzehren; allein der Tiger sprang mitten unter sie und trug seine Mahlzeit zürnenden Blickes in den Wald. In Atures hörten wir einen eigenen Zug von einem Jaguar. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von 8 bis 9 Jahren, hatten vor ein paar Monaten nahe beim Dorfe gespielt. Ein Jaguar war aus dem Walde zu ihnen gekommen und hatte um sie herumgehüpft. Nach längerem Hin-

und Herhüpfen um die Kinder, welche keine Gefahr ahneten, schlug der Jaguar mit der einen Klaue den Knaben auf den Kopf, erst sanft, dann derber, so daß Blut in Masse ausströmte. Da das Mädchen dies sah, ergriff es einen Baumast, schlug damit auf das Thier ein und brachte es so zur Flucht. Der Knabe hatte noch die Narben von den Wunden. Es scheint, als habe hier der Jaguar mit den Kindern, wie die Katzen mit Mäusen, gespielt. Die Schwäche der Kinder flößte ihm wohl die Vertraulichkeit ein."

„In der Gegend von Honda," erzählt Hamilton, „sah ich in einem Wirthshause einen jungen Menschen, der den Arm in der Binde trug, weil er etwa einen Monat vorher von einem Jaguar übel zugerichtet worden war. Er wäre, sagte er, mit einem Hunde in den Wald gegangen, als dieser plötzlich in einer mit Gebüsch bedeckten dunklen Höhle etwas angebellt hätte. Als er sich hierauf selbst der Höhle genaht, wäre ein Jaguar mit großer Heftigkeit auf ihn zu gestürzt, hätte ihn beim Arme gepackt, und in dem Kampfe, der nun zwischen ihnen begonnen, wären zuletzt beide einen kleinen Abhang hinabgefallen. Hierauf hätte er das Bewußtsein verloren, und als er wieder zu sich gekommen, wäre der Jaguar verschwunden, sein Arm aber blutig und stark beschädigt gewesen."

„Der Jaguar," sagt Humboldt, „der grausamste Feind der Arrau-Schildkröte, folgt dieser an die Gestade, wo sie ihre Eier legt. Er überfällt solche auf dem Sand, und um sie desto bequemer verzehren zu können, wendet er dieselbe um. Die Schildkröte kann sich nicht wieder aufrichten, und weil der Jaguar ungleich mehr derselben wendet, als er in Einer Nacht frißt, so benutzen die Indianer öfters seine List zu ihrem Vortheil. Man kann übrigens die Gewandtheit der Pfote des Tigers nicht genug bewundern, die den gedoppelten Panzer der Schildkröte ausleert, als wären die Muskularbande mit einem chirurgischen Instrumente gelöst worden."

„Zur Unzenjagd," sagt Prinz Maximilian von Neuwied, „hält man gewöhnlich starke Hunde, mit welchen man der blutigen Spur folgt, wenn die Unze, vom Raube gesättigt, zur Ruhe sich in's Dickicht begeben hat. Sobald sie einen Hund gewahr wird, sucht sie einen schrägen Baum zu gewinnen, auf den der Hund nicht nach kann. Von diesem wird sie dann meist herunter geschossen. Nicht immer geht aber die Jagd so leicht ab, denn recht starke Unzen räumen den Hunden nicht sogleich das Feld, sondern tödten oft einen oder den andern, oder nehmen auch wohl zuweilen einen mit sich fort. Zuweilen greifen die Vaqueiros (Hirten) die Unze auch

ohne Schießgewehr an. Drei Vaqueiros, welche dem Vieh im Walde gefolgt waren, sahen die Spur einer großen Unze, welche auch von den Hunden auf einen Baum getrieben wurde. Die Vaqueiros hatten nur ihre spießähnlichen Varas zum Treiben des Viehes bei sich, beschlossen aber dennoch, sie anzugreifen, und gingen muthig auf das drohend zwischen den tapfern Hunden stehende Thier los. Die Unze griff sogleich an, verwundete alle 3 Hirten nach einander, welche ihr mit ihren Stangen tüchtige Stöße und mit ihren Messern Stiche beibrachten. Einer von ihnen, der am wenigsten verwundet war, wollte sich zurückziehn, kehrte aber, als der tapferste schon von der Unze ergriffen und niedergeworfen war, wieder um, und endlich glückte es allen dreien, das Thier mit vielen Stößen zu tödten. Sie schleppten sich mit großer Mühe und schwer verwundet nach Hause."

„In einem Dorfe ohnweit Barranka," erzählt Hamilton, „kauften wir vom Alkalden für 6 Dollars 3 Jaguarfelle. Eins davon war von einem Jaguar, der vor Kurzem eine große Keule aus dem Hause des Alkalden geraubt und in dem hitzigen Kampfe, worin er erlegt wurde, 3 seiner besten Hunde getödtet hatte. Der Alkalde erzählte uns, daß dieses Thier damals mit Tagesanbruch durch den Fluß geschwommen und mitten in das Dorf gekommen wäre. Das unaufhörliche Gebell der Hunde hätte die Ankunft des zudringlichen Gastes angekündigt, welcher von ihm und seinen Sklaven mit gewaffneter Hand empfangen und glücklich erlegt worden wäre. Die Jäger tödten den Jaguar zuweilen mit Kugeln, öfter aber noch mit einer 7 Fuß langen Lanze, die am Ende mit einer scharfen eisernen Spitze versehn ist. Der Jaguar und Alligator sind Todfeinde und leben in beständigem Kriege mit einander. Wenn der Jaguar den Alligator auf den heißen Sandbänken schlafend antrifft, packt er ihn unterhalb des Schwanzes, wo er weiche, leicht verwundbare Theile hat. Die Bestürzung des Alligators ist dann so groß, daß er nicht leicht an Flucht und Gegenwehr denkt. Gelingt es aber dem Alligator, den Feind im Wasser, seinem eigentlichen Elemente, zu überfallen, so ist er im Vortheil. Gewöhnlich glückt es ihm dann, den Jaguar zu ersäufen, worauf er ihn frißt. Der Jaguar, seine Ohnmacht im Wasser wohl kennend, erhebt, wenn er durch einen Fluß schwimmen will, zuvor am Ufer ein furchtbares Geheul, um die etwa in der Nähe befindlichen Alligatoren zu verscheuchen. Der Pfarrer eines Dorfes bei Neyva sagte mir, daß die Jaguare in der Umgegend großen Schaden anrichteten; sie brächen des Nachts in die Ställe

ein und raubten sogar Maulthiere und Hornvieh. Erst vor wenigen Tagen hätte man zwei dieser Raubthiere in einer Falle gefangen. In der Provinz Buenaventura schießt man den Jaguar mit dem Blaserohr, dessen 8 Zoll lange Bolzen mit dem Safte vergiftet sind, welcher aus dem Rücken eines kleinen grünen Frosches hervorschwitzt, wenn man ihn an's Feuer hält. Das Gift ist so stark, daß der Jaguar sogleich Verzuckungen bekommt und stirbt."

Als Azara sich in Quouracepoti befand, tödtete ein Jaguar nahe bei seiner Wohnung ein Pferd, schleppte dasselbe 60 Schritte weit über einen gepflügten Acker, sprang damit in den tiefen und reißenden Fluß und brachte es auf der andern Seite im Walde in Sicherheit. Azara hat 6 Fälle erlebt, wo Menschen von Jaguaren getödtet wurden; zwei davon wärmten sich am Feuer, wovon sie das Thier wegriß.

Vorzüglich viele Unzen gibt es, nach Pöppig's Angabe, in der Ebne von Maynas. „Es verstreicht dort kein Jahr ohne Verlust eines Menschenlebens. Die Unzen kommen bei hellem Tage in die Ortschaften, um Hunde zu holen, denn diese sind ihre Lieblingsspeise. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von Sapuosa bis Moyobamba, indem auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen 20 als Fußboten versendete Indianer zerrissen worden sind. In dem dort gelegenen Meierhofe Piscoyaco, dessen Bewohner sich häufig nach Sonnenuntergang nicht aus den Hütten wagen dürfen und einst förmlich blokirt worden sind, war kurz vor Pöppig's Ankunft ein Knabe lebensgefährlich verwundet worden, indem er sich zu nahe an der Palisadenwand des Hauses zum Schlafen ausgestreckt und daher eine Unze veranlaßt hatte, die Tatze durch die Zwischenräume zu bringen und ihm ein großes Stück aus dem Schenkel zu reißen. Was die Indianer von den Kämpfen zwischen der Unze und dem Krokodil und von der großen Furcht des letzteren vor solchen Gefechten erzählen, gehört keineswegs den Fabeln an. Die Unze wirft sich auf den Rücken der Amphibie und sucht ihr den Bauch aufzureißen. Trifft es, daß sich die Klauen in den Augenhöhlen des Krokodils einklemmen, oder faßt dies eine Tatze, so kann die Unze dem Tode durch Ertränken nicht entgehn. Der großen Flußschildkröte stellt die Unze bekanntlich sehr nach. Man findet auf allen Sandbänken der Flüsse die sehr reinlich ausgeleerten Schalen. Ihr Geschrei ist doppelt: einmal ein Grunzen während des Umkreisens einer Wohnung oder eines Bivouacs, und dann ein furchtbares, dröhnendes Gebrüll, welches zumal in stillen Nächten schauer-

lich aus den Wäldern hervorklingt und Folge des Zornes oder großen Hungers ist. Die Affen sollen diesem Raubthier gegenüber ihre sonstige Beweglichkeit ganz verlieren und sich unter Zittern und Klaggeheul von ihm ergreifen lassen. Sind Hunde von Menschen begleitet, so flößen sie dem Raubthier Furcht ein. Hat eins sein Standquartier bei einer Pflanzung aufgeschlagen, so vertreiben oder erlegen es die Männer gemeinschaftlich mit Bogen und Pfeil. Es ziehen auch einzelne mit Hunden und dem Blasrohr, dessen Bolzen stark vergiftet sind, oder bloß mit der 8 Fuß langen Tigerlanze aus. In Juanjuy befand sich ein berühmter Unzenjäger, welcher einst in einem Kampfe gegen diesen Feind die Hälfte seiner Kopfhaut verloren und, furchtbar entstellt, nur mit größter Mühe sein Leben gerettet hatte. Dafür hatte er später grausame Rache genommen. Er fand nämlich unter einer großen Wurzel eine Unze mit ihren Jungen, rollte ein Felsstück vor den Eingang und räucherte nun mit Kannibalenfreude die unglücklichen Thiere 2 Tage lang allmälig zu Tode. Zu dem Angriff mit der Lanze gehört ein sicherer Arm, kaltes Blut, viel Stärke und Gewandtheit. Mißlingt der erste Stoß, so erhebt sich das Raubthier brüllend und der Jäger ist verloren, wenn er nicht das schnell erfaßte Messer des Gürtels dem Feinde in die Brust zu stoßen vermag. Man trifft Menschen genug an, die in so nahe Kämpfe verwickelt waren. Alle behaupten, daß der Athem des ergrimmten Thieres durch seine Hitze und den üblen Geruch erstickend sei. Sie setzen hinzu, daß Jeder, der von diesem Luftstrom im engen Gefecht getroffen worden, mehrere Tage lang an Halsschmerzen und erschwertem Schlucken gelitten habe. Die minder zu Wagnissen Geneigten begnügen sich mit der Vergiftung des Raubthiers durch die in Fleischstücke gewickelten unreifen Früchte einer Strychnos und Andre bauen künstliche Fallen. Die Cholonen verfertigen eine Tafel von etwa 100 Quadratfuß Oberfläche aus verbundenen Baumstämmen. Sie ruht, halb aufgerichtet, allein mit vielen Centnern von Steinen beladen, auf einem Unterbau, der, mit Köder versehn, beim Eintritt des Thieres zusammenstürzt. Auf diese Weise wird jedoch das Fell ganz unbrauchbar. Die geschickteren Lamistas machen eine Einschließung aus Palisaden mit einer Fallthür und tödten die betrogene Unze durch Giftpfeile." Wenige Wochen vor Pöppig's Ankunft in Yurimagua hatte ein Indianer das Unglück gehabt, von einer Unze getödtet zu werden. Der Leichnam wurde bald darauf gefunden, das Thier mit Mühe verscheucht und mit den Resten kehrten die Jäger auf dem Flusse nach ihrem Dorfe zurück.

Man begrub den Verunglückten am nächsten Tage innerhalb der Kirche. Am dritten Morgen fand man den Boden aufgewühlt, den Leichnam zerstückelt, und an einer hochstehenden Maueröffnung die Spuren, daß das Raubthier da hindurch gekommen war."

Auf seiner Reise den Demerara aufwärts traf Richard Schomburgk einen Neger an, der von einem Jaguar stark verwundet worden. Der Neger war in Begleitung eines Indianers und seiner drei Hunde auf die Jagd gegangen; da trieben die Hunde einen Jaguar aus seinem Lager auf, der sich zuletzt auf einen halb entwurzelten Baum flüchtete. Unter lautem Gebell umstellten ihn die Hunde; der Neger nähert sich auf 18 Schritte, feuert ab, trifft aber nicht tödtlich. Mit zwei Sprüngen hat ihn der Jaguar erreicht und die Tatzen in seine Schultern geschlagen, um ihm die Kehle zu zerfleischen. In diesem grausigen Augenblicke mochte der unglückliche Waidmann unwillkührlich mit der rechten Hand in den blutgierigen Rachen des Raubthieres gefahren sein; denn als er wieder zur Besinnung kam, lag die röchelnde Katze und seine Hand neben ihm. Der Indianer war ihm nämlich zu Hülfe geeilt und hatte dem Jaguar sein langes Waldmesser durch das Herz gestoßen, ohne jedoch verhindern zu können, daß dieser im Todeskampf dem schon bewußtlosen Neger noch das ganze Fleisch der Schultern herabriß. Robert Schomburgk hatte einst auf seinen Reisen in Guiana einen Indianer zum Begleiter, an dessen Brust die Narben zu sehen waren, welche ihm die Zähne eines Jaguars verursacht hatten, der ihn als Knaben an der Brust gepackt und fortgeschleppt, doch wieder losgelassen hatte, als die Mutter des Knaben mit dem Waldmesser auf ihn losstürzte. „Beim Anblick eines nicht von Hunden begleiteten einzelnen Menschen," sagt Richard Schomburgk, „ergreift der Jaguar niemals die Flucht, sondern geht ruhig weiter, wobei er sich nur dann und wann umsieht. Mit der größten Leichtigkeit überschwimmt er die größten Flüsse. Umkreist er eine Wohnung oder eine Viehhürde, so geschieht dies mit ununterbrochenem Knurren; geht er erst bei Nacht auf Beute aus, so erhebt er sich unter furchtbarem Gebrüll, das dann den ganzen Wald durchdröhnt. Indianer und Kolonisten versicherten mich, Augenzeugen von Kämpfen des Jaguars mit dem Krokodil gewesen zu sein." In das Zelt Robert Schomburgk's drang einst, während er darin Nachts bei Licht arbeitete, ein Jaguar, entfloh aber, als er nach der Pistole griff. Derselbe Jaguar kam in der nächsten Nacht wieder in das Zelt, während kein Licht darin war, und entfernte sich wieder, als Schom-

burgk sich in seiner Hängematte bewegte. Auch an die Hängematte des Kochs der Expedition Namens Adams kam bei Nacht, während er noch wachte, ein Jaguar, beschnupperte ihn, sah ihn mit glühenden Augen an, verschwand aber, als der Koch ein entsetzliches Hülfsgeschrei ausstieß.

„In den Urwäldern am Fuße der peruanischen Anden," sagt Tschudi, „wohnt die Onze am liebsten in der Nähe der Dörfer und Plantagen, umkreist sie allnächtlich, und entführt Hunde, Schweine und nicht selten auch Menschen. Weit entfernt, sich vor den Menschen zu fürchten, stürzt sie sich auf den einzelnen und dringt, wenn der Hunger sie treibt, selbst bei Tage in die Walddörfer. Im Allgemeinen ist die Furcht der Indianer vor diesen Thieren sehr groß. Doch ist es in dem Walde von Vitoc vorgekommen, daß ein Indianer, welcher in der Nacht sein einziges Schwein kläglich schreien hörte, hinausging, und wie er da eine Onze traf, die sein Eigenthum beim Kopfe gepackt hatte, seinerseits die Hinterfüße des Schweines ergriff und so lange an diesen zog, bis die Weiber mit Feuerbränden herbeieilten und den Jaguar vertrieben, der sich nun langsam und unter fürchterlichem Gebrülle zurückzog. Oefters versammeln sich die Dorfbewohner mit ihren Hunden zu gemeinschaftlichen Jagden, treiben die Onzen auf Bäume und erlegen sie mit vergifteten Pfeilen. In einzelnen Gegenden haben sich die Jaguare so vermehrt, daß die Eingebornen sich gezwungen sahen, auszuwandern. Es gibt auch eine schwarzbraune Abart mit ganz schwarzen Flecken."

Der **Panther** (Parder, Pardel, Leopard, afrikanische Tiger), Felis Pardus, L. Franz. la Panthère; le Léopard. Kleiner als der Löwe; oben rothgelb, unten weiß; allerwärts braune Rosettenflecken, d. h. Flecken, die aus 5 bis 6 kleinern bestehn; der Schwanz reicht bis zur Schulter. Man findet auch welche, die schwarz mit noch schwärzeren Flecken sind, und zwar mitunter einzeln in demselben Neste (Felis melas, Peron.). Der Panther bewohnt ganz Afrika, Mittel- und Süd-Asien und die ostindischen Inseln. Eine in Afrika häufige und kleinere Abart mit mehr und kleineren Flecken nennt man Leopard. Panther und Leoparden werden in Europa häufig gezeigt und pflanzen sich auch in der Gefangenschaft fort.

„Am Kap," so erzählt Lichtenstein, „fing einer der Kolonisten einen großen lebendigen Parder, und machte dies allen seinen Freunden bekannt, die sich dann nach Landessitte an einem bestimmten Nachmittage in großer Zahl bei ihm versammelten, um das Thier zu beschauen, und Zeugen von seinem Kampfe mit den Hunden zu

sein, die es zu Tode beißen sollten. Nach vorhergegangner guter Bewirthung wurden die Gäste zur Falle geführt, in welcher das Thier noch steckte, und woraus es erst sehr vorsichtig heraus geholt werden mußte, um auf den Kampfplatz gebracht zu werden. Diese Falle lag in der Tiefe einer Bergschlucht, und war von rohen Felsstücken aufgemauert, doch so, daß zwei große, dem übrigen Gerölle ähnliche Felsen den Eingang bildeten, übrigens in Absicht des Mechanismus ganz wie eine gewöhnliche Mausefalle, nur Alles in sehr großem Verhältniß. Oben war die Falle mit rohem Gebälk bedeckt, durch dessen Zwischenräume man das wüthende, schön gefärbte Thier beobachten konnte, und auf welches die Leute, die es jetzt fesseln sollten, sich stellten. Man suchte erst eine Pfote nach der andern in Schlingen zu fangen, dann zog man es herauf und band ihm, unter entsetzlichem Brüllen und vergeblichem Wüthen, die 4 Beine an einander. Hierauf begab sich jemand hinein, der auch eine Schlinge über den Kopf warf, mit deren Hülfe man es halb hervorzog, und ihm einen festen Maulkorb anlegte. Nun erst war man im Stande, es nach dem Werft, so heißt bei allen Kolonisten ein großer freier Platz zwischen dem Wohnhaus und den Wirthschaftsgebäuden, zu schaffen, wo erst der eine Hinterlauf, den man zwischen der Hackensehne und dem Unterschenkelbein durchstach, vermittelst eines Rings an einer Kette befestigt ward, die in einen frei stehenden Pfahl eingeklammert war. Nach und nach lösete man einen Riemen nach dem andern und ließ das Thier endlich sich ganz frei an der Kette bewegen. Es erlangte bald seine ganze Kraft und Geschmeidigkeit wieder und gewährte in dem Wechsel seiner wilden Sprünge und seiner behenden Seitenbewegungen in der That ein sehr schönes Schauspiel. Mehr kriechend als schleichend pflegt der Parder seiner Beute nachzustellen, drückt den Bauch dabei fast auf die Erde, den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen zwischen die Vordertatzen ausgestreckt. In dieser Lage bewegte er sich auch jetzt, und festgehalten von der Kette, streckte er sich so lang aus, daß man ein ganz anderes Thier vor sich zu sehen glaubte. Dabei wand sich der Leib unaufhörlich seit- und aufwärts, so daß man seine Bewegungen denen einer kriechenden Schlange zu vergleichen geneigt war. Fest überzeugt, daß die vorher wohl untersuchte Kette nicht brechen könne, wagten sich die Zuschauer ganz nahe hinzu und reizten ihn durch Würfe mit kleinen Kieseln und andere Neckereien zum Aufspringen und Brüllen. Darüber ward es Abend. Man berathschlagte, ob man ihn jetzt den Hunden preis geben sollte, die inzwischen sämmt-

lich in einem Stalle eingesperrt waren, und eben gingen die mehrsten hinweg, um den Kampf vorzubereiten, als plötzlich bei einem neuen starken Rucke der Ring sich öffnete und der nunmehr freie Tiger auf den Landdrost und Lichtenstein, die sich am vorwitzigsten genähert hatten, unbändig losstürzte. Sie ergriffen in der größten Bestürzung die Flucht, und hörten schon das glücklicherweise etwas abgemattete und seiner vollen Sprungkraft beraubte Ungethüm dicht hinter sich schnauben, als ihre eignen mitgebrachten und eben losgelassenen Hunde an ihnen vorbeistürmten, und ihm auch sogleich an Ohren und Kehle fuhren. Den besten von ihnen, der auf der Reise vor Alter einen Eckzahn verloren hatte, schüttelte er leicht von den Ohren und tödtete ihn mit einem einzigen kräftigen Bisse nach dem Kopf. Indessen kamen auch die übrigen Hunde herbei, die ihn desto sicherer packten, und von denen sich zwei in die Gurgel so verbissen, daß der Parder in weniger als einer Viertelstunde, ohne weiter ein Lebenszeichen zu geben, erwürgt war. Bis dahin wehrte er sich noch verzweifelt mit seinen Krallen und verwundete noch einen der Hunde so heftig, daß dieser ebenfalls am andern Tage starb. Bei dem Zerlegen des Thiers fanden sich alle Muskeln am Halse und Nacken zerbissen, aber in dem Felle selbst, das äußerst zähe und von den dichten Haaren geschützt ist, war auch nicht das kleinste Loch." Lichtenstein erstand es für den gewöhnlichen Preis von zehn Thalern. „Anders," sagt er ferner, „fangen die Kaffern den Parder. Sie hängen ein Stück Fleisch in mäßiger Höhe an einen Baumzweig, und im Gebüsch unter dem Baume verbergen sie wohlbefestigt eine scharfe eiserne Spitze. Wenn der Parder nun nach dem Fleische springt, stößt er sich beim Herabfallen das Eisen in die Brust."

„Das Fleisch der Leoparden," sagt Kolbe, „ist sehr weiß, mürbe und wohlgeschmackt. Ich habe oft mit Lust davon gegessen. Ihre Grausamkeit und ihr Würgen ist was Entsetzliches. Ein gewisser am Kap in der Kompagnie Diensten stehender Heinrich Bauman wurde eines Tags beim Spazierengehn von einem überfallen. Dieser sprang ihm an die Gurgel. Allein Bauman behielt so viel Ueberlegung, daß er den Tiger beim Kopf erwischte und sich herzhaft mit ihm überwarf; er legte sich darüber her, zog ein Messer und stach es seinem schrecklichen Feind in die Gurgel, der sogleich starb. Unterdessen hatte er im Kampfe so viel Wunden empfangen und so viel Blut vergossen, daß er in langer Zeit nicht völlig geheilt wurde. Im Jahr 1708 fielen 2 Leoparden, das Männlein und Weiblein, über eine Heerde Schafe in ihrem Pfärch, erwürgten mehr als 100

Stück und saugten das Blut aus. Da sie satt waren, rissen sie eines von den erwürgten Schafen in 3 Theile für ihre Jungen, die sie am Eingang gelassen hatten, und brachten sie ihnen; jedwedes nahm auch ein Schaf mit. Als sie mit dem Raub fortwanderten, wurden sie entdeckt und angegriffen; das Weiblein mit den 3 Jungen blieb auf dem Platze, das Männlein aber wischte durch."

Als sich Rüppell in der abyssinischen Provinz Simen befand, packte am hellen Tage ein großer Leopard, ohnfern des Lagerplatzes seiner Jäger, einen seiner Esel, ward indessen noch zeitig genug durch das Geschrei einiger Hirtenknaben verscheucht. Bei dieser Gelegenheit erbot sich ein Eingeborner, die Bestie durch Gift zu erlegen. Er füllte nun Tag für Tag die Bauchhöhle eines frisch erlegten Hasen oder eines andren Säugethiers dieser Größe mit Giftpflanzen an, legte ihn unter einen Baum und band in dessen Zweigen eine junge lebende Ziege fest, damit sie durch ihr jämmerliches Geschrei die Raubthiere herbeizöge. In der zweiten Nacht fraß eine Hyäne von der Lockspeise, wurde am Morgen wehrlos herumtaumelnd gefunden und erschlagen. In der dritten Nacht machte sich der Leopard an den Köder und ward dann 50 Schritte von demselben todt gefunden. „In der Nacht vom 17. Dezember 1832," so erzählt Rüppell ferner, „wurden wir bei Gondar durch das Geschrei einer in unsrem Haushofe befindlichen Ziege aus dem Schlafe geweckt. Es zeigte sich, daß ein großer Leopard über die 9 Schuh hohe Hofmauer geklettert war und die schlafende Ziege an der Kehle gepackt hatte. Ein Pistolenschuß, der aber nicht traf, verscheuchte die Bestie aus dem Hofe, in welchem sie die sterbende Ziege zurückließ. Nach 2 Stunden kam der Leopard wieder in den Hofraum gesprungen und drang sogar bis in mein Schlafzimmer, wo die todte Ziege lag. Als er uns aber aufspringen hörte, entfloh er abermals unverletzt. Sieben Tage später wurden wir Nachts durch das Jammergeschrei unsrer Haushühner geweckt, welche hoch oben an der Decke des Vorzimmers auf einer schwebend hängenden Stange saßen. Drei Leoparden auf einmal hatten uns einen Besuch zugedacht. Während nun mein Neger Abdalla mit gespanntem Gewehr das Knurren einer dieser Bestien in dem Vorhofe bei den Maulthieren belauschte, sah ich die beiden andern auf der Mauer des Hinterhofes, wohin ich mich begeben hatte, umhergehn, und zwar mit so leisem, aber doch sicherem Tritt, daß ich darüber ganz erstaunt war. Die zu große Dunkelheit der Nacht machte einen sicheren Schuß unmöglich. Da es den Leoparden gelungen war, einige Hühner zu erhaschen,

so konnten wir einer baldigen Wiederholung ihres Besuches gewiß sein. Wirklich erschienen sie auch schon in der nächsten Nacht wieder. Einer aber, welcher bereits 2 Stück Geflügel getappt hatte, mußte mit dem Leben büßen, indem Abdalla ihm durch einen glücklichen Schuß die Wirbelsäule zerschmetterte."

„Der Panther," sagt Moritz Wagner, „ist in Algerien etwas seltner als der Löwe. Er liebt hohe, nicht zu dichte Buschgegenden. Ich sah prächtige Exemplare dieses schönen Raubthiers, viel größer als in den Menagerien Europa's, wo sie gewöhnlich von Asien oder dem Kap kommen. Der Panther ist weniger kühn und gefährlich als der Löwe, doch richtet auch er unter den Heerden der Araber großen Schaden an, hält sich aber mehr an Schafe und Kälber, während der Löwe eben so gerne gegen Pferde und Ochsen geht. Wenn der Panther aber dem Löwen an Stärke und Furchtbarkeit weit nachsteht, so ist er dagegen viel schnellfüßiger und schwerer zu jagen. Einen ganz jungen kaufte ich auf dem algierer Markt, er starb aber nach wenigen Wochen."

„Nach einem alten Senatsbeschlusse," sagt Plinius, Buch 8, 24, „durften keine afrikanischen Panther nach Italien gebracht werden. Der Volkstribun Cn. Aufidius setzte dagegen beim Volke ein Gesetz durch, daß sie zum Behuf der circensischen Spiele eingebracht werden durften. Scaurus ließ nun zuerst als Aedil 150 nach Rom kommen; dann Pompejus der Große 410; der allerhöchstselige Augustus 420." — Lampridius erzählt, daß der römische Kaiser Heliogabal mitunter folgendes Späßchen machte: Er lud Gäste ein, machte sie so gut als möglich trunken und brachte sie in einen gemeinschaftlichen Schlafsaal. Dieser war hell erleuchtet, und mitten in der Nacht wurden plötzlich Löwen, Leoparden und Bären eingelassen, denen man übrigens Zähne und Nägel genommen hatte. Die Gäste fuhren aus dem Schlafe und viele starben bei dem furchtbaren Anblick vor Schrecken.

Der **Kuguar** (Puma, amerikanische Löwe), Felis concŏlor, L. Haare der Oberseite gelbroth mit schwarzen Spitzchen, der Unterseite röthlichweiß; Kehle weiß; es gibt auch einzelne Kuguare, welche aschgrau sind. Vom Hinterhaupt bis zum Anfang des Schwanzes 2 Fuß 10 Zoll; Kopf 10 Zoll 4 L., Schwanz 2 F. Heimisch in fast ganz Süd-Amerika und einem Theil vom südlichen Nord-Amerika. „Er bewohnt," sagt Rengger, „den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebnen, hat im Ganzen die Eigenschaften des Jaguars, ist aber gewandter, blutgieriger,

grausamer, jedoch schwächer. Alle wehrlosen kleinen Säugethiere, bis zum Schafe und ganz jungen Kälbern und Füllen, welche von ihrer Mutter getrennt sind, hinauf, dienen ihm zur Nahrung. Er klettert besser als der Jaguar. Einst hatte ich mich, um den Strahlen der sinkenden Sonne zu entgehn, unter einen Baum gelegt. Bald hörte ich den flötenden Ruf einiger Kapuzineraffen, welche sich nicht weit von meiner Lagerstätte auf einem süßen Pomeranzenbaume versammelt hatten. Schon hatte ich die Flinte ergriffen, um mich ihnen zu nähern, als die ganze Affengesellschaft mit krächzendem Geschrei nach meiner Seite zu floh. Sie schwangen sich von Ast zu Ast, von Baum zu Baum mit der ihnen eigenen Behendigkeit. Durch ihre kläglichen Töne verkündeten sie ihre Furcht. Sie waren von einem Kuguar verfolgt, welcher in Sprüngen von 15 bis 20 Fuß von Baum zu Baum ihnen gierig nachsetzte. Mit unglaublicher Gewandtheit schlüpfte er durch die mit Lianen (Schlingpflanzen) verwickelten Aeste, wagte sich hinaus, bis sie sich niederbogen, und nahm dann einen sichern Sprung auf ein Astende des nächsten Baumes. Der Kuguar reißt seiner Beute sogleich den Hals auf, und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst ihr Blut. Kleinere Thiere zehrt er dann ganz auf, von den größeren frißt er einen Theil. Sobald er sich gesättigt hat, zieht er sich in einen Schlupfwinkel zurück und überläßt sich dem Schlafe. In der folgenden Nacht besucht er die Beute noch einmal, wenn ihm kein neuer Raub aufstößt, geschieht aber das Letztere, so berührt er den ersteren nicht mehr. Auch begnügt er sich nicht, nur ein einziges Thier zu erlegen, wenn er mehrerer habhaft werden kann. Durch diese Blutgier richtet er oft in den Schafheerden bedeutenden Schaden an. So tödtete ein Kuguar während meines Aufenthalts in einer Meierei 18 Schafe in Einer Nacht. Von keinem derselben hatte er auch nur einen Bissen gefressen, sondern ihnen nur den Hals aufgerissen. Als wir ihn des andren Tages im nahen Walde erlegten, fand ich seinen Magen noch ganz strotzend von Blut, aber kein Fleisch darin. Wenn er sich übermäßig mit Blut angefüllt hat, so entfernt er sich nie weit von dem Schauplatze seiner Metzelei, und überläßt sich sogleich dem Schlafe. Ich habe diese Art von Berauschung durch Blut noch bei mehreren Raubthieren bemerkt, welche dasselbe dem Fleische vorziehn. So fand ich Beutelratten und Marder in Schlaf versunken mitten unter den von ihnen getödteten Hühnern. Nach den Erzählungen der Landleute in Paraguay soll oft ein Kuguar 50 und mehr Schafe in Einer Nacht erwürgen. In Fäulniß über-

gegangenes Fleisch berührt der Kuguar niemals. Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe greift er nicht an, eben so wenig Hunde. Den Menschen flieht er, so wie er ihn ansichtig wird. Ein Gebrüll hört man nicht von ihm. Jung eingefangen ist er leicht zu zähmen. Warmes Blut bleibt auch dann seine Lieblingsspeise. Ich habe öfters einem zahmen Kuguar 5 und 6 Pfund davon auf Einmal ohne Nachtheil gegeben. Trifft man einen Kuguar auf offnem Felde an, so flieht er in großen Sprüngen; bald aber holen ihn die Reiter ein, werfen ihm ihre Schlingen um und erdrosseln ihn. Im Walde hält es schon schwerer, seiner habhaft zu werden. So wie er nur von Weitem das Geräusch der nahenden Menschen oder das Anschlagen der Hunde hört, klettert er auf einen Baum, wodurch die Hunde seine Fährte verlieren, und flieht mit der größten Schnelligkeit, indem er von einem Baume zum andern springt. Hat aber der Jäger die Vorsicht, den Kuguar des Morgens frühe, gleich nachdem er einige Schafe und Füllen erlegt hat, aufzusuchen, so überrascht er ihn mehrstens im ersten Schlafe, wo ihm dann die Hunde nicht Zeit lassen, einen Baum zu besteigen. Sie umringen ihn sogleich und greifen ihn muthig an. Alsdann aber vertheidigt sich das Raubthier mit eben so viel Muth, als es sonst Furcht zeigt, und versetzt oft seinen Gegnern, besonders mit den Klauen, tödtliche Wunden, jedoch unterliegt es diesem Kampfe, wenn die Hunde groß und geübt sind. Der Jäger sticht den von allen Seiten bedrängten Kuguar mit seiner Lanze nieder oder gibt ihm einen Schuß. Der Kuguar springt nicht, wie der angegriffene Jaguar, auf den Menschen los." — Darwin fand das Fleisch der Kuguars weiß, dem Kalbfleisch ähnlich, sehr wohlschmeckend und bei den Bewohnern jener Gegenden sehr beliebt.

Der gemeine **Luchs**, Felis Lynx, L., franz. le Lynx. Auf den Ohren ein Pinsel von verlängerten Haaren; der Schwanz ist kürzer als $\frac{1}{4}$ der Körperlänge, und hat höchstens 13 Wirbel; der letzte Backenzahn der Unterkinnlade mit einer kleinen hinteren Spitze, der Einschnitt zwischen den 2 vordren Spitzen liegt vor der Mitte des Zahns. Pelz roströthlich oder röthlich-grau, oder grau, entweder mit dunklen Punkten, oder Wellen, oder weder Punkten noch Wellen; Schwanzspitze gewöhnlich schwarz. Länge bis zum Schwanze $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Fuß. Seine Heimath sind die kalten und gemäßigten Gegenden Europa's, Asiens und Amerika's. Im nördlichen und nordöstlichen Europa ist er noch ziemlich häufig; im mittleren und südlichen fast ausgerottet, jedoch in den Alpen noch nicht ganz. In den Jahren 1773, 1788, 1789, 1796, wurden auf dem gothaischen

Antheil des thüringer Waldes 5 erlegt; 1817 einer auf dem Harz; 1818 deslgeichen; die letzteren waren beide Männchen. Der Luchs sieht und hört äußerst scharf, hält sich am Tage im dichten Walde oder Höhlen, die er auch selbst gräbt, verborgen, und geht des Nachts auf Raub aus. Er erschleicht seine Beute katzenartig, oder lauert ihr, auf einem Aste liegend (denn er klettert mit Leichtigkeit), auf. Er richtet durch seine Mordsucht ungeheuren Schaden an, indem er Hasen, Rehe, Hirsche, Schafe, Rebhühner, Auerhühner u. s. w. würgt. Frische Beute ist ihm am liebsten; kann er ein Thier nicht auffressen, so verscharrt er das Uebrige, frißt es aber nicht mehr, wenn es in Fäulniß übergeht. Das Weibchen erzieht in einer verborgenen Kluft 2, selten 3 Junge. Der Winterbalg des Luchses gibt ein geschätztes Pelzwerk, aber seine Jagd ist gefährlich, da er Hunde und Menschen oft furchtbar zurichtet.

In der schwedischen Tidskrift for Jägare och Naturforskare berichtet der Lieutenant C. E. Åberg Folgendes: „Es war in den letzten Tagen des Februars, als ich eine Luchsspur fand. Da die Gegend (zwischen Skalltorp und Abscholm) stark von Wölfen besucht war, so hatte ich dem Hunde das Stachelkleid angelegt. Nach einer Jagd von 2 bis 3 Stunden wurde der Luchs endlich müde und stellte sich unweit einer Birke, wo der Hund Standlaut gab, bis ich hinzukommen und schießen konnte. Wohl mochte indeß die Entfernung zu groß sein, daher hatte der Schuß nicht gleich eine entscheidende Wirkung, und mit dem anderen Laufe zu schießen war unmöglich, indem sich der Luchs mit Einem Satze auf den Hund warf. Nun entstand ein kräftiger Kampf, welchen ich durch meine Dazwischenkunft abzubrechen suchte, was auch insofern gelang, daß der Luchs zwar den Hund losließ, dafür aber sich mit seinen Klauen auf der Stelle in meine eine Lende vergriff; doch zum Glücke nicht so schlimm, daß nicht die Wunden nach Zeit von einer Woche wieder geheilt gewesen wären. Da ich die Klauen sehr scharf und unbehaglich fand, so machte ich einen kräftigen Versuch, mich dem Luchse zu entreißen, was aber nicht besser gelang, als daß ich umfiel, mit dem Gesicht in den Schnee, das Gewehr unter mich. Dabei bekam ich das Thier auf mich, indem es seinen Fang nicht fahren lassen wollte. Da sich nun aber der Hund frei und ledig sah, so befreite er mich sogleich von dem ungebetenen Gaste und setzte den Kampf so lange fort, bis der Luchs endlich die Segel streichen mußte. Der Hund ist in Folge seiner Tapferkeit noch unfähig zur Dienstleistung, und wird wahrscheinlich unter einigen Monaten nicht zu gebrauchen sein. Seine Läufe sind übel zugerichtet, und hätte ihm

nicht das Stachelkleid Leib und Hals geschützt, so würde er gewiß drauf gegangen sein."

Pontoppidan erzählt (1753), daß der Luchs sich leicht von unten in Ställe grabe, daß aber neulich in seiner Gegend ein Luchs von einem Ziegenbocke übel bezahlt worden sei; dieser merkte nämlich seine unterirdische Arbeit und stieß den gewaltigen Feind, als er eben mit dem Kopfe emporkam, so heftig, daß er in seinem selbst gemachten Grabe sterben mußte.

Die norwegische Zeitung „Der Konstitutionelle" theilt in ihrer Nummer vom 1. Januar 1841 aus der drontheimer Zeitung Nachstehendes als eine zuverlässige, auf dem Gute des Kapitäns Pleym vorgefallene Thatsache mit: Vor ein paar Wochen kam eine Heerde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde nach dem Gute gelaufen. In der Heerde war eine Ziege, auf deren Rücken ein junger Luchs saß, der seine Klauen so fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte, daß er nicht wieder loskommen konnte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es dem inzwischen hinzugekommenen Sohne des Kapitäns Pleym gelang, das Raubthier zu erschießen, ohne die Ziege zu verletzen.

Der **Sumpfluchs**, F. Chaus, Güld., hat einen aus 18 Wirbeln bestehenden Schwanz, Ohrpinsel, wohnt um das kaspische Meer, am Aralsee, in Aegypten. — Der **Karakal**, F. Caracal, ist schön weinroth, unten weiß, hat einen ziemlich kurzen Schwanz, Ohrpinsel, die Größe des Fuchses, bewohnt Afrika und das südwestliche Asien.

Die **wilde Katze**, F. Catus, L. Franz. le Chat sauvage. Schwanz am Ende nicht merklich dünner; Ohr inwendig von Haar bedeckt; Pelz bräunlich-grau; vom Kopf auf den Nacken hin 4 braunschwarze, wellige Längsbinden; am Leibe 6 bis 7 dunkle Querwellen; am Schwanz dunkle Ringe, seine Spitze dunkel. Die Oeffnungen im Zwischenkiefer am Vorderrande der Gaumenbeine kreisrund, eben so breit als lang. Länge von der Nase bis zum Schwanze 2 Fuß 10 Zoll; Schwanz 1 Fuß. Gewicht 14 Pfund. Sie wird auch noch größer und schwerer. Man findet sie jetzt sehr einzeln in den Waldungen des mittlern und südlichen Europa's, am Kaukasus und in Indien. Auf dem thüringer Walde wird von Zeit zu Zeit noch eine erlegt; auch fand ich sie an der Weichsel bei Marienwerder. Sie verbirgt sich in hohlen Bäumen, Klüften, Fuchs- und Dachsbauen, auch gern auf den in buschichten Sümpfen gelegenen Inselchen. Sie springt mit großer Gewandtheit, klettert sehr gut,

jedoch, wie alle Katzen, nicht mit dem Kopf nach unten. Gesicht und Gehör sind vortrefflich. Sie hat die Stimme der Hauskatze, ist äußerst scheu, stürzt aber zuweilen, wenn sie verwundet ist, wüthend über den Jäger her, und vertheidigt sich jedenfalls, wenn sie in die Enge getrieben wird, mit Krallen und Zähnen fürchterlich. Ihre Nahrung besteht aus frischem Raube, Rebhühnern, Birkhühnern, Auerhühnern, Fasanen, Hasen, Rehkälbern, Ratten, Mäusen u. s. w. Sie bekommt 4 bis 6 anfangs blinde Junge. Der Balg gibt ein gutes Pelzwerk und ist gut zu Elektrisirmaschinen.

Die **Hauskatze**, F. domestica. Weit kleiner als die wilde Katze. Der Schwanz ist länger als die Hälfte der Strecke vom Anfang (Wurzel) des Schwanzes bis zur Nasenspitze, besteht aus 23 Wirbeln; das Ohr ist inwendig nur dünn behaart. Die Oeffnungen im Zwischenkiefer am Vorderrande der Gaumenbeine länglich, doppelt so lang als breit. Farbe des Pelzes sehr verschieden: einfarbig schwarz, weiß, fuchsroth, semmelgelb; oder weiß mit schwarzen Flecken, weiß mit fuchsrothen, weiß mit fuchsrothen und schwarzen Flecken, hellgrau mit dunkelgrauen oder schwarzen Streifen. Jede Katze, an der man einen stark in die Augen fallenden Unterschied von 3 Farben sieht, ist ein Weibchen; Kater sind nur einfarbig, oder zweifarbig, oder wenn sie dreifarbig sind, so sticht wenigstens die eine Farbe nicht stark von der andern ab; so z. B. kannte ich bei einem meiner Freunde einen Kater, welcher weiß mit grauen Flecken, an der ganzen Hinterseite beider Ohren aber ächt braun war. Jede ganz einfarbige Katze ist den Nachstellungen derjenigen Leute ausgesetzt, welche nach gutem Pelzwerk trachten, dem man nicht ansehn soll, daß es von der Hauskatze stammt. Es bleibt oft nichts übrig, als daß man einer solchen Katze, um sie zu sichern, quer über den Rücken Stufen in den Pelz schneidet; dadurch wird er zu Pelzwerk unbrauchbar, und Katzenjäger sehen mit großer Betrübniß, daß er keinen Schuß Pulver mehr werth ist. Felle, welche die gewöhnlichen Streifen oder sonst bunte Farben haben, werden sehr gering geachtet. Einfarbig schwarze Katzen haben oft ein weißes rundes Fleck am Oberende der Brust; ich habe prächtige Thiere der Art gekannt, die tinten- blauschwarz waren und deren weißer Fleck die Größe eines Thalers hatte. Von grauen Katzen verlangt der Liebhaber, daß ihre Fußballen schwarz sind, und daß das Schwarz der Sohlen an den Hinterfüßen bis zur Ferse geht; bei hellfarbigen Katzen sind die Fußballen hellfarbig, bei bunten oft bunt. Wenn graue Katzen recht regelmäßige schwarze Streifen haben (schön schwarz getigert sind),

so schätzt man sie sehr; ebenso die dreifarbigen, bei denen Sammetschwarz, reines Weiß und schönes Braungelb in großen Flecken anmuthig vertheilt ist. Uebrigens darf man natürlich seine Katzen nicht bloß nach der Farbe wählen; man nehme Junge von einer großen und starken Alten, die gut Ratten fängt, nicht auf's Naschen erpicht, nicht scheu oder boshaft ist. Ich gebe seit einer Reihe von Jahren denen den Vorzug, die von vorzüglich guten hiesigen Katzen und einem Angora-Kater stammen; ihr weicher, ziemlich langhaariger Pelz gibt ihnen auch ein schöneres Ansehn.

Der Geruchsinn der Hauskatze ist nicht fein. Versteckt man eine frisch getödtete Maus in ihrer Nähe, so riecht sie deren Dasein erst, wenn sie ganz nahe kommt, und schnuppert auch dann noch lange herum, ohne recht zu wissen, wo das Ding steckt. Sie folgt vorzugsweis dem Sinne des Gesichts und Gehörs. Bei Tag und bei Nacht sieht sie gut; Blendung durch allzu grelles Licht vermeidet sie dadurch, daß sie ihre Pupille zu einem engen Ritzchen zusammenzieht; in Dämmerung und Dunkel dagegen erweitert sie die Pupille so, daß von der Iris fast nichts mehr zu sehn ist. Wie fein ihr Gehör ist, kann man am besten beobachten, wenn sie eifrig lauernd vor einem Mauseloch sitzt und unverwandt nach demselben hinblickt, während hinter ihr etwa noch 2 bis 3 Löcher sind. Kommt nun aus einem der letzteren ein Mäuschen so leise als möglich heraus gekrochen, so kann sie's weder sehn noch riechen, aber sie hört's nicht bloß, sondern hört's auch so genau, daß sie im Augenblick herumspringt und das Fleck und Mäuschen so richtig trifft, daß es ihr gewiß nicht entgeht.

Legt man eine zahme Katze auf den Schooß, so kann man sich recht gemächlich mit Betrachtung ihrer Theile beschäftigen: Hat sie die Augen geschlossen und man öffnet sie sanft mit den Fingern, so sieht man (wie bei den Eulen) eine Nickhaut, welche weiß ist, einen schwarzen Saum hat, und das Auge vom innern Augenwinkel bis zur Hälfte überzieht. Die Krallen sind in der Ruhe aufwärts gerichtet und im Pelze verborgen; drückt man von hinten gegen sie, so kann man sie leicht vortreiben, als wenn sie kratzen oder hauen sollten. Die der Vorderfüße sind weit spitziger als die der Hinterfüße; der Daumenzeh der Vorderfüße steht so hoch, daß er nicht mit auftritt, aber seine Kralle ist stark und kann beim Fange der Beute mit helfen. Jeder Fuß der Katze tritt mit 5 hohen, weichen, nackten Ballen auf, wovon die 4 vordersten den 4 Zehen angehören, während der größte fünfte gleich hinter den Zehen sitzt. Auf

diesen Ballen geht das Thier sehr leise, auch hemmen sie die Gewalt des Falles, wenn es hoch herab springt oder stürzt. Ist's der Katze recht behaglich zu Muthe, so schnurrt sie leise, und dieser Ton kommt aus dem Kehlkopf. Hält man den Finger leise an diesen, so fühlt man eine zitternde Bewegung; drückt man etwas gegen den Kehlkopf, so wird das Schnurren gestört und dumpfer; drückt man stärker, so macht man es unmöglich. Der Pelz der Katze ist sehr elektrisch, und knistert zuweilen stark, wenn er, zumal rückwärts, gestrichen wird, wobei sich im Dunkeln Fünkchen in Menge zeigen. Man braucht das Fell an Elektrophoren und legt es auch auf diejenigen Körpertheile, welche an rheumatischen Schmerzen leiden. Manche Leute können es aber und überhaupt die Nähe der Katzen nicht ertragen und bekommen sogar Ohnmachten.

Höchst merkwürdig ist die Gewandtheit der Katze, die man am leichtesten, wie ich sehr oft gethan, folgendermaßen auf die Probe stellen kann. Man legt die Katze mit dem Rücken auf beide Hände und diese auf den Tisch. Ist sie nun in Ruhe, scheint sie wohl gar behaglich zu schlafen, so zieht man so schnell als möglich die Hände seitwärts weg. Da sollte man nun gewiß denken, das Thier müßte augenblicklich auf dem Rücken liegen. Mit nichten; es hat sich mit wunderbarer Schnelligkeit in der Luft herumgeworfen und steht fest und ruhig auf allen 4 Beinen.

Von Rassen der Katze ist nur die überall bekannte und dann die Angora-Katze von Angora in Kleinasien zu nennen. Das Haar der letzteren ist seidenweich, fingerslang; alle, die ich gesehn, waren rein weiß, hatten schöne blaue Augen, waren gegen die Kälte empfindlicher und in ihrem Berufe nachlässiger als unsre einheimischen. James Fraser berichtet, daß auch in Persien alle Katzen seidenes Haar haben.

Heut zu Tage ist die Hauskatze fast über den ganzen Erdkreis, mit Ausnahme des höchsten Nordens, verbreitet, besorgt als Hausthier unverdrossen den Fang der Mäuse und Ratten, kommt aber nirgends eigentlich wild vor, da sie in der rauhen Jahreszeit den Schutz der menschlichen Wohnung nicht entbehren kann. Die alten Aegyptier hielten sie, wie Cicero bezeugt, für heilig, balsamirten sie nach dem Tode ein, und man findet ihre Mumien noch jetzt. Die ältesten griechischen Schriftsteller erwähnen sie nicht; in der Bibel wird sie nur Bar. 6, 21 genannt, in den kanonischen Büchern gar nicht. Plinius thut sie mit wenigen Worten ab. Im siebenten Jahrhundert war sie der Liebling des Propheten Muhamed, und

ist seitdem den Bekennern seiner Religion heilig. Im zehnten Jahrhundert muß sie im nördlichen Europa noch immer eine Seltenheit gewesen sein. Man hat noch aus dem Jahre 948 ein Gesetz aufbewahrt, welches Howel Lebon, Fürst von Wallis in England, gab. Es wird darin die Summe festgesetzt, wofür eine junge Katze bis zu dem Augenblick, wo sie die erste Maus fängt, verkauft werden darf. Nach dieser Zeit durfte sie um's Doppelte verkauft werden. Der Käufer hatte das Recht zu verlangen, daß Augen, Ohren und Krallen vollkommen wären und daß sie sich auf's Mausen verstände; ferner daß sie, wenn ein Weibchen, ihre Jungen gut erzöge. Hatte sie in genannten Stücken irgend einen Fehler, so mußte der Verkäufer ein Drittel des Kaufpreises zurückerstatten. Wenn Jemand dabei ertappt wurde, daß er auf den Kornböden des Fürsten eine Katze stahl oder tödtete, so mußte er als Strafe ein ungeschornes Schaf nebst Lamm zahlen, oder so viel Weizen, daß man damit die Katze bedecken konnte, wenn sie mit der Schwanzspitze so aufgehängt war, daß sie mit der Nase den Boden berührte.

Nach Amerika ist die Hauskatze erst durch die Spanier gebracht worden.

Fragen wir nun nach dem Grunde, warum sich die Hauskatze weit langsamer in Europa verbreitet hat als andre Hausthiere, so finden wir ihn vorzugsweis darin, daß unsre Vorfahren ihrer Hülfe weit weniger bedurft haben als wir, da sich der böse Feind, gegen den sie vorzugsweis in Anspruch genommen wird, die Ratte, erst im Mittelalter bei uns eingenistet hat.

Wenn übrigens heut zu Tage irgendwo den Ratten und Mäusen durch gute Katzen und Kater der Garaus gespielt ist, so gibt's dann doch gewöhnlich noch Leute, die gar keine Ahndung davon haben, daß die Befreiung von nagendem Kummer einzig und allein der Hülfe dieser getreuen Hausfreunde zu verdanken ist, und die nun, weil mitunter einmal ein gebratenes Täubchen verschwindet oder ein flügges Bachstelzchen weggeschnappt wird, den bewußten Hausfreunden für immer die Freundschaft aufkünden, und entweder heimlich durch Fallen und Gift ihre Vernichtung anbahnen, oder sie in offener Fehde mit Flinten, Stangen, Stöcken, Spießen, Steinen, Heugabeln, Mistgabeln, Besen, Besenstielen und lautem Hurrah-Schlachtruf verfolgen. — Böse Katzen und Kater wird niemand der Schonung ihrer erbitterten Feinde empfehlen, oder die Jagden der strafenden Gerechtigkeit hemmen; aber für gute habe ich im Juli des Jahres 1844 ein gutes Wort eingelegt und folgendermaßen ge-

sprochen: „Der Hauskatze ist schon oft der Krieg deswegen angekündigt worden, weil sie gern Vögel wegschnappt. Man muß bei Menschen und Thieren abwägen, ob sie mehr Nutzen oder Schaden thun, und dann seine Maßregeln ergreifen. Wer eine Katze hat, welche nach Kindern kratzt und beißt, überall Töpfe und Tiegel zerbricht, Bratwürstchen, Butterflädchen und Fleischklöschen davon trägt, Küchlein und junge Bachstelzchen erwürgt, nie und nirgends eine Maus oder Ratte fängt: der thut sehr wohl daran, wenn er sie, je eher je lieber, erschlägt, erschießt, ersäuft. Besitzt aber jemand ein Kätzchen, welches der Lieblingsgespiele der Kinder ist, nirgends im Hause den geringsten Schaden thut, die Stubenvögel, nachdem es durch einige gelinde Hiebe über die Pflichten häuslicher Eintracht belehrt ist, niemals antastet, Tag und Nacht auf Maus- und Rattenfang geht: der handelt sehr weise, wenn er es, als seinen Wohlthäter, hegt und pflegt. Obgleich ich gewiß weiß, daß mein Kätzchen gar oft in Zeit von 24 Stunden mehr als 20 Ratten und Mäuse erwürgt, so will ich doch für gewöhnliche Jahre deren im Durchschnitt auf den Tag nur 5 rechnen, das macht jährlich eintausend achthundert fünf und zwanzig. Blieben diese abscheulichen Thiere am Leben, so würden sie nicht nur selbst heillosen Schaden anrichten, sondern mir auch noch Marder, Rätze und Wiesel über den Hals ziehen. Es ist Thatsache, daß diese Raubthiere sich da einfinden und vermehren, wo schlechte Katzen oder gar keine sind, und gewiß ist es, daß Mäuse, Ratten, Marder, Rätze, Wiesel noch viel mehr Schaden an Vögeln und Eiern thun, als die Katzen. Jene Thiere suchen sämmtlich die armen Vögel durch ihren scharfen Geruchsinn bei Nacht, wo diese ruhig schlafen, auf; jede Maus ist gierig nach dem Fleische kleiner Vögel und holt selbst erwachsene Rothkehlchen, Kanarienvögel, Finken u. s. w. aus dem Käfich, wenn es irgend möglich ist; die Ratte ist noch weit schlimmer, schont selbst Küchlein und Entchen nicht. Von Mardern und Rätzen brauche ich gar nicht zu reden, so übel sind sie überall berüchtigt; von den Wieseln will ich aber, was nicht Jedem bekannt seyn möchte, erwähnen, daß sie, vermöge ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit im Klettern, sogar sehr viele Schwalbennester ausstören, und somit diesen so sehr nützlichen Vögeln großen Abbruch thun. Wer die Katzen beobachten will, wird bald bemerken, daß diejenigen unter ihnen, welche den Vögeln stark nachstellen, sich dennoch damit begnügen müssen, Nester auszustören, die ihnen erreichbar sind, was jedoch bei wenigen der Fall ist, und dann junge, kaum ausgeflogene Vögelchen zu erwischen, denn ein altes wird ih-

nen fast nie zur Beute; auch fangen sie Nachts nur selten eins, da sie bekanntlich nicht dem Geruch, sondern dem Sinne des Gesichts und Gehörs folgen. Aus eben diesem Grunde ertappen auch die Eulen selten einen Vogel, wiewohl sie es gern thäten. Ich kenne viele Leute, welche ihren Katzen, der Vögel wegen oder aus andern Ursachen, den Garaus gemacht hatten; allein alle Diejenigen, welche eine dem Maus- und Rattenfraß ausgesetzte Wohnung haben, sind reuevoll zur Katzenzucht zurückgekehrt. Mäuse und Ratten in Fallen zu fangen, ist eine ganz unausstehliche Mühe; das Vergiften hilft nur zuweilen, nie gründlich, bringt sehr oft über Hühner, Hunde, Schweine, Menschen Unglück; eine gute Katze aber hält ohne Weiteres jedes Haus ganz rein. Eine allgemeine Katzen-Ermordung würde auch für die Menschen ein allgemeines Unglück sein. Man denke sich, daß jeder Landmann, in der Gefahr, Hab' und Gut durch Ratten- und Mäusefraß vernichtet zu sehen, seine Zuflucht zu dem einzig übrig bleibenden Mittel, zum Gifte, nehmen müßte; er würde es in die Obst- und Kartoffelkeller, auf die Oelsamen- und Getreideböden legen; die Mäuse und Ratten würden das Zeug auf Aepfel, Birnen, Kartoffeln, Roggen, Weizen, Gerste, Hafer und Mohn theils an den Pfötchen tragen, theils mit Speien und Durchfall verbreiten, und wir, wir müßten die vergifteten und durch krepirte Bestien verunreinigten Nahrungsmittel kaufen und genießen! — Man lasse den Leuten die Katzen und zwinge sie nicht, zum Gifte zu greifen; es ist auch schon manches aus der Apotheke oder vom sogenannten Kammerjäger gekaufte Rattengift absichtlich nicht an Ratten, sondern an Menschen gebracht worden."

In jeder Hauswirthschaft muß man darauf bedacht sein, dem Schaden vorzubeugen, welcher durch das ungefiederte und gefiederte Hausvieh angestiftet werden kann. Was die Anstalten betrifft, mit welchen der erfinderische Geist des Menschen getrost der Beeinträchtigung durch Katzengewalt entgegentritt, so lassen sie sich leicht in Folgendem zusammenfassen: 1) Zum Schutze der gebratenen Tauben und Milchtöpfe gibt man allen Thüren, durch welche keine Katze eindringen soll, die Eigenschaft, daß sie immer, wenn sie geöffnet waren, von selbst wieder zufallen, was dadurch bewirkt wird, daß ihr unteres Band länger ist und weiter vom Pfosten absteht als das obere. 2) Die Wohnung der lebendigen Tauben schützt man dadurch, daß man ihrer Thür dieselbe Eigenschaft verleiht, und das Flugloch so anbringt, daß kein Thier durch Klettern und Springen hinein kann, oder daß man es rings mit eisernen Spitzen umgibt.

3) Den Hühnerstall wissen die meisten Leute sehr gut dadurch zu schützen, daß sie eine entsetzliche Masse von Floh- und Lausebrut drin aufkommen lassen, was oft so arg wird, daß sich zuletzt nicht einmal ein Mensch oder ein Huhn mehr hinein wagt. Wer sich dieses Kraftmittels nicht bedienen will, der kann das benannte Ungeziefer leicht dadurch vertreiben, daß er den Stall oft tüchtig mit Asche ausstäubt; er wird auch dann bemerken, daß nicht leicht eine Katze hineingeht, weil sie sich sehr vor der Beschmutzung durch Hühnermist ekelt, auch nie den Eiern nachstellt. Verläuft sich doch einmal eine hinein, nun, so wird sie durch machtvolle Besenschläge und kraftvolle Scheltworte hinaus gefördert und kommt dann gewiß nie wieder hinein. 4) Daß sich Katzen an Hühnern oder Hühnchen vergriffen hätten, davon ist mir kein Beispiel bekannt; dagegen gibt es welche, die den kleinen Küchlein nachstreben, und man muß sie tödten, wenn sie's nicht lassen wollen, oder, wenn sie dem Nachbar gehören und dieser ihnen mit besonderer Liebhaberei zugethan ist, ihnen aus gehöriger Nähe eine Ladung grobkörniges Salz auf den Pelz schießen, was sie sich dann zur Lehre nehmen. Hat man junge Katzen, so beugt man am besten allem Unglück vor, indem man nur kräftige und heftige Hühner brüten läßt, welche die Feinde ihrer Brut mit Geschrei und Flügelschlag und Schnabelhieb zurück schrecken. Die besten Lehrmeister für Katzen und Hunde sind in diesem Fache die Truthühner. 5) Hat man ein Vögelchen im Käfich, und kann dieser in Haus und Hof nicht für immer so hängen, daß Katzen, Hunde, Eulen u. s. w. nicht dran können, so setzt man ihn in einen größeren, jedenfalls von Draht geflochtenen Käfich, und hat dann seinen Spaß daran, wie die Feinde des kleinen Sängers sich vergeblich abmühen, ihn beim Schopfe zu nehmen. Ein einfacher Käfich schützt gegen Katzen und Eulen selbst dann nicht ganz, wenn er sehr eng ist, denn sie jagen das Thierchen so lange, bis sie ihm doch eins mit den Krallen versetzen. Durch Hülfe warnender Worte und Nachhülfe eines dünnen Stöckchens kann man übrigens Katzen ohne Schwierigkeit so weit bringen, daß sie selbst frei in der Stube herumlaufende Vögel nie antasten und sich auch nie an deren Futter vergreifen; aber sie schnappen ihre Stubenfreunde doch weg, sobald diese einmal durch die Thür oder durch's Fenster entwischen. In Gebäuden, wo Katzen aus und ein gehn, muß man die Fenster zuhalten, damit keine Rothschwänzchen hinein fliegen und drinnen weggeschnappt werden. In Ställen, wo Rauchschwalben nisten, muß man Breterchen für die Nester und Stäbchen zum Sitzen so an-

schlagen, daß sie vor allen kletternden und springenden Feinden gesichert sind. 6) Junge Kaninchen werden dadurch in Schutz genommen, daß man ihre Thüre auch so einrichtet, daß sie immer von selbst zufällt. 7) Soll ein Vogelnest, das auf einem Baume steht, sicher sein, so umwindet man diesen, und, wenn es nöthig ist, auch seine Nachbarn, mit Dornen. Um Marder von Bäumen zu verscheuchen, worauf Nester stehn oder Kirschen oder süße Birnen hängen, ziehe ich einen Kranz von Tabakssaft; gegen Katzen hilft der nur, wenn er eben noch ganz frisch ist, und auch dann nicht, wenn sie an seinen Geruch gewöhnt sind. 8) Soll ein Lustgebüsch, worin Nachtigallen und andre liebliche Sänger nisten, vor dem Andrang der Katzen, Hunde, Kinder, Schafe u. s. w. gesichert werden, so bewirft man dessen Boden schon im Herbst hoch und dicht mit dornigen Zweigen aller Art, die man auch vorher mit der Zaunscheere klein schneiden kann. 9) Man sieht zwar oft Katzen, die sich gutwillig von Kindern in den Mantel hocken oder bis an die Ohren in Sand graben, oder sonst zu jedweder beliebigen Spielerei gebrauchen lassen; aber diese Thiere wissen auch mit sehr feinem Gefühl guten Willen von Tücke zu unterscheiden und werden leicht tückisch und boshaft, sobald sie nur ein= bis zweimal tückisch behandelt worden sind, wovor man sie also sorgsam zu hüten hat. 10) Geht jemand mit offener Gewalt gegen eine Katze zu Werke, so nimmt diese in der Regel Reißaus, wenn sie nicht etwa festgehalten oder in die Enge getrieben ist, oder ihre Jungen in der Nähe hat, wonach sich zu achten, denn eine attakirende Katze ist ein gefährliches Geschöpf. 11) Hat eine Katze Junge im Nest, so nimmt sie in der Regel sehr gerne Besuch von Freunden an, läßt sich's auch gern gefallen, daß man die Jungen angreift; fremde Leute dürfen ihr schon weniger trauen, und gegen Hunde fährt sie mit rasender Wuth los, sitzt selbst dem größten, ehe er sich's versieht, im Genick und kratzt und maulschellirt ihn links und rechts. 12) In Stuben, wo ganz kleine Kinder liegen, darf man nie Katzen mit diesen allein lassen, denn man hat Beispiele, daß sie sich, um weich und warm zu liegen, zu diesen gebettet und sie erstickt haben, wenn sie sich über Mund und Nase gelagert hatten; auch soll es vorgekommen sein, daß sie im Hunger solche kleine Kinder angefressen haben. Auch in der Nähe eines Feuerheerdes dürfen sie nicht geduldet werden, weil ihnen eine glühende Kohle in den Pelz fliegen und an einem feuergefährlichen Orte abgeschüttelt werden kann. 13) Bei vielen Leuten haben die Katzen ihr Hauptquartier in der Familienstube, und ich habe einen

alten Franzosen gekannt, der seine Mahlzeit nicht ruhig verzehren konnte, wenn sein Lieblingskater nicht mit am Tische saß und sich's wohl schmecken ließ, und der sein Mittagsschläfchen nicht in Ruhe halten konnte, wenn nicht der Kater, gleich einer Nachtmütze, über seinen Kopf her lag. Bei solchen Leuten steht denn diesen vierbeinigen Mitgliedern der Familie jeder Stuhl und selbst das Sopha zu Gebote, sie machen sich durch ihr schmiegsames, freundliches Wesen und namentlich durch große Reinlichkeit angenehm, und lassen sich auch das Naschen abgewöhnen. Dennoch thut man wohl besser, sie nicht in der Stube zu dulden, denn wenn sie auch sonst noch so wohlgezogen sind, so hat man doch öfters den Ekel, sie speien zu sehen, was am leichtesten geschieht, wenn sie zu viel Mäuse gefressen haben. Selbst außer der Stube werden sie im Wohnhause leicht lästig, und man thut wohl, sie in den Stall und die Scheuer zu verweisen, wenn nicht etwa gewaltiger Ratten- und Mäusefraß gebieterisch ihre Gegenwart im Wohnhause erheischt. Will man nun dafür sorgen, daß sie letzteres nicht mit ihrem Miste verunreinigen, so muß entweder ein Loch zum Aus- und Eingehen da sein, oder man muß sie hinaus lassen, wenn sie sich durch Mauen melden, oder man setzt ihnen einen Kasten von etwa 2 Fuß Durchmesser hin, der mit Sand, oder Sägespänen, oder Fichtennadeln gefüllt ist, in welchem sie dann ihren Mist absetzen und verscharren. Man läßt ihn, so oft es nöthig ist, ausräumen. Den Zugang zu Getreideböden muß man ihnen wo möglich nicht gestatten, weil sie ihren Mist auch in den Getreidehaufen gern einscharren. Will man eine bestimmte Ecke vor ihrem Miste schützen, so begießt man sie mit Kienöl und bestreut sie dann noch mit vielem zu Staub zerstoßenen Pfeffer.

Die Paarung, bei welcher es selten ohne Kratzen, Beißen und jämmerliches Geheul abgeht, geschieht zur Nachtzeit, übrigens meist zweimal im Jahre, in der Regel im Februar oder März und dann wieder im Sommer. Nach $8\frac{1}{2}$ Wochen bekommt die Katze 3 bis 6 mit Härchen bedeckte Junge, deren Augen sich erst nach 9 Tagen öffnen. Man hat zwar dafür zu sorgen, daß jede Katze jederzeit irgendwo an einem recht ruhigen Orte ein weiches, aus zartem, trocknen Heu, oder Moos, oder einem Federbettchen bestehendes Lager hat; ehe sie aber Junge bekommt, thut man wohl, um so mehr dafür zu sorgen, daß dieses in gutem Stand ist. Viele sterben daran, daß sie in der kalten Jahreszeit Junge bekommen, daß diese vor Kälte erstarren und die Milch also nicht abgesogen wird. Ist

ein solcher Unfall zu erwarten, so beugt man ihm wo möglich dadurch vor, daß man die Alte im Voraus an einen lauen Ort gewöhnt, oder man schafft die neugebornen Jungen sammt der Mama sogleich dahin, wobei man wo möglich allen Neststoff, den sie einmal kennt, mitnimmt; und kann man die Jungen doch nicht vom Tode retten, so sucht man wenigstens schnell andre, größere junge Kätzchen zum Säugen beizuschaffen, oder, in deren Ermangelung, irgend andre kleine Thierchen, Hündchen, Kaninchen u. s. w. Wo weder Kälte noch Nässe schaden kann, da gedeihen die Jungen sehr leicht, und man tränkt zu dieser Zeit die Alte täglich mehrmals bis zur Sättigung mit Milch, thut auch zur Genüge Brod hinein, wenn Mangel an Mäusen und Ratten zu spüren ist. Einer gut genährten Katze kann man, wenn man Liebhaber für die Jungen weiß, deren 4 lassen, sonst läßt man nur 2 oder 3; was drüber ist, wird in eine Grube gelegt, Erde drauf und schnell fest getreten. Sind die Jungen eines Gehecked sämmtlich häßlich, so kann man sie auch alle weg- und dafür schönere aus einem fremden Neste beischaffen, die dann die Alte jedesmal gern annimmt. Weiß sich die Alte im Neste nicht sicher, so trägt sie die Jungen im Maule wo anders hin. Am liebsten hat man die in der letzten Hälfte des Mai geborenen. Was man aufziehn will, gedeiht am besten, wenn man es bis zur Halbwüchsigkeit oder länger bei der Mama läßt; jedes Junge kann aber auch ohne Schaden, wenn es 6 Wochen alt ist, abgesetzt und mit süßer Milch, worin sich Brod befindet, täglich dreimal bis zur Sättigung gegeben, gefüttert werden. Auch Fleisch, welches man vorher klein schneidet, ist ihnen roh, gekocht oder gebraten sehr gedeihlich. Sobald sie aber halbwüchsig und stark genug sind, sich von Maus- und Rattenjagd zu nähren, gebe man ihnen nie wieder Fleisch, nur Milch, damit sie immer munter auf die Jagd gehn, und nur wenn's an Mäusen und Ratten fehlt, gebe man ihnen zur Milch auch Brod, und zwar schwarzes, aber sonst nichts. Bei Mangel an Milch kann man diese halb mit Wasser verdünnen. Süße Milch ist immer am besten; Katzen, welche man wenig achtet, können jedoch auch mit saurer gespeist werden. Wasser trinken alle, wenn sie keine Milch haben können. Die guten haschen und fressen auch Heuschrecken, Heimchen, Käfer, Fliegen, Spinnen, Eidechsen, Blindschleichen u. s. w. und können sich auf solche Weise im Sommer ihr Futter selbst schaffen, wenn sich zufällig keine Mäuse und Ratten darbieten. Auch Fischchen schlagen sie, wo sich Gelegenheit bietet, mit der Pfote aus dem Wasser und verzehren sie mit großem Wohl-

behagen; das müssen Kinder öfters zu ihrem Verdrusse mit ansehn, wenn sie ihren Spaß an Fischchen haben wollen, die sie in einem Waschbecken schwimmen lassen. Am fleißigsten geht die Katze auf Beute aus, wenn sie Junge hat, namentlich wenn diese schon zu fressen beginnen. Es sieht dann gar drollig aus, wenn sie denselben eine lebendige Maus bringt und sie förmlich in den Künsten der Jagd unterrichtet. Sie spielt auch allerliebst mit ihren Kleinen und es gibt kaum irgend etwas in der Welt, was niedlicher wäre, als die Spiele alter Katzen mit ihren Jungen, oder dieser unter einander, sobald sie zum Springen und Klettern herangereift sind. Jede Bewegung ist fein, geschmeidig und kräftig zugleich, nirgends eine Tölpelei; listig und lustig spähen die gespitzten Oehrchen und die funkelnden Augen nach allen Seiten hin, und nichts, was sich in ihrer Nähe bewegt, bleibt unbemerkt. Kommt eine Heuschrecke gehüpft, oder eine Fliege, oder ein Blättchen geflogen, oder ein von Kindern geworfenes Bällchen gerollt, wup, das wird alles gleich mit den Pfötchen niedergeschlagen, dann genau untersucht, und gibt, wenn es weiter hüpft oder rollt, Veranlassung zu lange andauerndem Spiele. Haben sie sich irgend im Geringsten beschmutzt, so reinigen sie sich gleich sorgfältig, und vermuthen sie, daß ihr Kopf verunreinigt ist, so lecken sie ein Pfötchen naß und waschen sich mit diesem den Kopf. Sind sie von Hunger oder Durst geplagt, so melden sie sich jammervoll miauzend oder quäksend bei ihrer Mama oder bei ihren menschlichen Pflegeeltern, schmiegen sich an diese an und schnurren dabei zärtlich bittend.

Haben die Leute junge Katzen gezogen und wollen dieselben, wenn sie schon ziemlich groß und dabei scheu sind, verschenken, so haben sie ihre liebe Noth, die Thierchen zu fangen, oder erwischen sie auch gar nicht, und sie sind ihnen dann zur Last; eben so geht's mit alten, die sie gern abschaffen wollen, oder solche befreien sich auch ohne Weiteres gleich wieder durch Beißen und Kratzen. Um solchem Verdruß vorzubeugen, habe ich einen aus starken Holzstäben, die etwas eng stehn, gebauten Käfich, aus dessen schmaler Seite man 2 Stäbe herausziehn kann, so daß hier eine Thür entsteht. In diesem Käfich wird den Katzen, wenn welche abgeschafft werden sollen, regelmäßig der Futternapf durch eine Thür gestellt, die sich an dessen Decke befindet. Bald sind sie hinein gewöhnt, und man braucht nur, während sie sich's drinne wohl sein lassen, die Thür ganz ruhig zu schließen, so geht Alles in Frieden ab und die Gesellschaft ist reisefertig. Bekanntlich kommen alte Katzen, wenn man sie auch

meilenweit wegschickt, doch oft wieder zurück; in der genannten Anstalt kann man sie dann immer von Neuem fangen und versenden. Will man anders woher eine Katze beziehn, nach deren Besitz man sich sehnt, so braucht man auch nur den Fangkäfich dorthin zu schicken, sie dort hinein gewöhnen und dann in ihm transportiren zu lassen. Selbiger muß während der Reise wenigstens in dreifaches Zeug gehüllt sein, weil sie sonst durch und den Weg sieht und desto sichrer wieder nach Hause läuft. Gewöhnlich transportiren sie die Leute in einem Sacke; da laufen sie denn jedesmal, wenn sie bald los können, zurück. Als ich noch Knabe war, entwischten mir einmal in einer einzigen Woche drei und gingen wieder heim, obgleich ich jede sorgsam in einem dichten Sacke geholt hatte. Später untersuchte ich die Sache genauer, steckte selbst den Kopf in einen Sack, und fand da ganz leicht, daß man durch ihn hindurch recht gut sehen, und daß sich also die Katze auf ihrer Reise vom Sack aus Weg und Welt recht bequem beschauen kann. Was das Eingewöhnen betrifft, so gilt übrigens dieselbe Regel wie bei allem Hausvieh: Jung gewöhnen sie sich leicht ein, Alte aber laufen weg, wenn man sie eher los läßt, als bis sichre Zeichen da sind, daß sie nicht mehr zu entwischen streben, wozu Wochen oder Monate gehören. Am leichtesten bleiben solche, die schon ganz zahm und an Menschen gewöhnt sind, vorzüglich wenn sie in Stube und Haus aufgenommen, dort freundlich behandelt, oft auf dem Rücken gekrabbelt, gut gefüttert und mit einem weichen Bettchen versorgt werden. Uebrigens läßt sich's auch mit wilden und in Stall und Scheuer erzwingen. So ließ ich mir einmal eine schon mehr als halbwüchsige, wild in Stall und Scheuer aufgewachsene von Leuten geben, die nur 300 Schritte von mir entfernt wohnen, und bis dahin sind nur Gärten, in denen sie gewiß überall Bescheid wußte. Sie wurde mir zwar im Käfich gebracht, aber dieser war nicht, wie ich's bestellt hatte, gut verdeckt, sondern ganz deckenfrei. Ich that nun den neuen Gast in den Viehstall, dessen Thür sich, so oft sie geöffnet ist, gleich wieder von selber schließt, wodurch dem Entspringen vorgebeugt war; ein warmes, weiches Bettchen lud dort zur Ruhe, ein Schüsselchen mit Milch und Brod zum Genusse, und freundliche Worte zur Freundschaft ein; aber das ward alles verschmäht und das Trotzköpfchen bewohnte freiwillig fastend zwei Tage lang ein dunkles, enges Eckchen unter einer Krippe. Am dritten begann sie endlich zuzulangen, aber 4 volle Wochen lang verschwand sie jedesmal mit Blitzesschnelle, wenn Jemand eintrat; und

wenn sie auch dann, so oft ich sie absichtlich dursten ließ, auf den Ruf zur Tränke kam, so fauchte und drohte sie doch allemal fürchterlich, wenn ich ihr nahete. Uebrigens hielt sie dabei das ganze Gebäude ganz mauserein; denn ich hatte, nachdem sie 3 Tage im Stalle verweilt, in diesen Hafer gestreut und in seine Wände Löcherchen gebohrt, durch welche die Mäuse leicht hinein konnten; hinaus gingen sie nicht wieder, denn ehe sie noch ein paar Haferkörnchen verzehrt, waren sie schon fest beim Kragen gepackt. Erst nach 2 ganzen Monaten war Rippe (so hatte sie ihr früherer Besitzer benannt) einigermaßen zutraulich, obgleich sie sich immer noch nicht angreifen ließ, und ich beschloß nun, sie frei zu lassen. Zu diesem Zwecke wurde am Stallgebäude die zum Heuboden führende, mit einem Katzenloch versehene Thür ganz aufgesperrt, ebenso das am Wohnhaus befindliche Kellerfenster, und nun bei einem Wetter, wo bei tiefem, patschnassem Schnee und fallendem Regen die Flucht erschwert war, das Gefängniß der Gefangenen geöffnet. Sie schlich heraus, fand das Kellerfenster offen, und beschloß, fortan in diesem zu wohnen. Dort hatte sie nun 2 Wochen ihr Hauptquartier und ließ sich nie am Tage draußen sehn; da belegte ich auf der Breterstellage ihr Plätzchen, um es weich und bequemer zu machen, mit weichem Stroh; aber sie war noch immer so scheu, daß diese geringe Störung hinreichte, sie ganz aus dem Keller zu verscheuchen, worauf sie sich auf dem Heuboden ihren Lagerplatz wählte. Erst im Laufe des Sommers, da ich mit meiner Familie sehr viel auf dem Rasenplatze vor dem Hause war, gelang es uns, die Rippe so zutraulich und zahm zu machen, daß sie immer am liebsten in unserer Gesellschaft verweilte, sich streicheln und tragen ließ, uns weit weg begleitete, wenn wir fortgingen, und uns weithin und voller Seligkeit entgegen kam, wenn wir zurückkehrten. Rippe war kohlpechrabenschwarz mit einem prächtigen weißen Stern auf ihrer treuen Brust, und da die Welt damals gerade voller Mäuse war, so hatte ich auch noch einen großen, blaugrauen Kater angeschafft, dem die Kinderchen den französischen Namen Le ciel gaben. Nach Jahr und Tag fand ich Gelegenheit, von einem Freunde ein schönes Kätzchen von trefflichster Rasse zu beziehn, deß Großvater ein schöner Angora-Kater war. Jetzt ward der Entschluß, das liebe alte Pärchen wegzuschaffen, gefaßt. Zuerst ward Le ciel im Käfich gefangen; und während er mit schwermüthigem Blicke, als ob er dem Wetter nicht recht traute, in ihm auf und ab ging, fuhr ein kleiner Korbwagen vor, der Käfich ward hinein gestellt, mit einem Tuche gut bedeckt,

dies rings dicht mit Stroh umbanst, und nun Glück auf, da zog der neue Besitzer des schönen Katers wohlgemuth den Wagen, listig allerlei Umwege durch den Wald wählend, seiner Heimath zu, die auf geradem Wege ein halbes Stündchen von Schnepfenthal entfernt ist. Dort angelangt, ward der Wagen in's Haus gezogen, die Thüren wurden hinten und vorn verriegelt, der Käfich behutsam herausgehoben, enthüllt, — aber ach, der war ganz leer und keine Spur vom Kater zu sehn, obgleich der Wagenlenker ihn doch mit eignen Augen beim Einpacken im Käfich gesehn hatte und sorgfältigst verwahrt zu haben glaubte. Genaue Prüfung des Thatbestandes ergab, daß man, im Vertrauen auf die Decke, die Thür des Käfichs zuzubinden versäumt hatte, und daß der reisende Kater inmitten der Reise unbemerkt die Thür geöffnet und Reißaus genommen haben mußte. Als der Wagen zurück und die Trauerbotschaft an mich kam, da erschrak ich, hielt gleich Haussuchung, und fand Le ciel auf dem Heuboden, wo er ganz ruhig in seinem gewöhnlichen Bettchen lag, mir freundlich grüßend entgegen kam und mit dem Ergebniß seiner Waldpartie ganz zufrieden schien. Er ging auch gleich am folgenden Tage wieder ganz getrost in den Käfich, ward wieder eingesperrt, zu Wagen gebracht, auf's allersorgfältigste verpackt, gelangte auf Wald-Umwegen richtig an den Ort seiner Bestimmung, begrüßte mich aber doch am nächsten Morgen schon wieder ganz unbefangen in der lieben Heimath, weil er von dem Dachboden, wohin man ihn gesperrt, durch ein Loch entwichen war, das er selbst entdeckt hatte und das der Hausbesitzer hinterdrein auch noch bei dieser Gelegenheit zu sehen bekam. Das nächstemal ward Le ciel in entgegengesetzter Himmelsrichtung nach einem Orte, der 1 Stunde weit entfernt und durch Berg und Thal, Wiese, Wasser und Wald von hier getrennt ist, zu befreundeten Seelen kutschirt, kehrte aber nach Verlauf zweier auf Reisen zugebrachter Wochen heim in's Vaterhaus, und saß an einem schönen Morgen im Strahl der aufgehenden Sonne, reicher an Welt- und Menschenkenntniß, aber ärmer an Fett, in Hungersnoth sanft quäksend und freundlich winkend unter meinem Fenster. Auch die gute Rippe war während aller dieser merkwürdigen Ereignisse schon zweimal in die Welt hinein kutschirt und beidemal erfahrungsreicher heim gegangen. Nun aber wurde zum dritten und letzten Male Anstalt zur Auswanderung getroffen, das liebe Pärchen mußte auf einem ganz neuen Wege eine gute geographische Meile weit zu Leuten fahren, welche den ernstlichen Willen kund gegeben hatten, die zwei Auswanderer wenigstens zwei

Wochen lang hinter Schloß und Riegel gut zu verpflegen. Nach drei Wochen kam die Nachricht, daß sich der Kater Le ciel zwar aus dem ihm angewiesenen Hause weggeschlichen, aber bei einem hülfsbedürftigen Nachbar festes Quartier genommen, daß Rippe dagegen geblieben, ganz einheimisch, zufrieden und sehr beliebt sei. Indessen hatte sich das nette Angora-Halbblut-Kätzchen, das den polnischen Namen Duszka bekommen, sehr gut bei mir eingewöhnt, und war so zahm geworden, daß es sich, so oft ich in der grünen Hütte unter dem Schatten der Kirschbäume verweilte, ungerufen einfand und sich auf meinem Schooße wiegte oder auf meinen Schultern oder dem Kopfe Platz nahm. Bald fing es denn leider auch an, gegen andre Leute eben so zutraulich zu sein, ging auf Besuch aus, ließ sich von aller Welt schmeicheln und streicheln, und so geschah es denn, daß es eines Morgens nicht mehr zu finden, und, wie man muthmaßte, von einer wandernden Jungfrau sorgsam in den Mantel gehockt und geflissentlich entführt worden war. Der Tag ging hin und Duszka kam nicht wieder. Die Nacht brach ein; ich stand vor dem Hause, und sah betrübt und doch noch hoffend über das Hofgeländer in die katzenleere, mausevolle Welt hinein; da hörte ich plötzlich aus grünem Gebüsch die wohlbekannte, leise mauende Stimme der armen verbannten Rippe, die dann auch langsam hervortrat und mir näher und näher kam. Es war gerade ein voller Monat dahin, seit ich sie weggeschickt hatte. Kaum wollte ich jetzt meinen Ohren und Augen trauen. Endlich rief ich sie beim Namen; da blieb sie stehn, kehrte um und verschwand wie ein Schatten im Dunkel der Nacht. Mir ging's wie Schauer durch die Seele; das arme Thierchen war so ganz zur glücklichen Stunde wiedergekehrt, und doch, wie sich's in der langersehnten Heimath hätte können glücklich fühlen, da wagte es sich nicht einmal hinein, gewiß weil es fürchtete, wieder schonungslos ausgewiesen zu werden. Ich ging sogleich nach einer Laterne, rief und suchte überall, fand nichts, stellte aber Trank und Speise in Fülle an dem bewußten Gebüsche hin. Am folgenden Tage war wieder nichts zu sehn, bis Abends zur selben Zeit an selbiger Stelle derselbe Ruf erklang, dem ich gleich freudig folgte, wieder und länger die dunkle Gestalt sah, die aber wieder nicht nahe kam, und verschwand, als ich hinaus trat. Ich suchte nun abermals vergeblich und setzte dann frische Nahrung hin. Am dritten Abend rief die Stimme zum dritten Mal zur bewußten Zeit, und diesmal gelang mir's endlich, obwohl nur mit Mühe, das Thierchen in den Hof zu locken und dort zu füttern. Es zeigte sich nun

noch, trotz aller unsrer Liebkosungen, drei Tage lang mißtrauisch und scheu; dann wurde es wieder so zutraulich wie je, blieb und besorgte noch jahrelang mit gewohnter Treue seine Pflichten. Einst kam die gute Rippe klagend, mit einer tiefen, quer über die Stirn gehenden Wunde zurück; ihre Kräfte nahmen nun allmälig ab; nach einem halben Jahre starb sie, ward feierlich begraben, und Blumen bezeichnen den Platz, wo sie ruht. Der schwere Verlust ward bald von Freundes Hand durch ein prächtiges, unvergleichlich gutes, schwarz-weiß- und gelb-geflecktes Kätzchen ersetzt, deß Stammbaum sich in Deutschland und Angora verzweigte.

Wir haben schon davon gesprochen, daß man bei der Wahl junger Katzen auf die guten Eigenschaften ihrer Mutter Rücksicht nehmen muß. Kann man dies zufällig nicht, und ist die zu wählende schon kräftig, so kann man sie im Voraus für brauchbar halten, wenn sie gierig zufährt, so wie man ihr eine frische Maus hinwirft, und um so besser, wenn sie dieselbe murrend fortträgt. Am besten ist's freilich, wenn man im Voraus gewiß ist, daß sie auch Ratten fängt, was doch immer die Hauptsache bleibt. Eine recht ächte packt selbst die größte Ratte ohne Umstände im Genick, läßt dann durchaus nicht wieder los und beißt und drückt so lange, bis das Ungeheuerchen sich nicht mehr regt; dann beginnt sie auch am Genick zu fressen, wahrscheinlich weil dort schon Alles mürbe gebissen ist, und schält den Braten allmälig aus der Haut, welche sie liegen läßt. Ich kenne mehrere Katzen, die, nachdem sie einigemal wegen ihrer Heldenthaten belobt worden sind, jede erlegte Ratte oder Maus zu ihrem Herrn bringen, diesen mauend rufen, damit er seine Freude dran sieht, und dann wieder weggehn. Da ich als Knabe in Weimar wohnte, besaß ich eine Katze, die so alt war, daß sie keinen Zahn mehr hatte, und doch noch fleißig Ratten fing. Hat man einen Ort, z. B. einen Dachboden, wohin für gewöhnlich keine Katzen kommen, so kann man doch eine, sobald Mäuse und Ratten überhand nehmen, ohne Weiteres dort fest einsperren, wobei man ihr nur Milch gibt, bis sie Alles weggefangen hat, was sehr bald geschieht. Hat man eine Maus lebendig in der Falle gefangen, und will Kindern den Spaß machen, sie in der Stube los zu lassen und dort von der Katze fangen zu lassen, so haben doch nur die allerzahmsten, längst in die Stube gewöhnten Katzen zu diesem Geschäfte Lust, und suchen auch gleich mit der Beute hinaus zu huschen, sobald sie sie zwischen den Zähnen haben. Die Katze betreibt ihr Jagdgeschäft wo möglich allein, und jede menschliche oder andre Gesellschaft oder Hülfe ist ihr

dabei unangenehm; der Hund dagegen jagt am eifrigsten wenn er sich in guter Gesellschaft weiß. Viele Katzen lieben das Katzenkraut, Marum verum, außerordentlich, zerbeißen es und wälzen sich voller Entzücken drauf; ich habe aber auch schon viele gefunden, die es gar nicht achten. Mit Hunden verträgt sich keine Katze, solche ausgenommen, an die sie absichtlich gewöhnt ist. Wohnt eine tüchtige Katze im Hof oder Garten mit einem Igel zusammen, so führt sie die Herrschaft über ihn, und gibt ihm, wenn sie sich begegnen, eine tüchtige Ohrfeige, auf welche der geschlagene Held nur mit Murren antwortet und sich ohne Widerstand zusammenrollt. Wie jedem klugen Geschöpfe, so kann man auch der Katze ihre Gedanken an den Augen, den Ohren, oder den Bewegungen der andern Theile ansehn. So oft sie schnurrt oder sich anschmiegt, meint sie's sicher gut. Ist sie ängstlich oder ärgerlich, so sträubt sie erst nur die Haare des Schwanzes; ist sie wüthend, so sträubt sie auch die Rückenhaare wie eine Mähne; in Erwartung eines nahen Angriffs zischt und faucht sie, die Pupille erweitert sich, die Augen funkeln, sie sperrt den Rachen auf und macht einen hohen Buckel, um durch plötzliches Dehnen dann desto heftiger losfahren zu können. Von Hunden in eine Ecke getrieben, richtet sie sich auf den Hinterfüßen empor und ficht mit den Krallen der Vorderfüße und mit den Zähnen zugleich.

Manche halten das Haar der Katzen für giftig; jedoch weist die Erfahrung derjenigen Leute, welche sie immer lebend in der Stube haben oder ihren Pelz tragen, nach, daß es nicht schädlicher ist als jedes andere Haar. Die Katze selbst stirbt aber leicht an Gift, leidet auch namentlich vom Bisse giftiger Schlangen, und stirbt auch, wenn der Biß heftig ist. Dennoch habe ich bestimmte Zeugnisse, daß sie Kreuzottern fängt, und daher mag's auch wohl kommen, daß man diese giftigen Thiere fast nie in den Zäunen der Dorfgärten sieht. Wahrscheinlich verfahren die Katzen bei uns wie in Paraguay; dort sah Rengger Hauskatzen mehr wie Einmal Schlangen, selbst Klapperschlangen, verfolgen und tödten. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit gaben sie denselben Schläge mit der Pfote und wichen hierauf dem Bisse ihres Feindes aus. Rollte sich die Schlange zusammen, so griffen sie dieselbe lange nicht an, sondern gingen um sie herum, bis diese müde ward, den Kopf nach ihnen zu drehen; dann aber versetzten sie ihr einen neuen Schlag und sprangen zugleich auf die Seite. Floh die Schlange, so ergriffen sie ihren Schwanz. Unter fortgesetzten Pfotenschlägen erlegten sie gewöhnlich ihren Feind, ehe eine Stunde verging.

Sollen Katzen regelmäßig durch eine Thür aus- und eingehn, so schneidet man unten ein Loch hinein, und kann, wenn sie's eine Zeit lang begangen haben, um das Eindringen von Wind und Schneegestöber zu verhindern, ein doppelt oder vierfach zusammengenähtes starkes Tuch hinein hängen, genau hinein passend, aber ein wenig kleiner; sie können es mit dem Kopfe beim Herein- und Heraushuschen vor sich wegstoßen.

Ich habe eine Katze gesehn, welche die Stubenthür zu öffnen pflegte, indem sie an die Klinke sprang, und eine andre, welche die Pfote so in den Schlüssel des Milchschranks zu stecken und zu drehen wußte, daß der Schrank aufging. Einige meiner Freunde haben Katzen, die auf Befehl über den hingehaltenen Arm wegspringen; ein andrer Mann hiesiger Gegend hat seine Katzen tanzen gelehrt. Ich habe auch eine gekannt, welche sich ein Vergnügen daraus machte, von einem ihr befreundeten großen Hunde im Rachen herumgetragen zu werden.

Ist eine Katze innerlich krank, so gebe man ihr so viel süße Milch, als sie trinken will, und überlasse sie übrigens sich selbst. Zeigt sich ein Ausschlag, so schmelze man Pech und Leinöl zu gleichen Theilen zusammen und bestreiche nach dem Erkalten die grindigen Stellen damit.

Geschichten von Katzen.

Ich wohnte einmal bei einem Manne zur Miethe, welcher ein großer Vogel- und namentlich Taubenfreund, übrigens jähzorniger Natur war. Eine Nachbarskatze kam oft über die Dächer, und that ihm Schaden, und er gedachte an ihr, allen Katzen zur Warnung, eine exemplarische Strafe zu vollziehn. Einst war sie in unser Haus geschlichen. Er war entzückt, verriegelte leise die Thür und bewaffnete sich mit einem Knüppel. Ich zweifelte an einem guten Erfolge der Jagd und bot ihm meinen Hund an, welcher die Katze bald erwischt und abgethan haben würde. Er lehnte alle Hülfe ab und wollte sich die Freude nicht nehmen lassen, den Feind mit eigner Hand zu erschlagen. Die Jagd begann. Ich blieb nebst den andern Hausgenossen müßiger Zuschauer. Das Haus war schmal und hoch, so auch die Treppe. Die Katze saß am obersten Ende der Treppe und wartete still auf die Dinge, welche da kommen sollten. Er schlich leise, und so gut es gehn wollte, mit gleichgültiger Miene hinauf, that einen Satz, hieb aus Leibeskräften, traf die Treppe, aber nicht die Katze, diese sprang hoch über seinem Kopfe weg und war im Nu unten im Hause. Er mit schrecklichem Gepolter und Gefluche hinterdrein. Unten hatte aber die Katze ein gutes Revier,

denn es stand mitten in der Hausflur eine große Lade, um welche sie herumschlüpfte. Ging's da gefährlich her, so sprang sie wieder die Treppe hinauf und oben wieder über seinen Kopf weg herunter. Er konnte ihr auch nicht Einen Hieb beibringen, triefte von Schweiß und war vor Aerger und Anstrengung ganz außer sich. Da öffnet zufällig ein Kind die Thür der Wohnstube, die Katze springt hinein, er hinterdrein, läßt hinter sich zumachen, haut links und rechts, wirft Tische und Stühle um, zerschlägt den Spiegel und mehrere Teller, trifft endlich die Katze auf den Schwanz, sie springt durch's Fenster, indem sie die Scheibe mitnimmt, fliegt wohlbehalten 30 Fuß hoch durch die Luft bis auf das Pflaster des Hofes hinab, huscht in die Scheuer, verschwindet, und überläßt ihren Verfolger einer langwierigen und trostlosen Verzweiflung.

Im Jahr 1837 hatte mein Onkel eine sich durch Klugheit und Gelehrigkeit besonders auszeichnende Katze. Diese war leicht durch einige Kläpse und Drohungen vermocht worden, die Stubenvögel, deren Käfiche unten im Fenster standen, in Ruhe zu lassen. Im Januar des benannten Jahres hatte sie Junge; eins davon blieb, da es heranwuchs, in der Stube, und zeigte bald ein Gelüste nach den Vögelchen. Es sprang auf den Stuhl, von da in's Fenster, und wollte eben einen Braten aus dem Käfich holen, als es beim Schopfe genommen, durch einige Hiebe eines Bessern belehrt und auf den Boden gesetzt wurde. Die Alte hatte den Versuch zur Sünde und die Abstrafung mit angesehn, war beim Nothgeschrei der Kleinen herbeigeeilt und leckte ihr mitleidig die Hiebe ab. Dasselbe geschah noch 2mal, jedoch das Kätzchen wollte seine Begierden nicht zügeln, und wandelte ferner auf dem Wege der Sünde; aber die Alte ließ es nun nicht mehr aus den Augen, sprang jedesmal, wenn es zum Fenster wollte, auf den Stuhl und gab dem unbesonnenen Dinge gehörige Tachteln. Da ersann sich das Ding einen andren Weg, kroch auf ein Pult, das nahe am Fenster stand, und marschirte von da gerade auf die Vögel los, als die Alte das verwegne Unternehmen bemerkte, mit Einem Sprunge oben war und ihre Ohrfeigen so richtig anbrachte, daß von nun an jeder Raubzug unterblieb.

„An unsre Schule," so erzählt Prof. J. A. Wagner, „stieß ein von einer hohen Mauer umfangener Garten, in welchem eine Katze durch Scharren viele Verheerungen anrichtete. Der darüber aufgebrachte Gärtner paßte ihr auf und schlug sie mit einem Grabscheit dermaßen, daß sie auf dem Platze liegen blieb, worauf er sie in das Erdreich einscharrte. Am andren Tage war er nicht wenig verwundert,

als er den Platz aufgewühlt und keine Katze mehr in dem Loche fand, bis er nach einiger Zeit dieselbe auf dem Dache schüchtern vorkommen, aber, nachdem sie ihn erblickt hatte, sogleich davon eilen sah."

„Ein kleiner Knabe," sagt White in seiner Naturgeschichte von Selborne, „nahm eines Tages 3 junge Eichhörnchen aus dem Neste und legte diese Thierchen einer Katze unter, welche so eben ihre Jungen verloren hatte, und diese ernährte sie mit eben der Sorgfalt, als ob es ihre eignen gewesen wären. Es kamen so viel Leute herbeigeströmt, um die Merkwürdigkeit mit anzusehen, daß die Katze darüber unruhig wurde und die Jungen auf den Himmel eines Bettes trug."

„Vor wenig Jahren," sagt Thomas Smith, „hatte eine Katze im Hause des Herrn Greenfield Junge und schleppte ihnen oft Mäuse und andre kleine Thierchen zu. Unter diesen befand sich auch eine junge Ratte. Die Kätzchen, welche wohl gerade nicht hungrig waren, spielten damit, und als die Alte ihnen zu trinken geben wollte, machte sich auch die Ratte an's Euter und sog. Als Herr Greenfield es bemerkte, nahm er die Kätzchen sammt der Ratte und legte sie weg; die Alte aber trug die letztere mit eben der Sorgfalt wieder in ihr Nest, wie ihre eignen Kinder. Der Versuch wurde späterhin so oft wiederholt, als sich Gesellschaften fanden, welche das Wunder zu sehen wünschten."

Der genannte White erzählt, „einer seiner Freunde habe ihm einen ganz jungen Hasen gebracht, den die Dienerschaft im Hause mit Milch gefüttert; zu derselben Zeit habe seine Katze geworfen, und die Jungen seien ihr weggenommen und begraben worden. Das Häschen war bald darauf verschwunden und man glaubte, es sei einem seiner Feinde in die Klauen gerathen. Nach ungefähr 14 Tagen saß der Herr Abends in der Dunkelheit im Garten, sah seine Katze mit emporgehaltnem Schwanze auf ihn zukommen und hörte sie mit kurzen selbstgefälligen Tönen etwas ihr Nachhüpfendes rufen. Was war dies? — Das Häschen, das die Katze groß gezogen hatte und noch immer säugte."

Der Dr. Darwin erzählt in seiner Zoonomie, „daß ein Prediger zu Elford bei Lichtfield einer Häsin, die er getödtet, die Jungen nahm und sie an eine Katze legte, der eben die eignen Jungen weggenommen waren. Die Katze trug sie gleich fort, gab ihnen zu saufen und erzog sie, als ob sie ihre Mutter gewesen wäre."

Oberförster A. Skell zu Waldeck im Großherzogthum Weimar erzählt, daß im Jahr 1842 bei ihm einer säugenden Katze alle

Jungen bis auf 2 genommen wurden. Am folgenden Morgen fand man auch einen jungen Hasen, den sie ohne Zweifel selbst beigetragen, bei ihr im Neste; sie säugte ihn treulich und zog ihn groß.

Broderip sah eine Katze, welche 5 junge Ratten säugte.

Im Jahr 1845 ward von Nantes berichtet, daß ein Jäger sechs junge Kaninchen, die er in einem Bau gefunden, seiner Katze, der er soeben die Jungen genommen, unterlegte, und daß diese sie treulich aufzog.

„Vor Kurzem," sagt A. Antoine, „wurde zu Sens ein kleines Kätzchen in's Wasser geworfen. Eine Jagdhündin, welche dem Präfekten dieser Stadt gehörte und kurz vorher geheckt hatte, warf sich, beim Anblick des unglücklichen Thierchens, in's Wasser, trug es zu seinen Jungen, leckte, tränkte und säugte es."

Eine Katze war mit einem der Kinder des Rektors Zimmermann in Thorn zugleich auferzogen worden, und lebte mit demselben in dem freundschaftlichsten Verhältnisse. Das Kind wurde krank, und die Katze wich Tag und Nacht nicht von seinem Bette. Es starb, und sie verließ die Leiche nicht eher, als bis man diese zur Erde bestattete. Das Thier war sehr traurig und verkroch sich in einen Winkel, wo es auch bald darauf starb.

„Ich hatte eine Katze und einen Hund," erzählt Wenzel (Entdeckung über die Sprache der Thiere), „welche einander so lieb gewannen, daß eins ohne das andre nicht sein konnte. Bekam der Hund ein gutes Stückchen, so konnte ich versichert sein, daß auch die Katze, seine gute Freundin, ihren Antheil davon erhalten würde. Sie aßen friedlich aus Einer Schüssel, hatten ein gemeinschaftliches Bett und promenirten täglich in Gesellschaft. Ich wollte diese dem Scheine nach so intime Freundschaft auf die Probe stellen, und nahm eines Tages die Katze allein auf mein Zimmer, indeß ich den Hund auf einer andern Stube bewachen ließ. Ich bewirthete die Katze auf das beste; denn ich wollte erfahren, ob es ihr ohne ihren Kumpan, mit dem sie bisher noch immer Tafel gehalten hatte, so wie vordem schmecken würde. Die Katze fraß mit voller Begierde und schien des Hundes völlig vergessen zu haben. Ich hatte ein Rebhuhn, davon ich mir die Hälfte zum Abend aufbewahren wollte. Meine Frau deckte einen Teller darüber und stellte den Braten in einen Wandschrank, ohne die Thür desselben abzuschließen. Die Katze entfernte sich. Ich nahm Stock und Hut und ging aus. Meine Frau saß im Nebenzimmer und arbeitete. Als ich wieder nach Hause kam, erzählte man mir Folgendes: Die Katze hatte eiligst das Speisezimmer ver-

lassen und sich zu ihrem Hunde verfügt, wo sie ungewöhnlich stark, anhaltend und in verschiednen Tönen miaute, welches der Hund zuweilen mit einem einsylbigen Bellen beantwortete. Hierauf gingen beide nach dem Zimmer, wo die Katze zu Gaste war, und warteten so lange an der Schwelle, bis die Thür geöffnet wurde. Eins von meinen Kindern öffnete sie. In einem Nu waren die Freunde in der Stube. Das Miauen der Katze machte meine im Nebengemache arbeitende Frau aufmerksam. Sie stand von ihrem Sitze auf, ging leise an die halbgeöffnete Thür und beobachtete, was vorging: die Katze führte den Hund zu dem Schranke, worin sich das Rebhuhn befand, stieß den Teller, welcher die Schüssel deckte, herab, langte den Braten hervor, und brachte ihn dem Hunde, der ihn auch mit Vergnügen verzehrte. Nun verkrochen sich beide und sahen mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen, wo sich das Zimmer wieder öffnen würde. Ich war der Erste, der die Thür aufmachte, und schüchtern liefen zwischen meinen Füßen Katze und Hund hindurch. Meine Frau und die Hausleute erklärten mir die Schüchternheit dieser Thiere. Von der Zeit an habe ich beide Thiere zu einem besondern Gegenstande meiner Beobachtungen gemacht und mich vollkommen überzeugt, daß eins dem andern treulich Nachricht von dem gab, was einiges Interesse für sie hatte."

„Peter, eine große, in ihrer Art vorzüglich schöne Katze," so erzählt A. v. W—l. (Thierseelenkunde. Berlin. Matzdorf 1805), „ward in dem Hause eines meiner Bekannten erzogen und von dessen ältestem Söhnchen mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt. Dankbar schloß sich das gute Geschöpf mit täglich zunehmender Anhänglichkeit an seinen kleinen Wohlthäter an. Als beständiger Gespiele desselben ließ Peter sich willig auf einen kleinen Wagen packen, stundenlang herumkutschiren, ohne einen Versuch zur Flucht zu machen, und immer ertrug er mit exemplarischer Geduld die, selbst bei gutartigen Kindern, selten fehlenden Mißhandlungen, ohne von seinen natürlichen Waffen zur Widersetzlichkeit Gebrauch zu machen. Nur um seine eigentliche Bestimmung zu erfüllen, trennte er sich, bei zunehmendem Alter, täglich auf einige Zeit von dem Kleinen, doch ohne ihn je zu vergessen; denn kaum hatte er eine Maus gefangen, so brachte er sie lebendig getragen und schmiegte sich schmeichelnd an seinen Freund an. Machte dieser Miene, ihm den Fang wegzunehmen und so das Spiel anfangen zu wollen, so kam ihm jener schon zuvor, ließ das Mäuschen laufen und erwartete, ob der Kleine es zu fangen vermöchte. Blitzschnell eilte Peter hinzu, wenn dies nicht der Fall war,

that, was jener nicht konnte, legte das auf's Neue erwischte Thierchen wieder zu den Füßen desselben nieder, und so ward der Spaß auf längere oder kürzere Zeit fortgesetzt, je nachdem es dem Kinde behagte. Beide Gespielen verlebten etliche Jahre im ununterbrochensten Einverständniß, bis es endlich unglücklicherweise auf immer zerrissen ward. Der Knabe wurde von den Blattern befallen. Aber auch da wich der treue Peter nicht eher von dem Bette seines Verpflegers, bis stündlich zunehmende Gefahr der Krankheit es zur Pflicht machte, beide, durch Einsperren des ersteren, zu trennen. Das Kind starb. — Wahrscheinlich von ungefähr ward Peter am folgenden Tage aus seiner Gefangenschaft befreit, und augenblicklich eilte er dem Zimmer zu, wo er seinen Liebling zu finden hoffte. In dieser freudigen Erwartung getäuscht, lief er unruhig und laut klagend im ganzen Hause umher, bis er an die Thür der Kammer kam, wo die Leiche stand. Hier blieb er still und traurig liegen, bis man ihn auf's Neue einsperrte. Kaum war das Kind begraben und Peter in Freiheit, so verschwand er, kam erst nach 14 Tagen, abgezehrt, in die ihm bekannte Wohnstube, nahm aber keine Nahrung an, sondern entfloh, jämmerlich schreiend, auf's Neue. Endlich vom nagendsten Hnnger gequält, kehrte er täglich zur Mittagsstunde zurück, entfernte sich aber jedesmal gleich nach dem Fressen wieder. Niemand wußte seinen Aufenthalt, bis er neben der Ruhestätte des Knaben, auf der Mauer des Begräbnißplatzes, in einem selbstbereiteten Lager gefunden wurde. So unvergeßlich war dem dankbaren Thier sein kleiner Wohlthäter und Freund, daß es, bis die Eltern des Verstorbenen nach 5 Jahren ihren Wohnort veränderten, außer im härtesten Winter, nie anderswo ruhete, als auf dem nämlichen Orte, in der Nähe des Grabes."

Eins der angesehensten Häuser in England verdankt Größe und Reichthum einer Katze. Richard Whigtington, ein armer, aber talentvoller Knabe, wollte in Indien sein Glück versuchen. Er schiffte sich ein und seine ganze Habe bestand nur aus einer Katze, die er mitgenommen. Als das Schiff nach Indien kam, warf es der Sturm an's Land und die ganze Mannschaft ward von den Eingebornen gefangen genommen. Der junge Engländer, seine Katze im Arm, ward nebst seinen Begleitern zum Könige geführt. Während sie dort verhört wurden, zog eine unzählige Menge von Mäusen und Ratten, welche bis an den Thron des Monarchen drangen, ihre Aufmerksamkeit an. Whigtington erkannte die Stimme des Schicksals, ließ seine Katze los und die Legionen von Mäusen und Ratten lagen bald erwürgt auf dem Boden, oder befanden sich auf eiliger

Flucht. Der König war ganz außer sich vor Freude über diese unerwartete Niederlage seiner bisher unüberwindlichen Feinde, und umarmte bald seine Befreierin, bald den jungen Engländer. Whigtington ward sein Liebling und die Katze bekam den Titel als Generalfeldmarschall, weil sie die unverschämt frechen Feinde niedermachte. Whigtington, gestützt auf das Ansehn, welches ihm seine Katze verlieh, regierte mehrere Jahre das Reich; alsdann kehrte er mit Reichthum beladen in sein Vaterland zurück. Dort hat er das Gebäude aufgeführt, worin sich die Börse befindet. Er bekam den Namen Mylord Cat, und seine Nachkommen behielten ihn bei. Man findet noch jetzt dort Abbildungen, die ihn sammt seiner Katze darstellen.

Jean Cristoval Calvette, welcher die Reise Philipp's II. im Jahre 1545 von Madrid nach Brüssel beschrieben hat, erwähnt eine merkwürdige Katzenmusik, welche unter Anderm, dem König zu Ehren, in Brüssel aufgeführt wurde. Ein Bär nämlich (wohl ein verkleideter) spielte die Orgel, aber statt der Orgelpfeifen dienten Katzen. Jede Katze saß in einem ganz engen Kästchen, so daß sie sich nicht rühren konnte; oben guckten durch enge Löcher die Schwänze heraus und waren durch Fäden mit der Orgel verbunden. Sobald der Bär auf eine Taste der Orgel drückte, zog diese einen Bindfaden an, und die Katze, an deren Schwanze er befestigt war, begann zu miauzen oder zu queilen. Die Katzen waren von verschiednem Alter und Geschlecht, so daß bald Baß-, bald Diskantstimmen der Orgel entströmten. Während die Orgel spielte, tanzten Affen, Bären, Wölfe, Hirsche und andre Thiere um einen Käfich herum, worin 2 Affen auf dem Dudelsack spielten.

Der **Jagdleopard** (Gepard, Jagdtiger), F. jubāta, Schreb. Sieht dem Panther ähnlich, hat aber eine runde Pupille, eine kleine Mähne, und seine Krallen können nicht eingezogen werden. Findet sich einzeln in Afrika, mehr aber im südwestlichen Asien, woselbst er sonst oft gezähmt und zur Jagd gebraucht wurde. Joseph Barbaro sah im Jahr 1474 bei dem Fürsten von Armenien 100 Jagdleoparden. Nach Dem, was Tavernier im siebenzehnten Jahrhundert berichtet, muß damals dieses Thier in Persien oft gebraucht worden sein und man setzte es hinter sich auf's Pferd. Auch jetzt ist es noch in Asien einzeln in Gebrauch; so fand Leopold v. Orlich im Jahr 1842 bei dem britischen Heere, welches zwischen Lahore und Delhi stand, einen indischen Fürsten, welcher einen Jagdleoparden auf einem Wagen mitführte. Das Thier war für gewöhnlich mit einer rothen Kappe versehn, welche seine Augen bedeckte. Sobald

aber eine Antilope erscheint, nahet man ihr so gut als möglich, nimmt die Kappe des Leoparden ab; dieser sucht das Wild zu beschleichen und dann in zwei bis drei Sprüngen zu fangen. Mißlingt das, so legt er sich ruhig hin, wird wieder auf den Wagen gebracht und dort mit etwas Fleisch und Wasser getröstet. v. Orlich wohnte später auch in der Gegend von Agra einer Jagd bei, für welche zwei Leoparden verwendet wurden.

Dritte Gruppe der Raubthiere:

Küstenthiere. Paraliōtae.

Die Beine sind so kurz und von der Haut umhüllt, daß sie damit auf dem Lande nur kriechen können; aber da die Zwischenräume der Zehen mit einer Schwimmhaut ausgefüllt sind, so bilden sie treffliche Ruder; auch bringen diese Thiere den größten Theil ihres Lebens im Meere zu und kommen fast nur an's Land, um zu ruhen oder ihre Jungen zu erziehn. Ihr Körper ist lang, der Schwanz ist sehr kurz, das Haar ebenfalls kurz.

Sechzehnte Gattung:

Seehund (Robbe), Phoca, Linn.

Eckzähne $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$, nicht aus dem geschlossenen Maule vorragend. Die Seehunde fressen Fische und Krebse, können 10 bis 15 Minuten unter Wasser bleiben, werden äußerst fett, sind aber doch so biegsam, daß sie den Kopf mit den Hinterfüßen kratzen. Es gibt an den Küsten aller Zonen, in den kältesten und heißesten Gegenden, Seehunde, auch bewohnen sie das kaspische Meer und den Baikal- und Oronsee. Durch die schonungslose Verfolgung, welche sie seit mehr als hundert Jahren erlitten, ist ihre Zahl jetzt sehr verringert, und viele Küsten, die sonst große Beute gaben, liefern keine mehr. „Sie paaren sich," sagt Steller in seiner Beschreibung von Kamtschatka, wo er vom Jahr 1738 an gewohnt, „im Herbste, bringen im April auf dem Eise, wo sie im Schnee Höhlen machen, gemeiniglich 1, selten 2 Junge, welche sie mit 2 Euterzitzen säugen. Sie können nur vorwärts kriechen. Ihr Schlaf ist sehr fest. Ihr Fang geschieht auf verschiedne Weise: 1) Man schießt sie mit Feuergewehr auf den Kopf. 2) Man belauert sie im Schlafe und erschlägt sie mit dem Prügel, oder ersticht sie mit dem Spieße. 3) Man nimmt wahr, wo sie in Flüssen oder süßen Innenseeen

Löcher im Eise haben. Sind sie hinein, so lauert man und ersticht sie, wenn sie hervortauchen, mit dem Spieß, an welchem sich ein Riemen befindet, so daß man sie fest halten kann. 4) Man zieht eine Seehundshaut über den Kopf und nahet sich ihnen langsam gegen den Wind, bis man sie erstechen kann. 5) Wenn sie in einem Flusse aufwärts gegangen, versperrt man den Rückweg mit Netzen, und jagt sie dann mit Kähnen. Benutzt werden: a) die Felle großer Seehunde, in Form eines Kahnes zusammengenäht und mit Stöcken auseinander gesperrt, zu Kähnen, welche sehr leicht sind, b) die Felle zu Kleidern, Stiefeln, Riemen, Säcken. c) Der Speck gilt für die größte Delikatesse, das Fleisch wird gekocht oder im Winde als Winterproviant getrocknet." — „Auf Färöe," so erzählt Debes in seiner Beschreibung dieser Insel, „ziehn sich große dunkle Höhlen mit sehr engem Eingang vom Meere unter die Felsen. Am Ende dieser Höhlen ist trockner Felsgrund. Man fährt mit einem sehr schmalen Boote hinein; kommt man an's Ende, so springen einige Leute mit Keulen in's Wasser, ein Andrer trägt 2 armsdicke Fackeln und leuchtet. Es werden öfters in Einer Höhle über 50 Robben erschlagen." — „Ungeheure Eisfelder," sagt Cormack im Edinburgh new philosophical Journal. 1826, „treiben an Neufundland an und darauf Millionen Robben, welche daselbst wohnen und werfen. Im März segeln mehr als 300 Schiffe von der Ostküste der Insel aus, um Robben auf den Eisfeldern zu fangen, welche nun frei herumschwimmen. In wenigen Wochen sind über 300,000 Robben getödtet. Man zieht die Haut sammt dem Fett ab und läßt das Aas liegen. Mit dem Mai kehren die Schiffe zurück; das Fett wird sodann von den Häuten geschabt und in Zübern der Sonne ausgesetzt, wo es sich in 3 bis 5 Wochen in Thran verwandelt, wovon man jährlich drei- bis viertausend Tonnen gewinnt. Die Eisfelder lösen sich ungefähr 200 englische Meilen südlich von Neufundland auf, worauf die Seehunde eilig nach Grönland, in die Davisstraße u. s. w. zurückschwimmen." — Der Seehundsfang in den dem Südpol nahen Gegenden hat, seit Cook dieselben im Jahr 1771 besucht und über die unermeßliche Menge von Seehunden, die er gesehn, Bericht erstattet, eine ungeheure Ausbeute gegeben.

a) Seehunde ohne äußeres Ohr.

Der **gemeine Seehund**, Ph. vitulīna, L. Schneidezähne $\frac{6.}{4.}$; Backenz. $\frac{5.\ 5.}{5.\ 5.}$ Backenzähne 4höckrig, nur der erste obre 2höckrig, der vierte untre 5höckrig. An den Vorderfüßen der erste Finger der

längste. Pelz graugelblich, mehr oder weniger dunkel gefleckt, zuweilen weißlich. Wird gegen 5 Fuß lang, bewohnt die Küsten des nördlichen Europa's, Asiens und Grönlands, den Baikal- und Oronsee, war zu Pallas Zeit im kaspischen Meere so häufig, daß man jährlich 20,000 erlegte.

Der **stinkende** S., Ph. fœtīda, Fabr. Ebenso, aber die Backenzähne 3höckrig, der Pelz dunkler. In allen nordischen Meeren, auch der Ostsee. — Der **rauhe** S., Ph. Gryphus, Fabr. (Ph. hispīda). Schneidez. $\frac{6.}{4.}$; Backenz. $\frac{5.\ 5.}{5.\ 5.}$, spitzkegelförmig, hakig. Jung ist er weiß und langhaarig, später bleigrau. 8 Fuß. Ost- und Nordsee. — Der **Seemönch**, Ph. Monăchus, Herm. Schneidez. $\frac{4.}{4.}$. Braunschwärzlich, unten weiß, bis 10 Fuß lang. Bewohnt nur das Mittelmeer, kann leicht gezähmt werden. — Die **Klappmütze**, Ph. cristāta, Erxl. Schneidez. $\frac{4.}{2.}$. Wird 8 Fuß lang, kann die Kopfhaut zu einer Mütze aufblasen. Pelz grau mit Schwarz. Wohnt im Norden.

Die **Rüsselrobbe** (See-Elephant, Seelöwe), Ph. leonīna, L. (Ph. proboscidēa). Bis 30 Fuß lang, grau oder schwärzlich, die Nase in einen gegen 1 Fuß langen Rüssel verlängert. Bewohnt fast alle dem Südpol nahen Küsten, geht in der kalten Jahreszeit weiter dem Aequator zu. Das Junge wiegt gleich 70 Pfund, saugt 8 Wochen und während dieser Zeit frißt die Mutter keinen Bissen, geht nicht in's Meer, magert ab. In 3 Jahren ist das Junge ausgewachsen. Sind die Thiere fett, so schlottert beim Gehen der Körper wie eine ungeheure mit Oel gefüllte Blase. Das Geschrei der Weibchen gleicht dem Gebrüll des Ochsen, das der Männchen dem Gurgeln eines Menschen. Scheint die Sonne heiß, so bewerfen sie sich mit Sand und sehn dann wie Felsblöcke aus. Sie sind so sanft, daß man mitten unter die Heerde gehen und welche tödten kann, ohne daß sich die andren drum kümmern. Beim Schmerz vergießen sie Thränen. In ihrem Magen findet man sehr viel Steine; Forster fand deren in einem 12, jeden so dick wie 2 Fäuste. Ihre Haut wird gut bezahlt, der Speck sitzt oft 1 Fuß dick unter der Haut und jedes Thier kann dessen bis 15 Centner haben. Man hat die Rüsselrobbe, weil sie mit leichter Mühe einen sehr großen Gewinn gibt, so arg verfolgt, daß nicht viel mehr übrig ist.

b) Seehunde mit einem kurzen äußeren Ohr.

Der **Seelöwe**, Ph. jubāta, Schreb. S. Bild 24. Franz.

le Phoque à crinière. Bis 20 Fuß lang, braungelb, das Männchen mit einer Art Löwenmähne; Iris smaragdgrün. Im stillen Meere. „Wenn man," so erzählt Steller, „dieses ungeheure Thier plötzlich aufweckt, entsetzt es sich so sehr, daß es mit tiefem Seufzen entläuft und beständig fällt, weil es vor Zittern und Angst seiner Glieder nicht mächtig ist. Treibt man es aber in die Enge, so geht es gerade auf seinen Verfolger los, brüllt und jagt auch den herzhaftesten Mann in die Flucht." Wenn Steller den Alten die Jungen nahm und sie mit einem Messer schlachtete, so kümmerten sich jene nicht darum. Zur Paarungszeit wohnte er einmal 6 Tage mitten unter einer Heerde in einer Hütte. Die Männchen kämpften gewaltig und eins bekam über 100 Wunden. Die Seebären weichen ihnen aus. Die alten Seelöwen plärren wie Ochsen, die Jungen blöken wie Schafe. Im Juni und Juli, wo sie ihre Jungen am Lande aufziehn, fressen sie fast nichts, schlafen beständig und werden sehr mager. — Otto v. Kotzebue, welcher am 30. Juni 1817 an der Insel Georgia bei Unalaska landete, fand dort das Ufer von einer ungeheuren Menge Seelöwen bedeckt. Die Insel wurde damals nur von 25 Männern bewohnt, welche von den aleutischen Inseln sammt ihren Weibern hierher geschickt waren, um unter Aufsicht dreier russischer Beamten Seelöwen und Seebären zu erlegen. Eine Menge Magazine waren mit deren Fellen schon angefüllt. Nur 200 Faden von den menschlichen Wohnungen lag eine große Menge Seelöwen am Ufer. „Wir näherten uns," so erzählt v. Kotzebue, „den Thieren bis auf 20 Schritte. Die Männchen waren um ihre Weibchen in einen ewigen Krieg verwickelt, denn immer suchen sie sich mehrere anzulegen, die sie nur durch Tapferkeit von ihren Nachbarn erringen können. An der Anzahl ihrer Weiber erkennt man die Helden. Oft liegen 8 bis 10 Weibchen neben einander, damit ihr Vertheidiger sie leichter beschützen könne, und dieser geht immerfort wüthend und brüllend um sie herum, jeden Augenblick eines Angriffs gewärtig, da die Zahl der Männchen die der Weibchen noch zu übertreffen scheint. Sie kämpfen so ernstlich, daß man das Blut spritzen, die Speckstücken fliegen, und nicht selten einen todt hinstürzen sieht, in welchem Fall der Sieger sogleich in die Rechte des Ueberwundenen tritt und sich die Wittwen zueignet. Am längsten dauert der Kampf, wenn Mehrere einen Helden angreifen, denn sobald dieser verdrängt ist, fangen die Bundesgenossen unter einander Streit an, und hören nicht eher auf, als bis der Tapferste den Sieg davon getragen hat. Das Gebrüll dieser Thiere ist

unbeschreiblich; in der See hört man es bei Windstille oder bei einem Landwinde auf 6 Meilen. Ihr Gestank ist nicht lange zu ertragen. Man muß sich immer etwas entfernt von ihnen halten, denn ob sie sich gleich auf dem Lande nur langsam fortbewegen können, so gelingt ihnen doch zuweilen ein Satz von 10 Schritten, und was sie erpacken, ist rettungslos verloren. Einem Aleuten, der sich einem Löwen zu nahe gewagt, ward der ganze Arm abgebissen. Manche Weibchen lagen umringt von ihrer Nachkommenschaft. Die Jungen werden von den Aleuten und hiesigen Russen für einen Leckerbissen gehalten und deshalb häufig eingefangen. Das Geschrei der jungen Löwen hat viel Aehnlichkeit mit dem der Schafe. Das Fleisch soll wegen seines Geschmacks und Geruchs ungenießbar sein, sobald sie ein Jahr alt sind."

Der **Seebär** (Bärenrobbe, Seekatze), Ph. ursīna, L., franz. l'Ours marin, ist schwärzlich oder graulich, bis 8 Fuß lang, dem Ansehn nach einem Bären ähnlich. Er wohnt zwischen Asien und Amerika, und Steller fand z. B. auf der Beringsinsel Schaaren von vielen Tausenden. „Wenn," so erzählt er, „die Mütter Junge bekommen haben, so liegen sie schlafend am Strande, während die Jungen spielen und streiten. Der Vater leckt den Sieger, verachtet aber die faulen. Alte Männchen haben 8 bis 15 Weibchen, sind wild und hochmüthig, fallen Menschen an und würden hundertmal lieber sterben als weichen. Ist eins verwundet und geht nur einen Schritt zurück, so wird es von den andren übel zugerichtet. Oft streiten sie untereinander; hat der Kampf 2 Stunden gedauert, so legen sie sich hin, lechzen und erholen sich; darauf hauen sie wieder mit den Zähnen nach einander. Endlich packt der Stärkere den andern mit dem Rachen und wirft ihn zu Boden. Sobald dies die Zuschauer erblicken, laufen sie zu Hülfe herbei. Der Sieger zirpt wie ein Heimchen. Werden sie von Menschen angegriffen, so trägt das Weibchen sein Junges im Maule fort; läßt es aber dieses im Stich, so wird es vom Männchen an einen Felsen geworfen, daß es halb todt liegen bleibt. Ist es wieder zu sich gekommen, so kriecht es dem Männchen demüthig zu Füßen und vergießt eine Menge Thränen. Dabei geht das Männchen mit beständigem Brummen hin und her, dreht die Augen gräulich herum und wirft den Kopf von einer Seite zur andern. Im Juni, Juli und August liegen die Alten am Ufer, sehen einander an, oder schlafen, oder gähnen, strecken sich, brüllen, ohne das Geringste zu fressen, wobei sie so mager werden, daß die Haut wie ein Sack um sie hängt. Auf dem

Lande laufen sie so schnell wie Menschen; sie haben mich einmal länger als 6 Stunden verfolgt und endlich gezwungen, mit Lebensgefahr über eine steile Anhöhe zu klettern. Sie haben ein so hartes Leben, daß 2 oder 3 Menschen sie kaum mit 200 Keulenschlägen nach dem Kopfe tödten können. Wenn auch alle Zähne aus dem Rachen, die Hirnschale in kleine Stücke geschlagen und das Gehirn fast gänzlich ausgespritzt war, so blieb das Thier dennoch auf den Füßen stehn. Ich schlug einem die Hirnschale entzwei und die Augen aus; er blieb aber noch länger als 2 Wochen lebendig und wie eine Bildsäule stehn. An alte Männchen wagt sich ein Kamtschadale nicht leicht. Sind Seebären von Alter oder Wunden schwach, so kommen sie an's Land, um zu sterben, und an manchen Orten liegt der Strand so voll Knochen, als wenn eine Schlacht wäre gehalten worden."

Der **Pelz-Seehund**, Ph. falklandica, Shaw., oben weißlichgrau, unten röthlich-weiß, hat einen sehr weichen Pelz, wohnt um die Südspitze Amerika's und die Küsten aller zwischen Amerika und dem Südpol gelegenen Inseln. Sonst war er in zahlloser Menge vorhanden und so zahm, daß jeder ruhig liegen blieb, wenn sein Nachbar todt geschlagen wurde. Jetzt sind sie scheu und so vermindert, daß die Jagd die Mühe kaum noch lohnt.

Siebzehnte Gattung:

Wallroß. Trichechus, Linn.

Im breiten Oberkiefer 2 starke, nach unten stehende, weit aus dem Maule hervortretende Eckzähne; Unterkiefer schmal.

Das **Wallroß**, Tr. Rosmärus, L. S. Bild 25. Franz. le Morse. „Das Wallroß," sagt Scoresby, „von den Wallfischfängern Seepferd genannt, steht durch seine sonderbare Gestalt gleichsam in der Mitte zwischen den Land- und Wassersäugethieren, indem es in manchen Stücken dem Ochsen, in andern dem Wallfisch ähnlich ist. Es erreicht die Größe eines Ochsen. Seine beiden Hauzähne haben äußerlich eine Länge von 10 bis 20 Zoll, gehen aus der obern Kinnlade niederwärts und schließen den vordern Theil der untern Kinnlade zwischen sich ein. Sie sind einwärts gebogen. Ihre volle Länge, wenn sie aus dem Schädel herausgenommen sind, ist gemeiniglich 15 bis 20 Zoll, bisweilen beinahe 30, und ihr Gewicht 5 bis 10 Pfund ein jeder und darüber. Da das Wallroß ein langsames und unbehülfliches Thier auf dem Lande ist, so sind seine Hauer ihm sowohl zur Vertheidigung gegen den Eisbären, als sei-

nen plumpen Körper auf das Eis zu erheben, nothwendig. Wie es an den Küsten von Spitzbergen gefunden wird, erreicht es eine Länge von 12 bis 15 Fuß und hat 8 bis 10 im Umfange. Die Haut des Wallrosses ist ungefähr einen Zoll dick und mit einem kurzen, gelblichbraunen Haar bedeckt. Die inwendige Seite der Tatzen ist, bei alten Thieren, mit einem rauhen, hornartigen Ueberzug, einen Viertelszoll dick, versehen, der wahrscheinlich von einer Verhärtung der Haut durch das beständige Herumklimmen auf dem Eise und an den Felsen herrührt. Unter der Haut ist eine dünne Lage von Fett. Zu manchen Jahreszeiten soll der Ertrag davon beträchtlich sein; aber ich habe nie eins gefunden, das mehr als 20 bis 30 Gallonen Oel gegeben hätte. Den Kopf ausgenommen, ist die Gestalt des Wallrosses der des Seehunds ähnlich. In seinem Magen habe ich Krabben, Krebse und die Ueberreste von jungen Seehunden gefunden. Von Weitem gesehn ist die Vorderseite des Kopfes bei jungen Wallrossen, die noch keine Hauzähne haben, dem menschlichen Gesichte nicht unähnlich; und da das Thier die Gewohnheit hat, den Kopf aus dem Wasser emporzuheben und nach Schiffen oder andren vorbeikommenden Gegenständen zu sehn, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß es zu manchen Geschichten von Meerjungfern Anlaß gegeben hat. Ich habe selbst ein Wallroß in einer solchen Stellung und unter solchen Umständen gesehn, daß nur eine kleine Spannung der Einbildungskraft dazu gehörte, um es für ein menschliches Wesen zu halten; so täuschend war der Anschein, daß der Schiffswundarzt mir wirklich meldete, er hätte einen Mann mit seinem Kopfe soeben über das Wasser hervorkommen sehn. Seehunde zeigen sich auch auf diese Art, und ihr Kopf ist, in einiger Entfernung, einem menschlichen Kopfe nicht unähnlich; indessen ist die Aehnlichkeit bei diesen nicht so auffallend, wie beim Wallroß. Das Wallroß ist ein unerschrocknes Thier. Auf ein Boot, das sich ihm nähert, hat es keine Acht, als etwa aus Neugier. Bisweilen wird es, wenn es im Wasser ist, von einer Harpune getroffen. Geht der Wurf fehl, so bietet es oft Gelegenheit zu einem neuen Wurfe dar. Der Fang eines Wallrosses im Wasser aber kann nicht immer ohne Gefahr ausgeführt werden, denn da sie gewöhnlich in Heerden gehn, so zieht ein Angriff auf ein einziges alle andern zur Vertheidigung desselben herbei. In solchen Fällen versammeln sie sich oft rund um das Boot, von welchem der Angriff geschah, durchbohren seine Planken mit ihren Hauzähnen, und heben sich bisweilen, wenngleich man ihnen noch so nachdrücklich widersteht, bis auf den Rand des Boo-

tes und drohen es umzuwerfen. Die beste Vertheidigung in solcher Gefahr ist Seesand, den man den wüthenden Thieren in die Augen wirft, wodurch sie genöthigt werden, sich zu entfernen. Auf dem Lande lassen sie sich am besten mit langen, scharf zugespitzten Messern tödten. Die Hauzähne des Wallrosses, die hart, weiß und so dicht wie Elfenbein sind, werden von Zahnärzten zu falschen Zähnen gebraucht. Die Haut wird als Ueberzug bei den Segelstangen und den Tauen der Schiffe angewendet, damit diese nicht durch Reiben beschädigt werden. Wird sie in Riemen geschnitten und zu Stricken geflochten, so dient sie vortrefflich zu Radseilen, indem sie viel dauerhafter ist als Hanf. In älteren Zeiten sind die Taue auf den Schiffen, wenigstens in den nördlichen Ländern, meistens, wie es scheint, von diesem Material gemacht worden. Durch Gerben läßt sie sich in weiches, lockeres Leder verwandeln, das über einen Zoll dick, jedoch auf keine Weise so nützlich und dauerhaft als die rohe Haut ist. Schon aus dem neunten Jahrhundert haben wir Nachricht, daß man das Wallroß in Menge an der westlichen Küste von Norwegen gefangen hat. Jetzt kommt es vielleicht in größerer Menge, bisweilen in Heerden von mehreren Hunderten, an den Küsten von Spitzbergen und den benachbarten Inseln vor. Es wird auch häufig auf dem Eise angetroffen, aber es entfernt sich selten weit vom Lande. Ehe der Wallfischfang bei Spitzbergen aufkam, war der Fang der Wallrosse ein nicht unwichtiger Gegenstand des britischen Handels. Heutzutage aber haben diese Thiere vor den Engländern meistens Ruhe; ihre schlimmsten Feinde dagegen sind die Russen, die auf Spitzbergen überwintern, und eine große Menge derselben erlegen. Die Wallfischfänger nehmen selten ein halbes Dutzend auf einer Reise mit, wiewohl mein Vater vergangenes Jahr an der Küste von Spitzbergen, in der Magdalenenbai, auf 130 derselben fing. Mein Vater erlegte einmal ein Wallroß mit einer Lanze, nachdem er vergebens mit einer Büchse darauf geschossen hatte. Als er darauf den Kopf, den eine Kugel getroffen hatte, untersuchte, fand er, daß sie bis auf den Schädel gedrungen war, und sich hier platt geschlagen hatte."

„Die Wallrosse," sagt Egede in seiner Beschreibung von Grönland, „leben im beständigen Kriege mit den Bären, denen sie mit ihren großen und starken Zähnen viel zu schaffen machen. Oefters tragen sie den Sieg davon; wenigstens kämpfen sie so lange, bis sie todt niederstürzen." Als Parry seine zweite Reise nach dem Nordpol machte, fand er die Wallrosse auf dem Eise der Hud=

sonsbai in Heerden von 20 bis 30 Stück. Wurden welche im Wasser verwundet, so hieben die andern mit ihren Hauzähnen nach den Booten, und einmal war der Angriff so fürchterlich, daß von zwei Booten das eine stark beschädigt wurde, das andre aber wirklich versank.

Vierte Ordnung der Säugethiere.

Beutelthiere. Marsupialia.

Sie zeichnen sich dadurch sehr aus, daß die Mutter ihre Jungen, welche ganz klein und unvollkommen geboren werden, jedes an eine Euterzitze setzt, woran sie so lange fest hängen bleiben, bis alle ihre Theile richtig ausgebildet sind. Die Bauchhaut der Alten bildet eine Tasche über den Eutern, wodurch die Jungen geschützt sind; ja sie schlüpfen sogar, wenn sie schon herumlaufen, bei drohender Gefahr wieder in die Tasche hinein. Ein eigner Knochen gibt links, ein andrer rechts dem Rande der Tasche Festigkeit. Diese 2 Knochen finden sich auch bei den Männchen und bei einigen Arten, wo statt der Tasche auf jeder Seite des Bauches nur eine kleine Falte steht. Ihre Zähne, Verdauungswerkzeuge und Beine sind sehr verschieden. Man findet sie nur in Amerika, Neuholland und den Sunda-Inseln.

Erste Gattung:

Beutelratte. Didēlphys, Linn.

In beiden Kinnladen lange Eck- und kleine Schneidezähne; die hinteren Backenzähne haben spitze Zacken. Manche haben im Ganzen 50 Zähne. Diese Thiere finden sich nur in Amerika, haben meist etwa die Größe der Hauskatzen. Hierher gehört der **Kayopollin** (Aeneasratte), s. Bild 26, das **Opossum** u. s. w. „Die Beutelratten," sagt Rengger, „bewohnen die Waldungen und dichten Gebüsche, leben den größten Theil des Jahres hindurch allein, haben nicht immer ein bestimmtes Lager und halten sich nie lange in dem nämlichen Reviere auf. Sie sind nächtliche Thiere, die den Tag schlafend, entweder in der verlassenen Höhle eines Tatu, oder im Gesträuche, oder in einem hohlen Baumstamme, oder auch,

da sie klettern können, zwischen den Zweigen eines Baumes zubringen. Bei Nacht gehen sie, theils auf der Erde, theils auf den Bäumen, ihrer Nahrung nach, die, so viel man weiß, aus Mäusen, Vögeln, Vogeleiern, großen Insekten und aus einigen Arten von Baumfrüchten besteht. Frisches Blut ist ihre Lieblingsspeise. Sie besuchen nicht selten die menschlichen Wohnungen und richten großen Schaden unter den Hühnern und Enten an, indem sie oft 10 bis 20 Stück davon tödten. Der übermäßige Genuß des Blutes versetzt sie aber in einen Zustand von Trunkenheit, so daß man sie nicht selten des Morgens unter dem getödteten Geflügel, oder wenigstens in der Nähe desselben, schlafend antrifft, eine Wirkung, die sie von Ueberfüllung des Magens durch andre Nahrungsmittel keineswegs erfahren. Das Aussehn dieser Thiere ist häßlich und kündigt großen Stumpfsinn an. Ihre Bewegungen sind langsam. Ihr gewöhnlicher Gang ist der Schritt, werden sie aber verfolgt, so entfliehen sie in kleinen Sätzen. Bäume besteigen sie mit einiger Mühe und klettern nur langsam zwischen den Aesten herum, wobei ihnen ihr Schwanz, obgleich er durch seine Krümmung nach unten dem Wickelschwanze einiger Affen ähnlich ist, nur geringe Hülfe leistet; jedoch hängen sie sich zuweilen vermittelst desselben an einem Aste auf und bleiben stundenlang ruhig in dieser Stellung. Ihr Auge, das eine senkrechte Pupille hat und bei Nacht nicht leuchtet, ist schwach und wird vom Licht gänzlich geblendet. Ich habe die Beutelratten nie gehört andre Laute von sich geben, als eine Art von Schneuzen, und das bloß, wenn sie angegriffen oder mißhandelt wurden. Sie richten alsdann ihre Rückenhaare empor und verbreiten einen starken, dem Geruche des Knoblauchs ähnlichen Gestank, welcher von der Absonderung zweier Drüsen unter dem Schwanze herrührt. Die Anzahl der Jungen ist verschieden. Anfangs des Weinmonats, etwa 3½ Wochen nach der Paarung, kommen sie zur Welt und treten sogleich unter die Hautfalten am Bauche der Mutter, wo sie sich an den Zitzen ansaugen und so lange in diesem Zustande bleiben, bis sie ihre vollkommne Ausbildung erlangt haben. Dieses geschieht nach 50 und einigen Tagen. Alsdann verlassen sie den Beutel, nicht aber die Mutter, indem sie sich, auch wenn sie schon fressen können, an dem Pelze derselben festhalten und so von ihr noch einige Zeit herumgetragen werden. Wenn die neugebornen Jungen in den Beutel gelangen, beträgt ihre Länge höchstens 6 Linien, ihr Körper ist nackt, der Kopf ist im Verhältniß zu den übrigen Theilen groß, die Augen sind geschlossen, die Nasenlöcher und

der Mund hingegen offen, die Ohren in Quer- und Längefalten zusammengelegt; die Vorderbeine sind über der Brust, die hinteren über dem Bauche gekreuzt und der Schwanz ist nach unten gerollt. Sie zeigen, auch auf äußere Reize, nicht die geringste Bewegung. Ohne Zweifel gelangen sie nicht durch eigne Bewegung an die Zitzen, sondern werden von der Mutter dran gesetzt. In den ersten 2 Wochen bemerkt man keine andre Veränderung an ihnen, als daß sie wachsen und daß sich lange Borstenhaare um den Mund zu zeigen anfangen. Nach 4 Wochen, wo sie ungefähr die Größe einer Hausmaus erreicht haben, tritt der Pelz über den ganzen Körper hervor und man sieht sie einige Bewegungen mit den Gliedern machen. Etwa in der siebenten Woche, wenn sie bald so groß wie eine Ratte sind, öffnen sie die Augen, und sie hängen nun nicht mehr den ganzen Tag an den Zitzen. Die Beutelratten werden mit Recht als die gefährlichsten Feinde des zahmen Geflügels angesehn. Ihr Fell und ihr Fleisch werden in Paraguay nicht benutzt, die Indianer von Groß-Chaco hingegen genießen dasselbe. Ueberall werden sie vom Menschen verfolgt. Sie werden entweder in Fallen gefangen, oder man lauert ihnen des Nachts auf, und tritt, so wie sie sich dem Hühnerhofe nähern, ihnen plötzlich mit einem Lichte entgegen; dadurch geblendet, wissen sie nicht zu entfliehen und werden leicht todtgeschlagen." Als der Naturforscher Jacquin im Jahre 1754 in Auftrag des österreichischen Kaisers nach Amerika gereist war und dort lebende Thiere für die Menagerie in Schönbrunn sammelte, hatte er eine Anzahl derselben, jede Art in einem besondren Käfich, innerhalb eines Zimmers, welches so dicht gebaut war, daß unmöglich eine Maus eindringen konnte. Dennoch meldete ihm sein Diener, daß er schon mehrmals, wenn er hinein gekommen, das Zimmer voller Mäuse gefunden, die aber auch gleich wieder verschwunden wären. Jacquin ging nun selber hin, sah die Mäuse auch, und sie verschwanden gleichfalls mit großer Schnelligkeit. Er stellte sich jetzt sehr ruhig in eine Ecke, und da fand sich's denn bald, daß die vermeintlichen Mäuse junge Beutelratten waren, die aus dem Gitter kamen, worin sich zwei alte befanden, und daß die Thierchen jedesmal, wenn sie beunruhigt wurden, im Beutel ihrer Mutter verschwanden.

Zweite Gattung:

Känguru. Halmatūrus, Ill. Macrŏpus, Shaw.

Schneidezähne $\frac{6.}{2.}$; Backenzähne stumpf; Vorderbeine kurz; Hinterbeine sehr stark und lang; Schwanz stark und lang. Sie hü-

pfen gern auf den Hinterfüßen, wobei ihr Schwanz sie unterstützt und zu den großen Sprüngen, die sie machen, beiträgt.

Das **große K.**, H. giganteus. S. Bild 27. Franz. le Kanguroo géant. Oben grau, unten weißlich. Länge von der Stirn bis zum Schwanze 3 Fuß 8 Zoll; Schwanz 2 Fuß 3 Zoll; auch wird es noch größer. Im Jahre 1779 durch Cook entdeckt. Wird öfters nach Europa gebracht, mit Gras, Blättern, Heu, Brod, Fleisch u. s. w. gefüttert und pflanzt sich hier auch fort. Die Jungen, deren höchstens 2 sind, haben anfangs nur 1 Zoll Länge. „Die Kängurus," sagt P. Cunningham, „sind die größten Thiere Australiens. Wenn sie grasen, so gehen sie auf allen Vieren, unter Beihülfe des Schwanzes, und richten sich von Zeit zu Zeit auf, um eine mit den Vorderpfoten abgerupfte Lieblingsnahrung in Gemächlichkeit zu verzehren. Werden sie gejagt, so hüpfen sie auf den Hinterbeinen mit bewundrungswürdiger Geschwindigkeit und der auf und nieder schlagende Schwanz hilft ihnen das Gleichgewicht erhalten. Sie springen dann über Bäche, Abhänge, die 30 Yards tief sind, und über gewöhnliches Buschwerk mit Einem Satze, und die Hunde können ihnen an solchen Stellen nichts anhaben; auf der Ebne aber werden sie leicht ermattet. Gewöhnlich packen die Hunde sie an den Lenden, werfen sie um und erwürgen sie durch einen Biß in die Gurgel. Einzelne Hunde wagen sich aber nicht leicht an ein großes Känguru, und die stärksten hüpfen zuweilen mit 3 oder 4 an ihnen hängenden Feinden davon. Kommt einem großen Känguru ein Hund zu nah, so richtet es sich häufig auf seinen Hinterpfoten und Schwanz in die Höhe und dreht sich rund herum, dem Hunde stets entgegen, den es mit den Vorderpfoten abwehrt oder ergreift und wie ein Bär umarmt, indem es ihn mit den scharfen Klauen seiner kräftigen Hinterfüße aufschlitzt. Nicht selten verwunden und tödten sie Hunde mit dieser gefährlichen Waffe, welche selbst der Jäger scheut. Die beste Zeit zur Jagd dieser Thiere ist des Morgens, wenn der Thau noch auf dem Grase liegt. Wenn ein Fluß oder Teich in der Nähe ist, kann man sicher sein, daß die Kängurus vor den Hunden ihre Flucht dahin nehmen. Die große Länge ihrer Hinterbeine und Schwänze macht es ihnen leicht, mitten im Wasser auf festem Boden zu stehn, während die angreifenden Hunde schwimmen müssen, und der Kampf eines großen Känguru mit einem Kuppel Hunde gibt ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Ganz ernsthaft steht das Känguru in der Mitte seiner ingsum schwimmenden Feinde, indem es fortwährend aufmerksam

um sich blickt und seine Vorderpfoten bereit hält, jeden, der ihm zu nahe kommt, damit zu packen und unterzutauchen. Das Sprudeln und Strampeln seines Gefangenen ist ihm ganz gleichgültig, hat auch gewöhnlich bald ein Ende, wenn ihm nicht ein muthiger Kamerad zu Hülfe kommt und das Känguru nöthigt, jenen fahren zu lassen. Der Befreite eilt dann so schnell als möglich an's Ufer, schüttelt die Ohren, und ist durch kein Halloh zu bewegen, einen zweiten Angriff zu wagen. Wenn sie von Jägern hart bedrängt werden, bleiben sie zuweilen plötzlich sitzen, fassen mit den Vorderpfoten in die Tasche und werfen ihr Junges heraus, um leichter fliehen zu können. Dies geschieht indeß nur im höchsten Nothfall, und rührend ist es, die zärtlichen Blicke zu sehen, welche sie nach dem hülflosen Opfer von Zeit zu Zeit zurücksenden. Sind sie dagegen in Ruhe und grasen, so ist es lustig mit anzusehn, wie das Junge den Kopf aus der Tasche heraussteckt, um die zarten Spitzen der Gräser abzunagen."

Die Fortpflanzung des Känguru's hat Owen neuerlich genau beobachtet. Es bekommt 39 Tage nach der Paarung 1 Junges, welches nackt ist, die Farbe und Durchsichtigkeit eines Regenwurms hat, kräftig athmet, Beine mit kurzen Zehen und ein Schwänzchen hat, und (den Schwanz mitgerechnet) 1 Zoll 2 Linien lang ist. Es saugt sich sehr fest an's Euter, verwächst aber nicht damit.

„Man sieht jetzt (1806)," sagt Thomas Smith, „in Exeter-Change ein Paar sehr schöne Kängurus, welche vor 7 Jahren aus Port Jackson nach England gebracht worden sind. Das Männchen ist, wenn es aufrecht steht, über 6 Fuß hoch und besitzt eine ungeheure Kraft. Vor einigen Monaten besuchte ich die Menagerie und war Zeuge eines Kampfes zwischen diesem schönen Thiere und seinem Wärter, welcher 10 bis 15 Minuten dauerte. Es zeigte dabei viel Muth und Klugheit, drehte sich nach allen Seiten, um seinem Gegner immer die Stirn zu bieten, paßte jede gute Gelegenheit ab, um ihm einen Puff zu versetzen, und packte ihn zuweilen mit den Vorderfüßen beim Kragen, während es ihm mit den Hinterfüßen tüchtige Tritte gab. Das Weibchen ist weit kleiner, und hat schon 5 Junge gehabt, wovon einige im Museum ausgestopft stehn."

Fünfte Ordnung der Säugethiere.

Nagethiere. Glires.

In der Ober= so wie in der Unterkinnlade nur 2 lange Schneidezähne; diese sind zum Nagen bestimmt und haben nur vorn eine harte Glasur, so daß sie sich hinten immer schneller als vorn abnutzen und daher scharf wie Meißel bleiben. Sie wachsen, während sie sich abnutzen, immer nach. Die Backenzähne haben flache Kronen, auf denen sich Glasurstreifen etwas erheben. Die Eckzähne fehlen, und es ist zwischen Backen= und Schneidezähnen eine sehr große Lücke. Manche leben ganz von Pflanzen, andre von Pflanzen und Thieren zugleich. Die Nagethiere verschlucken selbst beim größten Hunger keine großen Stücken, sondern verkleinern die Speise erst mit den Schneide=, dann mit den Backenzähnen.

Erste Gattung:

Eichhorn. Sciūrus, Linn.

Backenzähne $\frac{5.\ 5.}{4.\ 4.}$ mit Höckern und Querwülsten auf der Kaufläche; Schneidezähne schmal; an den Vorderfüßen 4 Zehen nebst einem verkümmerten Daumen; Hinterfüße 5zehig. Ohren weit aus dem Pelz vortretend; Schwanz lang und langhaarig.

a) Weder Backentaschen noch Flughaut. Schwanz so lang als der Körper, links und rechts mit langen Haaren besetzt, wodurch er breit wird und beim Springen desto besser trägt. Sie nisten auf Bäumen.

Das **gemeine E.**, Sc. vulgāris, L. Franz. l'Ecureuil commun. Fuchsroth, unten weiß. Auf dem Thüringer Walde sind auch Eichhörnchen häufig, bei denen statt der rothen Farbe schwarze Statt findet; eben solche habe ich z. B. in den Salzburger Alpen gefunden. Rothe und schwarze hecken ohne Unterschied zusammen, und in den Nestern der ungleich gefärbten Alten sind doch die Jungen in der Regel zum Theil regelmäßig roth, zum Theil regelmäßig schwarz, doch kommen auch welche vor, deren Schwarz am Rande des Weiß hin roth ist. Bei jedem Eichhorn ist die rothe oder schwarze Farbe im Winter grau überlaufen. Der Schwanz ist bei allen wie der Rücken gefärbt. Auf den Ohren steht ein Busch gerader Haare, der im Winter gegen 1½ Zoll lang, im Sommer kürzer ist. Weiße und gefleckte Spielarten sind selten. Länge von der Nase bis zum Schwanze 9 Zoll; Schwanz 10 Zoll. Das Weib=

chen hat 8 Zitzen. Im hohen Norden werden die Eichhörner oben schön aschgrau-bläulich, und ihr geschätzter Pelz heißt Grauwerk oder Fehwamme. Als Johann Georg Gmelin im Jahr 1736 durch Sibirien reiste, fand er bei Ust-Kut am Lenaflusse viele Bauern, die von Anfang März bis Mitte April ganz für den Eichhornsfang lebten, und mancher hatte über tausend Fallen. Diese bestanden aus 2 Bretern, zwischen welchen ein Stellholz, woran ein Stückchen gedörrten Fisches. Rührte das Eichhorn an diese Lockspeise, so ward es vom obern Bret erschlagen. Die Füße der Eichhörner haben unbehaarte, feuchte, starke Ballen; die Nägel sind spitz. Sie klettern vortrefflich, auch mit dem Kopfe nach unten. Werden sie gejagt, so springen sie auch oft über 10 Fuß weit von einem Baume zum andern, oder in der Noth von der Spitze der höchsten Fichte, wenn sie einzeln steht, auf den Boden. Man denkt, wenn man sie herunter platschen hört, sie müßten auf der Stelle todt liegen bleiben, aber sie laufen munter fort. Beim Springen breiten sie die 4 Beine wagrecht aus und strecken den Schwanz gerade nach hinten. Im Sitzen lehnen sie den letzteren über den Rücken hin. Beim Fressen sitzen sie auf den Hinterbeinen und handhaben die Nahrung sehr geschickt mit den Vorderfüßen. Will man sie zähmen, so nehme man sie, sobald sie die Augen öffnen, aus dem Neste; sie werden von keinem Affen an Niedlichkeit übertroffen, aber es ist rathsam, sie, sobald sie mehr als halbwüchsig sind, nicht mehr anzugreifen; namentlich im Frühjahr werden oft die zahmsten, besonders Männchen, beißig, und sie können sehr tief beißen. Alt gefangne bleiben in der Regel immer wild und boshaft. Hübsch ist es, zahme Eichhörnchen in einem Blechkästchen zu halten, woran eine aus Eisenstäben geformte Trommel hängt, die sich immer dreht, so oft sie darin springen; überhaupt muß Alles, was sie umgibt, mit Eisen verwahrt sein, weil sie Holz bald zernagen. Rein muß man sie auch halten, weil ihr Mist viel Gestank verursacht. Vorzüglich erpicht sind sie auf ein warmes Nestchen. Aprikosen- und Pfirsichkerne, so wie bittre Mandeln sind Gift für sie. Man kann sie bei guter Pflege über 6 Jahre erhalten.

Sie bewohnen die Wälder, vorzüglich die Nadelwälder oder aus Nadel- und Laubholz gemischte. Stoßen z. B. Kiefern-, Fichten- und Laubwälder an einander, so beziehen sie diejenigen, welche gerade am samenreichsten sind, geben aber den Kiefern den Vorzug. Die Nacht bringen sie schlafend zu. Bei starker Kälte liegen sie auch oft mehrere Tage lang ruhig in ihrem Neste, ebenso bei star-

kem Regen und Sturme; ja selbst während der stärksten Mittagshitze ruhen sie. Zur Nahrung dienen ihnen Kiefern-, Fichten-, Tannensamen, Buchekern, Eicheln, Hasel- und Wallnüsse, Kastanien, Hanf und Ahornsamen. Um zu Aepfel- und Birnkernen zu gelangen, beißen und werfen sie alles Fleisch weg; auch die Knospen vieler Bäume, vorzüglich der Kiefern und Fichten, so wie die Samenlappen frisch aufgegangener Buchekern dienen ihnen zur Nahrung; ebenso verschiedne Schwämme, vorzüglich Eierschwämme (Pfifferlinge) und Steinpilze; ferner plündern sie auch Vogelnester und fangen, wenn sich die Gelegenheit darbietet, kleine Vögel, ja ich habe einmal einem eine alte Drossel abgejagt, die nicht etwa lahm, sondern so kräftig war, daß sie sogleich nach ihrer Befreiung weit weg flog. Auch in der Gefangenschaft fressen sie gern Vögelchen. Man muß die Eichhörnchen, so niedlich sie auch sein mögen, leider für sehr schädlich erklären, denn die Verwüstung, welche sie an noch am Baume befindlichen oder schon ausgesäeten Waldsamen, an Knospen, namentlich Gipfelknospen, an den Eiern und Jungen kleiner nützlicher Vögel anrichten, ist sehr beträchtlich. Unter den Fichten ist öfters die ganze Erde mit Zweigspitzen, die sie beim Abbrechen der Knospen abgebissen haben, dicht bedeckt. Merklichen Nutzen thun sie nicht. Im Nagen sind sie Meister: die härteste Nuß nagen sie in kurzer Zeit auf, eine taube aber gar nicht, weil sie gleich riechen, daß nichts drin ist. Zapfen beißen sie vom Baume, und brechen dann, vom dicken Ende anfangend, eine Schuppe nach der andern ab, um die Samen hervor zu holen. Von überflüssigen Nahrungsmitteln legen sie kleine Magazine an, leeren sie aber wieder, sobald es ihnen gerade einfällt, oder vergessen sie. Ihre Stimme ist im Schreck ein lautes duck, duck; im Schmerz und bei Wohlbehagen ein Murxen. Jedes Paar hat mehrere, aus Reisig, Moos und Flechten gebaute Nester auf Bäumen; sie sind von oben bedeckt, und haben ein enges Eingangsloch. Die Paarungszeit fällt in den März, und 4 Wochen später bekommt das Weibchen in dem am weichsten ausgefütterten Neste 3 bis 7 Junge, welche gegen 9 Tage blind sind. Bei Beunruhigung trägt sie die Alte im Maule nach einem andern Neste. In samenreichen Jahren findet man mitunter auch im August wieder ein Nest mit Jungen. Zur Vollendung ihres Wachsthums sind 7 Monate hinreichend. Ihr Hauptfeind ist der Baummarder. Auch andre Raubthiere und Raubvögel stellen ihnen nach. Ueberrascht sie ein Raubvogel an einem Baumstamm, so laufen sie im Kreise um diesen herum und entgehn oft dadurch,

daß der Vogel wegen seiner Flügel einen weiten Kreis machen muß und sie nicht einholen kann. Auch zwischen dichten Aesten sind sie sicher. In manchen Ländern wird Schießgeld für sie bezahlt. Sie haben ein sehr zähes Leben und laufen noch den Baum hinauf, wenn ihnen beide Hinterschenkel zerschossen sind. In Netze und Fallen, die man auf Bäume stellt, gehen sie nicht. Werden sie stark gejagt, so drücken sie sich oft auf Aesten oder im Wipfel. Klopft man dann stark an den Baumstamm, so gehen sie meist weiter. Das Fell wird bei uns kaum benutzt, aber Rußland bringt deren viele in Handel.

Das **graue Eichhorn**, Sc. cinerĕus, L. Aschgrau; Bauch weiß; keine Ohrbüschel. Größer als das gemeine. Nord-Amerika. Hatte sich einst, wahrscheinlich nebst dem Erdeichhorn, in Pensylvanien so ungeheuer vermehrt, daß die Regierung im Jahre 1749 ein Schußgeld von 3 Pfennig für das Stück aussetzte, worauf in diesem Jahre allein 1,280,000 abgeliefert wurden. Die Anpflanzung von Mais hatte diese Vermehrung bewirkt. James H a l l erzählt, daß sich die Eichhörnchen in den westlichen Theilen von Nord-Amerika oft binnen weniger Jahre so ungeheuer vermehren, daß sie in unermeßlichen Schaaren auswandern, dabei über die größten Flüsse schwimmen, wobei viele ertrinken, viele von am Ufer wartenden Knaben erschlagen werden. Beim Anfang ihrer Wandrung sind sie fett, allmälig aber werden sie mager, krank, und die meisten sterben. — Es gibt noch viele andre Arten von Eichhörnchen in Amerika, andre in Afrika, andre in Asien. In Ostindien lebt das **größte E.** (Sc. maxĭmus), welches so groß wie eine Katze ist und an den Kokosnüssen viel Schaden thut.

b) Tamĭas. Haben Backentaschen. Sie graben unterirdische Höhlen, die sie bewohnen, klettern aber auch auf Bäumen.

Das **Erdeichhorn**, Sc. striātus, L. Oben braun, mit 5 schwarzen und 2 weißlichen Streifen. Länge 5 Zoll, Schwanz $2\frac{1}{2}$ Zoll. Trägt Vorräthe in seine Höhlen, frißt Sämereien, erzieht seine Jungen unter der Erde. Im ganzen nördlichen Asien und Amerika. Vielen Schaden thut es in Pensylvanien, wo es nicht nur die Mais- und andre Felder plündert, sondern auch in Scheuern dringt, sich in Keller gräbt und das Obst der Kerne wegen zernagt. Die Hauskatzen stellen ihm bei diesem Geschäfte sehr nach.

c) Pterŏmys. Eine behaarte Haut dehnt sich zwischen Vorder- und Hinterbeinen aus und bildet einen Fallschirm, weswegen sie sehr große Sprünge machen können.

Das **fliegende E.**, Sc. volans, L. S. Bild 28. Franz. le Polatouche. Oben hell-aschgrau, unten weiß; Schwanz aschgrau, langhaarig. Länge bis zum Schwanze 6 Zoll 4 Linien; Schwanz 3 Zoll 10 Linien. Es ist ein nächtliches Thier, das einsam auf Bäumen und in deren Löchern lebt, mehrere Klaftern weit von Baum zu Baum springt, kein Nest baut. Es frißt die Samen, Knospen und Kätzchen der Birken, die Knospen andrer Bäume und die Samen der Nadelhölzer. Sein Pelz taugt wenig. Bewohnt Sibirien, das nördliche und östliche Europa.

Zweite Gattung:

Murmelthier. Arctŏmys, Schreb.

Die untern Schneidezähne spitz; Backenzähne $\frac{5.\ 5.}{4.\ 4.}$, mit starken Querhöckern. Vorn 4, hinten 5 Zehen. Sie sind plump, kurzbeinig; der Schwanz ist mittelmäßig oder kurz, aber stark behaart; Kopf breit und platt; Ohren kurz, fast im Pelz versteckt.

a) Ohne Backentaschen.

Das **Murmelthier**, A. Marmotta, Pall. Mus Marmotta, L. S. Bild 29. Franz. la Marmotte. Augen groß und schwarz; Pelz braun. Nägel stark, lang, schwarz. Schneidezähne braungelb. Hat die Größe der Hauskatze; Schwanz 6 Zoll. Es wohnt auf den hohen Alpen Deutschlands und der Schweiz, unmittelbar am ewigen Schnee und fast immer an der Sonnenseite; gräbt sich Höhlen, die für den Sommer bestimmten gehen etwa 12 Fuß tief und haben nur einen kleinen Kessel und kein Heu; die Winterwohnungen sind viel tiefer, und enthalten einen geräumigen, mit Heu ausgefütterten Kessel, der selten mehr als 4 Fuß tief unter dem Rasen liegt. Bei eintretender Kälte, gewöhnlich im Oktober, zieht sich die ganze Familie in diesen Bau, verstopft den Eingang 2 bis 4 Fuß tief mit Steinen und Erde, kriecht in das Heu, und schläft, bis die warme Frühlingssonne, gewöhnlich im Mai, durchdringt und sie erweckt. In diesem Schlafe sinkt die Wärme des Blutes von 30 Grad auf 4 herab; sie sind ganz erstarrt; Athem und Blutumlauf sind kaum zu bemerken; aber sie erwachen, wenn man sie der Kälte oder Wärme aussetzt. In der Gefangenschaft verfallen sie in einer warmen Stube in keinen Erstarrungsschlaf, wohl aber in einem Raume, der immer etwa 5 Grad Wärme hat. Im Herbste sind sie sehr fett, im Frühling aber erwachen sie mager. Auf der Allée blanche in Savoyen sieht man durch das Fernrohr einzelne Stellen, die

stundenweit von ewigem Eise umgeben und jährlich nur etwa 6 Wochen von Schnee entblößt sind. Auf diesen wohnen Murmelthiere, welche also wohl jährlich 10 Monate schlafend zubringen müssen. Die Murmelthiere leben von Pflanzen, gehen ihren Geschäften am Tage nach, bekommen im Juni 2 bis 4 Junge, leben familienweis, sind sehr wachsam, und stoßen, wenn sie Gefahr ahnden, einen durchdringenden Pfiff aus. Da sie mit den Gemsen gleichen Wohnsitz haben, so werden sie einem auf der Gemsenjagd sehr lästig. Sie bemerken den Jäger aus sehr weiter Ferne, pfeifen, in allen Ecken antworten andre Murmelthiere durch Pfiffe, die Gemsen pfeifen nun auch, und Alles wird aufmerksam und scheu. Man kann sie leicht zähmen und wie Kaninchen füttern, wobei sie gegen 10 Jahre dauern, aber durch Nagen sehr lästig werden. Im Jahre 1850 fand ich eins im Gasthofe auf der Höhe des Stilfser Joches in Tirol, welches sich dort seit 5 Jahren sehr wohl befand. Es hatte seinen Wohnsitz in einem backofenartigen, gemauerten Raume unter dem Kochherd, drin tüchtig viel Heu, davor ein eisernes Gitter, aus welchem man es hervor rufen konnte. Auch vor ganz zahmen muß man sich in Acht nehmen, weil sie mitunter gefährlich beißen. Brechen, was zuweilen geschieht, ihre Schneidezähne ab, so wachsen sie bald wieder bis zur gehörigen Größe nach. Schießen kann man die Murmelthiere nicht leicht, weil sie zu vorsichtig sind und gleich in ihre Höhlen flüchten; ich habe mehrmals halbe Stunden in der Nähe von Höhlen, wo ich welche hineinschlüpfen gesehn, hinter Felsen wohl verborgen, auf der Lauer gestanden, jedoch allemal unverrichteter Sache abziehn müssen. Gewöhnlich legen die Sennen eine starke Steinplatte vor das Loch, stützen sie mit einigen Stellhölzchen, welche in einander greifen und leicht umfallen, sobald das hervorkommende Thierchen daran stößt, worauf die Platte stürzt und es erschlägt. Häufig gräbt man sie aus, wenn sie soeben den Winterschlaf begonnen haben; sie sind dann am fettesten. Kommt man, bevor sie eingeschlafen sind, so wühlen sie sich, während man gräbt, tiefer hinein, und man bekommt sie nicht. Ihr Fett wird auf den Alpen innerlich und äußerlich häufig als Arznei gebraucht. Die ganzen Thiere brüht man in kochendem Wasser, schabt die Haare ab und bratet sie wie Spanferkel; auch wird das Fleisch eingesalzen und geräuchert verspeist; es ist wie mit Oel durchzogen. Der Pelz gibt Handschuhe.

Der **Bobak**, A. Bobac, Schreb. Größe des vorigen; graugelblich; die oberen Schneidezähne weiß. Bewohnt mittelmäßige

Berge und Hügel von Polen bis Kamtschatka. Gräbt über 3 Klaftern tief, oft im härtesten, steinigsten Erdreich. Zuweilen trifft man in felsigem Boden 20 bis 40 in Einer Höhle. Sie sind sehr gesellig, werden leicht zahm und fressen allerhand Kräuter. Ihr Fleisch wird gegessen.

b) Spermophĭlus, Mit Backentaschen.

Der **Zisel** (Ziselmaus, Zeisel, Suslik), A. Citĭllus, Schreb. Mus Citillus, L. Ein niedliches, graubraunes Thierchen, das weiß gewellt oder mit weißen Tropfen gefleckt ist. Länge bis zum Schwanze etwa 9 Zoll, Schwanz 3 Zoll. Wohnt einzeln in Oestreich, Schlesien, Polen, häufig aber im südlichen Rußland und Sibirien. Jedes hat seine eignen, mitunter $1\frac{1}{2}$ Klafter tiefen Löcher, deren Hauptthöhlung etwa 1 Fuß im Durchmesser hat. Sie fressen Gras, Sämereien und Wurzeln, aber vorzüglich gern auch kleine Thierchen, scheuen die Nässe, halten einen Winterschlaf, tragen Vorräthe ein, treiben ihre Geschäfte bei Tag, und werden sehr leicht zahm. Das Weibchen bekommt im Mai 3 bis 8 blinde, nackte Junge. Das Fellchen gibt ein leichtes Pelzwerk und das Fleisch wird gegessen.

Dritte Gattung:

Schläfer. Myōxus, Schreb.

Backenzähne $\frac{4.}{4.}$ mit querliegenden Glasurleisten; vorn 4 Zehen nebst einer nagellosen Daumwarze, hinten 5. Es sind niedliche Thiere mit langem, dichtbehaartem Schwanze, großen Augen. Die Ohren treten aus dem Pelze hervor, sind nicht stark behaart. Während der kalten Zeit verkriechen sie sich in ein warm ausgefüttertes Nest, das sie in irgend einer Höhlung angelegt haben, und verfallen in Winterschlaf, aus dem sie nur erwachen, wenn eindringende Kälte oder Wärme sie weckt. Sie bewohnen die Wälder, klettern und springen äußerst geschickt.

Der **Siebenschläfer** (Billich, Rellmaus), M. Glis, Schreb. Sciūrus Glis, L. S. Bild 30. Franz. le Loir. Oben aschgrau, unten weiß; Ohren groß, rundlich, fast nackt; der Schwanz fast wie beim Eichhorn. Länge bis zum Schwanze 6 Zoll; Schwanz 5 Zoll. Das Weibchen hat 10 Zitzen. Er bewohnt die Laubwälder, seltner die Nadelwälder von Mittel- und Süd-Europa, ist ein nächtliches Thier, frißt Bucheckern, Nüsse, Kastanien und vielerlei andre Sämereien, auch kleine Säugethiere und Vögel, selbst Blindschleichen, und sammelt für den Winter, den er in einer Baum-

oder Felsenhöhle, die er weich ausgefüttert, schlafend zubringt. Bei warmen Wetter erwacht und frißt er auch. Während des Winterschlafes ist er zusammengekugelt und kalt und man kann ihn wie einen Ball in die Höhe werfen und wieder fangen, ohne daß er aufwacht. Das Weibchen bekommt 3 bis 6 Junge; diese lassen sich zwar zähmen, sind aber einestheils durch Beißen gefährlich, anderntheils durch Nagen unausstehlich. Ich hatte einmal ein Siebenschläfer-Weibchen nebst seinen Jungen in eine Kiste gethan, deren Boden ein dickes, etwa 5 Zoll hoch mit dichtem Moos bedecktes Fichtenbret war, deren Wände mit Blech beschlagen waren. Als ich am andren Morgen nachsah, war die ganze Familie verschwunden und ich sah doch durchaus keinen Ausgang. Endlich fand ich, daß sich die Alte durch das Moos hinab gewühlt und durch den Boden durchgenagt hatte. Zufällig stand unter der Kiste eine andre, von der oberen ganz bedeckte, und dort lag die ganze Gesellschaft in gemächlicher Ruhe. Einigemal sind mir Siebenschläfer in der Stube entwischt. Da sie ungeheuer schnell klettern und springen, und da man sie nicht angreifen kann, ohne tüchtig gebissen zu werden, so habe ich sie dann immer dadurch wiedergefangen, daß ich an den Wänden hin, auf den Ofen u. s. w. Stiefeln legte und sie in selbige hineintrieb. Das Fleisch des Siebenschläfers ist eßbar und zumal das Fett sehr mild und gesund. Die alten Römer, welche ihn als Leckerbissen betrachteten, umschlossen, wie Varro R. R. 3, 15 berichtet, mit Eichen und Buchen bestandne Plätze mit glatten Mauern, so daß die Siebenschläfer nicht entwischen konnten, fütterten sie mit Eicheln, Eckern, Kastanien, sorgten für Wasser und für Höhlungen zum Nisten, mästeten sie zuletzt in Fässern, welche die Töpfer eigens dazu machten, und die dunkel gehalten wurden. Jenen eingeschlossenen Platz nannte man glirarium. Ueber die Art, sie zuzubereiten, schrieb Apicius, 8. c. 9. „Es ist," sagt Plinius, 8, 82, „beim Mästen der Siebenschläfer wohl zu beachten, daß man nur welche aus demselben Walde zusammensteckt, denn wenn man fremde dazu thut, so beißen sie sich todt."

Der **Gartenschläfer** (große Haselmaus), M. Nitēla, Schreb., Mus quercīnus, L. Franz. le Lérot. Oben graurothbraun, unten weiß; durch die Augen geht ein bis zu den Schultern reichender, hinten breiter werdender schwarzer Streif. Der Schwanz ist kurzhaarig, wie der Körper gefärbt, nur das Ende ist stark behaart und oben schwarz, unten weiß. Länge 5½ Zoll; Schwanz 4 Zoll. Sie bewohnt in Thüringen den Laub- und Nadelwald, auch ist neulich

eine im Hause eines meiner nächsten Nachbarn ertappt und erlegt worden; sie findet sich ferner im westlichen Deutschland und der Schweiz; in Frankreich wohnt sie gern in Gärten, die von alten Mauern umgeben sind, und thut da großen Schaden. In der Stube ist sie eben so unausstehlich wie der Siebenschläfer, eben so schnell, eben so beißig, und muß ebenfalls in Stiefeln gefangen werden.

Der **Haselschläfer** (kleine Haselmaus), M. avellanarius, Desm. Mus avell., Linn.; franz. le Muscardin. Einfarbig rostgelb, die Kehle weißlich; die Haare des Schwanzes kurz, nur am Ende länger; Ohren abgerundet und behaart. Länge bis zum Schwanze 3 Zoll; Schwanz fast 3 Zoll. Dieses niedliche Thierchen wohnt in Deutschland, dem westlichen und südlichen Europa, hält sich vorzüglich unter Haselgebüsch auf, lebt von Haselnüssen und andern Sämereien, baut ein dichtes, mit Einem Eingange versehenes, rundes Nest in dichtes Gebüsch, zieht darin meist 4 Junge auf, und überwintert darin oder in Baumhöhlen. Es fängt sich, wie die 2 vorigen, indem es nach Vogelbeeren strebt, häufig in der Schneuß, beißt sich aber auch oft wieder heraus.

Vierte Gattung:

Maus. Mus, Linn.

Backenzähne $\frac{3.\ 3.}{3.\ 3.}$, bei den Springmäusen oben 4; die untren Schneidezähne spitzig. Füße ohne Schwimmhaut; Schwanz rund. Es sind meist äußerst lästige und schädliche Thiere. Ueber Fang und Vergiftung lese man bei der Wanderratte nach.

a) Mus. Ohren aus dem Pelze hervorragend; Vorderfüße 4zehig mit einer Daumenwarze, die einen kleinen, stumpfen Nagel trägt; Hinterfüße 5zehig; Schwanz länger als $\frac{2}{3}$ des Körpers, mit einer Ringe bildenden Haut; zwischen den Ringen einzelne steife kurze Haare. Beim Klettern dient ihnen der Schwanz als Stütze. Keine Backentaschen.

Die **Hausmaus**, M. Muscŭlus, L. Franz. la Souris. Oben dunkelgrau, oft etwas in's Röthliche spielend; unten hell-aschgrau, oft weiß gefleckt. Länge bis zum Schwanze 3 Zoll 6 Linien; Schwanz 3 Zoll 4 Lin., mit 180 Ringen. Man findet zuweilen ganz schwarze, öfters weiß gescheckte und nicht selten ganz weiße, welche letztere rothe Augen haben. Die Ohren sind gegen 5 Linien lang. Die Haut des Schwanzes schält sich leicht ab, wie man das am besten in Ställen beobachten kann, wo sie recht einheimisch und zutraulich sind.

Kommt da Jemand hinein, so huschen sie zwar in ihre Löcher, aber oft nur so wenig tief, daß der Schwanz noch herausguckt. Werden sie dann bei diesem gepackt, so thun sie einen Ruck, die Schwanzhaut reißt los, bleibt als Andenken in der packenden Hand zurück, und das an der Maus gebliebene geschälte Stück fällt später, nachdem es vertrocknet, von selbst ab. Die Hausmaus hat sich von Europa aus über fast alle Länder und Inseln verbreitet. Sie wohnt als ein wahrer Plagegeist in Häusern, Ställen, Scheuern, Schiffen, gräbt und nagt sich Löcher; zuweilen siedelt sie sich auch während des Sommers im Freien, weit von Häusern an. Sie ist munter, reinlich, naschhaft, flink, springt weit, schwimmt, wie die andern Arten, in der Noth schnell, klettert vortrefflich. Sie frißt sehr vielerlei, z. B. Getreide, Nüsse, Hanf, Hirsen, Rübsamen, Speck, Fleisch, Butter, Brod, Kuchen, Honig, Zucker, Fliegen, Milch, kleine Vögelchen. Sie bekommt jährlich 3mal, an Orten, die das ganze Jahr warm sind und wo viel Nahrung ist, auch 4- bis 5mal 4 bis 7 nackte, 9 Tage blinde Junge. Um ihnen ein recht weiches Nest zu machen, zernagt sie gern Bücher, Betten und Kleider, je feiner diese sind, desto lieber. Sie nagt aber oft auch bloß, um zu verhindern, daß ihre Zähne zu lang werden. Merkwürdig ist ihre Liebe zur Musik. Es geschieht nicht selten, daß sie aus ihrem Loche vorkommt, um einem Spielenden aufmerksam zuzuhören. Weiße Mäuse hält man zuweilen zum Vergnügen, muß aber ihren Wohnplatz, wenn er nicht abscheulich stinken soll, sehr reinlich halten. Sie werden so zahm, daß man sie jederzeit mit der Hand fassen kann. Läßt man sie auf einem schief aufwärts gespannten Seilchen oder Stöckchen von der Dicke einer Federspule gehn, so sieht man bald, wie geschickt sie ihren langen Schwanz beim Klettern zu gebrauchen wissen; sie schlingen ihn nämlich, so oft sie aus dem Gleichgewicht kommen, schnell um das Seil. Hängt man sie von unten an's Seil, so schlingen sie ihn auch drum und schwingen sich leicht hinauf; dagegen habe ich gesehn, daß diejenigen, denen die Schwänze kurz geschnitten sind, sich durchaus nicht hinauf schwingen können, obgleich sie von unten und oben auch nicht übel klettern. In Gefängnissen dienen die Mäuse oft den Gefangenen zur Unterhaltung. So hatte z. B. der bekannte Baron v. Trenck eine so zahm gemacht, daß sie auf den Ruf jedesmal herbeikam und auf seine Schulter sprang. Ein Officier nahm sie ihm weg, aber sie entwischte, kauerte sich in eine Ecke vor dem Kerker und huschte hinein, da er wieder geöffnet wurde.

Die **Hausratte** (schwarze Ratte), M. Rattus, L. Franz.

le Rat. Länge bis zum Schwanze 7 Zoll; Schwanz 7 Zoll 3 Lin. und länger. Farbe des Oberkörpers schwarzgrau, des Unterkörpers dunkel-aschgrau; aus dem Pelze stehn keine einzelnen langen Haare hervor; Schnurrhaare braunschwarz. Die Falten des Gaumens sind glatt. Sie war den alten Griechen und Römern nicht bekannt, scheint aus dem südlichen Asien zu stammen, ist Jahrhunderte lang eine abscheuliche Plage Europa's gewesen, und hat sich von da zu Schiff nebst der Hausmaus in alle Kolonien verpflanzen lassen. Jetzt ist sie fast überall durch die noch schlimmere Wanderratte vertilgt. Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist der Rattenkönig: es finden sich nämlich zuweilen, so noch z. B. ganz neuerlich in Frankfurt am Main, nicht weit von hier im Dorfe Döllstedt, im badischen Dorfe Zaisenhausen bei Bretten, mehrere mit den Schwänzen fest verwachsene Ratten, die an einem ruhigen, recht versteckten Orte sitzen. Ohne Zweifel verhält sich die Sache so: Sitzen die Jungen in einem engen Loche recht dicht beisammen, so tritt mitunter der Fall ein, daß ihre Schwänzchen, während sie noch weich und nackt sind, mit einander verwachsen. Das Merkwürdigste ist, daß ein solcher Rattenkönig, der sich selbst nicht helfen kann, von seinen Eltern, und wahrscheinlich auch andren Verwandten, immerfort mit Nahrung versorgt wird. Ueberhaupt muß man Ratten und Mäusen den Ruhm lassen, daß sie ihre Jungen sehr getreulich pflegen und lieben.

Hier noch einige andre Bemerkungen: Henri Masers de Latude, welcher 35 Jahre in Staatsgefängnissen gesessen hat, erzählt in seinen Memoiren, wie er sich die Zeit vertrieben und Ratten gezähmt hat. Nachdem er lange von ihnen auf vielerlei Weise geplagt und Nachts sogar gebissen worden war, beschloß er, da er sich in der Bastille befand, einige zahm zu machen. Bald hatte er ein Männchen und ein Weibchen durch Krümchen so weit gebracht, daß sie auf seinen Ruf herbeikamen und ihm aus der Hand fraßen. Nun wollten auch andre Ratten seine Gunst theilen, die Zahl stieg auf 10, und jede bekam ihren Namen, auf den sie auch so gut hörte, wie ein Hund. Unter dem Halse ließen sie sich sehr gern krabbeln, aber nie auf dem Rücken. Binnen weniger als einem Jahre bestand die Familie aus 26 Stück, die alle zusammen gehörten und keine fremde duldeten. Sobald eine fremde sich sehn ließ, gab es Zank. Sie guckten sich an, diejenige, welche sich für die stärkste hielt, knackte mit den Zähnen, die schwächste dagegen quikste und ging rückwärts, doch ohne den Rücken zu zeigen, auf den sonst der Geg-

ner gesprungen sein würde; dieser wagt es dagegen nicht, von vorn anzugreifen, weil er dadurch in Gefahr käme, sich die Augen ausbeißen zu lassen.

In Vigneul Marville's Mélanges wird ein Officier des Regiments Navarra namhaft gemacht, welcher vom Marquis Louvois in die Bastille geschickt wurde. Er bat um Erlaubniß, sich mit Lautenspiel unterhalten zu dürfen. Es ward ihm gestattet, und er sah mit Staunen, daß sich bald ein Kreis von Ratten und Mäusen um ihn her sammelte, die alle aufmerksam zuhörten, und weggingen, wann er zu spielen aufhörte. Es zogen sich immer mehr der Gäste nach seinem Kerker hin, so daß er zuletzt mehr als 100 Zuhörer hatte.

In Nordhausen hatten sich einst die Ratten so vermehrt, daß ein eigner Bußtag deshalb angestellt wurde, und in Autun wurden sie zu Anfang des 15. Jahrhunderts vom Bischof förmlich in Bann gethan.

„Im Jahr 1741," sagt der Verfasser der Merveilles de la nature, „sah ich zu Bourges einen Deutschen, welcher 6 Ratten ganz herrlich dressirt hatte. Sie staken in einer Schachtel; er öffnete sie, aber keine kam heraus, wenn sie nicht bei Namen gerufen wurde. Die Schachtel ward auf einen Tisch gestellt; davor stand der Meister mit einem Stöckchen in der Hand. Er rief eine Ratte hervor; sie lief an ihm empor, hüpfte auf den Stab, setzte sich darauf und grüßte alle Zuschauer. Dann lauerte sie auf die Befehle ihres Herrn, die sie auf das pünktlichste vollzog; sie lief auf dem Stabe auf und ab, stellte sich todt, hängte sich, wie es ihr Herr verlangte, mit der linken, dann mit der rechten Pfote auf. Die Belohnung für ihre Mühe war, daß sie die Erlaubniß erhielt, an ihm empor zu laufen, ihm das Gesicht zu lecken und eine halbe Nuß zu fressen, die er im Munde hielt. Jetzt mußten die 5 andern nach und nach dieselben Kunststücke machen und wurden eben so belohnt, außer eine, welche einen Fehler machte und statt der Nuß eine Strafpredigt erhielt, die sie demüthig und mit gesenktem Kopfe anhörte und sich darauf beschämt in der Schachtel verkroch. Darauf mußten die 5 andern bestimmte Bewegungen, eine Art Tanz, auf dem Tische ausführen; zuletzt kam es aber zu Geschrei und Balgerei, da aber der Meister sah, daß einige der zuschauenden Damen in Angst geriethen, so sagte er nur Ein Wort und es war Frieden. Während des Tanzes guckte die in die Schachtel verbannte Sünderin ganz heimlich hervor und den andern zu."

„Ganz Paris,“ sagt Velsch, „hat, wie ich, eine große Ratte sehen können, die mit einer Katze in bester Freundschaft lebte und oft auf der Straße gezeigt wurde. Die Ratte legte sich zwischen die Pfoten der Katze, oder sprang ihr auf den Rücken, ohne im mindesten angefeindet zu werden.“

„Auf dem Markt Saint-Germain,“ sagt Peter Bonnet in seiner Geschichte der Musik, „habe ich Ratten nach dem Takte der Musik auf Seilen tanzen sehen, wobei sie, wie Seiltänzer, kleine Balancierstangen in den Vorderpfoten hielten. Eine andre Truppe von 8 Ratten tanzte ein Ballet nach dem Ton der Violine und zwar so richtig wie irgend ein Tanzmeister.“

Als Crébillon wegen seines Romanes Tanzai in's Gefängniß nach Vincennes geschickt wurde, ward er gleich in der ersten Nacht durch etwas Warmes aufgeweckt, das er an sich fühlte; es war ein haariges Ding; er hielt es für eine Katze, warf es hinaus, und schlief wieder ein. Am folgenden Morgen suchte er allenthalben nach der Katze, denn er hatte diese Thiere gern, und versprach sich von ihr viel Unterhaltung in der Einsamkeit. Er fand nichts. Mittags aber, da er speiste, sah er plötzlich auf der andern Seite des Tisches ein Thier sitzen, das er, bei der Dunkelheit des Kerkers, für sein Kätzchen hielt und schmeichelnd an sich lockte. Es kam, aber bald ward es deutlich, daß es nur eine ungeheure Ratte war. Bei diesem Anblick schrie Crébillon, der einen natürlichen Abscheu vor diesen langgeschwänzten Thieren hatte, laut auf und warf den Tisch sammt Suppe und Ratte um. Jetzt trat ein Gefängnißwärter, welcher den Lärm gehört hatte, ein und fragte den blassen und zitternden Gefangnen, was vorgefallen wäre. Als er die Sache erfuhr, brach er in ein schallendes Gelächter aus, und erzählte, daß der vorige Gefangne die Ratte aufgezogen und ganz zahm gemacht hätte. Als er seine Erzählung geendet, rief er laut: Raton, Raton, komm her, mein Thierchen! Da guckte Raton erst schüchtern aus seinem Loche hervor, sprang, da er seinen Freund erkannte, ihm auf den Arm und ließ sich die ihm dargereichten Krümchen köstlich schmecken. „Von diesem Augenblick an,“ erzählt Crébillon, „überwand ich den Abscheu, den ich hatte, und gewann die Ratte so lieb, daß ich sie nach meiner Befreiung mit nach Paris genommen haben würde, wenn sie nicht der Wärter hätte behalten wollen.“

Die **Wanderratte** (Wasserratte), M. decumānus, L. S. Bild 31. Franz. le Surmulot. Länge bis zum Schwanze 10 Zoll; Schwanz 7 Zoll 8 Lin. Farbe des Rückens röthlichgrau, mehr oder

weniger in's Rostbraune übergehend; zwischen den kürzeren Körperhaaren stehen einzelne, noch einmal so lange, schwarze, borstenartige, wodurch das Fell viel rauher erscheint als bei den andern hieländischen Mäusearten. Bauch grauweiß. Schwanz besonders an der Wurzel sehr dick, schwach behaart. Füße mit kurzen, weißen, glänzenden Haaren. Die Schnurrhaare reichen nicht über das Ohr hinaus, die unteren sind weiß, die übrigen braun mit weißer Spitze. Die Falten des Gaumens sind mit spitzigen, hornigen Körnchen besetzt. Die Wanderratte war bis zum Jahr 1730 in Europa unbekannt, und ist, sicheren Berichten zufolge, aus Persien und Süd-Asien nach Europa gekommen, wo sie sich, so wie in den Kolonieen, von Jahr zu Jahr mehr verbreitet. Es ist ein bitterböses Thier, das, wie die Hausratte, gesellschaftlich und in der Nähe des Menschen lebt, auch dieselben Eigenschaften hat, nur stärker und schlimmer ist und lieber schwimmt. Sie bewohnt nicht bloß die Häuser, Ställe, Keller, Abtritte, sondern auch die Ufer langsam fließender Gewässer, woselbst sie tiefe Höhlen hat. Sie klettert und schwimmt sehr gut, und zieht oft, indem sie von unten kommt, junge Enten bei den Beinen hinunter, ersäuft sie und schleppt sie in ihr Loch. Auch junge Gänse und Küchlein (jedoch nicht so gern wie Entchen), junge Kaninchen und Tauben erwürgt sie; es sind mir auch sichere Beispiele bekannt, wo sie ganz kleine, hülflos in der Wiege liegende Kinder angefressen, alte Hühner getödtet, eng eingesperrten Gänsen die Schwimmhäute, ja die ganzen Füße abgebissen, lebendigen Speckschweinen große Löcher in den Speck genagt, auch wo sie Ziegen und Schweine beim Futter so geärgert hat, daß diese hernach, wie sie Junge bekamen, nach diesen stießen und bissen, als ob es Ratten wären. An Getreide, Kartoffeln, Obst und andern in Kellern und Kammern befindlichen Eßwaaren thut sie erschrecklichen Schaden, und am allergefährlichsten wird sie durch Zerstörung der Vorräthe und Durchnagen des Holzes auf Schiffen. In Oelgefäße, denen sie nicht anders beikommen kann, steckt sie ihren Schwanz und leckt ihn dann ab. Sperrt man eine Gesellschaft von Wanderratten zusammen und füttert sie nicht stark, so frißt eine die andre auf. Wo sie einrückt, sind alsbald die Hausratten wie weggeblasen, denn sie werden unbarmherzig von ihr niedergemacht, und Mäuse erhalten sich nur dann in ihrer Nähe, wenn sie zwischen festen Steinen enge Löcher haben, in welche der böse Feind nicht eindringen kann. Backsteine schützen gegen die Wanderratte nicht, weil sie dieselben durchnagt. Des Jahrs bekommt sie 2- bis 3mal 4 bis 8 nackte, blinde Junge.

Fast noch schlimmer als bei uns ist die Ratten- und Mäuseplage in vielen heißen Ländern; vorzüglich stark vermehren sie sich in den Anpflanzungen des Zuckerrohrs, das sie gern fressen. Es gibt auch Länder, wo man sie verspeist, wie z. B. auf den Südseeinseln Udirick und Otdia, ferner in Neuholland, zu Katunga im innern Afrika, woselbst, wie Richard Lander erzählt, Ratten, Mäuse und Eidechsen roh und zubereitet in Menge zu Markt gebracht werden u. s. w.

Verfolgung der Mäuse und Ratten durch Thiere, Fallen, Gift. Fast allen vom Raube lebenden Thieren sind glücklicherweise Mäuse und Ratten ein wahrer Leckerbissen; so z. B. den Igeln, Dachsen, Wieseln, Füchsen, Katzen, Busaaren, Eulen, Raben, Elstern, Hähern, Störchen u. s. w. Durch die unaufhörliche Verfolgung von dieser Seite werden sie einigermaßen in Schranken gehalten. Das beste Mittel, sie in Häusern zu verfolgen und zu vertilgen, ist ohne allen Zweifel eine gute Katze; es gibt solche, die ohne weitere Beihülfe große Häuser nebst allen Nebengebäuden, wo seit undenklichen Zeiten Unmassen von Ratten gehaust haben, in kurzer Zeit ganz rein fegen und halten. Die Katzensorte, welche ich jetzt besitze, von Angora-Kater und hiesiger Katze abstammend, braucht sich gar nicht die Mühe zu geben, alle Ratten wegzufangen, sie zwingt sie schon durch die Gewalt des Schreckens zur Auswanderung. Wer keine Katze, oder doch keine gute hat, der muß sich mit Fallen und Gift behelfen. Es gibt der Fallen gar viele und würde vergeblich sein, sie beschreiben zu wollen. Für die beste halte ich eine alte, inwendig überall mit Blech ausgeschlagene Kiste, welche an der einen Seite unten ein Loch hat, durch welches eben eine große Ratte oder Maus hinein kann. Um das Loch stehn, einwärts gerichtet, gerade, spitzige Drahtstäbe, welche die Gäste hinein-, aber nicht wieder herauslassen. Inwendig ist die Kiste mit Stroh gefüllt, das einen richtigen Stallgeruch hat. In das Stroh wirft man anfangs Hafer; jederzeit ist aber nahe vor dem Eingang eine durchlöcherte Blechkapsel befestigt, worin sich alle möglichen Leckerbissen befinden, lauter ungesalzene, damit das Salz dem Bleche nicht schadet; auch die Drähte des Eingangs werden oft mit ungesalznem Fett bestrichen, eben so das Blech, womit die Kiste ausgekleidet ist. An der Decke ist eine Gitterthür, durch welche man bequem nach Innen sehen kann. Meist ist das Nachsehen gar nicht nöthig, denn die Gefangenen fressen sich immer einander auf, und es gehn desto leichter neue hinein, je ärger der Rat-

ten- und Mäusegestank drin ist. Will man übrigens die Bewohner des Gefängnisses selbst vom Leben zum Tode bringen, so braucht man es nur auf 10 Minuten unter Wasser zu tauchen. Man hat auch ähnliche Fallen, in welche das Ungeziefer durch Fallthüren stürzt. Lockspeisen sind: Speck, gesalzen oder ungesalzen, in Butter oder Speck gebratnes Brod oder Fleisch, Nuß-, Mandel-, Gurkenkern, geröstet er Käse, Hanf, Hafer, Weizen, Zucker, Rosinen, fetter Kuchen; für Ratten insbesondre gebratner Häring, Karpfenfett, und vorzüglich die frische oder gebratne Leber oder Niere von Kälbern. Sind Ratten oder Mäuse aus Fallen entwischt, so muß man zu einer neuen Fallensorte und zu andrer Lockspeise greifen.

Will man mit Gift zu Werke gehn, so nehme man kein Arsenik; es ist für Menschen und Vieh zu gefährlich, bringt, wenn es gegen Mäuse und Ratten gestellt wird, gewöhnlich auch Katzen, Hunden, Hühnern und Schweinen Krankheit oder Tod, und man kann mit Gewißheit annehmen, daß viele Menschen, die krank oder kränklich einher schleichen, von Ratten und Mäusen mit Arsenik gefüttert worden sind, indem diese Thiere das für sie bestimmte auf Kartoffeln, Rüben, Obst, Getreide gespieen oder mit den Füßen getragen haben. Es gehn auch oft sogenannte Rattenfänger oder Kammerjäger in der Welt herum, und versichern aller Welt, daß das Gift, welches sie stellen, kein Arsenik enthält. Dennoch ist bei ihnen jedesmal sicher Arsenik vorauszusetzen, und ich habe solches allemal bei der Untersuchung der Masse gefunden. Das beste Gift gegen Ratten und Mäuse, welches auch für andre Thiere und Menschen wenig gefährlich ist, läßt man sich heut zu Tage in der Apotheke so bereiten: 1 Quent Phosphor wird in eine auf 4 Loth Wasser berechnete Flasche gethan und sogleich 1 Loth heißes Wasser darauf gegossen. Sobald der Phosphor zergangen, verkorkt man die Flasche, schüttelt sie anfangs langsam, dann schnell, und zuletzt noch so lange in kaltem Wasser, bis sie selbst kalt wird. Jetzt ist der Phosphor in ein zartes Pulver verwandelt, und die Flüssigkeit wird in einem flachen Gefäße mit 4 Loth Weizenmehl und 4 Gran gepülverter Wurzel des kleinen Baldrians zu einem festen Kuchen geknetet. Hieraus schneidet man Stückchen von Größe einer Haselnuß, bestreut sie mit Mehl und wirft sie in die Löcher. Dieses Gift dient auch für Maulwürfe und Schaben. Sind Ratten oder Mäuse übrig, die nicht anbeißen wollen, so hüllt man die Stückchen in ein Gemisch von Mehl, Zucker und Zimmt, oder knetet davon etwas in die Masse, und ist auch dann noch nicht Alles vertilgt, so mischt man die Masse

mit gebratenem Speck. Ein andres Gift, welches für Menschen, Katzen, Hunde, Schweine noch weniger gefährlich ist, läßt man sich in der Apotheke aus Krähenaugen (Brechnuß, Nux vomica) bereiten: 2 Loth zerkleinerte Krähenaugen werden mit ½ Maß Wasser bis auf ¼ eingekocht, die Flüssigkeit in einer verstöpselten Flasche aufbewahrt, darin Nußkerne, Erbsen, Bohnen, Getreidekörner 1 Tag lang eingeweicht, dann in einem Gemisch von gestoßenem Zucker, Mehl und Zimmt gewälzt und in die Löcher geworfen.

Kommt es nur darauf an, Ratten von einem Orte abzuhalten, so sucht man das durch festes Vermauern mit hartem Stein zu bewerkstelligen, oder verstreicht die Löcher, wo es nicht sonst gefährlich sein könnte, mit Kalk, dem viele Glassplitter beigemengt sind, legt auch, wo die Thiere herumlaufen, kurze, mit Vogelleim bestrichne Rüthchen, streut Massen von zu Staub gestoßenem Pfeffer, oder klein geschnittne Wachholderzweige, gießt Tabakssaft und Tabaksasche in die Löcher. Besser hilft, wo man den Gestank nicht fürchtet, Schwefelleber, die man wohlfeil in jeder Apotheke bekommt, in ein leinenes Läppchen gebunden, dann in Wasser getaucht, dem etwas Schwefelsäure beigemengt ist, in ein Loch geschoben und dies dahinter gut geschlossen, oder im Keller z. B. offen hingelegt. Ist ein Gebäude von außen zugänglich, so läßt man jedes Jahr einmal oder einigemal die Runde machen und alle von außen hinein führenden Löcher stark mit Steinen oder hartem Holz verkeilen; vor Küchen-, Keller- und Stall-Löcher setzt man eiserne Gitter.

Die **Waldmaus** (Feldmaus, langgeschwänzte Feldmaus, große Feldmaus), M. sylvaticus, L. Franz. le Mulot. Körperlänge 3 Zoll 8 Linien bis 4 Zoll; Schwanzlänge meist ebenso, doch gibt es einzelne mit weit längerem Schwanze, bis 4 Zoll 7 Linien. Der Kopf ist länger und mehr gebogen als bei der Hausmaus, die Augen sind größer und vorstehender, die Ohren ebenfalls größer. Die Farbe des Rückens ist rostbraun, im Winter mit Grau gemischt, der Unterleib ist weiß, im Winter weißgrau. Rückenfarbe und Bauchfarbe sind stets scharf abgegrenzt. Der Schwanz ist auch oben rostbraun, unten weiß. Die Hinterfüße sind stark und lang; deswegen kann sie große Sprünge machen. Sie ist über ganz Europa und das westliche Sibirien verbreitet, lebt theils auf Feldern, theils in Gärten, Zäunen, Wäldern, auch auf hohen Bergen, dringt im Winter in Häuser und Scheuern, geht immer gern hoch hinauf und läuft auch von Dach zu Dach. In der Erde gräbt sie Löcher, worin sie ein Nestchen und auch Magazine anlegt. Im Herbste, wenn die We-

spen ausgestorben sind, quartirt sie sich gern in deren Nester. Sie springt und klettert vortrefflich, läuft mit großer Gewandtheit über die dünnen Aestchen der Zäune, sammelt im Herbst von den wilden Rosenstöcken die Hanebutten, trägt sie herab, verzehrt sie unter dem Busche und verräth dadurch ihr Dasein leicht; unter den Kirschbäumen sucht sie die Kerne auf, nagt auf Einer Seite ein kleines Loch hinein und holt das Fleisch mit den langen Nagezähnen des Unterkiefers hervor; ebenso verfährt sie mit Haselnüssen, nagt auch ohne große Beschwerde die festesten Wallnüsse auf. Sie frißt ferner Bucheckern, Eicheln, Birnen, Aepfel, überhaupt Alles, was die Hausmaus frißt. In der Schneuß stiehlt sie Vogelbeeren und fängt sich auch oft dabei. Durch Benagen junger Roth- und Weißbuchen, Ahorn, Ulmen, Eschen, Fichten thut sie oft sehr bedeutenden Schaden, geht auch Eichen und Ebereschen an, verschont aber Erlen und Birken. Ist das Abnagen der Rinde nicht bis zur Wurzel gegangen, so kann man den Baum noch retten, indem man ihn gleich unter der beschädigten Stelle abschneidet; ist aber auch die Wurzel beschädigt, so ist keine Rettung möglich. Indem man das bei der Ratte angegebene Gift in ihre Löcher schiebt, kann man sie vertilgen; frei darf man es nicht hinwerfen, weil man sonst auch an nützlichen Thieren Schaden thun könnte. Kleine Thiere frißt sie äußerst gern, stört deshalb die Vogelnester aus, ja sie beißt erwachsne Lerchen, Finken, Dompfaffen u. s. w. todt, wenn sie solche im Schlafe überfallen kann. Sie ist so frech, daß sie selbst in die Wohnungen ihrer Feinde dringt, sich z. B. während des Winters im warmen Lager eines Igels einquartirt und diesem, wenn er recht fest schläft oder todt ist, die Pfoten abfrißt. Sie bekommt jährlich dreimal 4 bis 10 nackte, blinde Junge, die sie sehr liebt.

Vor einigen Jahren hatte ich ein Rothkehlchen, welches auf dem Dachboden des Hauses frei herum flog, und da es auf die dort hausenden Fliegen angewiesen war, von meiner Seite nichts bekam, als ein Näpfchen mit Wasser und ein anderes mit Mohn. Das letztere fand ich im Herbst jeden Morgen sorgfältig mit Stroh und Holzstückchen überdeckt und konnte nicht errathen, wer sich wohl diese Mühe geben möchte. Ich paßte erst am Tage und dann am Abend auf; es fand sich eine Waldmaus ein und bewirthschaftete das Näpfchen. Ich fing sie weg und von dieser Zeit an blieb es offen. Späterhin stellte ich mehrmals, wo ich solche Gäste spürte, absichtlich kleine Vorräthe hin, und fand öfters, daß sie das zudeckten, was sie nicht gleich auffressen konnten.

Am 12ten Februar 1837 hörte meine Schwester Abends im Keller ein ganz eignes singendes Piepen, suchte mit der Laterne und fand eine Waldmaus, welche neben einer Flasche Mallaga saß, ihr freundlich und ohne Scheu in's Gesicht sah und sich in ihrem Gesange gar nicht stören ließ. Meine Schwester ging fort, holte Hülfe, es ward mit Heeresmacht in den Keller gezogen, die Maus war mit ihrem Liedchen noch nicht fertig, blieb ruhig sitzen und war sehr verwundert, als sie mit einer eisernen Zange beim Schopfe gefaßt wurde. Es fand sich nun bei weiterer Untersuchung, daß die Flasche etwas auslief, und daß um das Fleck, wo die Tropfen hinfielen, ein ganzer Kranz von Mausemist lag, woraus der Schluß gezogen wurde, daß die soeben als Trunkenbold arretirte Maus hier schon länger ihre Gelage mochte gefeiert haben.

Die **Brandmaus**, M. agrarius, Pall. Länge bis zum Schwanze 3 Zoll 6 Lin. bis 4 Zoll 9 Lin.; Schwanz 2 Zoll 6 Lin. bis 3 Zoll 6 Lin. Der Körper ist schlank; der Kopf besonders schmal und platt; die Ohren sind behaarter und kleiner als bei der Hausmaus. Der Rücken im Sommer schön rostbraun, im Winter graubraun; Unterleib grauweiß. Ueber die Mitte des ganzen Rückens läuft immer ein schwarzer Streif. Sie bewohnt Deutschland, Rußland und Sibirien. Die Augen der Brandmaus sind kleiner als bei der Waldmaus, auch ist sie weit gutmüthiger und weniger zum Springen und Klettern geneigt als jene. Sie lebt gern in Laubwäldern, Gärten, Zäunen, Feldern, dringt auch im Winter in die Scheuern und Ställe, nährt sich vorzüglich von Sämereien, und trägt davon auch Vorräthe ein. Gleich den andern Mäusen hat sie in ihrem Loche ein warmes Nestchen. Vor nicht gar langer Zeit nahm ich ein Brandmausweibchen nebst seinen Jungen, die eben zu sehen begannen, in die Stube, that die Familie ganz allein in ein wohlverwahrtes Behältniß, fütterte sie gut, die Alte machte sich ein Nestchen und säugte darin die Jungen sehr eifrig. Funfzehn Tage nach dem, wo die Familie gefangen und eingesperrt worden war, als eben die Jungen selbstständig zu werden begannen, heckte die Alte unvermuthet wieder 7 Junge, mußte sich also schon im Freien, gleich nachdem sie die vorigen geheckt, wieder gepaart haben. Lustig war es mit anzusehn, wenn ich die alte Brandmaus, während sie die Jungen säugte, so störte, daß sie weglief. Die Jungen, welche grade an ihren Eutern hingen, blieben dann daran, sie mochte so schnell laufen, wie sie wollte, und sie kam mit der oft bedeutenden Last doch immer schnell vom Flecke. Ich habe auch im Freien Mäuse gesehn, welche ihre Jungen, wenn ich sie störte, so wegschafften.

Die **Zwergmaus**, M. minūtus, Pall. M. messorĭus. Ohren klein, wenig aus dem Pelze hervorragend; Augen klein; Rücken mehr oder weniger stark, aber stets hinten, in's Rothe ziehend, ohne Streif. Untere Theile, die Füße abgerechnet, weiß oder weißlich. Schnurrbart dunkelgrau, an den Spitzen hellgrau. Länge bis zum Schwanze $2\frac{1}{4}$ Zoll, Schwanz 1 Zoll 9 Linien. Dieses kleine Thierchen fand zuerst Pallas in Sibirien; in Schlesien hat es Gloger einzeln vorgefunden, bei München ebenfalls sehr einzeln Wagler, und in Schleswig und Holstein ist es, wie F. Boie (Isis 1823. S. 969) sagt, eine der am häufigsten vorkommenden Arten und unter dem Namen Stickmaus, den man auch dort der Brandmaus gibt, bekannt. Bei Schnepfenthal habe ich sie noch nicht finden können, obgleich ich ringsum 2 Jahre lang immer 10 bis 40 Fallen im Freien stehn gehabt habe. Diejenigen, welche Boie einsperrte, zeigten große Lust, sich einander aufzufressen.

b) Cricētus. Schwanz kurz, dicht-behaart; Backentaschen.

Der **gemeine Hamster**, M. Cricētus, L. S. Bild 32. Franz. le Hamster commun. Oben graubraun; um den Mund, ein Fleck hinter den Ohren, eins vor und eins hinter der Schulter gelblichweiß; Brust und Bauch schwarz; alle 4 Füße weiß. Man findet auch nicht selten ganz schwarze, deren 4 Füße, Ohrenrand und ein Fleck an der Schnauzenspitze weiß sind. Sie hecken mit den gewöhnlichen und man findet dann beide Sorten gemischt im Neste. Ich habe auch einen ganz weißen mit rothen Augen, der ganz zahm war, lebend besessen. Der Kopf ist dick; der Hals kurz; der Körper plump; die Backentaschen sind häutige, bis auf die Schulter reichende Behälter, 3 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$ breit. Länge des Thieres bis zum Schwanze 8 bis 12 Zoll; Schwanz $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll; Ohren abgerundet, 8 Linien lang. Das Weibchen hat 8 Zitzen. Der Hamster bewohnt fruchtbare, ebene Getreidefelder vom Rhein bis an den Ob in Sibirien. Gebirge vermeidet er durchaus. Er ist ein äußerst boshaftes Thier, das sich selbst mit seines Gleichen nicht verträgt, oft ganz unversehens und unbeleidigt nach Menschen, Hunden und Pferden springt und sich festbeißt. In der Bosheit faucht er und knirscht mit seinen gewaltigen Zähnen. Er sieht dabei etwas abenteuerlich aus, und so hat sich's denn vor 50 Jahren, wo es noch abergläubige Leute gab, hier in Schnepfenthal ereignet, daß eine Magd einen Hamster, der in der Stube frei herumging und sie unerwartet anfauchte, mit dem Besen erschlug, weil sie ihn für eine Hexe hielt. Zur Wohnung bereitet er sich einen unterirdischen Bau, der 3 bis

6 Fuß tief ist, wenigstens 2 Röhren, nämlich eine schiefe und eine senkrechte, hat, und 5 bis 7 Kammern von der Größe einer Rindsblase und drüber enthält, deren eine zur Wohnung bestimmt ist, die andern für den einzutragenden Vorrath. Männchen und Weibchen leben in verschiedenen Bauen, und der des Weibchens hat eine wärmer ausgefütterte Wohnkammer und mehr Röhren. Auch die Jungen müssen, sobald sie es können, sich eigne Baue graben. Während des Winters, etwa von Mitte Oktober bis Ende Februar, ruht und schläft der Hamster, nachdem er die Eingänge fest verstopft hat. Wenn er im Winterschlafe liegt, so ist er zusammengekugelt, kalt und athmet nicht. Dehnt man ihn, so kugelt er sich unwillkührlich und ohne zu erwachen, wieder zusammen; öffnet man seine Augen, so schließt er sie unwillkührlich wieder; zerschneidet man ihn, so gibt er kein Zeichen des Schmerzes von sich; aber das Herz schlägt 14- bis 15mal in der Minute. In der Gefangenschaft schläft er auch am liebsten, wenn er sich verkriechen und vor der Luft verwahren kann; es widerfuhr einmal einem, den ich hatte, daß er, da er entwischte, sich durch die Lehmwand bis unter die Dielen bohrte und dort einschlief, von Ratten überfallen und gefressen wurde. Da ich den Schmaus merkte, ließ ich die Dielen aufreißen, fand aber nur noch Knochen und Haare. Solche, die ich im untersten Stock in Stuben überwintert habe, welche immer etwa 5 Grad Wärme hatten, schliefen zwar in gegen die Luft durch einen Deckel geschützten Kisten sehr fest, wachten aber doch von Zeit zu Zeit auf und fraßen. Da sie im Freien so sehr viel Vorrath, mitunter einer 1 Centner, eintragen, so ist es mir wahrscheinlich, daß sie auch draußen abwechselnd im Winter fressen. Sie öffnen auch ihre Löcher zuweilen zu einer Zeit wieder, wo alle längst verstopft sind, wie ich denn Beispiele weiß, daß Hamster im December bei 4 Grad Kälte auf den Feldern herumgelaufen und schnell in ihr Loch gehuscht sind, wie sie todtgeschlagen werden sollten. Jedenfalls darf man einem Hamster im Winterschlafe nicht trauen. Ich nahm einmal einen aus der Kiste, und hatte meinen Spaß daran, daß er so ganz todtenähnlich schlief, ließ ihn auch von einer Kreuzotter in die Schnauze beißen und legte ihn wieder hin. Kurze Zeit nachher wollte ich nachsehn, wie ihm das Experimentchen bekommen wäre, und da er noch fest zu schlafen schien, nahm ich ihn mit der bloßen Hand heraus, bekam aber augenblicklich einen tiefen Biß in den Finger, und wußte nun, daß er wachte. In der warmen Stube kann man sie in einem offnen Käfich über Winter meist wach erhalten; sie befinden

sich aber doch dabei nicht recht wohl und sterben leicht. Eigen ist es, daß, wenn man mehrere zusammen an einem dem Schlafe günstigen Orte überwintert, sie meist ungefähr zu derselben Zeit einschlafen und erwachen. Der Hamster frißt fast Alles, was eßbar ist: grüne Saat und andre Kräuter und Wurzeln, vorzüglich aber Hülsenfrüchte und Getreide, wovon er große Vorräthe einschleppt; zuweilen sammelt er auch Möhren, Kartoffeln, Runkelrüben. Die Kammer, welche mit Getreide gefüllt werden soll, legt er erst mit Strohblättern aus. Hat er die Backentaschen recht voll Körner gepfropft, so sieht er ganz komisch aus; stört man ihn dabei, so streicht er schnell, auf den Hinterbeinen sitzend, an den Backen auswendig mit den Vorderpfoten hin, so daß der Vorrath hervorspritzt, die Taschen leer und die Kinnladen zum Beißen bei Vertheidigung oder Angriff geschickt werden. Auch beim Vollstopfen der Backentaschen, so wie beim Fressen, bedient er sich der Vorderpfoten. Lieber noch als Getreide frißt er Thiere, nicht bloß allerhand Kerbthiere, sondern vorzüglich gern kleine Vögel, Mäuse, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern u. s. w. Wirft man ihm lebende oder todte Vögelchen vor, so springt er schnell zu und zerbeißt ihnen zuerst die Flügel. Das Weibchen bekommt jährlich zweimal 4 bis 12 nackte, blinde Junge, ja ich habe deren in guten Jahren 15 und 16 gefunden. Die Jungen der ersten Hecke sollen in solchen Jahren im Herbste ebenfalls schon hecken können, desgleichen die Alten zum dritten Male. Auf den fruchtbaren Fluren, welche die Stadt Gotha umgeben, ist er in manchen Jahren in Unzahl vorhanden. Eigne Hamstergräber stellen ihm dort nach und liefern ihn bei der Obrigkeit ab. Sie müssen sich bei der Kämmerei einen Erlaubnißschein holen; die Frucht, welche sie im Hamsterbau finden, dürfen sie behalten. Den Hamster ziehen sie, wenn sie bis zu seiner Kammer gegraben haben, mit einem scharfen eisernen Haken hervor, in den sie ihn beißen lassen, und schlagen ihn mit einem Stöckchen todt. Jetzt erhalten sie für ein altes Hamsterweibchen 1 gl., für ein Männchen oder einen schon behaarten jungen Hamster 2 Pfennige, für einen noch nackten jungen 1 Pfennig. Hauptsächlich gräbt man im Herbste, sobald die Felder abgeräumt sind; im Winter sind die Löcher schwer zu finden, weil sie verstopft sind. Da die Hamster sich immer auf die Saatfelder zusammenziehn, indem Wiesen und Brachfelder ihnen nicht behagen, so ist in hamsterreichen Jahren der Schaden zuweilen sehr arg und man hat Beispiele, daß ganze Felder, wo das geschnittne Getreide über Nacht liegen blieb, am folgenden Morgen fast nur

noch Stroh zeigten, indem die Hamster alle Körner unter die Erde geschleppt hatten. Eine Aehre leert er gar schnell aus, indem er sie durch das Maul zieht. Die gothaische Stadtflur, von welcher die Hamster eingeliefert werden, beträgt 12,718 Acker; man muß aber bei den Zahlen, die ich jetzt anführen werde und aus den amtlichen Verzeichnissen gezogen habe, bedenken, daß jährlich tausende erlegt werden, die niemand abliefert. Im Jahre 1817 wurden 111,817 Stück abgeliefert, wofür der Stadtrath 2,237 Thlr. 19 gl. 7 pf. zahlte. In diesem Jahre brachen auch 2 Pferde das Bein, indem sie plötzlich in Hamsterlöcher sanken; — im Jahre 1818: 13,054; — 1819: 22,370; — 1820: 7,331; — 1821: 8,689; — 1822: 19,087; — 1823: 5,429; — 1824: 12,084; — 1825: 14,248; — 1826: 7,002; — 1827: 14,735; — 1828: 6,133. — Man kann den Hamster leicht wie Mäuse und Ratten in Fallen locken, mit dem bei der Wanderratte angegebenen Gifte tödten, auch gräbt man tiefe, glatte Töpfe ein und thut etwas Stroh, Brod und Getreide hinein; vorzüglich fängt man ihn aber in folgender ganz einfacher Falle: In die Mitte eines 10 Zoll langen und eben so breiten Bretes wird ein rundes Loch von 4 Zoll Durchmesser geschnitten; über und unter dem Loche steht ein Nagel, dessen sehr scharfe Spitze so nach dem Loche zu gekrümmt ist, daß sie sich der Spitze des andern Nagels auf 2 Zoll nähert. Auf beiden Seiten des Bretes sind Schleifen, durch welche Pflöcke geschlagen werden, um das Bret über dem Hamsterloche zu befestigen. Das Bret wird dann mit Erde bestreut. Geht nun der Hamster hinein oder heraus, so gleitet er über den ersten Nagel hinweg, sticht sich aber am andern, prallt zurück und spießt sich an dem, über den er schon hinweg war. Von Füchsen, Eulen, Busaaren werden viele Hamster vertilgt; das kleine Wiesel und Hermelin stört viele Nester derselben aus; am meisten Abbruch thut ihnen jedoch der Iltis, welcher sich sehr gern in ihre Löcher ganz einquartiert. Nicht alle Hunde und Katzen wagen sich an Hamster. Das Fett kann man ausbraten und in der Lampe brennen; mit dem Fleische füttert man die Schweine; der Winterpelz gibt ein recht hübsches, leichtes und doch dauerhaftes Pelzwerk.

c) Arvicŏla, Hypudaeus. Vorderfüße 4zehig mit einer Daumenwarze, Hinterfüße 5zehig; Schnauze breit-abgerundet; Schnurrhaare in 5 wagrechten Reihen; Ohr wenig oder gar nicht aus dem Pelz vortretend. Der Schwanz erreicht $\frac{2}{3}$ der Körperlänge oder ist noch kürzer.

Die **Wasserratte** (Erdwolf, Reitmaus, Scheermaus, M.

amphibius, L. (M. terrestris, L.). Franz. le Rat d'eau. Oben dunkelgrau oder graubraun, unten grau. Kopf dick, stark-behaart; Ohren ganz im Kopfhaar verborgen. Länge bis zum Schwanze 5 Zoll 3 Linien bis 7 Zoll; Schwanz 2 Zoll 9 Linien bis 4 Zoll. Der Schwanz hat 130 bis 140 Ringe, zwischen denen kurze Haare ziemlich dick stehn. Die Wasserratte lebt in Europa, Asien und Nord-Amerika, bis an das Polarmeer. Man trifft sie an Gewässern, wo sie ihre Höhlen im Ufer hat. Sie schwimmt sehr gut, weiß sich von Sämereien, Wurzeln, allerhand Wasserthierchen, Fischeiern gut zu ernähren, und hält sich im Winter durch stetes Auf- und Abgehn Löcher im Eise offen. Oft wohnt sie aber auch weit vom Wasser in Gärten und Wäldern. Sie wühlt wie der Maulwurf, thut an Sämereien großen Schaden, verdirbt die Obstbäume, Eichen, Buchen, Ahorn durch Abnagen der Wurzeln, liebt den Sellerie sehr, legt von Wurzelwerk, namentlich auch Zwiebeln aller Art, kleine Magazine an. Das Weibchen bekommt jährlich 2- bis 3mal 5 bis 7 dünnbehaarte, blinde Junge. Durch ihre Nahrung, ihr Wühlen und das Durchlöchern der Dämme wird sie sehr schädlich. Man lockt sie mit Speck und Sellerie in Rattenfallen; unter der Erde fängt man sie mit Maulwurfszangen; mit dem Selbstschuß, wie man ihn auf Maulwürfe stellt, erlegt man sie auch, da sie ihren Gang, wenn man ihn geöffnet hat, wieder zu verstopfen pflegt. Sieht man sie wühlen, so kann man sie mit der Flinte schießen, aber nicht gar leicht aushacken. Ueberhaupt ist sie äußerst vorsichtig. Im Wasser geht sie ziemlich leicht in Fischreusen, die man dicht vor ihre Löcher stellt und worin sie bald ersäuft. Mit dem bei der Wanderratte angegebenen Gifte kann man sie auch vertilgen, und sie geht um so lieber daran, wenn es in zerquetschte Wurzeln oder Blätter von Sellerie gewickelt ist.

Die **Feldmaus** (kleine Feldmaus, Reitmaus, kurzgeschwänzte Feldmaus, Ackermaus), M. arvălis, Pall. Franz. le Campagnol. Auf dem Rücken mäusegrau bis dunkel- schwarzgrau, häufig rostroth überflogen; Unterseite grau. Ohren rund, etwas aus dem Kopfhaar hervorragend. Länge bis zum Schwanze zwischen 3 Zoll 6 Linien bis 4 Zoll 2 Linien; Schwanz 1 Zoll bis 1 Zoll 3 Linien. Daumenwarze der Vorderfüße sehr klein. Von dieser Art habe ich vor einigen Jahren eine ganz silberweiße, auf dem nächsten Acker ausgepflügte Spielart gehabt. Die Feldmaus findet sich in ganz Europa, vom hohen Norden bis zum Süden, vom sumpfigen Thal bis zur trocknen Bergeshöhe, auf dürrer Sandebne und neben

dem ewigen Schnee der Alpen. Im Winter kommt sie in die Häuser, vorzüglich in die Scheuern, wohin sie sich zum Theil mit den Getreidegarben ganz bequem fahren läßt. Die Löcher dieser Maus kann man leicht von denen andrer Mäuse unterscheiden, denn von einer Oeffnung derselben zur andern ist immer, wenn sie eine Zeit lang bewohnt sind, ein festgetretner Weg. Auf diesen Wegen sieht man sie auch am Tage öfters von einer Einfahrt zur andern huschen. Hat auch das Loch vielleicht 6 und mehr Einfahrten, so steht doch unter der Erde Alles in Verbindung. Im Inneren findet man ein weich ausgepolstertes Nestchen und oft kleine Vorräthe, vorzüglich von Getreide. Weder im Laufen, noch im Springen und noch weniger im Klettern zeigt die Feldmaus große Fertigkeit; sie gräbt dagegen schnell und gern, im Winter auch viel zwischen Schnee und Erde hin. Schwimmen können sie, wie alle Mäuse, in der Noth sehr geschickt. Je nach der Gelegenheit ändern sie oft ihren Wohnsitz, verlassen die frisch gepflügten und Brachfelder, um sich auf besäete oder Kleefelder zu begeben. Gern haben sie ihre Wohnung in Rainen; oft auch auf Wiesen, zumal gut gedüngten. Auch in Maulwurfslöchern reiten sie auf und ab. Im Winter leben sie hauptsächlich von Blättern und Wurzeln der jungen Saat, des Klees und der Quecken, während der warmen Jahreszeit hauptsächlich von Getreide, Erbsen, Linsen, Wicken, Kartoffeln, Möhren, Rüben u. s. w. In den Wäldern fressen sie Buchäckern, Nüsse u. s. w.; im Winter benagen sie die Rinde an jungen Obstbäumen, auch an den bei der Waldmaus genannten Waldbäumen. Der Schaden ist oft sehr bedeutend; so wird z. B. im sechsten Bande von Pfeil's kritischen Blättern für Forst- und Jagdwissenschaft erwähnt, daß im Jahre 1830 auf dem Lieper Reviere bei Neustadt-Eberswalde eine etwa 1200 Morgen große Buchenschonung, die mit 6- bis 12jährigem Aufschlag gut bestanden war, durch Benagen von Mäusen fast gänzlich vernichtet worden. In Rübenkellern habe ich dieses Mäuschen oft zur Winterszeit beobachtet; jedes pflegt sich da eine schöne Rübe auszusuchen, und geht Tag und Nacht nicht aus dieser weg, bis sie ganz hohl gefressen und statt des Rübenfleisches nichts mehr da ist, als ein großer Haufen Mausemist, worauf es zu einer andren Rübe wandert. Die beste Lockspeise vermag einen solchen Einsiedler nicht aus seinem Rübenhäuschen zu locken. Das Weibchen hat 8 Zitzen und bekommt jährlich 3- bis 4mal 4 bis 8 nackte, blinde Junge, und die von der ersten Hecke sollen sich schon im Herbste in guten Jahren wieder fortpflanzen. Ihre Vermehrung ist zuweilen

in einzelnen Gegenden ungeheuer, so daß ganze Ernten zu Grunde gerichtet werden. Nach amtlichen Nachrichten wurden 1822 im Bezirke von Zabern binnen 14 Tagen 1,570,000 Mäuse gefangen; desgleichen im Landrathsbezirke Nidda in der Wetterau 590,327; im Landrathsbezirke Butzbach 271,941. Einigemal (z. B. 1819, 1822) hat man über den Rhein eine unzählbare Schaar schwimmen sehen, ohne daß man eine bestimmte Ursache der Wanderung angeben konnte; andremal hat man auch ihre Wanderungen zu Lande beobachtet. Zu solchen Zeiten ist plötzlich, wo man vorher nicht eine einzige sah, Alles durchlöchert und wimmelt, die Katzen thun Tag und Nacht nichts, als daß sie Mäuse todtbeißen; man fängt keinen Hecht, dessen Magen nicht mit Mäusen ausgefüllt wäre, u. s. w. Anhaltende kalte Nässe und im Winter viel Glatteis vermindert sie oft schnell wieder; man hat auch Beispiele, daß sie im Herbste beim herrlichsten Wetter ausgestorben sind; auch mögen sie sich wohl, wenn die Vermehrung zu groß ist, und Mangel an Nahrung eintritt, einander selbst auffressen, wenigstens habe ich sehr oft gesehen, daß eine die andre, auch wo gar kein Futtermangel ist, aus der Falle frißt, und daß sie sich in der Gefangenschaft einander verzehren, sobald kein Ueberfluß an andrer Nahrung da ist. Sie haben, wie alle Mäuse, sehr viel Feinde. Treibt man Schweine an Orte, wo viele Mäuse sind, so wühlen sie deren Löcher auf und fressen die Jungen sammt den eingeschleppten Vorräthen. Hunde kann man leicht abrichten, sie in lockerem Boden auszukratzen und todt zu beißen. Um Raubvögeln und Raben Gelegenheit zu geben, sich ruhig auf dem Felde nach Mäusen umzusehn, schlägt man Pfähle ein, die oben einen Querstock haben, worauf sie sich setzen können. Ein gutes Vertilgungsmittel ist in nicht zu lockerem Boden der Mäusebohrer. Dieser gleicht dem, den die Rademacher haben, um Räder zu durchbohren, und der Löffel hat 4 bis $4\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Hiermit bohrt man in die Furchen, denn da laufen sie meist auf und ab, vorzüglich an den Rainen hin, gegen 2 Fuß tiefe Löcher, wobei man den Bohrer in Wasser taucht und die Wände des Loches recht glatt macht. Die Mäuse fallen des Nachts hinein und hüpfen sich, um heraus zu kommen, zu Tode, oder fressen einander drinnen auf. Am Tage wirft man die gefangnen Mäuse frei auf die Aecker, um die Raben desto mehr anzulocken. Mit dem bei der Wanderratte genannten Gift kann man sie leicht tödten.

Die **Wurzelmaus**, M. Oeconŏmus, Pall. Dunkelbraun, der Feldmaus ähnlich. Bewohnt ganz Sibirien, lebt meist paarweis;

in dem unterirdischen Baue befinden sich drei, vier und mehr Kammern, in deren jede zur Herbstzeit gegen 8 bis 10 Pfund gut gereinigte Wurzeln eingetragen werden. Die Eingebornen öffnen dann die Löcher und benutzen den Vorrath für sich. Aus Kamtschatka wandern sie öfters im Frühjahr in solchen Schaaren gegen Westen, daß ein Zug zuweilen zwei Stunden lang ist, wobei sie über Flüsse und Gewässer schwimmen; im Herbste kehren sie nach Kamtschatka zurück. Viele Füchse und andre Raubthiere folgen dem Zuge.

Die **Wühlmaus**, M. Glareölus, Schreb. (Hypudaeus hercynius, Mehlis.). An Gestalt der Feldmaus ähnlich, jedoch oben rothbraun, unten grauweiß, die Pfoten weiß. Bei der Feldmaus (und Wasserratte) bestehn die Backenzähne aus Einem Stück, bei der Wühlmaus in der Jugend auch, aber späterhin theilen sie sich unten in Wurzeln. Das Thierchen kommt hier und da in Deutschland, Frankreich, England, Dänemark und an der Wolga vor; ich habe bei Schnepfenthal binnen 3 Jahren etwa 60 Stück gefangen, davon aber keine auf freiem Felde, sondern an Abhängen in Zäunen, Laubwäldern, wenig im Nadelwalde. Sie liebt die Ränder der Bäche oder andrer feuchter Plätze, dringt auch zu Winterszeit mitunter in die Ställe und Scheuern ein. In der Gefangenschaft habe ich mehrere lange Zeit wie andre Mäuse erhalten. Sie zeigt da etwa die Eigenheiten der Feldmaus, doch wenig Begierde, ihres Gleichen zu tödten, ist überhaupt gutmüthig, im Klettern nicht sehr geschickt und macht sich gern ein warmes Nestchen.

Der **Lemming**, M. Lemmus, L. Rostgelb, mit unregelmäßigen schwarzbraunen Flecken. Die Fußsohlen dicht mit Haaren besetzt. Länge bis zum Schwanze $5\frac{1}{4}$ Zoll, Schwanz $7\frac{1}{3}$ Linien. Er bewohnt hauptsächlich das hohe Gebirge, welches im hohen Norden die Grenze zwischen Schweden und Norwegen zieht, oft in großer Menge dicht beisammen, in unterirdischen Bauen. Seine Nahrung sind allerlei Pflanzen, Birkenkätzchen, Rennthierflechten. Es sind ziemlich langsame Thiere, welche sich aber in manchen Jahren erstaunlich vermehren und dann große Züge antreten. Sie versammeln sich dann im Herbste, bilden Schaaren, die 1 bis 2 Spannen breit und einander parallel gehen, und ziehen so von den Gebirgen herab, wobei sie alles Grüne, das auf ihrem Wege steht, abfressen. Meist gehen sie bei Abend und Nacht, und liegen bei Tage stille. Sie halten immer die gerade Linie, und schwimmen durch jedes in ihrem Wege liegende Wasser, wenn auch noch so viel dabei umkommen. Steht eine unübersteigliche Felsenwand auf ihrem Wege, so

marschiren sie um selbige herum und setzen dann doch den Weg in der vorigen Richtung fort. Raubthiere und Raubvögel ziehen ihnen in Menge nach, und so sind gewöhnlich die meisten aufgerieben, ehe sie das Meer erreichen. In menschlichen Wohnungen nisten sie sich nicht ein.

d) Spalax. An Vorder- und Hinterfüßen 5 Zehen; die Augen von der Körperhaut überzogen. Das äußere Ohr fehlt; Schwanz sehr kurz. Hierher gehört die **Blindmaus**, M. typhlus, Pall., ein graues, am Kopfe weiß-geflecktes, unterirdisches Thierchen in Rußland und Sibirien.

e) Dipus. Die hierher gehörigen Thierchen, welche man Springmäuse nennt, haben einen sehr langen Schwanz, dessen Ende buschig behaart ist, und Hinterbeine, die wohl 4mal so lang sind als die Vorderbeine. Sie hüpfen auf den Hinterbeinen, graben sich Höhlen, halten einen Winterschlaf, leben von Pflanzen, bewohnen Asien und Nord-Afrika. Der **Alakdaga**, M. Jacŭlus, Pall. (s. Bild 34), ist in den Steppen des südlichen Rußlands häufig.

Fünfte Gattung:

Ondatra. Fiber, Cuv.

Backenzähne $\frac{4.\ 4.}{4.\ 4.}$; die Hinterfüße haben keine Schwimmhäute; der Schwanz ist lang, dünn-behaart, zusammengedrückt.

Der **Ondatra**, F. zibethĭcus, Desm. (Moschusratte, Zibethmaus), Castor zib., Linn. Ganz graurötlich; Ohren im Pelze verborgen. Größe eines Kaninchens. Wohnen in Nord-Amerika am Wasser, im Sommer zerstreut, im Winter in Hütten, die sie sich aus Binsen und Erde gemeinschaftlich bauen, und aus denen unterirdische Gänge in die Erde und nach dem Wasser gehen. Sie fressen vorzüglich Wurzeln der Wasserpflanzen, und wenn der Frost die Löcher versperrt, so fressen sie einander selbst auf. Sie riechen stark nach Zibeth, bekommen jährlich zweimal 3 bis 6 Junge, sind eßbar, der weiche Pelz wird gut bezahlt und wie Biberhaar gebraucht. Nach Angabe des Prinzen von Neuwied bringt Fort-Union am Missuri jährlich eintausend bis hunderttausend Moschusratten-Felle in Handel, denn diese Thiere wandern und sind bald in Unzahl da, bald fast ganz verschwunden.

Sechste Gattung:

Biber. Castor, Linn.

Schwanz breit, platt, fast eirund, mit Schuppen bedeckt. An allen Füßen 5 Zehen, die der Hinterfüße durch eine Schwimmhaut

verbunden, und ein doppelter, schiefer Nagel an dem Zeh, der auf den Daumenzeh folgt. Backenzähne $\frac{4.\ 4.}{4.\ 4.}$. Zwischen den Schenkeln sind Drüsensäcke, welche eine Salbe aussondern, die man unter dem Namen Bibergeil oder Castoreum als Arznei braucht.

Der **Biber**, C. Fiber, L. S. Bild 35. Franz. le Castor. Das Wollhaar kurz, sehr weich, grau bis silberweiß, unter längeren, feinen, glänzenden Haaren verborgen, deren Spitzen weiß, grau, gelblich, braun, oder schwarz sind. Am ganzen Körper ist die Farbe des Pelzes gleich. Länge bis zum Schwanze $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß; Schwanz gegen 1 Fuß lang, in der Mitte gegen 5 Zoll breit, 1 Zoll dick. Früherhin scheint der Biber fast über ganz Europa verbreitet gewesen zu sein, jetzt ist er selten. In Bayern kommt er jetzt noch hier und da vor, auch an einzelnen Stellen der Donau, Elbe, Oder, Weichsel; man findet ihn auch noch in Rußland, Finnland, Schweden, Norwegen, Sibirien, die meisten aber in Nord-Amerika vorzüglich um die Hudsonsbai. Im Schloßgarten zu Nymphenburg bei München ist ein kleiner Teich, mit festen Mauern, an deren Seiten sich trockne Hüttchen bilden, umgeben, und wird von einigen gezähmten Bibern bewohnt. Als ich diese im Jahr 1837 besuchte, versicherte mir der Wärter, daß der eine schon seit 33, der andre seit 35 Jahren in Gefangenschaft wäre und daß man früher einen 50 Jahre lang gehabt hätte. Diese Biber hatten ein sehr nettes Nestchen, welches aus lauter schmalen, langen Spänen von Weidenbäumen bestand, die sie mit ihren Zähnen geschnitten, als ob es mit einem Messer oder Hobel geschehen wäre. Sie ziehen die Sahlweide, wovon sie Blätter und Rinde genießen, allen andren Holzarten vor, fressen auch ziemlich gern vom Haselbusch, auch Brod und Obst. Sie schwimmen mit den Hinterfüßen und der Schwanz dient als Steuerruder. Eine Zeit lang hatte der eine ein Weibchen bei sich, und dieses warf viermal 2, einmal nur 1 Junges. Ein Paar Biber, die Fr. Cuvier in Paris beobachtete, und die vorzüglich mit Weidenrinde gefüttert wurden, welche sie immer im Wasser sitzend fraßen, verbauten des Nachts das Gitter ihres Behälters mit Erde, Aesten und Stroh, wobei sie Vorderfüße und Mund sehr geschickt brauchten. An der Mulde hat Winckell sie beobachtet: „Der Jäger," so erzählt er, „welcher das Revier des Ritterguts Möst in der Muldenaue in Aufsicht hat, sah einst, als er Abends am hohen Ufer eines alten Flußbetts hinging, daß irgend etwas auf ihn zuschwamm. Noch war es nicht ganz finster; er wurde daher bald an den Nasenpunkten auf der Wasserfläche ge-

wahr, daß es Biber waren. Sie schwammen heran, stiegen aus und gingen in das nahe gelegene Weidicht. Als sie dort emsig zu schneiden begannen, entfernte er sich vorsichtig und stattete meinem Bruder Bericht von diesem Ereigniß ab. Wir kamen darin überein, daß wir am folgenden Abend uns längs dem Ufer anstellen wollten, nicht um zu schießen, sondern um zu beobachten. Ich erhielt meinen Platz dem Orte gegenüber, wo die Familie Tags zuvor ausgestiegen war. In der Dämmerung kam sie wieder rasch im Wasser hergezogen, nahm auch denselben Weg bis zum Ausstiege. Hier trat die Mutter zuerst allein an's Land und ging, nachdem sie, den Schwanz noch im Wasser hängend, einen Augenblick gesichert hatte, in das Weidicht. Eilig in ihrer Art folgten ihr die 3 Jungen, welche ungefähr die Größe einer halbwüchsigen Katze haben mochten. Kaum waren sie auch im Holze, als das durch schnelles Schneiden veranlaßte schnarpende Getöse hörbar wurde. Nach Verfluß einiger Minuten fiel die Stange. Noch eiliger und volltönender ward nun der eben erwähnte Laut, indem das sämmtliche Personal in Thätigkeit war, um die Zweige abzusondern, vielleicht auch, um gleich auf der Stelle Schale davon zu äsen. Nach einiger Zeit kam die Alte, das Ende einer Weidenstange mit der Schnauze gefaßt, jedoch auf allen 4 Läufen (Beinen) gehend, zum Vorschein. Gleichmäßig waren sämmtliche Junge hinter ihr zu beiden Seiten des Stabes vertheilt und emsig beschäftigt, ihn an und in das Wasser zu schaffen. Nach einer kurzen Ruhe wurde er da von der ganzen Gesellschaft wieder mit der Schnauze gefaßt; höchst eilig, und ohne auszuruhen, schwamm sie mit ihrer Beute denselben Weg zurück, auf welchem sie gekommen war. Da man die Biberfamilie auf keine Weise störte, so blieb sie bis zum nächsten Herbste beisammen. Als aber dann die Mutter todtgeschossen war, veränderten zwar die Jungen ihren Aufenthalt nicht, aber sie kamen nur einzeln zum Vorschein. Eins davon schoß der Jäger, das andre wurde im Tellereisen gefangen, das dritte kam weg." Einen Bau konnte Winckell nicht entdecken; auf dem jenseitigen Ufer durfte er keine Untersuchung anstellen.

In den Verhandlungen der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, 1. Bd. 1829, befindet sich die Beschreibung einer Biberkolonie im Forstreviere Grüneberg, magdeburger Regierungsbezirks, vom Oberförster v. Meyerink: Unweit der Stadt Barby, wo die Nuthe am rechten Ufer der Elbe in dieselbe fließt, eine halbe Stunde oberhalb des Ausflusses, hat sich schon länger als seit einem Jahrhundert eine Biberkolonie angesiedelt. Die Gegend, einsam und

mit Weiden bewachsen, wird von der 6 bis 8 Schritte breiten Nuthe in vielen Krümmungen durchströmt, und heißt in den ältesten Vermessungsregistern des grüneberger Reviers: Biberlache. Es wohnen jetzt dort noch mehrere Biberpaare unter der Erde in Gruben, die dem Dachsbaue ähnlich, 30 bis 40 Schritte lang und mit dem Wasserspiegel gleich hoch laufend sind und sowohl unter dem Wasser als auf dem Lande Ausführungsgänge haben. In der Nähe der Gruben errichten die Biber sogenannte Burgen. Dies sind 8 bis 10 Fuß hohe, kunstlos zusammengetragene Haufen von Reisig und Knüppeln, die sie an den benachbarten Bäumen abbeißen und wovon die Rinde zur Nahrung abgenagt ist. Im Herbste befahren die Biber die Haufen mit Schlamm und Erde vom Ufer des Flusses, indem sie diese mit der Brust und den Vorderfüßen vom Flusse nach dem Baue schieben. Die Haufen haben das Ansehn eines Backofens und dienen den Bibern nicht zur Wohnung, sondern nur zum Zufluchtsorte, wenn hoher Wasserstand sie aus den Gruben vertreibt. Herr v. Meyerink hat nur im Sommer 1822, wo die Kolonie aus 15 bis 20 jungen und alten Bibern bestand, bemerkt, daß sie Dämme bauen. Die Nuthe war zu dieser Zeit so seicht, daß die Ausgänge der Röhren in dem Ufer überall sichtbar wurden und unterhalb derselben nur noch einige Zoll tief Wasser stand. Die Biber hatten eine Stelle gesucht, wo in der Mitte des Flusses ein kleiner Heeger vorkam, von welchem sie zu beiden Seiten starke Reiser in's Wasser warfen und die Zwischenräume mit Schlamm und Schilf ausfüllten, so daß dadurch der Wasserspiegel oberhalb des Dammes um einen Fuß höher stand als unterhalb desselben. Der Damm wurde mehrere Male weggerissen, in der Regel aber während der folgenden Nacht wieder hergestellt. Wenn das Wasser die Wohnungen der Biber überstieg, so waren sie am Tage zu sehn; sie lagen alsdann meist auf der Burg oder auf nahestehenden Kopfweiden. Zwingt sie das Wasser dazu nicht, so verlassen sie die Gruben am Abend kurz nach Sonnenuntergang, pfeifen laut und fallen mit Geräusch in's Wasser. Sie schwimmen eine Zeit lang in der Nähe der Burg, gegen den Strom so schnell als abwärts, und je nachdem sie sich sicher glauben, kommen sie entweder mit Nase und Stirn, oder mit Kopf und Rücken über das Wasser. Auf diese Weise gesichert, steigen sie an's Land, und gehen 50 Schritte oder noch weiter vom Flusse ab, um Weiden und Aspen zur Aesung und junge Eichen und Rüstern zu ihren Bauten abzuschneiden. Im Sommer entfernen sie sich von der Burg schwimmend bis eine halbe Meile, kehren aber immer in derselben Nacht zurück.

Zu jeder Stunde der Nacht gehen sie auch im Winter der Nahrung nach, verlassen jedoch zuweilen 8 bis 14 Tage die Wohnung nicht und äsen sich von der Rinde der Weidenknüppel, welche im Herbste in die Gruben getragen und wovon die Ausgänge nach der Landseite zu verstopft werden. Um schwere Stangen zu tragen, vereinigen sich oft mehrere Biber, gewöhnlich aber schneiden sie die Stangen in 3 bis 6 Fuß lange Stücke und tragen sie mit der Schnauze (nicht mit den Vorderläufen) weg. Gang und andre Bewegungen zu Lande sind denen des Hamsters ähnlich. Der Biber läuft einen unbeholfenen Trab, richtet sich zum Sichern auf den Hinterläufen hoch empor und äst auf den Hinterbeinen sitzend, wobei die Weidengerten mit den Vorderbeinen vor der Schnauze schnell herumgedreht und benagt werden. Vorzüglich lieben sie die Werftweide zur Nahrung und schneiden oft mehrere Nächte, um eine Weide von 12 bis 20 Zoll Stärke zu fällen; die Beweglichkeit der Kinnladen aber ist schneller als beim Eichhörnchen und Hamster. Beim Aesen sitzt der Biber ganz nahe am tiefen Wasser, hat jedoch nicht den Schwanz in diesem, sondern kehrt sich mit dem Gesichte hin. Nie äset sich der Biber an der Rinde stehender Bäume und Sträuche, wie Hasen und Kaninchen, sondern es ist ihm das Abschneiden derselben ein Bedürfniß. Im Ganzen schneiden sie mehr ab, als sie zur Nahrung und zum Baue bedürfen. In der Losung des Bibers findet man nie Gräten und Krebsschalen, obgleich die Nuthe in der Gegend der beschriebnen Biberkolonie am fischreichsten ist und die meisten Krebse in diesem Wasser gefangen werden.

C a r t w r i g h t, welcher über ein Dutzend Jahre in Labrador gewohnt, hat über den Biber folgende Beobachtungen angestellt (Journal of Transactions on the coast of Labrador. Isis 1830. S. 389): „Gewöhnlich Anfangs August beginnen diese Thiere den Bau ihrer Wohnungen. Haben sie eine Stelle nahe am Ufer, wo sich kein Felsen findet, gewählt, so machen sie unter dem Wasser am Grunde des Ufers ein Loch, welches sie nach und nach schief bis an die Oberfläche des Bodens durcharbeiten. Unter die Erde, welche aus dem Loche kommt, mischen sie viele kleine Stücken Holz und Steine, und bilden einen bisweilen 6 bis 7 Fuß über das Niveau des Bodens reichenden, kuppelförmigen Hügel, 8 bis 12 Fuß im Durchmesser. Diesen Hügel höhlen sie aus, um ihre Wohnung zu bilden, jedoch so, daß sie sich immer über dem Spiegel des Hochwassers befindet. An der Vorderseite machen sie einen schrägen Gang, der im Wasser endigt, so daß sie immer unter dem Wasser aus-

und eingehn. Selten findet sich nur Ein solcher Gang, gewöhnlich 2, bisweilen 3. Die innere Wohnung bildet nur Eine Kammer, ähnlich einem Backofen, und der Boden besteht aus feinen, dünnen Spänen. Nicht weit vom Mundloch (Ausgangsloch) ist die Vorrathskammer, wo sie Wurzeln der Seerose und Astwerk, das sie mit dem untern Theil in den Schlamm stecken, oft einen großen Karren voll, aufbewahren. Unaufhörlich sammeln und arbeiten sie an ihrer Wohnung, so lange ihre Wasserstelle kein dickes Eis bedeckt und sie eine Oeffnung in demselben zu erhalten im Stande sind. Ist ihnen das Wasser nicht tief genug, so bauen sie, um die Wasserfläche zu erhöhen, nach der Quere einen Damm aus Holzstücken, Steinen, Koth und Sand. Diese Dämme sind so fest, daß Cartwright sie manchmal als Stege benutzte. Sollte auch ein solcher die Oberfläche des Wassers nicht hinlänglich erhöhen, so bauen sie ihre Wohnung in den Teich selbst, einige Schritte vom Ufer weg, indem sie die gesammelte Erde auf dem Boden aufhäufen. Das Wasser muß wenigstens 4 Fuß über dem Mundloch stehen, wenn der Durchgang durch Eis nicht gänzlich versperrt werden soll. Befindet sich im Wasser eine Insel, so schlagen sie hier ihren Wohnsitz auf, indem sie sich hier sicher glauben. Sie wählen vorzugsweise die Südseite. Die Hütten der Biber haben auf der Landseite keinen Ausgang, um sowohl den Zutritt wilder Thiere als der kalten Luft, wodurch das Wasser im Eingang gefrieren könnte, zu verhindern. Jedoch brauchen sie manchmal nicht die gehörige Vorsicht. Manche sah man in Teichen wohnen, wo sie nicht genug Nahrung finden konnten, oder an Stellen, wo Hochwasser und aufthauendes Eis sie zwang, durch eine in das Dach gemachte Oeffnung zu entfliehn, und die Hütte dann durch das Gefrieren des eingedrungenen Wassers zur weiteren Bewohnung untauglich wurde. Auf solche Weise gehen manche zu Grunde. Bisweilen bleiben die Biber über 3 oder 4 Jahre an demselben Platze; oft bauen sie alle Jahre eine neue Wohnung; manchmal bessern sie eine alte unbewohnte aus, oder bauen eine andre daran, so daß das Innere in Verbindung steht und mehrere Kammern zu bilden scheint. Sie bauen manchmal selbst eine zweite in die Nähe derjenigen, welche sie bewohnen, um im Nothfalle einen Zufluchtsort zu haben. Daß der Biber sich beim Bauen des Schwanzes bediene, ist unwahrscheinlich. Beim Untertauchen verursacht der mit seiner ganzen Schwere auf's Wasser fallende Schwanz ein starkes Geplätscher. Diese Thiere sitzen wie Affen und bringen die Nahrung mit den Vorderfüßen zum Munde. Im

Sommer laufen sie überall herum, und, anstatt in ihre Wohnung zurück zu kehren, schlafen sie gern im Gebüsch am Ufer auf einem Lager von Reisig, sehr ähnlich dem Neste der wilden Gänse. Auf dem Lande gehen sie sehr langsam und sind leicht einzuholen; dann aber widerstehen sie, obgleich sie sehr furchtsam sind, ziemlich hartnäckig, geschützt durch ihre langen Haare, durch eine dicke Haut, durch die langen, starken Zähne ihrer kräftigen Kiefer. Man versicherte dem Verfasser, daß ein rüstiger Biber einem Hunde mit einem einzigen Hiebe das Bein abgehauen hätte. Kann der Biber dem Jäger nicht mehr entwischen, so setzt er sich bisweilen und fängt an, kläglich und ganz so wie kleine Kinder zu schreien. Die Biber fressen weder Fische noch andre thierische Substanzen; ihre einzige Nahrung sind Blätter und Rinden von Bäumen und Gesträuchen, die nicht harzig sind, so wie die Wurzel der Seerose. Unter den Bäumen in Neufundland und Labrador lieben sie besonders Popŭlus tremŭla und Betŭla alba (Espe und Birke). An dicke Bäume machen sie sich nur dann, wenn sie keine dünneren finden, deren zarte Rinde ihnen mehr behagt. Das Umhauen geschieht in kurzer Zeit. Einen jungen Baum von der Dicke eines Stocks fällen sie auf Einen Hieb so rein wie mit einem Gartenmesser; nicht gar dicke Bäume nagen sie an Einer Seite, sehr dicke aber ringsherum ab, jedoch so, daß sie immer gegen das Wasser hin fallen, um weniger Arbeit zu haben. Haben sie einen großen Baum gefällt, so beißen sie alle Aeste ab und beißen sie so in Stücke, daß sie sie mit den Zähnen fortziehn können. Vorzüglich fett werden sie von der Wurzel der Seerose, aber ihr Fleisch erhält dadurch einen unangenehmen Geschmack; ein herrliches Gericht dagegen geben jene, die sich von Astwerk, vorzüglich von Betŭla alba nähren. Sie gedeihen von Mitte Juli bis Ende September, nehmen den Winter hindurch allmälig wieder ab, bis sie im Mai ganz mager geworden sind. Die Biber machen keinen Gebrauch von ihrem Vorrathe, bis der Teich ganz zugefroren ist. Die gesammelten Holzstücke beißen sie in kleinere Stücke und bringen sie so in ihre Hütte, wo sie die Rinde abfressen und dann das Uebrige in's Wasser werfen. Die Paarung geschieht im Mai und das Weibchen setzt gegen Ende Juni gewöhnlich ein männliches und weibliches, bisweilen auch 3 oder 4 Junge; ein junges Weibchen oft nur ein einziges. Bis zum dritten Jahre leben die Jungen mit den Alten zusammen, dann paaren sie sich selbst, bauen eine Hütte und zeugen Junge. Ist jedoch viel Vorrath da und die Familie nicht beunruhigt, so bleiben sie oft länger

beisammen und man findet dann 2 Familien in Einer Hütte. Die sogenannten Einsiedler, die man nicht als ausgestoßne Faulenzer, wie die Jäger behaupten, betrachten darf, da sie oft durch ihren Bau in Erstaunen setzen, haben auf dem Rücken, und zwar auf der Haut selbst ein schwarzes Kennzeichen. Ein alter ausgeweideter Biber wiegt ungefähr 45 Pfund; junge, auch ausgeweidete, etwa 34 Pfund. Außerdem, daß man den Biber schießt, fangen ihn die Eingebornen auf folgende Art: Kann das Wasser um ihre Hütte nicht abgelassen werden, so machen sie in Abwesenheit der Biber oben in das Dach ein Loch, um das Innere zu sehn und die Lage der Gänge zu entdecken, die unter dem Wasser in die Wohnung führen, und führen dann mehrere Stöcke, die sie unten in dem Hügel, wo die Erde wegen des umgebenden Wassers weich ist, fest stecken, in schiefer Richtung so ein, daß durch ihre Kreuzung der Durchgang versperrt wird. Haben sie nun völlig untersucht, in welcher Richtung die Stöcke einzuführen sind, so ziehen sie dieselben wieder aus, machen das Loch im Dache zu, nehmen Hunde zu sich und klopfen in der Nähe das Gebüsch. Die Biber, dadurch erschreckt, springen in's Wasser und eilen in ihre Hütte, in welche sie nun auf die angezeigte Weise mit Hülfe der Stöcke eingeschlossen werden, so daß man sie leicht tödten oder lebendig fangen kann."

Das Winterfell des Bibers dient als ein herrliches Pelzwerk, das Haar des Sommerfells wird zu feinen Hüten verarbeitet. Das Fleisch wird von den Eingebornen gegessen. Das Bibergeil wird als beruhigendes, krampfstillendes Mittel angewendet; es stellt getrocknet eine stark riechende gelbliche oder braune Masse dar.

Siebente Gattung:

Rakoonda. Myopotămus, Commerson.

Der **Rakoonda** (Koypu), M. Coypus, Geoff. (M. bonariensis), ist braun, dem Biber ähnlich, aber $\frac{1}{3}$ kleiner und mit rundem, langem Schwanze. Wohnt in Chili, Buenos-Ayres, Tukuman in Peru, lebt am Wasser, schwimmt viel, gräbt Höhlen im Ufer. Seit einiger Zeit kommen viele Felle nach England und werden vorzüglich zu feinen Hüten benutzt.

Achte Gattung:

Stachelschwein. Hystrix, Linn.

Backenzähne $\frac{4.\ 4.}{4.\ 4.}$. Der Rücken mit Stacheln besetzt. Die Zunge rauh.

Das **gemeine** St., H. cristāta, L. S. Bild 36. Franz. le Porcépic. Die Stacheln des Rückens sind 9 bis 10 Zoll lang, schwarz und weiß geringelt; auf Kopf und Nacken ein Kamm von langen Borsten; Schwanz kurz und mit abgestutzten, leeren Kielen besetzt, die auf dünnen Stielen stehn, und, so wie die Stacheln des Rückens, ein Getöse machen, wenn das Thier sie schüttelt. Länge 2 Fuß; Schwanz 4 Zoll. Es bewohnt Süd-Italien, Süd-Spanien, Sicilien, ganz Afrika, Palästina, Kleinasien, Persien, lebt in Gebüsch und Höhlen, ist scheu, langsam, nächtlich, frißt Pflanzen, Wurzeln, Früchte; sein Fleisch ist eßbar; es ist leicht zu zähmen. Die Stacheln richtet es im Zorne, z. B. wenn es von Hunden angebellt wird, auf, und schüttelt sie so stark, daß oft einzelne ausfallen, worauf dann neue nachwachsen. In den Gärten am Kap thun die Stachelschweine viel Schaden; aber weil sie in der Regel immer durch dasselbe Loch eindringen, so sind sie leicht zu erlegen. Man stellt nämlich an dieser Stelle des Zaunes einen Selbstschuß auf, und befestigt daran eine Möhre oder dergleichen, so daß das Thier erschossen wird, sobald es daran nagt. Man ißt dort sein Fleisch sehr gern. Die Wilden bedienen sich der Stacheln zu verschiedenen Putzsachen, die zum Theil sehr schön sind. Sie färben sie mit verschiedenen Farben, und spalten sie in viele Theile.

In Süd-Amerika gibt es andre Stachelschweine, welche klettern und einen Wickelschwanz haben.

Neunte Gattung:

Hase. Lepus, Linn.

Hinter den 2 Schneidezähnen der Oberkinnlade stehn noch 2 kleinere. Allerwärts 5 Backenzähne; hinter den obern noch ein sehr kleiner sechster. Der Blinddarm ist 5- bis 6mal größer als der Magen.

a) Lange Ohren; ein kurzer Schwanz; Hinterbeine merklich länger als die Vorderbeine.

Der **gemeine Hase**, L. timĭdus, L. Franz le Lièvre. Ohren eben so lang oder länger als der Kopf, am Ende schwarz; Schwanz weiß, oben mit schwarzem Längsstreife. Farbe des Thieres graubraun; Inneres der Schenkel weiß; Unterhaar weißlich. Die Augenlieder sind so klein, daß er sie nicht leicht schließen kann, doch blinzelt er zuweilen, schließt auch die Augenlieder, wenn man das Auge mit dem Finger berührt. 17 Querfalten im Gaumen, von denen die hinteren getheilt. Länge bis zum Schwanze etwa 2 Fuß;

Schwanz 3 Zoll. Die Berg- und Waldhasen werden größer als die Feldhasen. Das Männchen (Rammler) hat einen stärkeren und kürzeren Bau als das Weibchen (Häsin, Satzhase), breitere Lenden, einen runderen Kopf, breitere Ohren, die es mehr zusammenhält.

Der gemeine Hase bewohnt nur Europa, woselbst er aber doch auch in Norwegen, Schweden, und in Rußland nördlich von Riga und Moskau fehlt. In andren Erdtheilen gibt es andre Arten von Hasen.

Der Jäger bedient sich folgender Ausdrücke: die Ohren heißen Löffel, die Augen Seher, die Beine Läufe, die Hinterbeine insbesondre Sprünge, die Haare Wolle, der Schwanz Blume, die Haut Balg, das Blut Schweiß, das Fleisch Wildpret, die Gedärme Gescheide. Man sagt nicht Fährte, sondern Spur; nicht fressen, sondern sich äsen, Aesung; die Vertiefung, worin er ruht, nennt man Lager, und sagt: er sitzt im Lager; er wird ausgeweidet, heißt: die Eingeweide werden herausgeholt; die Häsin setzt, heißt: sie heckt; er macht Männchen oder Kegel, wenn er sich empor richtet; er schlägt einen Haken, wenn er im Lauf eine plötzliche Wendung macht; er wird gehesset, wenn man ihm, um ihn bequemer zu tragen, den einen Lauf hinter der aufgeschlitzten Flechse des andern durchsteckt; er wird gestreift, wenn man ihm den Balg abzieht.

Der Hase sieht sehr schlecht, riecht gut, hört vortrefflich, ist feig, äußerst schnell, läuft bergauf, wegen der langen Hinterbeine, besser als bergab, und bewegt sich überhaupt nur sprungweis. In der Noth schwimmt er gut. Trotz seiner Feigheit thut er doch zuweilen auch Heldenthaten. Der Naturforscher J. F. Naumann sah es mit an, wie eine Häsin ihr Junges gegen eine Kornweihe springend und beißend vertheidigte; vor einiger Zeit war in hiesiger Nähe ein Lärm, indem mehrere Raben ein Häschen wegkapern wollten, die Häsin es aber tapfer vertheidigte; der Waltershäuser Hirt sprang zu, nahm das schon verwundete Thierchen auf und brachte es mir. Packt man einen nicht mehr kleinen Hasen bei den Löffeln, so schnickt er gewaltig, kratzt oft mit den Nägeln und beißt auch wohl gar. Ich habe welche gehabt, die tüchtig bissen und in der Bosheit selbst in ihre eignen Vorderläufe. Draußen sieht man die Hasen zuweilen mit Ohrfeigen gegen einander fechten. Daß Rammler im Stande sind, die Jungen zu mißhandeln, geht aus folgender Erzählung Winckell's hervor: „Ich hörte," sagt er, „einen jungen Hasen klagen, glaubte, da es in der Nähe des Dorfes war, ihn in den Klauen einer Katze zu fin-

den, und eilte hinzu, um dieser den Lohn mit einem Schusse zu geben. Statt meine Vermuthung bestätigt zu finden, sah ich den Rammler vor dem Häschen sitzen und es mit beiden Vorderläufen von einer Seite zur andern unaufhörlich so maulschelliren, daß das arme Thierchen schon ganz matt zu werden anfing. Dafür mußte aber auch der alte Herr seine Bosheit mit dem Leben bezahlen." Gegen Abend rückt der Hase aus, um sich zu äsen oder sonst zu vergnügen; gegen Morgen begibt er sich zur Ruhe und bringt meist den Tag in seinem Lager zu. Um sicherer ruhen zu können, macht er erst, bevor er das Lager erreicht, einige Wiedergänge und Absprünge, d. h. er läuft erst über den Ort des Lagers hinaus, kehrt eine Strecke auf der Spur zurück, macht mehrere Kreuz- und Quersprünge und erst der letzte und größte Sprung führt ihn zum Lager; dieses ist im Sommer meist nach Norden, im Winter meist nach Süden, bei Stürmen aber so eingerichtet, daß der Wind überstreicht. Im freien Felde scharrt er erst eine ein paar Zoll tiefe Höhlung, in die er paßt; im Walde scharrt er oft gar nicht; im Schnee liegt er aber oft so tief, daß er kaum zu bemerken ist. Seinen Wohnort verläßt er nie, wenn ihn nicht die äußerste Noth drängt, wechselt aber insofern den Aufenthalt, daß er sich immer dorthin zieht, wo er ungestört ist und Nahrung genug findet, also z. B. von den Brachäckern auf die Saatfelder, von gemäheten Wiesen in Feldhölzer. Seine Nahrung besteht aus allerhand Pflanzen. Für Kohl, Rüben, junge Bäume in Wäldern und Feldern ist er gefährlich. Er thut oft in Einer Nacht an Obstbäumen für 3 Thaler Schaden, während er selbst sein Lebelang mit Haut und Haar höchstens den Werth eines halben Thalers erreicht; dem Forstmann beschädigt er vorzugsweis die Buchen, Eichen, Ulmen, Zitterpappeln und Lärchen; die Rinde des Goldregens und Weißdorns ist ihm ein Leckerbissen. Um ihn von jungen Bäumen abzuhalten, bindet man dieselben in Stroh oder Dornen oder Fichtenreisig ein, oder bestreicht sie mit in Schießpulver getauchtem Speck, oder mit Kuhmist, worunter Wasser gerührt ist, in welchem man stinkigen Käse zerrieben oder in dessen Ermanglung Ruß oder Rindsblut gemischt hat. Der Anstrich muß mannshoch hinauf reichen, weil sich der Hase beim Nagen oft aufrichtet und dabei nicht selten hohen Schnee unter sich hat. Kohlfelder umgibt man am besten mit Fäden, woran Federn flattern, oder hängt recht dünne, weiß gefärbte Bretchen, z. B. Schindeln, mit Bindfäden an die Spitze von Stangen; auch hängt man todte Vögel auf, oder stellt Töpfe hin, die mit Stinkkäse und Wasser

gefüllt sind, oder Stöckchen, die man in eine Mischung von Stinkkäse und Pulver getaucht, am besten solche, die im Rauchfang gehangen haben. Das Alles sichert jedoch noch nicht ganz. Wie schwer die Hasen abzuhalten sind, möge man aus folgenden Beispielen entnehmen: a) Den Dornzaun meines Gartens habe ich schon viele hundert Mal hasendicht verstopft, sie haben sich aber jedesmal wieder durchgenagt; b) ich habe einmal den ganzen Zaun ringsum mit Teufelsdreck, ein andermal mit Rindsblut, ein andermal mit Steinkohlentheer, ein andermal mit einer Mischung von Pulver und Fett, ein andermal mit Wasser, worin viel stinkiger Käse und Schwefelleber aufgelöst war, beschmiert; es hat aber Alles höchstens 4 Tage geholfen; c) ich habe den ganzen Zaun mit Stroh umgeben, worauf ein großer Hund in einem geschlossenen Häuschen 1 Monat lang geschlafen und es mit seinen Haaren und Urin ganz durchzogen hatte; die Hasen und Kaninchen gingen aber ohne Umstände drüber weg. d) Als ich in diesen Garten ein Haus baute und 3 Hunde über Nacht innerhalb des umzäunten Hofes um dasselbe herum einen wahren Höllenlärm vollführten, waren die Hasen wie weggeblasen. Bald aber kamen sie dahinter, daß die Hunde nicht aus dem Geländer heraus konnten, und waren schon binnen 5 Wochen so frech, daß sie ganz ruhig an diesem hinhüpften und sich selbst dadurch nicht stören ließen, daß ihnen der Schaum aus dem Rachen der bellenden Hunde auf den Balg spritzte. — Mit frischem oder gekochtem Kohl oder Rüben kann man den Hasen im Winter weit anziehn; Reiser von Birke, Zitterpappel, Schlehe, Bohnenbaum oder ostheimer Kirsche, die 24 Stunden in Häringslake geweicht sind, liebt er ebenfalls sehr.

Die Häsin trägt 30 bis 31 Tage und bekommt gewöhnlich vom März bis Ende August 4mal Junge, das erstemal gewöhnlich 1 oder 2, dann 3 bis 5, und das viertemal wieder 1 oder 2. Für dieselben wird eine kleine Vertiefung ein wenig weich ausgefüttert; sie werden höchstens 3 Wochen gesäugt. Sie sind gleich bei der Geburt behaart, haben offne Seher, und meist ein weißes Sternchen auf der Stirn. In einem Jahre sind sie ausgewachsen. Beim Kaufe unterscheidet man große, aber junge Hasen daran, daß sich ihre Löffel leicht zerreißen lassen und die Haut zwischen denselben leicht vom Schädel emporziehn läßt. Der Hase kann gegen 10 Jahre alt werden. Junge kann man aufziehn und wie Kaninchen füttern, doch sterben sie sehr leicht, zumal wenn sie nicht an die frische Luft können. Zieht man sie mit Kaninchen auf, so bekommt man zuweilen auch Bastarde,

die Mitteldinger zwischen beiden sind. Thut man junge Hasen zu alten Kaninchen, so werden sie leicht todtgebissen. Mit Meerschweinchen vertragen sie sich gut. Will man sich die Mühe geben, so kann man sie auch etwas abrichten. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts wurde in Saddler's Wells bei London ein Hase öffentlich gezeigt, welcher mit den Vorderpfoten die Trommel schlug; im Jahr 1810 sah man auf den Boulevards zu Paris einen eben so zahmen. Der Vogelfänger Thiem in Waltershausen hatte einen Hasen so abgerichtet, daß er auf Befehl die Trommel schlug, und einer meiner Lehrer hatte einen, der kam, wenn er beim Namen gerufen wurde, sehr gern mit dem Hündchen spielte, diesem, wenn er böse wurde, mit den Vorderpfoten auf dem Kopfe trommelte, und wenn er vor ihm flüchtete, den Leuten auf den Schooß sprang. Auch ich hatte einen Hasen, mit dem mein kleines Spitzhündchen äußerst gern spielte. Der Hase saß in der Ecke; der Hund suchte ihn zu vertreiben, neckte ihn auf alle Weise, und der Hase trommelte ihm zur Strafe auf dem Kopfe herum; endlich kroch das Hündchen unter den Hasen, hob ihn empor und warf ihn aus der Ecke. Nun liefen sie zusammen herum; bald saß der Hase wieder in seiner Ecke, die Belagerung begann von Neuem u. s. f.

Merkwürdig ist folgende Thatsache: Vor mehreren Jahren schoß mein Onkel, da er als Förster hier wohnte, im Oktober eine Häsin, so daß sie augenblicklich todt dalag. Er warf sie sogleich aus und fand, daß in ihr schon ganz ausgebildete Junge waren. Diese bewegten sich langsam und begannen, da sie an die Luft kamen, zu athmen. Er trug sie nach Hause, aber schon ehe er noch dahin kam, begannen die Thierchen sich zu putzen, und waren vollständig munter. Sie wurden nun mit einem an einen Federkiel gesteckten Schwämmchen getränkt und binnen weniger Tage soffen und fraßen sie schon allein. Sie bildeten sich schnell aus und hetzten sich oft knurrend in der Stube herum. Nachdem sie 4 Wochen lang nur Milch, Semmel und Brod erhalten hatten, wurde ihnen eine starke Portion Kohl vorgelegt; sie fraßen tüchtig davon, bekamen den Durchfall und starben.

Das Wildpret des Hasen ist wohlschmeckend; der Winterbalg wird, vorzüglich gefärbt, als Pelzwerk gebraucht; die Wolle zu Hüten verarbeitet, die steifen Haare, welche zwischen der Wolle stehn, sondert der Hutmacher aus und wirft sie weg; die bloße Haut wird als feines Leder benutzt. Die Jagd betreibt man am besten von Ende September bis Anfang Februar. Wie man den Hasen mit

Windhunden, Jagdhunden und Hühnerhunden verfolgt, ist schon, da vom Hunde die Rede war, angegeben; hier ist nur noch zu bemerken, daß der Hase bei ruhigem, warmen, zumal feuchtem, Wetter gewöhnlich sehr fest sitzt, bei trockner Kälte und Sturm hingegen gewöhnlich so bald herausfährt, daß man ihn nicht wohl schießen kann. Mit dem Hühnerhunde sucht man ihn also am besten bei warmen Wetter, doch nicht spät gegen Abend, wo er bei jedem Wetter nicht fest sitzt; Treibjagden dagegen veranstaltet man am besten bei kaltem Wetter. Um den Hasen auf dem Anstand zu erlegen, stellt man sich an Orten, wo Hasen wechseln, im Herbst und Winter namentlich bei Kohl- und Rübenfeldern oder absichtlich hingelegtem Kohl oder Rüben, gegen Sonnenuntergang oder $\frac{1}{2}$ Stunde vor Sonnenaufgang hinter einem Baume oder Strauche so an, daß der Wind von der Seite kommt, woher man die Hasen erwartet, und verhält sich ganz ruhig. Hat man auf ganz freiem Felde keinen Strauch, so richtet man daselbst Zweige auf, durch die man verdeckt wird, oder benutzt einen Graben. Der Hase kommt, wenn er mit dem Winde geht, dem lauernden Jäger, vorausgesetzt, daß dieser sich nicht rührt, und selbst die Augen nicht merklich bewegt, zuweilen bis vor die Füße. Vom Februar bis September kann man das Männchen durch Nachahmung des Lautes eines jungen Häschens sich oft bis vor die Füße locken; man nennt dies: reizen. Werden, um viele Hasen zu erlegen, Schützen in einer bestimmten Reihe angestellt und die Hasen von Treibern auf sie zugetrieben, so nennt man dies, je nachdem es im Felde oder Walde geschieht, Feldtreiben oder Holztreiben; die Schützen müssen so stehen, daß der Wind nach ihnen hin weht. Bilden auf freiem Felde die Treiber mit untermengten Schützen einen weiten, sich immer enger zusammenziehenden Kreis, so nennt man das Kesseltreiben. Bei keinem Feld- und Holztreiben sollte nach den Treibern zu geschossen werden; bei Kesseltreiben, sobald sich der Kreis verengt, bloß nach außen auf die durchbrechenden Hasen.

Bekommt man einen Hasen lebendig in die Hände, so verendet (stirbt) er am leichtesten, wenn man ihm die Brust hinter den Schulterblättern zusammendrückt. Beim Schmerze schreit der Hase laut, fast wie ein Kind; ist ein alter in einer Falle gefangen, so läßt er zuweilen ein dumpfes Murren hören. Außer den Menschen haben diese Thiere noch sehr viele Feinde: Füchse, Uhu's, Adler fangen die alten, Marder, Iltisse, Wiesel, Falken, Raben, Krähen u. s. w. die jungen oder kranken. Die Leber und das Rückenfleisch der Ha-

sen ist oft ganz von Finnen durchzogen; in den Gedärmen finden sich auch viel Würmer. Man hat auch Beispiele, daß sehr viele Hasen am Durchfall gestorben sind. Fressen sie in harten Wintern nichts als Rinde, so gehen sie ebenfalls leicht ein.

Juden, Russen und Türken rechnen den Hasen zu den unreinen Thieren und haben ihn Jahrtausende lang verabscheut; jetzt aber lassen ihn die meisten sich wohlschmecken, wenn sie ihn nämlich haben.

Der **Schneehase** (Alpenhase, veränderliche Hase), L. variabĭlis, Pall. S. Bild 37. Franz. le Lièvre variable. Der Kopf etwas kleiner als beim gemeinen Hasen; die Ohren kürzer, so daß sie die Nasenspitze nicht erreichen, wenn man sie vorwärts drückt; der Schwanz ist ganz weiß, oder oben nur etwas grau-braun. Uebrigens sieht der Schneehase aus wie der gemeine, wird aber jedesmal im Winter, selbst in der Gefangenschaft, ganz weiß. Er bewohnt die Höhen der europäischen Alpenkette, ferner Norwegen, Schweden, die nördliche Hälfte Rußlands und ganz Sibirien. Die Wolle ist zu Hüten nicht so gut wie vom gemeinen Hasen.

Das **Kaninchen,** L. Cunicŭlus, L. Franz. le Lapin.

a. Das wilde Kaninchen.

Ohren und Beine verhältnißmäßig kürzer als beim Hasen; Pelz gelblich-grau; Unterleib weißlich; Nacken rostgelb; Schwanz oben schwarz, unten weiß. 16 ungetheilte Querfalten im Gaumen. Länge bis zum Schwanze 15 bis 18 Zoll; Schwanz $2\frac{1}{3}$ Zoll; Ohren $2\frac{1}{2}$ Zoll. Im Jahr 1838 grub sich ein Pärchen recht ächter wilder Kaninchen unter dem Geländer meines Hofes einen Bau und erzog darin 5 Junge, von denen 4 die gewöhnliche Farbe hatten, das 5te aber ganz schwarz mit einem weißen Sternchen auf der Stirn war, und sehr schön aussah. Das wilde Kaninchen bewohnt die Länder, welche das Mittelmeer umgeben, auch viele Gegenden Deutschlands. Die einzelnen Theile benennt der Jäger wie beim Hasen; der unterirdische Aufenthalt heißt Bau, dessen Gänge Röhren. Es ist bei weitem klüger und vorsichtiger als der Hase; zugleich ist es äußerst schnell und gewandt, vorzüglich im Hakenschlagen (Seitensprüngen), kann jedoch auf freiem Felde leicht von einem Hühnerhunde oder noch kleinerem Hunde matt gejagt werden. Am meisten liebt es einen mit Sand gemischten, leichten, mit Hügeln besetzten Boden, bewohnt aber auch mitunter ganz steinige Kalkberge, selbst wenn es den angegebenen Boden daneben hat. Der Bau besteht aus mehr oder weniger Röhren, die sich mit einer Erweiterung, Kammer genannt, enden. In diesem Baue bringt es in kahlen Gegenden ge-

27 *

wöhnlich den Tag zu; wo es Büsche hat, sitzt es, in der Regel, bei freundlichem Wetter, unter diesen; auch in großen Steinhaufen, Holzmagazinen, nistet es sich recht gern ein; während des Winters zieht es sogar in Gebäude, worin es Höhlungen und eine ruhige Zuflucht findet, wie z. B. die hiesige Reitbahn. Es wird in manchen Gegenden bei seiner schnellen Vermehrung zur Landplage. Wie der Hase rückt es des Abends aus, um zu äsen, und zieht gegen Morgen wieder zurück. Die Aesung ist ganz wie beim Hasen; es kann aber, weil es kleiner ist und wühlt, besser in Gärten eindringen. Im Winter geht es bei tiefem Schnee leicht zu Grunde. Sein Laut ist in großer Noth hellschreiend. Das Weibchen trägt 30 bis 31 Tage, und bekommt jährlich 4- bis 5mal 4 bis 8 Junge in einer Kammer, die es mit seiner Bauchwolle ausfüttert. Die Jungen sind blind und nackt, überziehen sich aber sehr bald mit Haaren. In Jahren, wo die Vermehrung sehr stark ist, findet man oft Junge in einfachen Röhren, die kaum eine Elle tief sind; solche Nestchen waren z. B. im Jahre 1838 ziemlich viele in meinem Garten, nahe bei meinem Hause. Für die Jungen sorgt es weit treuer als der Hase. Sie wachsen 12 Monate. Bei sehr nassen Sommern kommen sehr viele durch Eindringen der Nässe um. Das Wildpret der wilden Kaninchen ist weißlich und schmeckt gut. Wie man dem Kaninchen mit dem Frett nachstellt, ist schon oben beschrieben; sonst erlegt man es wie den Hasen, oder zerstört im Sommer seinen Bau, um die Jungen zu tödten. In Schlingen und Fallen geht es fast nie.

„Den Hasen ähnlich," sagt **Plinius**, Buch 8, 81, „sind auch die Kaninchen in Spanien, welche sich so ungeheuer vermehren, daß sie die balearischen Inseln oft durch Verheerung der Felder in Hungersnoth versetzen, und daß deren Bewohner sich einst vom Kaiser Augustus militärische Hülfe zur Verminderung der Kaninchenmenge erbeten haben."

Die alten Römer nannten einige bei Sardinien gelegene Inseln die Kanincheninseln (Cunicularias); dieselben wimmeln auch jetzt noch von diesen Thierchen.

b. **Das zahme Kaninchen.**

Hat sehr verschiedne Farben, schwarz, weiß, grau, gelb, bunt; manche sehen fast aus wie wilde; die ganz weißen haben rothe Augen. Es wird größer als das wilde. Im Ganzen haben sie dessen Eigenschaften. Sie leben zwar gern gesellschaftlich und zusammengewöhnte zanken sich nie um das Futter; allein gegen fremde sind be-

sonders die Weibchen, vorzüglich wenn sie Junge haben, oft sehr boshaft. Meine Kaninchen haben mir schon öfters fremde so zerbissen, daß ich sie eilig wegthun mußte, ja auch schon mehrere todt gebissen. Dies geht so weit, daß, als ich einmal ein noch nicht halbwüchsiges Junges weggethan, aber nach 3 Tagen zurückgebracht hatte, die ganze Schaar es mörderisch anfiel. Ueber junge Hasen fallen sie wüthend her. Mit Meerschweinchen vertragen sie sich zwar recht gut, beißen ihnen aber doch leicht die Jungen todt. Die Männchen beißen sich auch dann zuweilen, wenn man sie mit einander aufgezogen hat, sobald sie erwachsen sind. Gegen Menschen sind die Kaninchen sehr gutmüthig; doch gibt es auch welche, die um sich beißen, wenn man nach dem Nest mit Jungen greift. Nimmt man alte bei den Löffeln (Ohren), so suchen sie einen oft zu kratzen. Da sie gern graben, so pflastert oder dielt man ihren Stall, auch macht man ihnen breterne Röhren, die 1 Schuh breit und hoch sind, viele Eingänge und Abtheilungen haben, und mit einem Deckel versehen sind, den man heben kann, um sie zuweilen reinigen zu können. Ohne solche Höhlen befinden sie sich niemals wohl. Man gibt ihnen viel Stroh oder Moos, schützt im Winter den Stall vor Kälte, füttert sie mit Gras, Kohl, Rüben, Baumblättern u. s. w., und mästet sie, wenn man sie schlachten will, mit Brod und Hafer. Sie fressen sehr viel. Man kann sie leicht gewöhnen, jedesmal auf einen Ruf oder Pfiff zur Fütterung zu erscheinen, zumal wenn man ihnen öfters Hafer reicht, den sie bald aus der Hand fressen lernen. Junge müssen immer gut mit Futter versorgt werden, denn sie verhungern, bis sie halbwüchsig sind, sehr schnell. Als Getränk setzt man ihnen frisches Wasser hin, aber lieber haben sie einen lauen Trank, wie ihn Kühe und Ziegen bekommen. Es sieht gar niedlich aus, wenn eine Schaar von 12 Kaninchen um ein Näpfchen im Kreise sitzt und jedes sein Schnäuzchen hineinsteckt. Säugende Weibchen trinken viel und am liebsten süße Milch. Die Jungen sind 12 Tage blind. Das Weibchen trägt, bevor es heckt, oft einen ungeheuren Klumpen Moos oder Stroh in die Röhre, macht darin ein für die Jungen passendes Behältniß und füttert es recht weich mit seinen Bauchhaaren aus. Des Tags säugt es in der Regel die Jungen, selbst wenn sie noch ganz klein sind, nicht, sondern es verrammelt, wenn es geht, den Eingang zu ihnen und besucht sie auch über Tag nicht einmal, sondern sitzt, als ob es von alle dem nichts wüßte, bei den andern Kaninchen. Dabei hat es aber doch sein Augenmerk immer auf das Nest gerichtet. Sind die Jungen

so groß, daß sie bald auslaufen wollen, und sitzen sie in einem dunklen Nestchen recht bequem, so fallen sie zuweilen mit Bissen über die Hand Desjenigen her, der es wagt, ihre Ruhe zu stören. Wie stark sich die Kaninchen vermehren, möge man aus folgendem Beispiel entnehmen: Ich that im Jahr 1836 ein Pärchen fuchsrother Kaninchen allein; es heckte: am 9ten Januar 6 Junge; 25ten März 9; 30ten April 5; 29ten Mai 4; 29ten Juni 7; 1ten August 6; 1ten September 6; 27 September 9; 4ten December 6, Summa 58 Junge in Einem Jahre, wobei ich bemerke, daß ich Weibchen gehabt, die noch fleißiger heckten, über die ich aber keine Rechnung geführt. In demselben Jahre nahm ich 2 junge Weibchen, welche aus Einem Nestchen stammten, und ein junges Männchen, welches 2 Tage später geboren war, aus einem andren (denn Nestpaare hecken oft nicht zusammen), und that sie in einen eignen Stall. Genau an dem Tage, wo die 2 Weibchen den 5ten Monat ihres Lebens vollendet hatten, paarten sie sich mit dem Männchen, und beide heckten an dem Tage, wo sie den sechsten Monat vollendet hatten (am 2ten Januar 1837), das eine 6, das andre 4 Junge. Der Leser möge nun weiter berechnen, wie groß die von einem einzigen Weibchen stammende Vermehrung binnen 10 Jahren sein kann, wobei er immer die Hälfte der Jungen als Weibchen in Anschlag bringen muß. Das Alter erstreckt sich auf 7 bis 10 Jahre. Auf 4 bis 6 Weibchen hält man ein Männchen; droht Gefahr, so gibt dieses gewöhnlich ein Zeichen, indem es mit dem Hinterfuße auf die Erde klopft. Ihre natürlichen Feinde mögen diese Thierchen wohl durch den Geruch erkennen, auch wenn sie dieselben nie vorher gesehen haben. So that ich einmal 5 Kaninchen in einen Stall, woraus ich soeben einen Fuchs, der ihnen Platz machen mußte, entfernt hatte. So wie ich sie losließ, waren sie wie rasend und rannten mit den Köpfen geradezu an alle Wände. Allmälig aber gewöhnten sie sich ein. Daß man Kaninchen mit Hunden zusammengewöhnen kann, habe ich schon beim Hunde gesagt. Hier füge ich nur noch eine merkwürdige Thatsache bei: Im Januar heckte mein kleines Spitzhündchen, und da es nur Ein Junges lebend zur Welt brachte, und ich glaubte, dieses würde ihm nicht alle Milch aussaugen können, so ging ich in meinen Stall, holte ein ganz junges Kaninchen aus dem Neste und legte es dem auf meiner Wohnstube liegenden Hündchen unter, welches ihm auch die Erlaubniß, sich an seiner Milch zu laben, ohne Weigerung ertheilte. Am dritten Tage schaffte ich das Hündchen sammt seinem Söhnlein und Pflegekinde in den Stall.

Es blieb da, ohne vom Neste zu weichen und ohne die dort hausenden Kaninchen und Ziegen zu stören, 2 Tage lang. Am dritten rief es meine Schwester hinaus, damit es einmal frische Luft schöpfen könnte. Während es draußen ist, schleicht sich das alte Kaninchen in's Hundenest, nimmt sein Junges und trägt es zu seinen Geschwistern zurück. Ich rief nun sogleich den Hund, um zu sehen, ob er vielleicht seinerseits das Kaninchen zurückfordern würde. Er schien aber dessen Verlust nicht zu beachten. Daß Kaninchen mitunter beißen, habe ich schon gesagt. Hier noch ein Beispiel: Mein Schwager hatte einen alten Kaninchenrammler bei seinen Lämmern. Als die Fütterung mit Esparsetheu begann, behagte dies dem alten Herrn sehr gut, er hätte gern das ganze Bißchen für sich selbst in Beschlag genommen, setzte sich also dabei, grunzte, biß nach den Lämmern, sprang sogar einem auf den Hals und gab ihm die Zähne tüchtig zu kosten. Zu Hülfe eilende Leute warfen ihn zwar herab, er hörte aber nicht auf, den Lämmern nach dem Halse zu beißen, bis er sich von einer menschlichen Hand fest beim Schopfe genommen und fortgetragen fühlte.

Die Felle der wilden nnd zahmen Kaninchen geben ein leichtes, gutes Pelzwerk. Von den letzteren sucht man vorzüglich die schneeweißen, schwarzen oder hasenfarbnen. Das Haar wird vom Hutmacher selten benutzt.

c. Das angorische Kaninchen (Seidenhase).

Unterscheidet sich vom gemeinen durch lange feine Haare und stammt von Angora in Kleinasien. Man hielt es früher viel mehr als jetzt, da seine Haare besser bezahlt wurden. Letztere geben Handschuhe und Strümpfe, die sehr fein sind, aber, wegen leichter Zerreißbarkeit der Haare, immer abhären, und man hat sich zu hüten, daß nichts von den Haarstückchen in die Augen kommt. Man hält die Seidenhasen wie die Kaninchen, mit denen sie auch hecken, und sieht darauf, daß beide dem Vieh nicht in die Krippen springen und selbige verunreinigen können. Alle acht Wochen kann man die Seidenhasen kahl rupfen, wobei man nur etwas Wolle am Bauche läßt.

In ganz Amerika ist ein andres Kaninchen, das **amerikanische** K., L. americānus, Erxl., gemein, hasengrau, 1 Fuß lang.

b) Lagŏmys. Ohren sehr kurz; kein Schwanz.

Der **Pfeifhase** (Zwerghase), L. pusillus, Pall. Wird nur ½ Fuß lang, bewohnt das südliche Sibirien, pfeift Abends sehr laut, seine Jungen pipen wie Vögelchen. — Das **Schoberthier**, L. alpīnus, Pall. Röthlich-gelb; von der Größe eines Meerschwein-

chens. Bewohnt in Sibirien die höchsten Gipfel der Gebirge, wo es im Sommer Pflanzen für den Winter trocknet, und zuweilen Heuhaufen von 5 bis 7 Fuß Höhe aufschichtet, die ein treffliches Futter für die Pferde der Zobelfänger geben.

Zehnte Gattung:

Savie. Cavia, Ill.

Backenzähne: $\frac{4.\ 4.}{4.\ 4.}$; vorn 4, hinten 3 Zehen; kein Schwanz.

Das **Meerschweinchen**, C. Porcellus, Erxl. C. Cobaya. Mus Porcellus, L. Franz. le Cochon d'Inde. Wird häufig in Europa und anderswo zahm gehalten, stammt aus Brasilien, wird aber nicht mehr wild gefunden. Es ist bunt, nämlich schwarz und gelb, oder gelb und weiß, oder gelb=, weiß= und schwarz=gefleckt, die Flecken selten regelmäßig; wird 8 bis 10 Zoll lang. Man füttert es gerade wie die Kaninchen, und hält es in der Stube oder im Viehstall. Man kann ihrer viele zusammen haben; das Quiken und Grunzen, woher sie eben Schweinchen heißen, hört dann nicht viel auf. Sie sind verträglich; doch beißen sich die Männchen mitunter und treten sich mit den Hinterfüßen. Für 4 bis 6 Weibchen kommt man mit Einem Männchen aus. Nutzen bringen sie nicht; ihr Fleisch ist unschmackhaft. Das Weibchen hat 2 Zitzen und bekommt während der warmen Zeit alle 2 Monate 2 bis 3 Junge. Die Jungen sind gleich ganz ausgebildet, laufen nach 12 Stunden schon herum und fangen am dritten Tage schon an zu nagen. Man kann sie gegen 8 Jahre am Leben erhalten.

Das **Wasserschwein** (Chiguire, Kappbara), C. Capybara, ist braungelb, hat die Größe eines Schweins, lebt gesellig an den großen Flüssen Süd=Amerika's, worin es viel schwimmt, wird unaufhörlich von Riesenschlangen, Krokodilen, Jaguaren und Menschen verfolgt. — Der **Aguti**, C. Agūti, ist braun, hat Größe und Lebensart des Hasen, bewohnt Süd=Amerika, wird viel gegessen. — Das **Paka**, C. Paca, ist braun mit weißen Flecken, größer als ein Hase, wird sehr fett, bewohnt Süd=Amerika und ist dort ein sehr beliebtes Wildpret.

Die **Vizcache**, Callōmys Viscacha, ist einem hellgrauen Kaninchen ähnlich, bewohnt die Ebnen von Buenos=Ayres, gräbt Höhlen, thut an Getreide viel Schaden. — Die **Chinchilla**, Callōmys lanĭger, ist etwas kleiner als ein Kaninchen, hat einen längeren Schwanz, äußerst weiches, seidenartig glänzendes, wie bei den

wilden Kaninchen gefärbtes Haar, bewohnt die Felsenritzen Chili's und Peru's, wo man, wie Tschudi berichtet, oft an Einem Tage mehrere Tausend sieht, lebt von Pflanzen, wird in Schlingen gefangen, und gibt ein sehr feines Pelzwerk. Im Jahr 1850 befand sich eine Chinchilla lebend im zoologischen Garten zu Berlin.

Sechste Ordnung der Säugethiere.

Zahnarme. Edentata.

Keine Schneidezähne; bei einigen gar keine Zähne. Nur ein Gürtelthier, D. sexcinctus, hat 2 Schneidezähne.

Erste Gattung:

Faulthier. Bradypus, Ill.

Kopf gerundet, Schnauze nicht verlängert; Zähne walzenförmig; die Zehen sind in der Haut versteckt, haben aber ungeheure, zusammengedrückte, krumme Nägel. Die Vorderbeine sind länger als die Hinterbeine. Die Faulthiere sind nur zum Klettern geschaffen, bewegen sich auf den Bäumen ziemlich geschickt, sind aber erschrecklich unbeholfen und langsam, wenn man sie auf platten Boden setzt. Sie fressen Baumblätter, bewohnen dichte Wälder, wo sie, ohne herabzusteigen, leicht von Baum zu Baum klettern können. Sie gehen nicht auf den Aesten, sondern unten dran hängend, ruhen hängend, schlafen hängend. Sie sind unempfindlich und haben ein sehr zähes Leben. Das Weibchen hat 2 Zitzen an der Brust und bekommt jedesmal nur Ein Junges, das es auf dem Rücken, wo es sich anklammert, mit sich trägt.

Der **Ai**, Br. tridactylus, L. Franz. le Paresseux; l'Ai. Zähne $\frac{5.\ 5.}{4.\ 4.}$. An Vorder- und Hinterfüßen 3 Nägel; Vorderbeine doppelt so lang als die Hinterbeine; Haar lang, grob, schlaff, wie verwelkt. Die Farbe ist braungrau. Die Augen sind klein und matt. Länge 19½ Zoll; Schwanz 1½ Zoll. Bewohnt Brasilien. Wird er geneckt, so sucht er den Feind mit seinen starken Vorderbeinen an die Brust zu drücken. Er ist schwer zu erschießen und bleibt mit seinen krummen Nägeln leicht hängen. Sein Fleisch ist schmack-

haft. — Das **Halsband=F.**, B. torquātus, Ill. S. Bild 38. Gelblich; im Genick meist ein schwarzes Fleck. Brasil. — Der **Unau**, B. didactȳlus, L. Zähne $\frac{5.\ 5.}{6.\ 6.}$. Hat an den Vorderfüßen nur 2 Nägel; ist graubraun. Brasilien und Guyana.

Zweite Gattung:

Gürtelthier. Dasȳpus, Linn.

Man nennt diese Thiere auch **Tatu** und Armadill. Sie sind mit einem knochenartigen Panzer bedeckt, der aus Stücken zusammengesetzt ist und am Leibe Querringe (Gürtel) bildet, welche die Biegung des Körpers gestatten. Sie haben große Ohren, lange, starke Nägel. Die Backenzähne sind walzig, keins hat deren (im Ganzen) weniger als 28, eins hat sogar 86. Die Zunge ist glatt, wenig dehnbar. Einige Tatu's können sich zur Kugel zusammenrollen. Ihr Vaterland ist das warme Amerika. „Sie bewohnen," sagt Rengger, „theils die offnen Felder, theils die Gebüsche und den Saum der Waldungen; im Innern der Wälder kommen sie nicht vor. Sie leben in keinem ganz bestimmten Reviere und ändern öfters ihr Lager. Dieses besteht in einer gangförmigen, 4 bis 7 Fuß langen Höhle, welche sie mit ihren starken Nägeln in die Erde graben. Gegen sein Ende hin wird der Gang so breit, daß sich das Thier bequem darin wenden kann. In diesen Höhlen bringen die Gürtelthiere die ganze Zeit zu, die sie nicht zum Aufsuchen ihrer Nahrung verwenden. In den Wildnissen gehn sie sowohl bei Tage, besonders wenn der Himmel bewölkt ist, als bei Nacht aus; in bewohnten Gegenden trifft man sie aber gewöhnlich nur mit einbrechender Dämmerung und bei Nacht an. Ihren Bau legen sie vorzugsweise am Fuße der Termitenhügel und Ameisenhaufen an und untergraben dieselben, wodurch viele von diesen, ihrem Geschmacke sehr zusagenden Insekten in ihre Höhle hinabfallen und ihnen zur Beute werden. Außerdem besteht ihre Nahrung vornehmlich aus Käfern und deren Larven, aus Raupen, Heuschrecken und andren Insekten, so wie auch aus Erdwürmern. Ich habe öfters einem Tatu, welcher mit einigen Pferden in einem Hofe eingeschlossen war, zugesehen, wie er die Mistkäfer, die sich in die Erde eingegraben hatten, herausscharrte, oder bei Regenwetter die hervorkriechenden Regenwürmer aufsuchte und verzehrte. Daß sie kleine Vögel, Eidechsen, Schlangen fressen sollen, ist ein Irrthum; eingeschlossene Tatu's wenigstens berühren diese nicht, und ihr Zahnbau ist auch nicht so be=

schaffen, daß sie solche zerreißen könnten. Auch daß sie Aas fressen, ist mir unwahrscheinlich. Ihr gewöhnlicher Gang ist ein langsamer Schritt; beschleunigen sie denselben, so machen sie keine Sätze, sondern wiederholen ihre Schritte nur mit mehr Schnelligkeit, wobei sie jedoch nie so geschwind vorwärts kommen, daß sie ein Mensch nicht einholen könnte. Ihr wenig biegsamer Panzer gestattet ihnen nicht, sich schnell zu wenden. Was ihnen aber an Gewandtheit gebricht, wird durch große Muskelkraft ersetzt. Diese zeigt sich besonders in der Schnelligkeit, mit der sie sich in die Erde eingraben, und zwar an Stellen, wo oft ein Karst nur mit Mühe eindringt, wie z. B. am Fuße von Termitenhügeln. Ein ausgewachsener Tatu, der einen Feind in der Nähe wittert, braucht höchstens 3 Minuten, um einen Gang zu graben, dessen Länge diejenige seines Körpers schon um ein Beträchtliches übertrifft. Bei dieser Arbeit kratzen sie mit den Nägeln der Vorderfüße die Erde auf und scharren mit den Hinterfüßen den aufgelockerten Theil hinter sich. Ein andrer Beweis ihrer Kraft ergibt sich aus dem Umstande, daß selbst der stärkste Mann nicht vermag, einen ausgewachsenen Tatu, der sich schon über seine Körperlänge eingegraben hat, beim Schwanze wieder rückwärts aus dem Gange herauszuziehn; so kräftig weiß das Thier seinen Panzer und seine Füße an die Wände der Höhle anzustemmen. Wenn man endlich einen Tatu beim Schwanze oder Beine in der Hand hält und nicht genau auf ihn achtet, so macht er sich zuweilen plötzlich wieder frei, indem er sich nur etwas zusammenbiegt und dann, gleich einer Springfeder, wieder ausstreckt. Die Gürtelthiere leben immer einzeln; nie wird man 2 in der nämlichen Höhle antreffen, wenn es nicht die Mutter mit ihren Jungen ist. Der unterirdische Bau dient ihnen nicht nur, um darin auszuruhn, sondern auch als Zufluchtsort gegen ihre Feinde. Das Weibchen wirft in der Höhle 3 bis 9 Junge; der Panzer derselben ist anfangs noch ganz weich und verknöchert erst nach mehreren Monaten. Nur äußerst selten werden in Paraguay Tatu's aufgezogen, da sie sehr traurige und ihres Grabens wegen auch schädliche Hausgenossen sind; auch geben sie fast kein Zeichen von Klugheit. Die wilden Indianer essen das Fleisch aller 5 in Paraguay vorkommenden Tatuarten. Aus dem Panzer verfertigt man zuweilen kleine Körbe. Der Jäger stellt dem Tatu gewöhnlich bei Mondschein nach. Hierfür bewaffnet er sich bloß mit einem dicken Stock von hartem Holz, und sucht mit einigen Hunden das Wild auf. So wie diese einen Tatu aufjagen, sind sie ihm auch sogleich auf dem Leibe, wenn er anders

nicht in seine Höhle entwischt. Da sie denselben mit den Zähnen nicht anpacken können, so halten sie ihn mit den Füßen und der Schnauze am Boden fest, bis der Jäger hinzukommt und das Thier mit einem Schlag auf den Kopf erlegt. Kann es sich aber noch zu rechter Zeit in seine Höhle flüchten, so wird diese vom Jäger, vermittelst des Stockes, so lange erweitert, bis er den Tatu mit einer Hand am Schwanze fassen kann, worauf er ihm mit der andern sein Messer von hinten in den Leib stößt. Der heftige Schmerz hindert nun das Thier, sich gegen die Wände des Ganges anzustemmen, so daß es kann herausgezogen werden. Auch füllt man zuweilen seine Höhle mit Wasser, wodurch es genöthigt wird, sie zu verlassen, oder man richtet an der Mündung derselben eine Falle, in welcher es beim Heraustreten erschlagen wird. Die Tatu's sind für die Bewohner von Paraguay, welche einen bedeutenden Theil ihres Lebens zu Pferde zubringen, die Ursache mancher Unglücksfälle, indem beim Zusammentreiben des Rindviehs, oder auf der Jagd, die im gestreckten Galopp begriffenen Pferde zuweilen in eine Höhle treten, stürzen und schwere Verwundungen des Reiters verursachen. Die Eigenthümer von Meiereien verfolgen daher diese Thiere und suchen sie in ihren Besitzungen auszurotten. Der Hauptfeind der Tatu's ist der Mensch, aber auch die großen Katzenarten stellen ihnen nach."

Lebendige Tatu's, welche ich in Deutschland gesehn, wurden mit rohem, klein gehacktem Fleische gefüttert.

Dritte Gattung:

Ameisenfresser. Myrmecophăga, Linn.

Keine Zähne; Schnauze lang, dünn, mit ganz kleiner Oeffnung; Zunge fadenförmig und sehr dehnbar, klebrig. Sie fangen damit Ameisen und Termiten.

Der **Ameisenbär** (Yurumi), M. jubāta, L. Franz. le Tamanoir. Länge des Kopfes 1 Fuß 5 Zoll; vom Kopf bis zum Schwanze 2 Fuß 9 Zoll; der Schwanz 2 Fuß 2½ Zoll. Pelz graubraun, auf jeder Schulter ein schiefer schwarzer Streif, der weiß eingefaßt ist. Wohnt in Süd-Amerika. „Das Aussehn des Yurumi," sagt Rengger, „ist äußerst häßlich. Sein Kopf hat die Gestalt eines langen, schmächtigen, etwas nach unten gebogenen Kegels; er endet mit einer kleinen, stumpfen Schnauze. Beide Kinnladen sind gleich lang; die untere hat nur wenig Bewegung, indem der Mund

bloß wie eine Spalte erscheint, die höchstens einen starken Manns-daumen aufnehmen kann. Die Nasenlöcher sind halbmondförmig, die Augen klein und tief im Kopfe sitzend, die Ohren gleichfalls klein und abgerundet. Der Rumpf ist groß und unförmlich; die Beine sind kurz, die Vorderarme breit und sehr muskulös, ihre Füße sind mit 4 Zehen versehen, an denen sich je ein dicker, gleich Adlerskrallen zusammengedrückter Nagel befindet; am längsten ist der Nagel des 2ten Zehes (von innen gerechnet), er hat eine Länge von 2½ Zoll, und ist an beiden Rändern scharf. Im Gehen und im Ruhestande legt das Thier diese Nägel, wie die Finger einer geschlossenen Hand, gegen die Fußsohle zurück, indem es nicht mit der Fläche, sondern mit dem äußeren Rande der Sohle auftritt, wo sich eine große Schwiele vorfindet. Es kann übrigens die Zehen nur so weit ausstrecken, daß die Nägel mit der Fußsohle kaum mehr als einen rechten Winkel bilden. Die Nägel der Hinterfüße sind bloß 5 bis 8 Linien lang, schwach gebogen und nach vorn gerichtet. Das Thier tritt mit der ganzen Sohle des Hinterfußes auf. Der lange, zottige Schwanz bildet eine Fahne. Die Zunge, deren Dicke nicht mehr als 3 bis 4 Linien beträgt, hat die Gestalt eines langen, sich allmälig zuspitzenden Kegels. Sie ist der Länge nach sehr ausdehnbar, indem das Thier sie beinahe 1½ Fuß weit zum Munde herausstrecken kann. Er bewohnt in Paraguay die menschenleeren oder doch wenig besuchten Felder, hat keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern schweift bei Tage in den Ebnen umher und schläft, wo ihn die Nacht überfällt; jedoch sucht er sich zu diesem Zwecke eine Stelle zu gewinnen, wo das Gras sehr hoch ist, oder wo sich einige Büsche vorfinden. Man trifft ihn gewöhnlich allein an, es sei denn, daß ein Weibchen ein Junges mit sich führe. Sein Gang ist ein langsamer Schritt, oder zuweilen, wenn er verfolgt wird, ein schwerfälliger Galopp, mit dem er aber so wenig vorrückt, daß ihn ein Mensch im Schritte einholen kann. Seine Nahrung besteht einzig und allein aus Termiten, aus Ameisen und aus den Larven von beiden. Um sich diese zu verschaffen, kratzt und reißt er mit den Nägeln der Vorderfüße die Erdhügel und Erdhaufen, welche denselben zur Wohnung dienen, auf, streckt dann seine lange, ausdehnbare Zunge unter die, von allen Seiten herzuströmenden Insekten und zieht sie, von denselben überzogen, wieder in den Mund zurück. Dies wiederholt er so lange, bis er gesättigt ist, oder bis keine Ameisen oder Termiten mehr zum Vorschein kommen. Das Weibchen wirft im Frühjahr ein einziges Junges und trägt dasselbe eine Zeit

lang mit sich auf dem Rücken herum. Der vorzüglichste unter den Sinnen des Yurumi ist der Geruch, dessen Organe sehr ausgebildet sind; auf diesen folgt das Gehör; das Gesicht scheint nur schwach zu sein. Der einzige Laut, den er von sich gibt, und nur wenn er in Zorn geräth, ist eine Art von Brummen. Er ist ein stilles, friedliches Thier, das weder dem Menschen, noch den andren Säugethieren den geringsten Schaden zufügt, es sei denn, daß es heftig gereizt werde. Man kann ihn auf offnem Felde weite Strecken vor sich her treiben, ohne daß er widersteht. Wird er aber mißhandelt, so setzt er sich auf die Hinterbeine und breitet die Arme gegen seinen Feind aus, um ihn mit seinen Nägeln zu fassen. Ich habe lange Zeit einen zahmen Yurumi besessen, der noch kein Jahr alt war, als ich ihn erhielt. Man hatte ihn zugleich mit seiner Mutter eingefangen, welche aber nach wenigen Tagen starb. Ich zog ihn mit Milch, Ameisen und gehacktem Fleische auf. Die Milch nahm er schlürfend zu sich, oder auch indem er die Zunge darin badete und sie dann mit der wenigen ihr anhangenden Flüssigkeit in den Mund zurückzog. Die Ameisen suchte er im Hofe und den Umgebungen des Hauses auf. So wie er einen Haufen ausgewittert hatte, fing er sogleich an, denselben aufzukratzen, und that dies so lange, bis dessen Bewohner in großer Zahl zum Vorschein kamen; dann wälzte er seine Zunge unter ihnen herum und zog sie mit Hunderten derselben übersäet in den Mund zurück. Die Ameisen bleiben übrigens nicht sowohl auf der Zunge kleben, als daß sie sich zu ihrer Vertheidigung mit ihren Freßzangen auf derselben anklammern. Die schwachen und wehrlosen Termiten hingegen werden auf dem klebrigen Ueberzuge der Zunge, wie auf einer Leimruthe, festgehalten. Mein Yurumi fraß nicht alle Arten von Ameisen gleich gern; er liebte besonders diejenigen, welche weder große Freßzangen noch Stacheln besitzen; eine ganz kleine Art, die einen sehr stinkenden Geruch von sich gibt, verschmähte er gänzlich. Das fein gehackte Fleisch mußte ihm anfangs in den Mund geschoben werden, später aber nahm er dasselbe, gleich den Ameisen, vermittelst der Zunge zu sich. Er zeigte sich nicht ganz dumm, suchte die Menschen auf und spielte mit ihnen, vertrug sich auch mit allen Hausthieren gut. Das Fleisch und Fell des Yurumi werden bloß von den wilden Indianern benutzt. Selten macht jemand auf ihn Jagd; trifft man ihn aber auf dem Felde an, so ist es ein Leichtes, ihn mit jedem Stocke durch einige Schläge auf den Kopf zu tödten. Diese Thiere sollten übrigens vom Menschen beschützt wer-

den, weil sie die Termiten und Ameisen vermindern, welche in einigen Gegenden so überhand genommen haben, daß dort keine Pflanzungen gedeihen können. Der Jaguar und der Kuguar sind, neben dem Menschen, wohl die einzigen Feinde des Yurumi." R. Schomburgk sagt, daß der Ameisenbär sehr schnell schwimmen kann.

Der **Tamandua** (Kaguaré), M. tetradactўla, L., ist nur halb so groß, hat einen Greifschwanz, klettert. — Der **2zehige** Am., M. didactўla, L., s. Bild 40, hat nur die Größe einer Ratte, auch einen Greifschwanz, klettert ebenfalls. Beide in Süd-Amerika.

Der **Ameisenigel**, M. aculeāta, Shaw. (Tachyglossus, Echidna). Bewohnt Neu-Holland, ist mit Stacheln besetzt, sieht einem Igel sehr ähnlich.

Vierte Gattung:

Schuppenthier. Manis, Linn.

Keine Zähne; Zunge sehr dehnbar. Körper, Beine und Schwanz sind mit großen, scharfen Schuppen besetzt, die dachziegelartig liegen, und die sich heben, wenn sich das Thier zusammenkugelt, um sich gegen einen Feind zu schützen. Sie leben, wie die Ameisenfresser, von Ameisen und Termiten, sind langsam und graben Höhlen.

Das **langschwänzige** S., M. macrūra, Desm. M. tetradactўla, L. S. Bild 41. Bräunlich, der Körper 1 Fuß, der Schwanz 2 lang. Afrika. — Das **kurzschw.** S., M. brachyūra, M. pentadactўla, L. Braun. Körper 2 Fuß, Schwanz etwas über 1. Süd-Asien.

Fünfte Gattung:

Schnabelthier. Ornithorhўnchus, Blumenb.

Das äußere Ohr fehlt; die Schnauze ist haarlos, lang, breit, platt, einem Entenschnabel äußerst ähnlich, und hat auch an den Rändern kleine Querplättchen. Backenzähne flach, $\frac{2.\ 2.}{2.\ 2.}$. Die Vorderfüße haben eine Schwimmhaut, welche noch über die Zehen hinausragt; die Schwimmhaut der Hinterfüße geht nur bis zu den Nägeln. Der Schwanz ist platt und behaart. Das Thier ist zum Schwimmen eingerichtet. Die Zunge ist gewissermaßen doppelt; die eine im Schnabel ist stachelhaarig, die andre sitzt hinten auf der erstern, und hat vorn 2 kleine fleischige Spitzen.

Das **Schnabelthier**, O. paradoxus, Blumenb. S. Bild 42. Franz. l'Ornithorhinque. Die Länge beträgt von der Schna-

bel= bis zur Schwanzspitze 18 Zoll, davon der Schnabel $2\frac{7}{8}$ Zoll, der Schwanz $4\frac{1}{2}$. Das Männchen hat am Hinterfuße einen Sporn wie ein Haushahn. Der Pelz ist fein, dicht, hell=schwarz, jedoch an der Unterseite des Leibes rostroth. Bewohnt Neu=Holland. Genaue Beobachtungen über dieses merkwürdige Thier hat G. Bennett angestellt. Am 4. Okt. 1832 kam er zu Mondoona an, wo er seine Untersuchungen beginnen wollte, weil es in dieser Gegend, Yas genannt, eine Menge Schnabelthiere gibt, und der Fluß nahe am Wohnhaus vorbei fließt. Er ging sogleich Abends 5 Uhr an eine ruhige Stelle des Wassers, wo viel Pflanzen wach=sen, worin die Schnabelthiere ihre Nahrung suchen und an dessen steilem und schattigem Ufer sie bequem ihre Höhlen graben können. Er sah bald eins an der Oberfläche des Wassers rudern, den Rücken gerade in der Wasserhöhe, den Kopf etwas heraufgestreckt. Man muß sich ganz ruhig verhalten, weil sie beim geringsten Geräusche oder einer Bewegung des Leibes sogleich verschwinden und dann selten wie=derkommen. Sie sehen und hören sehr gut, spielen und rudern selten länger als 1 oder 2 Minuten, tauchen dann unter, kommen bald wieder herauf. Am besten kann man sie im Augenblicke des Auf=tauchens schießen, muß aber nach dem Kopfe zielen, weil die Schro=ten den Pelz nicht leicht durchdringen. Am folgenden Tage sah er wieder 2, und es wurde ein Männchen angeschossen, welches der Hund herausholte. Der Sporn ist nicht giftig. Man sieht diese Thiere in den Flüssen zu allen Jahreszeiten; indessen sind sie häufiger im Sommer als im Winter, und es wäre nicht unmöglich, daß sie einen Winterschlaf hielten. Abends ward auch ein Weibchen erlegt. Bei den Eingebornen findet man die verschiedensten Angaben darüber, ob das Schnabelthier Eier legt oder nicht. Am folgenden Tage wur=de wieder ein Pärchen geschossen. Am nächsten Tage ging Bennett mit einem Eingebornen an den Yasfluß, woselbst derselbe eine Schna=belthierhöhle öffnete, aus der er im vorigen December 6 bis 8 Zoll lange, mit Haaren bedeckte Junge geholt hatte. Die Höhle bildete einen glatten, schlangenförmigen, etwa 20 Fuß langen Kanal. Ihr ähnlich waren noch mehrere andre Höhlen, welche untersucht wurden. Der Eingänge sind in der Regel 2, einer nämlich unter dem Wasser, der andre vom Land aus, aber nahe dem Ufer. Das Ende der Gän=ge ist erweitert und trockne Wasserpflanzen bilden daselbst ein Bett=chen, worauf die Jungen erzogen werden. Es wurden später noch viele erlegt. In den Mägen fanden sich immer Wasserinsekten, klei=ne Schalthiere, nebst Schlamm oder Sand. Ein altes Weibchen,

welches aus einem aufgegrabenen Gange gezogen wurde, gab keinen Laut von sich, suchte nicht zu beißen, erweiterte und verengte, von Bennett in der Hand gehalten, abwechselnd die Ohröffnungen, während seine kleinen, glänzenden Augen blinkten und sein Herz heftig schlug. Oefters zappelte es vor Furcht und suchte zu entkommen, endlich jedoch gab es sich zufrieden und ward nun in eine Tonne mit Gras, Schlamm und Wasser gesetzt. Es rennte darin herum, kratzte und strengte alle Kräfte an, um fort zu kommen. Als es dies vergeblich fand, wurde es ganz ruhig, zog sich zusammen und fiel bald in Schlaf. Während der Nacht war es wieder sehr unruhig, that Alles, um zu entkommen, ging rund in der Tonne herum und kratzte heftig mit den Vorderklauen, als wenn es sich einen Ausweg erscharren wollte. Des Morgens schlief es, den Schwanz einwärts geschlagen, Kopf und Schnabel unter der Brust, und den Leib in einen sehr kleinen Raum zusammengezogen. Wurde es im Schlafe gestört, so gab es bisweilen einen Laut von sich, wie das Brummen eines jungen Hündchens, aber etwas sanfter und harmonischer. Tags war es größtentheils ruhig, des Nachts aber suchte es zu entkommen und gab einen klirrenden Laut von sich. Wurde es im Freien in's Wasser gelassen, so schwamm es sehr munter herum, war guter Dinge, tauchte, sank schnell auf den Boden, schwamm ein kurzes Stück fort und kam wieder herauf. Es folgte dem Ufer, untersuchte es mit seinen Kiefern, welche gute Tastorgane zu sein scheinen, und schnatterte wie eine Ente. Es schien an schlammigen Stellen viel Nahrung zu finden, denn es bewegte den Schnabel kauend, so oft es ihn aus dem Schlamme zog. War es satt, so legte es sich auf das grasige Ufer und putzte sich mit den Hinterfüßen. Auf der Weiterreise entwischte es nach einiger Zeit aus seiner Kiste und verschwand. Am 8. December fand Bennett bei Jugiong einen Gang, worin sich 3 ganz junge, nur dünn behaarte, $1\frac{7}{8}$ Zoll lange Schnabelthierchen befanden, jedoch keine Spur von Eischale. Am 28. December ließ er am Wollondilly-Flusse eine Höhle aufgraben, worin 2 ganz behaarte Junge schlafend lagen, dann aber beim Herausziehn sehr knurrten. Bald nachher wurde in der Nähe dieser Höhle ein altes Weibchen gefangen, wahrscheinlich die Mutter der genannten Jungen. Es hatte in den Brustdrüsen etwas Milch, welche man ausdrücken konnte. Die genannten Jungen hielten sich 5 Wochen lang in der Stube recht gut, spielten wie kleine Hündchen, griffen sich mit den Schnäbelchen an und erhoben die Vorderpfoten gegen einander. Wurde eins während der Balgerei zu Boden ge-

worfen, so fing es an, sich zu kratzen, der Gegner sah ruhig zu und wartete, bis das Spiel erneuert wurde. Die Augen stehn hoch oben auf dem Kopfe; deswegen können sie nicht gut vor sich sehn, stoßen im Zimmer gegen viele Dinge und werfen die kleinen um. Sie spielten auch zuweilen mit Bennett selbst. Putzen thaten sie sich nicht bloß mit den Hinterfüßen, sondern auch, wie Enten, mit dem Schnabel. Sie lieben das seichte Wasser mit hervorstehenden Rasenstücken. Thut man ein Schnabelthier in ein Gefäß mit tiefem Wasser ohne festen Ruhepunkt, so stirbt es bald. Sie sind weder Tag- noch Nachtthiere zu nennen, denn sie schlafen oder wachen, wie es ihnen bequem ist, zu jeder Zeit. In der Stube nehmen sie mit Milch und Brod, gehackten Eiern und zartem Fleische vorlieb.

Siebente Ordnung der Säugethiere:

Einfachkauende Hufthiere.

Sie haben Hufe, d. h. der Nagel umgibt die Zehspitze wie ein Schuh. Der Magen ist einfach oder hat Abtheilungen, aber sie kauen nicht wieder. Die Zähne sind verschieden. Es sind pflanzenfressende, große Thiere. Man nennt sie auch Pachydermen.

Erste Gattung:

Elephant. Elĕphas, Linn.

Die 5 Zehen, welche man am Skelet deutlich unterscheidet, sind so von der Haut umhüllt, daß man von außen nur die Hufe sieht. An jeder Seite der Oberkinnlade kommt aus dem Zwischenkiefer-Knochen 1 Stoßzahn, der eine furchtbare Größe erreichen kann. Außerdem sind weder Schneide- noch Eckzähne da. Backenzähne $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$, also im Ganzen 4; sie ersetzen sich nicht wie beim Menschen, indem ein von unten wachsender den darüber stehenden ausstößt, sondern von hinten nach vorn, indem ein neuer den alten vorwärts treibt; während des Wechsels hat also der Elephant im Ganzen 8 Backenzähne. Manche wechseln in ihrem Leben die Backenzähne wohl 8 mal; die Stoßzähne aber wechseln sie nicht mehr als 1 mal. Die Nase verlängert sich in einen langen, walzenförmigen Rüssel,

der eine große Beweglichkeit und sehr feines Gefühl hat, und mit einer Art Finger endet. Der Elephant bedient sich des Rüssels, um Alles damit zu ergreifen, die Speise in seinen Mund zu bringen, das Getränk einzusaugen und dann in den Mund zu spritzen. Das Junge saugt jedoch die Milch der Mutter mit dem Munde. Das Weibchen hat 2 Zitzen und zwar an der Brust. Die Elephanten der jetzigen Welt haben im Alter fast keine Haare, in der Jugend aber sind sie oft dicht behaart.

Der **asiatische Elephant**, E. indicus, L. S. Bild 43. Franz. l'Eléphant des Indes. Stirn vertieft. Die Backenzähne sind bis 11 Zoll lang, 3 Zoll breit, ihre Kaufläche ist platt, und zeigt, wenn sie sich abnutzt, parallele erhabene wellenförmige Querbänder. Die Ohren sind kleiner als beim afrikanischen. An den Vorderfüßen stehn 5 Hufen, an den Hinterfüßen 4. Die Stoßzähne mancher Männchen werden über 100 Pfund schwer; bei andern aber bleiben sie klein und bei den Weibchen ist dies immer der Fall. Die Farbe des Thieres ist graubräunlich, oder schwärzlich, selten weiß. Nach John Corse's vielfältigen Untersuchungen in Indien wird der männliche asiatische Elephant kaum über 10 Fuß hoch, der weibliche kaum über 8. Das Gewicht des Elephanten ist natürlich, je nach seiner Größe, verschieden. Darwin berichtet, daß einer, der in Exeter Change getödtet werden mußte, dann stückweis gewogen 12,100 Pfund gab. Die Heimath dieses großen, klugen, höchst merkwürdigen Thiers erstreckt sich über die gut bewässerten und waldigen Gegenden Vorder- und Hinterindiens, nördlich bis an die Vorberge des Himalaia, ferner über Sumatra und Ceilon; auf den andern Inseln fehlt er. Diejenigen, welche am nördlichsten wohnen, sind auch die kleinsten. Zu Haridwara am Ganges werden sie kaum über 7, in den Thälern Nepals kaum über 6 Fuß hoch. Aber schon in Asam so wie in Dschittagong sind sie groß und stark. Obgleich der Elephant meist Orte bewohnt, welche von Menschen wenig betreten werden, und durch das Abfressen der Zweige in den Waldungen, die man doch wenig benutzt, wenig Schaden thut, so gibt es doch Gegenden, wo er aus jenen in der nassen Jahreszeit in ungeheurer Menge hervorbricht, an Reis, Mais, Pisang und vorzüglich Zuckerrohr schreckliche Verwüstungen anrichtet, und von den schwachen, das Feuergewehr entbehrenden Eingebornen nicht verdrängt werden kann; so z. B. in Asam, Dschittagong, im Süden von Animalaya, wo sie die Hütten zerstörten und viele Menschen tödteten, an der Ostgrenze von Wynaad und Curg, wohin die britische Re-

gierung im Jahr 1805 den Einwohnern bewaffnete Ansiedler zum Schutze senden mußte, an der Westgrenze Mysore's, wo die Menschen von ihm zertreten werden, wenn sie sich nicht verstecken oder ihn mit brennenden Fackeln vertreiben können. In Orissa hat man sich neulich die gierigen Gäste vom Halse geschafft, indem man ihnen aus Reis geformte, Gift enthaltende Kugeln hinwarf, und auch in Sumatra, woselbst sie arg in den Pflanzungen hausen und viele Menschen tödten, entledigt man sich ihrer, indem man Gift in ihre Lieblingsspeise, das Zuckerrohr, bringt. In Ceilon sind sie auch noch sehr schlimm und es wurden daselbst z. B. allein im Jahre 1834, nach Dr. Ruschenbergers Angabe, 13 Menschen von ihnen getödtet.

Bis zur allgemeinen Verbreitung des Feuersgewehrs war der Elephant für das südliche Asien ein überaus wichtiges Thier, welches zu Hunderten, ja zu Tausenden den Kriegsheeren folgte und oft die Schlachten der Völker entschied. Jetzt ist er, wegen seiner Scheu vor Feuerwaffen, gar nicht mehr im Kampfe zu brauchen und dient fast nur noch an einigen Höfen südasiatischer Fürsten zum Pomp und zugleich bei diesen und den englisch-ostindischen Heeren zum Tragen der Lasten und bei der Tigerjagd. Sein Fleisch wird nicht geachtet, seine Haut gibt kein wasserdichtes Leder und nur seine Zähne locken den Jäger an. Daher kommt es, daß er sich in der Wildniß hier und da wieder stark vermehrt. Privatleute würden nur großen Schaden haben, wenn sie sich, statt der Kameele, Büffel oder Pferde, Elephanten halten wollten, und unterlassen es daher. Das britische Gouvernement pflegt seine Elephanten aus Tripurah und Dschittagong zu beziehn, weil sie vorzüglich brauchbar sind. Früherhin pflegten sich die indischen Fürsten großentheils ihre Elephanten aus Ceilon kommen zu lassen, denn die ceiloneser standen immer im hohen Rufe der Gelehrigkeit. Obgleich sich der Elephant in seinem Vaterlande leicht in der Gefangenschaft fortpflanzt, so hat man es doch von jeher vorgezogen, die zu zähmenden erwachsen aus der Wildniß zu fangen, weil sie sich sehr bald in ihr Schicksal ergeben und brauchbar werden, während das Erziehen von jungen viel zu viel Zeit, Mühe und Aufwand an Futter kosten würde. Er paart sich nicht eher, als bis er 15 bis 16 Jahr alt ist. Das Weibchen trägt 20 bis 21 Monate und bekommt jedesmal nur Ein Junges, welches gegen 3 Fuß hoch ist und dessen Augen gleich offen sind. In 18 bis 24 Jahren ist er ausgewachsen. Es ist gewiß, daß er über 100, und wahrscheinlich, daß er 200 Jahr alt werden kann.

Er lebt gesellig und ernährt sich von verschiedenen Pflanzen, vorzüglich auch Baumzweigen. In's Wasser geht er gern, um sich zu kühlen und vor Fliegen- und Mückenstichen zu sichern. Er schwimmt gut, und oft unter dem Wasser, wobei er nur den Rüssel, durch den er Luft holt, herausstreckt. Hat er nur seichtes Wasser, so füllt er gerne den Rüssel damit und bespritzt sich die Haut. Auch mit Erde füllt er ihn und bespritzt sich dann damit. Merkwürdig ist es, daß dieses große, muthige Thier sich vor einer Maus fürchtet. „Die Elephanten der Pariser Menagerie," sagt G. Cuvier, „zittern, wenn sie eine Maus sehn." Die Stimme des Elephanten ist im Schrecken ein fürchterliches Geschrei, das aus der Kehle kommt; verlangt er nach Nahrung, so macht er ein schwaches Geschrei mit dem Munde, und wenn er mit andern spielt, ein schmetterndes aus dem Rüssel.

Nach Europa bringt man heut zu Tage den Elephanten nur zur Befriedigung unsrer Neugierde. Einen recht hübsch abgerichteten habe ich in Mailand bei einer Gesellschaft von Kunstbereitern gesehn. Als er den Schauplatz betrat, verbeugte er sich nach allen Seiten und grüßte die Zuschauer; dann senkte er sich, auf Befehl, vor sein'em Herrn nieder, stand wieder auf, hob ihn mit dem Rüssel auf den Nacken und spazierte mit ihm herum. Der Herr befahl ihm sich niederzulegen. Er that es und jener sprang herab. Nun ward ein Tisch gedeckt und der Elephant eingeladen zu speisen. Er ließ sich auf die Schenkel nieder, ergriff eine Klingel und schellte, worauf ein Diener erschien, welcher einen Porzellanteller mit einem Brode trug. Der Elephant ergriff das Brod ganz bescheiden mit dem Rüssel, steckte es in's Maul, ließ sich's schmecken, klingelte dann wieder, bat mit lächerlich quäkender Stimme um mehr, ergriff den leeren Teller und reichte ihn dem Diener hin. Es ward ihm nun eine Flasche Wein gebracht; er umschlang sie mit dem Rüssel, nahm mit dessen Spitze den Stöpsel heraus, sog den Wein in den Rüssel, gab dem Diener die Flasche zurück und spritzte sich dann mit großem Wohlbehagen den Wein in's Maul.

Die ersten Elephanten, welche den alten Griechen bekannt wurden, sind die 15, welche Alexander der Große in der Schlacht von Arbela, sammt ihren indischen Führern, dem Perserkönig Darius abnahm. In Indien nahm er dem König Porus 200 ab und mit 300 Kriegselephanten kehrte er vom Indus nach Babylon zurück. Kurz darauf starb er und die Elephanten kamen an seine Feldherrn, vorzüglich nach Syrien, Aegypten, Macedonien. Man ließ nun auch

neue aus Indien kommen, Eumenes z. B. ließ 120 holen, Seleukus Nikator 500, mit deren Hülfe er den Antigonus schlug. Demetrius, Sohn des Antigonus, verlor 20 Elephanten an den Pyrrhus, dieser ging nach Italien und erschreckte mit den ungeheuren Thieren die Römer. Ptolemäus Philadelphus in Aegypten (285 vor Chr.) kam nun auf den Gedanken, sich welche von der Ostküste Afrika's zu verschaffen; man richtete dieselben ab, aber seine Nachfolger gewahrten zu ihrem großen Schaden, daß die afrikanischen, so wie es zum Kampfe kam, vor den indischen Reißaus nahmen. Die Karthager bedienten sich mauritanischer Kriegselephanten, also aus dem nordwestlichen Afrika. Hasdrubal führte deren 140 nach Sicilien.

Ueber die ungeheuren Massen von Kriegselephanten, welche die alten indischen Könige hielten, gibt Plinius (Buch 6, 22 und 23) im ersten Jahrhundert nach Christo Auskunft: „Der König am Ganges, dessen Residenz Parthalis heißt, besitzt 700 Kriegselephanten; der König der Talukten 400, der andarische 1000; der König der Prasier zu Palibothra 9000; der König der Megaller 500; die Asanger am Indus haben 300; die Oraturen haben nur 10 Elephanten und die Varetaten gar keine, denn sie verlassen sich auf ihre eigne Tapferkeit; der König von Automela hat 1600; die Königin der Panden 500.“

„Zu Rom,“ sagt Plinius ferner (Buch 8, 2 ff.), „wurden zuerst Elephanten vor den Wagen gespannt, als Pompejus der Große über Afrika triumphirte. Bei den Fechterspielen des Germanicus machten sie einige tölplige Bewegungen, als ob sie tanzten. Später lernten sie häufig, Waffen in die Luft zu werfen, gleich Fechtern mit einander zu kämpfen, Tänze auszuführen, und endlich sogar auf Seilen zu gehn, wobei oft vier einen fünften in der Sänfte trugen. Auch sah man sie sich in Speisesälen, die voll von Menschen waren, zu Tische setzen, ohne einen Menschen zu berühren. Es ist eine ausgemachte Sache, daß ein Elephant, welcher das Ding nicht recht begreifen konnte und öfters Prügel kriegte, des Nachts seine Künste eingeübt hat. Es ist schon bewundrungswerth, daß die Elephanten aufwärts auf Seilen gehen lernen, aber daß sie auch abwärts gehen, ist noch merkwürdiger. Mutianus, der dreimal Consul war, erzählt, daß einer von den Elephanten sogar griechische Buchstaben gelernt und folgende Worte geschrieben habe: „Ich selbst habe dies geschrieben und erbeutete celtische Waffen geweiht.“ Als König Antiochus einen Fluß durchschreiten wollte, weigerte sich der Elephant, welcher bisher den Zug geführt hatte und Ajax hieß, vor-

an zu gehn. Da wurde bekannt gemacht, der sollte Anführer sein, welcher zuerst hinüber ginge, und siehe, der Elephant Patroclus schritt hindurch und ward deshalb mit silbernem Kopfschmuck, den sie sehr lieben, geziert und zum Anführer erwählt. Der frühere Anführer wollte seine Schande nicht überleben und hungerte sich zu Tode. Die Elephanten im Heere des Antiochus trugen je 4 Kämpfer."

„Die ersten Elephanten sah Italien im Kriege gegen den Pyrrhus, und nannte sie lucanische Ochsen, weil man sie zuerst im Lucanerlande erblickte. Sieben Jahre später sah man schon welche zu Rom bei einem Triumphe, und im Jahre 502 nach Roms Erbauung sah man hier schon eine ganze Menge, die L. Metellus in Sicilien den Karthagern abgenommen hatte. 142, oder nach Andern 140, wurden auf Flößen übergeschifft, welche man auf Reihen von Fässern gelegt hatte. Verrius berichtet, sie hätten in der Rennbahn ein Kampfspiel geben müssen und wären mit Spießen erstochen worden, weil man sie weder füttern noch verschenken wollte. Berühmt ist der Kampf eines Römers gegen einen Elephanten, als Hannibal die römischen Gefangenen gegen einander zu fechten zwang. Den einzigen, welcher dabei mit dem Leben davon kam, warf er einem Elephanten vor, versprach ihm aber die Freiheit, wenn er siegen würde. Der Römer schlug sich allein auf dem Schauplatze gegen den Elephanten, und machte ihn, zum großen Aerger der Karthager, glücklich nieder. Hannibal ließ nun zwar den Sieger frei, schickte ihm aber Reiter nach, die ihn niederhauen sollten, damit er nicht durch die Erzählung seiner That die Elephanten verächtlich machen könnte. Schon in den Gefechten gegen Pyrrhus brachte man in Erfahrung, daß man den Rüssel des Elephanten leicht abhauen kann. Fenestella erzählt, daß die ersten Elephanten in der Rennbahn zu Rom im Jahre 655 der Stadt gekämpft haben; 20 Jahre später kämpften sie gegen Stiere. Während des zweiten Consulats des Pompejus kämpften 20 zur Einweihung des Venustempels gegen mit Wurfspießen bewaffnete Gätuler. Einer zeichnete sich dabei vorzüglich durch Tapferkeit aus: seine Beine waren durchbohrt, da kroch er auf den Knieen gegen die feindlichen Massen, riß ihnen die Schilder weg und warf sie hoch in die Luft. Ein andrer dagegen wurde durch einen einzigen Wurfspieß getödtet, indem der Spieß durch's Auge in's Gehirn gedrungen war. Obgleich der Platz mit eisernen Gittern umgeben war, so setzten sie doch das Volk in große Angst, indem sie mit Macht durchzubrechen suchten. Deswegen umgab auch späterhin der Dictator Cäsar, da er ein ähnliches Schauspiel geben

wollte, den Platz mit Wassergräben. Die erwähnten pompejanischen Elephanten verloren endlich die Hoffnung entrinnen zu können, und suchten nun in einer Stellung, die sich nicht beschreiben läßt, jammernd und weinend das Mitleid des Volks zu erregen. Das Volk wurde durch den Ausdruck ihrer Verzweiflung so gerührt, daß Alle einmüthig sich weinend erhoben, und ohne darauf zu achten, daß Pompejus ihnen zu Ehren das prachtvolle Schauspiel gegeben hatte, ihn mit Verwünschungen überhäuften. Späterhin ließ der Dictator Cäsar 20 Elephanten gegen 500 Fußgänger kämpfen, und ein andermal eben so viel, auf denen mit Bewaffneten besetzte Thürme standen, gegen 500 Fußgänger und eben so viel Reiter. Unter den Kaisern Claudius und Nero mußten die Fechter ihr Meisterstück machen, indem sie einzeln gegen Elephanten kämpften. Im Kriege tragen die Elephanten mit Soldaten besetzte Thürme und entscheiden im Orient meist die Schlachten. Sie werfen Schlachtreihen nieder und zerstampfen die Bewaffneten. Sind sie verwundet oder in Furcht gesetzt, so weichen sie immer zurück und fügen ihrer eignen Partei oft eben so viel Schaden zu wie dem Feinde. Das geringste Quiksen eines Schweines kann sie erschrecken. Die afrikanischen fürchten sich vor den indischen. Kein Thier scheut der Elephant so sehr wie die Maus, läßt auch das Futter liegen, welches von einer berührt worden ist. Große Noth hat er, wenn ihm beim Saufen ein Blutegel in die Nase kommt und sich fest saugt. Von den Fliegen wird er trotz seiner gewaltigen Größe geplagt."

Ueber die schon von Plinius erwähnten Elephanten, welche zu Rom abgerichtet wurden, berichtet Aelian, Buch 2, 11, noch Folgendes: „Die Elephanten stammten von Eltern, welche sich schon in Rom bei öffentlichen Spielen hatten sehen lassen, und waren in Rom geboren. Ein Mann hatte sie noch jung in Unterricht genommen, an Musik, Lärm und Volksgetümmel gewöhnt, und gehörig für das Schauspiel vorbereitet. Sie kamen, 12 an der Zahl, mit schönen Tanzkleidern geschmückt, auf das Theater, schritten nach dem Takte einher und führten, nach dem Winke des Meisters, eine Art Tanz auf. Dann wurde ein Tisch auf's kostbarste gedeckt, goldne und silberne Gefäße mit Wasser aufgetragen und ungeheure Haufen Brod aufgethürmt. Da Alles fertig war, traten die Elephanten herein; die 6 Männchen waren wie Männer, die 6 Weibchen wie Weiber gekleidet. Sie ließen sich ganz zierlich nieder, streckten auf ein gegebenes Zeichen sehr bescheiden die Rüssel aus und schmausten anständig und mäßig. Zum Tranke wurde jedem ein Becher gereicht;

sie ließen sich's wohl schmecken und spritzten dann auch etwas zum Spaße nach den Zuschauern."

Im 13ten Jahrhundert fand Marco Polo beim Tataren-Kaiser (Chan) Kublai 5000 Elephanten; im 16ten Jahrhundert besaß der Kaiser von Hindostan Akbar, wie dessen Wesir Abul Fazl schreibt, 6000. Im 17ten Jahrhundert fand Tavernier, daß der zu Gehanabad residirende Großmogul 500 Elephanten zum Lasttragen und 80 für den Krieg hatte.

Um viele Elephanten auf einmal zu fangen, bedient man sich von jeher mit Bäumen und starken Pallisaden eingezäunter Plätze, welche vorn weit offen sind, hinten aber in einen engen Gang verlaufen. Der Eingang ist so angebracht, daß er viel Buschwerk enthält und daher von den Elephanten nicht bemerkt wird. Es gehören zur Jagd wenigstens 500 Mann. Diese treiben die Elephanten-Heerde mit Feuerbränden, Schüssen und Lärm in den Eingang und von da in den engen Gang, den man hinter ihnen schließt. Dort läßt man sie bis zur Ermattung hungern und dursten, lockt dann den vordersten durch Futter bis an's Ende des Ganges, welches so eng ist, daß er sich nicht wenden kann, legt hinter ihm Querbalken, die ihn am Zurückgehen hindern, läßt ihn da sich vollends müde toben (wobei sich viele stark beschädigen), wirft dann durch die Zwischenräume der Pallisaden starke Seile um seine Füße, öffnet vor ihm die Thür, läßt ihn heraus und von zahmen Elephanten umringen, welche ihn im Nothfalle mit Hieben und Stößen zur Ruhe verweisen. Jeder so gefangne Elephant wird nun der Aufsicht eines Wärters übergeben, der ihn pflegen und unterrichten muß. Unter diesem Wärter stehn 3 bis 4 andre Leute, die ihm das Thier füttern und mit Wasser versorgen helfen. In einem Zeitraume von 5 bis 6 Wochen lernt der Elephant seinem Wärter gehorchen; nach und nach nimmt man ihm die Fesseln ab und in ungefähr 6 Monaten läßt er sich von ihm führen, wohin er will; doch muß der Wärter sich beständig vorsehen, daß er dessen ehemaligen Aufenthaltsorten nicht zu nahe kommt, damit sich der Elephant nicht seiner Freiheit erinnere und etwa davon laufe. Vorzüglich schnell werden die ceiloneser zahm. Als Percival im Jahr 1797 auf Ceilon war, sah er 176 Elephanten, welche erst kürzlich gefangen waren und sich doch ganz ruhig nach dem Festlande schaffen ließen. Sowohl die wilden als zahmen Elephanten werden öfters auf einige Zeit wie verrückt und sind dann äußerst gefährlich. Erst vor wenigen Jahren hat sich ein solcher Fall mit dem Elephanten des Herrn

Tourniaire zu Potsdam ereignet, und man wußte sich nicht anders zu retten, als indem man das rasende Thier mit Blausäure vergiftete. Bei dieser Gelegenheit hat der berühmte orientalische Reisende v. Hügel im östreichischen Beobachter (1838) Folgendes bekannt gemacht: „Der Zustand des Elephanten, welcher ihn zur Wuth reizt, heißt bei den Indiern mosti, d. h. berauscht. Wenn der Elephantenführer die Zeichen des Mosti-Werdens bemerkt, so hat er ein unfehlbares Mittel, das ihm anvertraute Thier augenblicklich zu seiner Kaltblütigkeit zurückzubringen: Er stellt ihm nämlich ein Gefäß mit etwa $3\frac{1}{2}$ Pfund flüssiger Butter vor, welche der Elephant verschluckt und wieder zur Besinnung kommt. Wenn bei großen Festen Elephanten mit Branntwein berauscht werden, um gegen einander zu kämpfen, so werden sie durch dasselbe Mittel nüchtern gemacht, sobald man es wünscht. Die flüssige Butter hat übrigens dieselbe Wirkung auf Dromedare und Kameele, die, wenn sie mosti sind, nur im langsamen Schritte von der Stelle gehen und oft liegen bleiben. Eine Portion Butter, welche ihnen eingegossen wird, bringt sie binnen kurzem wieder in ihren gewöhnlichen Zustand zurück." Der weiße Elephant genießt in Siam, Pegu und Ava göttliche Verehrung. John Crawfurd, welcher im Jahr 1821 als englischer Gesandter nach Siam ging, beschreibt die heiligen weißen Elephanten: Der König hatte deren 6, und wurde deswegen sehr glücklich gepriesen, denn keiner seiner Vorfahren hatte je so viel besessen. Die Farbe war eigentlich fleischfarbig. Es waren kräftige Thiere, stammten alle aus den Königreichen Lao oder Kamboja, keiner aus Siam selbst. Jeder hatte einen besondren Stall und keiner weniger als 10 Wärter. Alle hatten ein Netzwerk von goldnen Ketten um den Kopf, auf dem Rücken ein kleines gesticktes Sammtkissen, und die Stoßzähne der männlichen waren mit goldnen Ringen geziert. Trotz aller Heiligkeit waren die Thiere von Strafen nicht frei: einer davon ließ sich's einfallen, ein Bündel Pisang zu stehlen, und bekam dafür mit einer eisernen Spitze einen Stich, daß Blut floß. Bei den weißen Elephanten wurden auch große, schneeweiße Affen gehalten, deren Gegenwart für genügend galt, die heiligen Thiere gegen Krankheit zu schützen. Außer den ganz weißen Elephanten waren auch noch viele da, welche nur zum Theil weiß waren und nicht für heilig galten. Als sich John Crawfurd (1821) zu Saigun in Kochinchina befand, ließ der Gouverneur dieser Stadt einen Kampf veranstalten. Ein großer Tiger war an einem bei 30 Klafter langen Seile befestigt, welches man um seine Hüften ge-

schlungen, der Rachen war ihm zugeknebelt, die Krallen ausgebrochen. 46 männliche Elephanten wurden ihm entgegen gestellt. Der erste Elephant rückte scheinbar muthig an, faßte den Tiger mit den Stoßzähnen und schleuderte ihn hoch durch die Luft etwa 20 Fuß weit hinweg. Das Raubthier aber erhob sich schnell, stürzte wüthend auf den Elephanten, jagte ihn fort und verfolgte den ängstlich schreienden Flüchtling, so weit das Seil reichte. Auf Befehl des Gouverneurs ward der Führer des Elephanten sogleich von selbigem heruntergeholt und bekam 100 Stockhiebe. Nach und nach rückten nun noch 12 Elephanten an und schleuderten den Tiger so lange, bis er halb todt dalag. In früheren Zeiten, sagt Crawfurd, hat man in jenen Gegenden auch Menschen durch Elephanten hinrichten lassen. Auch in Siam herrscht das Gesetz, daß des Aufruhrs oder Hochverraths Schuldige von Elephanten zertreten oder von Tigern gefressen werden sollen; Priester, welche gesündigt haben, werden verurtheilt, ihr Leben lang für die königlichen Elephanten Gras zu schneiden. „Zu Barrackpore,“ so erzählt der Bischof Heber, „ritt ich (im Oktober 1823) zum ersten Mal auf einem Elephanten, und fand dessen Bewegung von der eines Pferdes zwar sehr verschieden, da das Thier beide Füße derselben Seite zugleich hebt, aber nichts weniger als unangenehm. Ein ausgewachsener Elephant trägt 2 Personen in dem Howdah (Kasten) und außerdem auf dem Halse den Treiber und auf der Kruppe einen Bedienten, der den Sonnenschirm hält. Zu Kalkutta und 5 Meilen in die Runde dürfen, wegen häufiger Unglücksfälle, die durch das Scheuwerden der Pferde entstehn, keine Elephanten angewandt werden. Der Treiber lenkt den Elephanten, indem er ihm mit dem Fuße auf der Seite, nach welcher sich das Thier drehen soll, ein Zeichen gibt. Er treibt ihn mit einem furchtbaren Stachelstocke an, und bringt ihn durch einen Schlag auf die Stirn mit dem stumpfen Ende desselben Instruments zum Stehen. Bekanntlich gehorchen die Elephanten diesen Leuten sehr gut, und noch neulich kam der Fall vor, daß ein Treiber seinem Thiere durch ein Zeichen befahl, eine Frau, die etwas gegen ihn gesagt, zu tödten, und auf der Stelle seinen Zweck erreichte. Er wurde vor unserer Ankunft hingerichtet.“

Als sich der Bischof Heber zu Kulleanpoor, ohnweit der Quellen des Ganges und des Himalaia-Gebirges, befand, wurde er von dem dortigen Raja zu einer Tigerjagd eingeladen. Eine Menge Leute fanden sich zu Fuß und zu Pferde wohl bewaffnet ein. Der Raja ritt auf einem kleinen weiblichen Elephanten, der kaum größer als

ein Ochse und fast so zottig als ein Pudel war. Er stammte aus dem benachbarten Walde. Der Raja hatte 2 bis 3 geladene Flinten bei sich. Auf einem andren Elephanten ritt Herr Boulderson, ein Engländer, der Einnehmer des Distrikts und großer Liebhaber der Jagd. Dieser hatte eine ganze Batterie von Flinten mit. Heber selbst saß auf einem dritten Elephanten, bewaffnet mit 2 Pistolen und einer Doppelflinte. Der Tiger befand sich in einer sumpfigen Niederung, woselbst das Gras die Höhe eines mittelgroßen Elephanten hatte. Nach einiger Zeit reckten plötzlich alle Elephanten die Rüssel in die Luft, fingen laut an zu brüllen und stampften heftig mit den Vorderfüßen. Des Raja's kleiner Elephant machte linksum und faßte, zum großen Aergerniß seines Herrn, hinter Herrn Boulderson Posto; die andren gingen langsam, aber kühn, mit hoch gehobnem Rüssel, ausgebreiteten Ohren und mit ihren klugen kleinen Augen scharf nach vorne blickend weiter. „Wir sind dicht an ihm," sagte Boulderson; „wenn er vor Ihnen aufspringen sollte, so schießen Sie nach der Stelle, wo sich das Gras bewegt." In demselben Augenblicke stampfte Heber's Elephant heftig. Da, da, rief der Treiber, ich habe den Kopf gesehn! Es erfolgte ein kurzes Gebrüll, und „ich sah," so erzählt Heber, „sich ein großes Thier durch das Gras fortschleichen. Ich feuerte, und da ich einen Augenblick darauf die Bewegung noch deutlicher sah, so schoß ich auch das zweite Rohr ab. Es erfolgte ein zweites Gebrüll. Das Thier bewegte sich geschwinder und bald war im hohen Grase jede Spur davon verschwunden. Auf dem Rückwege fragte ich Herrn Boulderson, ob die Tigerjagden gewöhnlich so erfolglos abliefen? „In einem Grasdickicht," sagte er, „kann man nie für den Erfolg stehen, denn wenn ein Tiger nicht schwer verwundet wird und sich aus Rachsucht oder Verzweiflung gegen seinen Feind wendet, so legt er es darauf an, verborgen zu bleiben und sich so still als möglich davon zu schleichen. Erst wenn man ihn in's Freie getrieben oder vollständig eingekreist hat, beginnt der ernstliche Kampf; er fällt dann seinen Feind kühn an und wehrt sich bis zum letzten Athemzuge. Der Löwe (und es gibt deren in jener Gegend), ist zwar nicht so groß und geschwind als der Tiger, aber gewöhnlich stärker und muthiger. Diejenigen, welche in Ostindien erlegt wurden, kamen, wenn sich die Feinde dem Grasdickicht näherten, in welchem das Raubthier verborgen lag, meist mit offnem Rachen in's freie Feld hervorgesprungen. Auf diese Art werden sie gewöhnlich ohne große Umstände niedergeschossen. Allein wenn man fehlt oder sie nur leicht verwundet, so sind sie außerordentlich

gefährlich. Sie springen mit ungeheurer Kraft und haben eine solche Wucht im Vordertheile, daß sie manchmal die größten Elephanten, indem sie ihnen auf den Kopf springen, zu Boden reißen. Wenn der Tiger auf einen Elephanten springt, so schüttelt dieser jenen gewöhnlich ab und nimmt ihn unter die Füße, worauf er denn gewöhnlich auf ihn niederkniet und ihn so zerquetscht, oder ihm mit einem Tritt die Rippen zermalmt und ihn dann mit dem Rüssel weit fortschleudert. Die Elephanten erhalten häufig gewaltige Wunden, und ein großer alter Tiger haut sich öfters zu fest ein, als daß ihn der Elephant losschütteln könnte. In diesem Falle kommt es öfters vor, daß sich der Elephant, entweder vor Schmerz, oder um sich auf seinen Feind zu wälzen, niederwirft und dadurch die auf ihm reitenden Leute in Gefahr bringt. Die vom Tiger gekratzten Wunden sind öfters giftig; gewöhnlich jedoch lassen sie sich ohne ungewöhnliche Schwierigkeit heilen."

Auf Ceilon fand Heber, daß die großen Elephantenjagden, welche man sonst dort jährlich zu halten pflegte, jetzt nicht mehr Statt fanden, und zwar aus dem Grunde, weil die Raja's des indischen Festlandes, welche jetzt ihre Macht verloren, keine mehr kaufen. Jetzt schießt man auf Ceilon die Elephanten meist einzeln mit eisernen Kugeln, und tödtet sie öfters durch einen einzigen Schuß. Glückt aber der Schuß nicht und befindet man sich nicht an einem sichern Orte, so ist die Sache lebensgefährlich. Auch auf der Insel selbst werden nur wenige zahme Elephanten gehalten, weil es zu kostspielig ist. Die ceiloneser Elephanten sind klein, aber gelten für stärker, ausdauernder und weniger bösartig als die des Festlandes.

„Ich vollendete," sagt Forbes in seinen Denkwürdigkeiten des Morgenlandes, „manche lange Reisen auf einem Elephanten. Nichts konnte die Klugheit, Gelehrigkeit und Gutmüthigkeit dieses edlen Thieres übertreffen. Wenn ich anhielt, um eine Aussicht zu genießen und aufzunehmen, blieb er unbeweglich stehn, bis mein Entwurf vollendet war. Wenn ich reife Mango's (eine ostindische Baumfrucht) wünschte, die zu hoch waren, um sie erreichen zu können, las er den vollsten Ast aus, brach ihn mit dem Rüssel ab, reichte ihn dem Führer für die Gesellschaft in der Haudah (dem einem Kutschkasten ähnlichen Sitz auf dem Rücken) dar, und nahm das, was man ihm davon reichte, mit ehrerbietigem Danke an, indem er seinen Rüssel 3mal emporhob und seine Dankbarkeit durch ein gewisses Murmeln ausdrückte. Wenn der Haudah ein Ast in den Weg kam, schlang er seinen Rüssel um denselben und brach ihn, wenn er auch von be-

trächtlicher Größe war, leicht ab. Oft brach er auch einen Zweig, um die Fliegen abzuwehren oder ihn statt eines Fächers zu brauchen, indem er ihn mit dem Rüssel rund um sich her schwenkte. Gewöhnlich legte er während des Frühstücks einen Besuch an der Thüre des Zeltes ab, um Zucker oder Früchte zu empfangen und sich der Lobreden und Schmeicheleien zu erfreuen, die er verdientermaßen erhielt. Kein Pudel kann harmloser und zuthätiger sein, als dieses gelehrige Thier."

Vor einigen Jahren sollten junge Kameele, welche einem Freunde des englischen Naturforschers Griffith gehörten, in einem flachen Boote über den Jumna-Fluß, waren aber nicht hinein zu bringen. Da gab ein Kornak seinem Elephanten zu verstehn, was er thun sollte. Sogleich nahm das kluge Thier ein grimmiges Ansehn an, blies mit dem Rüssel, schlug mit den Ohren, brüllte, riß den Boden auf, schleuderte eine Staubwolke gegen die armen Thiere und brachte sie so in Angst, daß sie in das Boot flüchteten. Hierauf nahm der Elephant sogleich seine ruhige Haltung wieder an.

„Eine Gesellschaft von Jägern," so erzählt der Reisende Pringle, „überraschte an einem offnen Platze in der Nähe eines dichten und dornigen Gehölzes einen männlichen und einen weiblichen Elephanten. Die Thiere flüchteten sich in das Dickicht, und das Männchen hatte sich, obschon von mehreren Kugeln getroffen, seinen Verfolgern bald aus den Augen verloren; aber das Weibchen war schwer verwundet und konnte sich nicht mit derselben Schnelligkeit entfernen, so daß die Jäger, welche ihm den Weg abgeschnitten hatten, sich eben bereit machten, es niederzuschießen, als plötzlich das Männchen mit der größten Wuth aus seinem Versteck herausbrach und mit gellendem, entsetzlichen Geschrei auf die Jäger losstürzte. Sein Anblick war so furchtbar, daß alle auf ihre Pferde sprangen und ihr Heil in der Flucht suchten; nur Cobus Klopper, der zuletzt auf den verwundeten Elephanten geschossen hatte und eben seine Flinte von neuem lud, konnte nicht schnell genug sein Pferd erreichen. Ihn wählte der wüthende Elephant aus, stürzte auf ihn los, schmetterte den Unglücklichen mit einem Schlage seines Rüssels zu Boden, stieß, ohne sich um das Pferd zu kümmern, das davonjagte, seine ungeheuren Hauzähne in den Leib des Mannes, trat ihn mit seinen gewichtigen Füßen breit, faßte ihn wieder mit dem Rüssel und schleuderte ihn hoch in die Luft. Als er so seine Rache gekühlt, ging er zu seiner Gefährtin, liebkosete sie zärtlich, stützte ihre verwundete Seite mit seiner Schulter und brachte sie, unbekümmert um die Kugeln der Jä-

ger, die sich wieder gesammelt hatten und sie angriffen, glücklich in das undurchdringliche Dickicht des Waldes."

„Zu Goa," sagt P. Philipps in seiner Reise nach dem Orient, „werden Elephanten zum Schiffsbaue gebraucht. Einige Leute binden um das Ende der schwersten Balken ein Seil, das dem Elephanten zugereicht wird. Dieser nimmt es in den Mund, wickelt es um den Rüssel und zieht den Balken ganz ohne Führer nach dem Orte, wo das Schiff gebaut wird, ob man ihm gleich den Ort nur ein einziges Mal gezeigt hat. Zuweilen zog er einen so großen Balken fort, daß wohl 20 Personen nicht zugereicht haben würden, ihn fortzubringen. Versperrten ihm nun etwa andre Balken den Weg, so hob er die seinigen an ihren Enden in die Höhe, damit sie leichter über die im Wege liegenden weggleiten könnten."

„Ein Landmann von Ceylon," erzählt Wolf (in seiner Reise nach Ceylon, 1. Theil), „der in der Gegend, wo man aus einem Stalle täglich die Elephanten zur Tränke führte, wohnte und oft vor seiner Thür zu sitzen pflegte, gab einem von diesen Thieren dann und wann etliche Feigenblätter, die der Elephant gern frißt. Das Thier nahm sie ihm aus der Hand und der Mann hatte eine herzliche Freude darüber. Einst gerieth er auf den Einfall, den Elephanten zu täuschen, wickelte einen Stein in Feigenblätter und sagte zum Kornak (Führer des Elephanten): diesmal will ich das Thier mit einem Steine füttern und der soll ihm wohl bekommen. Der Kornak erwiderte, daß der Elephant kein Narr sein und den Stein hinunterschlucken würde. Der Landmann gab dem Elephanten den Stein, dieser nahm ihn, brachte ihn mit dem Rüssel zum Munde, ließ ihn aber bald fallen. Ha, rief der Kornak aus, habe ich's euch nicht gesagt, daß ihn der Elephant nicht hinunterschlucken würde? Mit diesen Worten trieb er seine Elephanten fort, tränkte sie, und kehrte wieder zurück. Der Landmann saß noch vor seiner Thüre, und ehe er sich's versah, kam der Elephant von der Seite her, warf seinen Rüssel nach ihm, packte ihn, warf ihn nieder und trat ihn so, daß er augenblicklich starb."

„Ganz Neapel," erzählt Sonnini in einer Anmerkung zu Buffons Naturgeschichte, „ist im Jahre 1740 Augenzeuge von der Lenksamkeit und Scharfsichtigkeit eines Elephanten gewesen, der dem Könige gehörte. Den Maurern, die im Schlosse arbeiteten, diente er als Handlanger: er reichte ihnen das nöthige Wasser, das er in großen kupfernen Gefäßen aus einem benachbarten Brunnen holte. Er hatte bemerkt, daß man diese Gefäße zum Kupferschmiede schaffte,

wenn sie einer Ausbesserung bedurften; als er daher eines Tages sah, daß das Wasser herauslief, trug er den Kessel selbst zum Kupferschmiede, und als er ausgebessert war, nahm er ihn in Empfang und machte sich wieder an seine Arbeit. Dieser Elephant ging auf den Straßen von Neapel frei herum und that niemand etwas zu Leide; er spielte mit den Kindern, setzte sie sich mit seinem Rüssel auf den Rücken, und that sie nachher wieder auf die Erde, ohne daß ihnen etwas Uebles widerfahren wäre. Derselbe Elephant ließ eine ganz besondre Zuneigung zu einem Hammel blicken, den man neben noch einigen andern Thieren in seinem Behältnisse eingesperrt hatte. Er erlaubte ihm sogar mit dem Kopfe gegen ihn anzurennen und ihn zu stoßen. Mißbrauchte aber der Hammel diese Gefälligkeit, so bestand die ganze Strafe, die er ihm anthat, darin, daß er ihn mit dem Rüssel in die Höhe hob und auf einen Misthaufen warf; die übrigen Thiere hingegen, die ihm etwa zu nahe kamen, warf er mit solcher Heftigkeit an die Wand, daß sie auf der Stelle todt blieben."

„Ich habe zwei Elephanten gesehn," sagt d'Obsonville, „die eine Mauer niederrissen. Diesen Auftrag hatten ihnen ihre Kornaks (Führer) gegeben, sie durch das Versprechen von Obst und Branntwein dazu aufgemuntert, und ihre Rüssel durch Leder gegen Verletzung geschützt. Sie stießen gegen den stärksten Theil der Mauer, wiederholten diese Stöße, beobachteten mit den Augen sorgfältig die Wirkungen, bis Alles hinlänglich locker war. Hierauf strengten sie nochmal alle ihre Kräfte an und zogen sich schnell zurück, damit sie nicht verwundet würden; worauf das Ganze zusammenstürzte."

„Ein Soldat, der bei der Menagerie zu Paris Schildwache stand, bat die Zuschauer öfters, daß sie den Elephanten ja nichts zu fressen geben möchten. Diese Erinnerung mißfiel dem Weibchen ganz besonders und es sah die Wache mit sehr scheelen Augen an. Schon mehrmals hatte es versucht, ihr ihre Einmischung dadurch abzugewöhnen, daß es ihr den Kopf mit Wasser bespritzt hatte, allein seine Mühe war vergeblich gewesen. Eines Tages, als mehrere Personen dastanden, um diesen Thieren zuzusehn, reichte einer von den Umstehenden dem Weibchen ein Stück Brod; die Schildwache wurde dies gewahr, und als sie den Mund öffnete, um ihre gewöhnliche Erinnerung anzubringen, trat das Weibchen sogleich vor sie hin und spritzte ihr eine große Menge Wasser in's Gesicht. Es entstand ein allgemeines Gelächter darüber; die Schildwache aber wischte sich ruhig das Gesicht wieder ab, trat etwas auf die Seite und war, wie

gewöhnlich, sehr wachsam. Nicht lange darauf mußte sie ihre Erinnerung gegen die Zuschauer wiederholen. Kaum hatte sie dies gethan, so nahm ihr das Weibchen die Flinte, wand seinen Rüssel darum, trat mit den Beinen darauf und gab sie nicht eher wieder zurück, als bis sie dieselbe wie eine Schraube gewunden hatte."

Ein weiblicher Elephant, der einem Herrn zu Kalkutta gehörte, und nach Chotygone unterwegs war, riß sich von seinem Führer los und verlor sich in den Wäldern. Der Herr glaubte, der Führer hätte ihn verkauft und ließ daher dessen Frau und Kinder als Sklaven verkaufen und ihn selbst zum Straßenbau verurtheilen. Etwa zwölf Jahre nachher erhielt derselbe Befehl, wilde Elephanten fangen zu helfen. Er glaubte hier seinen lang vermißten Elephanten unter einer Heerde zu erblicken, die sich vor ihm befand, entschloß sich daher, auf ihn loszugehn, und ob man ihm gleich die große Gefahr vorstellte, die er dabei liefe, ließ er sich doch nicht von seinem Vorsatze abhalten. Als er sich dem Thiere näherte, erkannte es ihn, grüßte ihn dreimal, indem es seinen Rüssel hin und her schwang, kniete nieder und ließ ihn aufsteigen. Nachher half es die andern jagen und brachte zugleich seine 3 Jungen mit, die es während seiner Abwesenheit geworfen hatte. Der Wärter erhielt seine Stelle wieder und als eine Vergütung für seine Leiden und Unerschrockenheit empfing er einen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Dieser Elephant wurde nachmals Eigenthum des Gouverneurs Hastings.

Zu Pondichery hatte ein Soldat die Gewohnheit, einem Elephanten jedesmal, wenn er seinen Sold erhielt, eine gewisse Quantität Arrak zu geben. Einstmals hatte sich dieser Soldat betrunken, und da er Ausschweifungen beging, so verfolgte ihn die Wache, um ihn in Verhaft zu nehmen. In der Unbesonnenheit nahm er seine Zuflucht zum Elephanten, legte sich unter ihm nieder und schlief da ein. Vergeblich versuchte es die Wache, ihn hier hervor zu ziehn; der Elephant vertheidigte ihn mit dem Rüssel. Als der Soldat Tags darauf von seinem Rausche erwachte und sich unter dem furchtbaren Thiere sah, erschrak er ganz gewaltig, allein der Elephant, welcher unstreitig seinen Schreck bemerkte, benahm ihm die Furcht, indem er ihn sogleich mit dem Rüssel streichelte.

Zu Asmer in Indien pflegte eine Gärtnersfrau einem Elephanten, der mit andern täglich über den Markt nach dem Wasser geführt wurde, allemal eine Hand voll Küchenkräuter zu geben. Einstmals wurde das Thier wüthend, riß sich los und jagte alle Leute vom Markte weg. Vor Furcht und Schrecken ergriff auch die Gärt-

nersfrau die Flucht, ließ aber in der Angst ihr Kind neben der Bude sitzen. Jedermann fürchtete, der Elephant würde das verlassene Kind tödten, allein selbst in der Wuth erkannte er 'noch den Platz, wo seine Wohlthäterin zu sitzen pflegte, hob das Kind sanft mit dem Rüssel in die Höhe, setzte es auf das Dach einer Bude und lief fort.

Während eines Krieges in Ostindien, erzählt d'Obsonville, hatten viele Franzosen Gelegenheit, einen Elephanten zu beobachten, der durch eine Kanonenkugel eine Fleischwunde erhalten hatte. Nachdem man ihn zwei- bis dreimal in's Spital geführt hatte, wo er sich ausstreckte, um sich verbinden zu lassen, ging er nachmals allein dahin. Der Wundarzt ergriff solche Mittel, die er für zweckmäßig hielt, ja er brannte ihm sogar manchmal die Wunde aus, und ob dem Thiere schon der Schmerz, den es dabei auszustehen hatte, oft das kläglichste Stöhnen auspreßte, so äußerte es doch gegen diesen Mann nie andre Empfindungen als Dankbarkeit.

Der Kapitän Hamilton erzählt, daß er zu Achem auf der Insel Sumatra einen Elephanten gesehn, den man schon länger als 100 Jahre hatte, und der für älter als 300 galt. Im Jahre 1692, als gerade das Schiff Dorothea, Kapitän Thwaits, vor Achem lag, ging der Elephant nach seiner Gewohnheit durch die Straßen und streckte seinen Rüssel nach den Fenstern aus, um vielleicht einige Früchte zu erhalten, welche ihm die Einwohner gerne gaben. Er kam auch an das Fenster eines Schneiders, welcher eben für die Engländer arbeitete, und dieser gab ihm, statt des Gewünschten, einen Nadelstich. Der Elephant schien gar nicht darauf zu achten, ging ganz ruhig zum Flusse, badete sich, rührte dann den Schlamm mit einem Vorderfuße auf, und zog die Brühe in seinen Rüssel. Nun ging er ganz gleichgültig zurück, kam an des Schneiders Fenster und bespritzte diesen mit so ungeheurer Gewalt, daß er von seinem Stuhle stürzte und halb todt vor Schrecken war.

„Im Jahre 1806," sagt Thomas Smith, „sah ich in Exeter-Change einen weiblichen Elephanten, welcher im Jahr 1796 aus Kalkutta nach England gebracht worden war. Er war 9 Fuß hoch und hatte etwa 20 im Umfang. Der Wärter fragte ihn, wie viel Fremde da wären, und er gab die Zahl an, indem er zweimal gewaltig durch den Rüssel blies. Die Anzahl der brennenden Lampen (es war Nacht) gab er auf eben diese Weise an. Er öffnete und verschloß mit der größten Geschicklichkeit zwei Thüren und die Fenster seiner Wohnung, und ließ sich auf Befehl seines Wärters auf die Kniee nieder. Der Wärter warf dann einen Schilling auf

die Erde und zwar so weit von seinem Käfich, daß er ihn nicht erreichen konnte, und bat ihn, denselben aufzuheben und mir zu geben. Zu meinem großen Erstaunen streckte der Elephant seinen Rüssel aus, maß die Entfernung und zog dann die Luft so stark ein, daß mit jedem Ruck der Schilling näher kam, bis er ihn fassen und mir überreichen konnte. Darauf sog er in 3 Zügen einen Eimer Wasser aus, den man herein brachte, und spritzte es aus dem Rüssel in den Mund. Er wurde nun gefragt, ob er satt wäre, antwortete aber durch Zeichen, daß er wohl noch mehr möchte, und trank noch einen Eimer voll aus. Darauf nahm er den Eimer beim Henkel, gab ihn dem Wärter und machte eine tiefe Verbeugung mit dem Kopfe. Die tägliche Nahrung dieses Thieres besteht in einem Bund Heu, einem Bund Stroh, einem Scheffel Gerstenmehl mit Kleie vermischt, etwa 30 Pfund Kartoffeln und 6 Eimern Wasser."

„Auf dem Theater zu Marseille produzirte sich im Jahr 1833 der Elephant Kiouny, welcher auch in Paris und Lyon so große Sensation gemacht hat. In letzterer Stadt spielte er 33 mal hinter einander. Dieses Riesenthier ist Eigenthum der Gebrüder Maffey. Wie sie es angefangen, ihn für's Theater zu bilden, haben sie in einem eignen Werkchen beschrieben. Das Stück, worin derselbe auftritt, führt den Titel: Kiouny, oder der Elephant und der Page, und hat nur in sofern Werth, als es die wunderbare Gelehrigkeit des gewaltigen Thieres darthut. Die schwersten und schönsten Leistungen Kiouny's waren erstlich die Befreiung seines Herrn aus dem Thurme, wobei er ihm eine Feile hinauf reicht und dem schlafenden Wächter auf sehr listige Weise die Schlüssel stiehlt; sodann war der Tanz des schwerfälligen Thiers in dem Hochzeitreihen, sein Kampf mit der Schlange, und sein Niederfallen unter dem Gewehrfeuer der Verfolger besonders bewundrungswürdig. Die schönste und rührendste Scene aber war unstreitig die des letzten Aktes, wo seine Herrin jammernd ihr kleines Kind sucht, das sie im Walde verloren. Da erscheint im Hintergrunde der treue Kiouny. Mit seinem Rüssel trägt er das Mädchen, das nach der Mutter ruft. Ein Bach hemmt des Elephanten Schritt; er reißt einen Baum aus der Erde, legt ihn als Brücke über das Wasser, schreitet auf dem dünnen Stege hinüber und legt das Mädchen in die Arme der Mutter. Ein langer, rauschender Beifall folgte diesem Kapitalstück. Das Riesenthier trat einige Schritte vor und schaute das Publikum mit seinen klugen Augen an. Es schien gar wohl eine Ahndung zu haben, daß der stürmische Applaus der Menge ihm gälte. Kiouny's ganze Dar-

stellung war trefflich; immer erschien er zu rechter Zeit auf der Bühne und trat allein auf und ab, ohne Führer, bloß dem Zuge seines treuen Gedächtnisses folgend. Nur Einmal erlaubte sich das gute Thier zum Scherze ein wenig zu extemporisiren. Es näherte sich dem Musikdirektor, der auf seinem erhabenen Standpunkte gravitätisch den Takt schlug, guckte in sein Notenbuch und schien nähere Bekanntschaft mit ihm machen zu wollen. Der Musikdirektor, über den unerwarteten Besuch ein wenig verblüfft, versetzte dem neugierigen, großnasigen Herrn mit dem Fiedelbogen einen Schlag auf den Rüssel. Der Elephant nahm die Zurechtweisung mit sehr guter Art auf und ließ den unhöflichen Musikus ferner ungeschoren." (Nürnb. Korrespondent v. u. f. Deutschl. 1834. 20. Mai.)

Als sich Leopold v. Orlich im November des Jahres 1842 zu Ferospur am Sedletg im Lager des britischen Heeres befand, welches 36000 Soldaten mit 102 Geschützen hatte, wurden 400 Elephanten, 25000 Kameele, 6000 Zugochsen und gegen 100000 Diener zum Transport und zur Erhaltung dieser Heeresabtheilung verwandt. Wenn der Elephant, welcher der Gemahlin des kommandirenden Generals Nicolls gehörte, gesattelt wurde, so legte man erst ein dick gepolstertes Kissen auf seinen Rücken, damit dieser nicht wund gedrückt werden könnte; über das Kissen kam eine lang herabfallende, rothe, mit Gold gestickte Tuchdecke, und über diese das Behältniß (Haudah), welches Sitze für zwei Personen und deren Diener hatte, und einem europäischen Schlittenkasten glich. Auf dem Halse des Elephanten saß dessen Wärter (Mahoud) und lenkte ihn mit einer eisernen Gabel, deren eine Spitze nach außen gebogen war. An der Seite des Elephanten hing eine Leiter, mit deren Hülfe man auf- und abstieg. Wollte man aufsteigen, so rief erst der Führer beit! d. h. lege dich! worauf sich der Elephant legte. Ein gewöhnlicher Elephant kostete damals in Ostindien 1000 Rupien (750 Thaler), sein Unterhalt monatlich gegen 40 Rupien." „Gemeinhin," sagt v. Orlich, „trägt der Elephant fünfmal so viel als ein Kameel; es hat aber seine Schwierigkeit, ihn beim Durchsetzen großer Flüsse zu brauchen, weil er sich ungern dazu entschließt, im Wasser schwer zu leiten ist, und sich so tief einsenkt, daß nur die äußerste Spitze des Rüssels hervorsieht, den er dabei gehoben hält. Wenn er über Brücken oder Sumpf geht, prüft er erst vorsichtig mit Rüssel und Fuß. Von großem Nutzen ist er in dem dichten, 16 Fuß hohen Schilfe bei der Tigerjagd. Soll der Elephant ruhen, so bindet man eins seiner Vorderbeine vermittelst einer Kette an einen Pfahl. Die indischen Führer (Ma-

houds) besorgen ihre Elephanten mit großer Gewissenhaftigkeit, und geben ihnen täglich die gekneteten, auf Eisenblech gerösteten Mehlklumpen aus der Hand zu fressen. Zuckerrohr ist die Lieblingsspeise dieser Thiere. Ihre Beschäftigung in müßigen Stunden besteht gewöhnlich darin, daß sie ihren Rücken mit Laub und Erde bewerfen oder sich im Wasser wälzen."

Der **afrikanische Elephant**, E. africānus, Blumenb. Franz. l'Eléphant d'Afrique. Stirn erhaben; Ohren sehr groß; die Querbänder auf der Kaufläche der Backenzähne bilden schiefe Vierecke. Er bewohnt Afrika von der Sahara und libyschen Wüste bis an's Kap. Im ganzen nördlichen Afrika ist er nicht mehr zu finden, obgleich er in alten Zeiten im nordwestlichen sehr häufig gewesen. Hasdrubal, Hannibal, Jugurtha und Juba führten nordafrikanische Elephanten gegen die Römer, und Orosius erzählt (V, 15), daß die 60,000 Mann starke Armee des Jugurtha und Bocchus, als sie von Marius geschlagen wurde, Schilde aus Elephantenhaut gehabt, wie denn auch Strabo sagt, die Schilde aller numidischen Fußgänger wären aus diesem Stoffe verfertigt gewesen. In Aegypten ist der Elephant, so weit geschichtliche Nachrichten reichen, nie einheimisch gewesen. Die Stoßzähne des afrikanischen Elephanten sind in der Regel größer als beim asiatischen und bei dem Weibchen so groß wie beim Männchen. Seine Farbe ist dunkelbraun. Er wird jetzt in der Regel nirgends als Hausthier gebraucht, aber seine Hauzähne geben als Elfenbein einen beträchtlichen Handelsartikel, obwohl sie den ostindischen an Güte nachstehn. Große Zähne werden vorzüglich zu Billardkugeln, Kämmen, und zu Platten für Miniaturmaler benutzt. Manches Elfenbein ist von Natur gelb, aber auch das weiße nimmt mit der Zeit diese Farbe an; man kann es aber durch Bleichen am Sonnenlicht unter einer Glasglocke wieder weiß machen. Glüht man Elfenbein im verschlossenen Raume, so bekommt man eine sehr geschätzte schwarze Malerfarbe, die man Elfenbeinschwarz oder Sammtschwarz nennt. In Afrika selbst dient das Elfenbein in einigen Gegenden auch zum Schmucke. So z. B. fand Richard Lander, daß die vornehmen Frauen und Mädchen des Ebuvolkes, ohnweit der Mündung des Niger, so viele und starke elfenbeinerne Ringe an Armen und Beinen, Fingern und Zehen hatten, daß sie Hände und Füße kaum brauchen konnten. Lichtenstein fand vornehme Kaffern, welche bis 10 Zoll breite Armringe von Elfenbein trugen.

In den letzten Jahrhunderten sind sehr wenige afrikanische Elephanten lebendig in Europa gezeigt worden. Der aus Kongo stam-

mende, welcher 1681 zu Versailles starb, zeigte sich klug und rachsüchtig. Einst stellte sich jemand, als wollte er ihm Futter in den Mund stecken, allein er täuschte ihn bloß; da ward der Elephant wüthend und gab ihm mit dem Rüssel einen solchen Schlag, daß er zu Boden fiel und zwei Rippen zerbrach; hierauf trat er ihn unter die Füße, zerbrach ihm ein Bein und stieß, indem er sich niederknieete, mit den Hauern nach ihm. Aus derselben Veranlassung tödtete er einen andern Mann, indem er ihn an die Wand warf. Ein Maler hatte die Absicht, ihn in einer ungewöhnlichen Stellung zu malen, so daß er den Rüssel in die Höhe hielt und den Mund öffnete. Um ihn in dieser Stellung zu erhalten, warf ihm der Bediente des Malers Nüsse in den Mund; gewöhnlich aber stellte er sich bloß, als wollte er dies thun. Hierüber wurde der Elephant gewaltig aufgebracht; er griff aber nicht den Bedienten an, sondern richtete, als ob er wüßte, daß bloß der Maler schuld an dieser Neckerei war, seine Augen auf diesen und spritzte eine solche Menge Wasser aus seinem Rüssel auf ihn, daß das Papier, worauf er zeichnete, gänzlich durchnäßt wurde. Einmal wurde sein Fuß mit einem Riemen gefesselt. Er löste die Schnalle auf. Man umwickelte sie nun mit einem in viele Knoten verschlungenen Stricke, aber er öffnete alle, ohne etwas zu zerreißen. Nachdem er sich auf diese Weise in einer Nacht befreit hatte, erbrach er die Thür seines Quartiers mit solcher Vorsicht, daß der Wärter davon nichts gewahr wurde, und drang von da in mehrere Höfe der Menagerie, indem er Thüren zerbrach und Mauern umwarf, die ihm den Weg versperrten.

„Das Fleisch der Elephanten," sagt Kolbe, „ist sehr grob und ungeschmackt, wird also von Europäern nur im Nothfall gegessen. Der Elephantenmist taugt nicht zur Besserung der Felder; weil sie allerlei Kräuter in Menge fressen und der Same davon in ihrem weiten Magen nicht verdaut wird, so wachsen viele Kräuter und Pflanzen aus ihrem Miste. Haben die Hottentotten keinen Tabak, so rauchen sie Elephantenmist. Man muß gestehen, daß er an Geruch und Geschmack dieser Pflanze sehr nahe kommt, gleichwie ich selbsten die Probe gemacht habe." Sparrmann sah Hütten der Hottentotten, welche mit klafterlangen Streifen von Elephantenfleisch bedeckt waren, welches an der Sonne getrocknet wurde. So lange sie Vorrath von solchem, für Europäer ekelhaften, Fleische hatten, thaten Männer, Weiber und Kinder nicht andres, als daß sie davon aßen, oder rauchten und schliefen.

„Karl Krieger,'" so erzählt Burchell, „war ein unermüdli-

cher, furchtloser Jäger, dabei ein trefflicher Schütze, und wagte sich oft in die größte Gefahr. Einmal verfolgte er mit seinen Begleitern einen verwundeten Elephanten, als sich das gereizte Thier plötzlich umdrehte, seinen Gegner mit dem Rüssel ergriff, hoch emporhob und dann mit fürchterlicher Gewalt an den Boden warf. Die Gefährten entflohn in der größten Eile und vermochten nicht nach dem Orte hinzublicken, wo das schreckliche Trauerspiel Statt fand. Am nächsten Tage begaben sie sich aber wieder dahin. Der wüthende Elephant hatte den Körper seines Gegners nicht bloß im buchstäblichen Sinne in Stücken zermalmt, sondern diese auch einzeln noch in den Staub getreten."

„Bei Gelegenheit des Gesprächs über Elephantenjagd," sagt Lichtenstein in seiner „Reise durch das Innere von Afrika," „erzählte der die Gesellschaft begleitende Veldcornet Müller als Augenzeuge folgende interessante Umstände von dem unglücklichen Ende des Willem Prins, der, wie bereits aus Barrow's Reise bekannt, auf einer Elephantenjagd um's Leben kam. Müller und Prins befanden sich allein auf der Jagd, und entdeckten die Spur eines großen Elephanten, den sie bald auf dem Abhange eines kahlen, lang gedehnten Hügels wirklich antrafen. Nun ist es Regel, daß man dem Elephanten die Höhe abzugewinnen, und ihm von oben beizukommen suche, um im Falle der Noth gegen den Gipfel des Berges entfliehen zu können, wohin mit gleicher Schnelligkeit zu folgen, den Elephanten seine Körpermasse verhindert. Das versäumte Prins und schoß zu früh und aus zu großer Entfernung, indessen der Elephant sich auf einem höheren Punkte befand, als er und sein Gefährte. Das verwundete Thier stürzte grimmig auf die Jäger heran, die sich eiligst auf ihre Pferde geworfen hatten und an dem Rande des Abhanges hin zu entfliehen suchten. Aber der Elephant, der auf so günstigem Terrain geschwinder läuft, als ein Pferd, holte sie schnell ein, und war bald so nahe, daß er mit dem Zahne an Müllers Schenkel hinstreifte, der unglücklicherweise von den beiden Flüchtlingen ihm der nächste war. Schon ergab sich dieser in sein unvermeidliches Schicksal, und suchte noch vergebens sein erschöpftes Pferd in schnelleren Galopp zu setzen, als er mit einem male das Ungeheuer neben sich heftiger schnauben hörte und den gewaltigen Rüssel hoch aufgehoben über seinem Kopfe erblickte. Aber nicht ihm, sondern dem Nebenmann galt es, der in einem Augenblick über ihm weg vom Pferde gehoben, in die Luft geschleudert und zertreten war. Erst der Anblick des reiterlos neben ihm herlaufenden Pferdes brachte

Müllern zur Besinnung zurück; er sah sich um nach dem unglücklichen Freunde, den eben der Elephant mit wüthendem Ungestüm zerstampfte, und überzeugte sich mit Staunen, daß das kluge Thier sich den gemerkt habe, der es verwundet hatte, und auf den nun allein seine ganze Rachgier gerichtet war. Müller holte die übrigen Gefährten herbei, man suchte die zerrissenen Ueberreste des Unglücklichen zusammen, um sie zu begraben, als der Elephant, um den man sich nicht weiter bekümmert hatte, aus einem nahen Gebüsch auf's neue heranstürzte, die unvorbereiteten Reisenden in die Flucht jagte, und sich mit neuer Wuth auf den schon genug zermalmten Leichnam warf. Während er damit beschäftigt war, ward er von den nunmehr wieder gerüstet zurückkehrenden Jägern glücklich erlegt."

„Die Kaffern greifen nur einen einzelnen Elephanten, der sich von seiner Heerde verloren hat, an. Wenn er sich ihnen in einer dazu günstigen Gelegenheit zeigt, so stecken sie das Gras und niedrige Gebüsch rund um ihn her in Brand, weil sie wissen, daß er dann einen solchen Kreis wenigstens bei Tage nicht verläßt. Dabei suchen sie ihm so nahe zu kommen, wie möglich, und werfen eine unzählige Menge kleiner Spieße auf das Thier, die aber wegen der Härte und Dicke seiner Haut ihm nicht viel schaden. Gewöhnlich entläuft er nun des Nachts und rennt sich, wenn die Jagd glücklich geht, die Spieße tiefer in den Leib. Dabei verfolgen sie ihn unablässig mit großer Behutsamkeit, und bemühen sich, ihm in den Schluchten, aus sicherm Hinterhalt, noch mehr Spieße auf den Leib zu werfen. In flacheren Gegenden umzingeln sie ihn wieder mit Feuer und setzen dies so lange fort, bis das Thier endlich ermattet oder von der Menge kleiner Wunden krank hinfällt, worauf sie dann ein immer leichteres Spiel bekommen, und ihn nach tage- und wochenlangen Bemühungen endlich zu Tode quälen. Das Fleisch des Thieres genießen sie nicht, sondern stellen ihm allein seiner Zähne wegen nach."

Lichtenstein erzählt ferner von einem Mann in Süd-Afrika, welcher sagte, er hätte einen Elephanten von 14 Fuß Höhe erlegt, dessen beide Zähne nahe an $1\frac{1}{2}$ Centner gewogen und die er in der Kapstadt für 200 Thlr. verkauft. Er, nebst anderen erfahrnen Jägern, versicherte, daß es sonst mitunter Elephanten von 18 Fuß Höhe im Kaffernlande gegeben hätte. Der Mann wollte selbst gesehen haben, wie ein Elephant sein verwundetes Junges auf die Zähne nahm und damit entfloh. Die Buschmänner, welche den Elephanten nicht durch ihre Waffen überwältigen können, fangen ihn in tiefen Gruben, die mit Zweigen bedeckt sind, und in deren Mitte ein spitziger Pfahl steht.

Alberti sah am Keissi-Flusse im Kaffernlande eine Heerde von mindestens 300 Elephanten. Die Eingebornen haben dort eine große Ehrfurcht vor diesem Riesenthiere; sie jagen es zwar, bitten aber den getödteten Elephanten jedesmal sehr feierlich um Verzeihung, indem sie ihm erklären, daß er nicht absichtlich, sondern nur durch einen fatalen Zufall erlegt worden sei.

„Ich hörte," so erzählte Lieutenant Moodie, (Ten years in South-Africa, London 1835.), indem er eine Jagd im Kaffernlande beschreibt, „das Krachen abgebrochener Aeste, und ein großes Elephanten-Weibchen, von drei kleineren Elephanten begleitet, kam gerade auf mich zu. Ich war allein und suchte ihnen zu entrinnen; sie verfolgten mich aber mit großer Schnelligkeit, und da sie nur noch 20 Schritt hinter mir waren, und so fürchterlich schrieen, daß ich vom Lärmen fast betäubt war, wendete ich mich schnell, schoß, und streifte mit der Kugel den Kopf des Weibchens. Einen Augenblick blieb es stehn; dann aber stürzte es wüthend auf mich los. Ich fiel, ohne zu wissen, ob von seinem Rüssel getroffen oder nicht. Es stieß mit dem Zahne nach mir, denn glücklicherweise hatte es nur einen und zu noch größerem Glücke verfehlte es sein Ziel. Drauf packte es mich mit dem Rüssel, warf mich zwischen seine Vorderfüße und trat an meiner Brust hin. Ich fühlte, wie meine Rippen sich bogen. Dann trat es mitten auf meinen Arm, der gerade flach auf dem Boden lag, und würde mich zermalmt haben, wenn nicht der Lieutenant Chisholm und der Hottentot Diedrick heran gekommen wären und durch einen Schuß das Thier verwundet hätten. Die kleineren Elephanten entflohen, das Weibchen gab mir noch einige Tritte mit den Hinterfüßen und lief ihnen nach, dem Walde zu. Mein Bruder kam herbei und fand mich zwar unverletzt, aber vom Kopf bis zu den Füßen mit Koth bedeckt. Ich fühlte heftige Schmerzen, kam aber übrigens noch gut davon. Einem Soldaten aber ging's schlimmer, denn diesen packte, während ich mit meinem Bruder sprach, ein verwundetes Männchen, trug ihn mit dem Rüssel eine Strecke fort, warf ihn dann zu Boden und trat so lange auf ihm herum, bis er todt war. Bald darauf wurde dem Elephanten von einem unsrer Leute das linke Vorderbein zerschossen, so daß er nicht mehr laufen konnte. Da verließ das Weibchen, obgleich selbst schwer verwundet, den Wald und eilte zur Hülfe des Männchens herbei, wehrte die Angreifenden ab und schmiegte sich zärtlich an die Seite des verwundeten Männchens. Endlich sanken beide von tödtlichen Wunden getroffen."

„Zu gewissen Zeiten im Jahr," sagt Mungo Park, „ziehen die Elephanten heerdenweise durch das Land, um Nahrung oder Wasser zu suchen, und da es auf der Nordseite des Nigers keine Ströme gibt, so müssen sie sich, sobald die Pfützen in den Wäldern ausgetrocknet sind, den Ufern dieses Flusses nähern. Hier bleiben sie bis zum Anfang der Regenzeit und werden von den Einwohnern fleißig gejagt. Gewöhnlich gehn deren 4 oder 5 zusammen. Entdecken sie eine Heerde Elephanten, so folgen sie ihr von Weitem, bis sie sehen, daß einer sich von den andern entfernt und eine solche Stellung annimmt, daß mit Vortheil auf ihn gefeuert werden kann. Dann nähern sich die Jäger in dem langen Grase, fast kriechend, sehr behutsam, bis sie ihn schußrecht haben; nun schießen sie Alle ihre Gewehre auf einmal ab und legen sich dann auf's Gesicht in's Gras hin. Der verwundete Elephant versucht gleich, die Kugeln mit seinem Rüssel herauszuziehn; da er das aber nicht kann und Niemanden sieht, wird er ganz wüthend und rennt zwischen den Büschen herum, bis er ermüdet, durch den Blutverlust erschöpft ist, und den Jägern Gelegenheit gibt, noch einmal auf ihn zu feuern, worauf er dann gewöhnlich zu Boden sinkt. Die Haut wird sogleich abgezogen und ausgebreitet, um zu trocknen; das Fleisch in Streifen geschnitten, an der Sonne gedörrt und gegessen; die Zähne werden mit einem Beil ausgeschlagen und an die Europäer verkauft. Aus der Haut werden Sandalen geschnitten."

Major Denham erzählt, daß er am Tschad Elephanten gesehn, deren Höhe er auf 16 Fuß geschätzt, und deren Stoßzähne länger als 6 Fuß geschienen hätten. Er sah bei Bri, ohnweit Kouka, einen frisch erlegten, bei dem sich eine Menschenmenge, wie zu einem Jahrmarkt, eingefunden hatte, um Fleisch, oder wenigstens Fett zum Salben des Haares zu erhalten. „Das Fleisch," sagt er, „ist grob, schmeckt aber besser als Ochsenfleisch. Die Haut war $1\frac{1}{2}$ Zoll dick. In Afrika fängt man die Elephanten selten lebendig. Etwa 20 Reiter treiben einen bestimmten Elephanten von der Heerde ab und zwingen ihn, so schnell als möglich zu fliehn, wobei sie ihn unter dem Schwanze zu verwunden suchen. Ist dies geschehn, so wird das Thier wüthend und verfolgt blindlings einen vor ihn hinreitenden Jäger, ohne auf die nacheilenden Acht zu haben. Er wird von immer mehr Pfeilen verwundet, trieft endlich von Blute und kann nicht mehr weiter. Der kühnste Jäger gibt ihm nun einen Stich in den Bauch, oder sie hauen ihm die Sehnen der Kniekehle durch."

In der Gegend von Magaria im innern Afrika stellen die Leute,

wie Clapperton berichtet, den Elephanten nach, indem sie sich des Nachts auf einen Zweig setzen, der über den Weg hängt, den gewöhnlich die Elephanten nehmen. Ihre Waffe ist eine Harpune, das Eisen wird vergiftet, und sie stoßen es dem Thiere in den Rücken. Sie essen das Fleisch und verkaufen die Zähne.

„Die Art," sagt Richard Lander, „nach welcher die Eingebornen am Niger, in der Gegend von Bussa, den Elephanten tödten, ist sehr einfach. Es wird eine lange Harpune in die Erde gestoßen, und zwar mitten auf dem Wege, den er bei seinen nächtlichen Wanderungen nach dem Flusse, um zu saufen, einzuschlagen pflegt. Das mit Widerhaken versehene Eisen hat eine schiefe Richtung und wird mit Stroh und dergleichen verhüllt. Das schwerfällige Thier ahnet keine Gefahr, verfolgt mit seinen Gefährten den gewöhnlichen Weg, stößt sich das Eisen in die Brust oder in die Seite, und nicht klug genug zurückzugehn, will es immer weiter vorwärts und stößt sich das Eisen um so tiefer in den Leib."

„Die Bakara-Araber in Kordofan," sagt Rüppell, „machen regelmäßig auf Elephanten Jagd. Diese Thiere sollen sich in den von diesen Arabern bewohnten Distrikten während der Regenzeit in großen Heerden einfinden. Folgendermaßen ward mir die Elephantenjagd dieser Araber beschrieben: Einige Reiter, jeder mit mehreren Lanzen versehn, suchen einen Elephanten auf, der sich von der Heerde vereinzelt hat. Man theilt sich nun in zwei Partien, und während ein Theil der Reiter die Aufmerksamkeit des Elephanten von vorn zu beschäftigen sucht, streben die andern von hinten, das Thier mit einem kräftigen Lanzenwurf an den Sehnen der Ferse zu verwunden. Der angeworfene Elephant wendet sich wüthend gegen seine Angreifer, die in eiliger Flucht sich retten, während die andere Reiterpartie dem Thiere folgt und strebt, es gleichfalls an der nämlichen Stelle zu verwunden. Geschah dieses glücklich, so wendet sich gegen diese wiederum der Elephant, und so abwechselnd, bis nach und nach die Wunde dem Thiere einen solchen Schmerz und Blutverlust verursacht, daß es sich niederlegen muß. Eine nun durch ein scharfes Schwert gemachte größere Wunde befördert die Verblutung. Die Haut des Elephanten ist wegen ihrer Dicke und Schwere von wenig Nutzen; höchstens verbraucht man sie zu Schilden; aber das Fleisch dieser Thiere ist beliebt, und hält sich, gehörig getrocknet, lange Zeit. Am schätzbarsten sind die Zähne, derentwegen eigentlich die Jagd gemacht wird und die von den Handelsleuten in Obeid zu niedern Preisen aufgekauft werden. Manche Zähne sind so kolossal, daß zwei

Stück eine schwere Kameelladung ausmachen." „Den Elephanten," so erzählt Rüppell ferner, „wird in dem abyssinischen Thale Modat von Jägern nachgestellt, welche sich bei der Jagd langer Luntenflinten bedienen, die viertelpfündige eiserne Kugeln schießen, aber so schwer sind, daß immer zwei Männer zusammen sein müssen, damit der eine das lange Gewehr auf seiner Schulter trage, während der andere es abfeuert. Die Elephanten wittern den Rauch der Lunte von weiter Ferne her, und man kann ihnen daher nur unter dem Winde mit Erfolg beikommen. Ihr Gesicht soll dagegen schlecht sein. Wir erhielten durch Hülfe der Eingebornen 2 Elephanten. Sie gehörten derjenigen Art an, welche die Naturforscher Elephas africanus benennen." Bei dem abyssinischen Dorfe Negadit fand Rüppell in der Mitte jedes Ackerstücks einen abgestutzten, 15 Fuß hohen Baumstamm, auf welchem ein hölzerner Käfich gebaut war, worin, so lange die Felder mit Getreide bedeckt sind, fortwährend Leute verweilen, um die Elephanten und anderes Wild zu verscheuchen. Bei Tage geschieht dies dadurch, daß ein Stab über die Stücke des Fußbodens hin- und hergestrichen wird, in der Nacht aber zündet man lange Bündel von Rohrstängeln an und schwingt diese brennend gegen die ungebetenen Gäste hin.

Zweite Gattung:

Flußpferd. Hippopotămus, Linn.

An allen Füßen 4 Zehen, mit kleinen Hufen. Backenzähne $\frac{7.\ 7.}{6.\ 6.}$, Eckzähne $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$, Schneidezähne $\frac{4.}{4.}$. Der Körper ist dick und fast unbehaart; die Beine sind kurz.

Das **Flußpferd** (Nilpferd), H. amphibĭus, L. S. Bild 44. Franz. l'Hippopotame. Braun oder schwärzlich; der Rachen ungeheuer groß; die Zähne äußerst hart; sie bleiben, wenn man sie wie Elfenbein verarbeitet, weiß. Es lebt an den Ufern der Flüsse und Seen, frißt nur Pflanzen, bekommt jedesmal nur Ein Junges, ist dumm und plump, war früher in Aegypten am Nil nicht selten; jetzt bewohnt es nur Mittel- und Süd-Afrika. Es kann 13 Fuß lang werden.

„Die Harpunen," sagt Rüppell, „womit die Jäger in Dongola die Hippopotami anwerfen, sind etwas von denen der Krokodiljagd verschieden. Das Eisen endet in einer ovalen Fläche, wie bei einem Radiermesser; die äußeren Dreiviertel des ovalen Randes sind vorzüglich zugeschärft. Am obern Vorsprung der Harpune ist ein star-

ker, langer Strick befestigt, und an dessen anderm Ende ein dicker Kloß von leichtem Holze, um das bei Nacht angeworfne Thier bei Tag leichter wieder aufzufinden. Die Jäger werfen übrigens dies Wild bei Tag und bei Nacht an. Der ersteren Zeit geben sie immer den Vorzug, weil sie besser den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. Den Holzschaft der Harpune nimmt der Jäger in die rechte Hand; in der linken trägt er das Seil und den Holzkloß. So nähert er sich behutsam seinem Wilde, wenn es bei Tag auf einer kleinen Insel schläft, oder er lauert des Nachts an der Uferstelle, wo er hofft, daß das Thier herauskommen dürfte, um in den Saatfeldern zu weiden. Ist er bis auf die gewünschte Entfernung (etwa 7 Schritt) genahet, so wirft er kraftvoll die Lanze auf seinen Feind, deren Harpune, wenn geschickt geschleudert, bis hinter den Widerhaken durch die dicke Haut in die Fleischmasse eindringen muß. Das verwundete Thier flüchtet sich gewöhnlich nach dem Wasser und verbirgt sich in den Fluthen. Die Holzlanze fällt ab, aber der an dem Harpuneneisen gebundene Kloß schwimmt und bezeichnet die Richtung, in welcher der Hippopotamus geht. Große Gefahr beim Anwerfen des Thiers ist dann, wenn der Jäger von demselben bemerkt wird, ehe der Wurf geschehen ist. Zuweilen dringt dann die Bestie mit Wuth auf ihren Gegner los und zermalmt ihn mit Einem male in dem weit offnen Rachen, ein Vorfall, der während unsers Aufenthalts bei Schendi Statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thieres; so zerknirschte in der Gegend von Amara ein Hippopotamus mehrere Stück Rindvieh, die bei einem Wasserrad angebunden waren. — Sobald das Thier glücklich angeworfen ist, eilen die Jäger in ihre kleinen Kähne, und nähern sich behutsam dem schwimmenden Holzkloß, an welchem sie ein starkes, langes Seil befestigen. Mit dessen anderem Ende fahren sie nach der herbeieilenden großen Barke, auf welcher sich ihre Gehülfen befinden. Jetzt zieht man mit dem Strick das Thier an; der durch den Widerhaken verursachte Schmerz reizt seine Wuth und kaum hat es die Barke erblickt, so dringt es auf sie los, faßt das Fahrzeug mit den Zähnen und zuweilen gelingt es ihm, solches zu zertrümmern oder umzuschlagen. Die Jäger bleiben unterdessen nicht müßig; vier bis sechs andere Harpunen werfen sie ihm ein, und mit der Anstrengung aller Kraft nöthigen sie durch die Seile derselben das Thier, sich dicht an die Barke anzulehnen, um so einen Theil seiner Stärke zu lähmen und es mit einem scharfen, langen Eisen zu tödten. Da die Fleischmasse eines ausgewachsenen Hip-

popotamus zu groß ist, um ohne eine namhafte Zahl Menschen aus dem Wasser geschafft zu werden, so zerhacken sie gewöhnlich das getödtete Thier im Wasser und ziehen die einzelnen Stücke auf das Land. Man tödtet gewöhnlich in der ganzen türkischen Provinz Dongola nur 1 bis 2 Hippopotami jährlich. In den Jahren 1821 bis 1823 einschließlich wurden aber deren 9 Stück erlegt, wovon 4 durch unsere Hände. Das Fleisch des jungen Thieres ist sehr schmackhaft. Ausgewachsene Individuen pflegen sehr fett zu sein, und ihre Fleischmasse schätzt man gleich 4 bis 5 Stück Ochsen. Die Haut wird einzig und allein zu vortrefflichen Peitschen verarbeitet. Eine Haut gibt 350 bis 500 solcher Peitschen. Die Zähne werden nicht benutzt."

„Einer der von uns erlegten Hippopotami, ein ganz altes Männchen, maß von der Schnauze bis an's Schwanzende $13\frac{1}{2}$ franz. Fuß, und seine Eckzähne von der Wurzel bis zur Spitze längs der äußern Krümmung 26 franz. Zoll. Um es zu erlegen, kämpften wir mit ihm 4 Stunden lang, und zwar des Nachts. Wenig fehlte, daß die Bestie unsre große Barke und mit ihr vielleicht uns alle vernichtet hätte. Als das angeworfene Thier die Jäger in dem kleinen Kahn erblickte, welche den langen Strick an den Holzklotz der Harpune anbinden sollten, schleuderte es sich mit einem Satz auf dieselben, riß den Kahn mit sich unter das Wasser und zerschmetterte ihn. Die beiden Jäger entkamen mit Noth dieser großen Gefahr. Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers geschossen, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt. Bei jeglichem Schnauben spritzte nun das Thier reichliche Blutströme auf die Barke; alle andern Kugeln waren in der Dicke der Haut stecken geblieben. Wir bedienten uns endlich eines Standrohrs, dessen Gebrauch in so kleiner Entfernung wir überflüssig glaubten; aber nur nachdem 5 seiner Kugeln, in einer Entfernung von wenig Fuß gefeuert, die schrecklichste Verwüstung in dem Kopf und Körper des Thieres angerichtet hatten, gab der Koloß seinen Geist auf. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte das Schauerliche des Zweikampfs. Dieser riesenmäßige Hippopotamus schleifte nach Belieben unsere große Barke in jeder Richtung des Stroms, und in einem sehr glücklichen Augenblick für uns unterlag das Thier, indem es eben das Fahrzeug in ein Labyrinth von Klippen geschleift hatte, die um so gefährlicher werden konnten, da wegen der großen Verwirrung, worin die ganze Schiffsgesellschaft war, niemand solche bemerkte."

„Hippopotami von der Größe des eben erwähnten können von den Landeseingebornen wegen Mangel eines Standrohrs nicht erlegt werden. Diese Thiere sind hinsichtlich ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage; die Bewohner haben kein Mittel, sie für immer von ihren Pflanzungen abzuhalten; Alles, was sie thun, ist, in der Nacht mit einer kleinen Trommel zu lärmen und stellenweise Feuer zu unterhalten. An einigen Orten sind die Hippopotami so kühn, daß sie nur dann ihren Weideplatz räumen, wenn eine große Anzahl von Menschen mit Stöcken schreiend auf sie zukommt."

„Als wir unterhalb Rabba," sagt Richard Lander, „den Niger hinabfuhren, stießen wir auf ein neues Uebel, auf das wir gar nicht vorbereitet waren. Eine unglaubliche Menge Flußpferde erhob sich in unserer Nähe und schnaubte und plätscherte und tauchte rund um unsern Kahn herum. In der Meinung, sie zu verscheuchen, feuerten wir ein oder zweimal nach ihnen, allein der Knall rief nun aus dem Wasser und jeder Bucht noch viel mehr ihrer trotzigen Genossen herbei, und wir hatten sie nun noch dichter um uns her als früher. Solchen furchtbaren und großen Thieren waren unsre Leute in einem Kahne ihr Lebelang nicht preisgegeben gewesen. Sie zitterten vor Furcht und weinten und schrieen geradezu. Sie sagten uns, daß die Flußpferde oft die Kähne umwerfen, wo dann sicher ein jeder verloren ist. Diesmal kamen sie so nahe, daß wir sie mit den Gewehrkolben hätten erreichen können. Als ich zum ersten male schoß, mußte ich eins verwundet haben, denn alle kamen aus dem Wasser heraus und verfolgten uns so schnell, daß wir, wie man sich denken kann, nur mit der größten Mühe den Vorsprung behaupteten. Nach dem zweiten Schusse folgte dem Knallen meines Gewehres ein lautes, heftiges Brüllen und wir schienen weiter von ihnen abzukommen. Nur zwei Leute aus Bornu unter unsrer Mannschaft waren minder ängstlich als die andern. Sie hatten diese Thiere schon im Tschadsee gesehn, wo, ihrer Angabe nach, dieselben in Menge sind."

„Als wir," sagt der Major Denham, „mit Sonnenaufgang an den Ufern des Flusses Moggaby hinmarschirten, folgten die Flußpferde schwimmend den Trommeln der verschiednen Heeresabtheilungen, wobei sie zuweilen so nah an's Ufer kamen, daß das Wasser, welches sie aus ihrem Maule spritzten, die Vorübergehenden erreichte. Ich zählte auf Einen Blick 15 dieser großen Thiere. Mein Diener Kolumbus schoß eins gerade auf den Kopf, worauf es untertauchte und dabei so laut schrie, daß alle andern augenblicklich verschwanden. Das Fleisch des Flußpferdes ist eine sehr gesuchte Speise."

Belon sah ein so zahmes Flußpferd, daß man es frei herum führen konnte, ohne daß es jemanden Schaden that.

„M. Scaurus," sagt Plinius, Buch 8, 40, „hat bei den Spielen, welche er als Aedil gab, einen Hippopotamus nebst 5 Krokodilen gezeigt und hatte dazu ein besondres Wasserbecken graben lassen."

Dritte Gattung:

Schwein. Sus, Linn.

An jedem Fuße 2 große, mit starken Hufen versehene Zehen nebst 2 kleineren, hintenstehenden, die kaum die Erde berühren. Schnauze ziemlich lang, bildet vorn eine nackte, knorplige, von den Nasenlöchern durchbohrte Scheibe. Körper mit Borsten bedeckt. Eckzähne $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$, meist, vorzüglich bei dem Männchen, sämmtlich aus dem Munde hervortretend und nach oben gebogen. Die Schneidezähne der Unterkinnlade sind fast wagrecht nach vorn gerichtet.

Das **gemeine Schwein**, S. Scrofa, L. Schneidezähne $\frac{6.\ 6.}{6.\ 6.}$; Backenzähne $\frac{7.\ 7.}{7.\ 7.}$, die Krone der hinteren mit stumpfen Höckern. 10 bis 14 Zitzen. Schwanz gewunden. Magen einfach, jedoch am linken Ende mit einer besondren, kleinen, sackförmigen Erweiterung. Wir betrachten: a) das wilde Schwein; b) das zahme.

a) Das wilde Schwein. S. Bild 45. Franz. le Sanglier. Farbe schwarz oder schwarzbraun, selten grau; die Jungen grauröthlich mit gelblichen Längsstreifen, die über den ganzen Körper laufen, und sich gegen die Zeit des ersten Herbstes verlieren. Im zweiten Jahre verlängern sich die Eckzähne des Männchens schon zusehends; beim 3jährigen steigen die der Unterkinnlade schon bedeutend hervor, krümmen sich, etwas nach außen gerichtet, nach oben, und sind äußerst spitz; die der Oberkinnlade treten auch hervor und biegen sich aufwärts, bleiben aber ziemlich kurz und schleifen sich durch Reibung an die untern ab. Im höheren Alter werden die unteren Eckzähne so lang und krumm, daß sie beim Kampfe nicht mehr gefährlich verwunden können. Beim Weibchen bleiben die Eckzähne kurz, so daß es damit nicht hauen, nur beißen kann.

Der Jäger nennt diese Wildart im allgemeinen Schwarzwild oder Sauen, die Jungen Frischlinge, erwachsene Weibchen Bachen, das 2- und 3jährige Männchen Keiler, das 4jährige angehendes Schwein, das 5- und 6jährige hauendes Schwein, das 7jährige und ältere Hauptschwein. Die Schnauze heißt Gebreche,

die Ohren Gehör, die Eckzähne Gewehr, die Eckzähne der Bache Haken, das Fell Haut, das Fett Feist, der Schwanz Pürzel, die dicke Haut an den Schultern Schild, eine Gesellschaft dieser Thiere Rudel, der Ruheplatz eines einzelnen Lager, der eines Rudels Kessel, die Nahrung Fraß, die Paarungszeit Brunft. Der Fraß besteht aus Eicheln, Bucheckern, Kartoffeln, Kümmel- und Möhrenwurzeln, Kohl, Rüben, Gras, Getreide, Erbsen, Würmern, Kerbthieren, Aas u. s. w. Sie können auf bebauten Feldern und durch ihr Wühlen an jungen Waldbäumen furchtbaren Schaden anrichten. Man trifft das Schwarzwild in Europa bis zum 55sten Breitengrad, im gemäßigten Asien bis zum Baikalsee, in der Berberei. Jetzt ist es in vielen Gegenden Europa's absichtlich ausgerottet. Eichen- und Buchenwälder mit sumpfigen Stellen sind ihr Lieblingsaufenthalt. Sie suhlen sich äußerst gern, d. h. sie wälzen sich im Schlammwasser. Keiler, Bachen und Frischlinge bilden gemischte, zuweilen aus 30 bis 40 Stück bestehende Rudel; nur das alte Männchen (Schwein) lebt einsam. Sie gehen, wo sie sich nicht ganz sicher wissen, des Nachts ihren Geschäften nach. Die Stimme ist wie beim zahmen Schweine, aber das Hauptschwein gibt nie einen Schmerzenslaut von sich. Dem Menschen weicht für gewöhnlich auch das erwachsene aus, aber gereizt fährt es schnell und wüthend auf ihn los; das erwachsene Männchen thut einen Hieb mit seinem Gewehr und geht dann gewöhnlich weiter, die Bache aber sucht ihren Feind gewöhnlich niederzuwerfen, bleibt stehn und beißt und tritt. Die Brunft fällt in den Spätherbst, die Bache trägt 18 Wochen und frischt (heckt) im Februar oder März 4 bis 12 Junge, die ihr schon nach 3 Tagen folgen können und mit ungeheurer Wuth von ihr vertheidigt werden. Am feistesten ist das Schwarzwild vom Oktober bis zu eintretendem starken Froste, der sie am Brechen (Wühlen) verhindert. Man schießt sie mit der Büchse, oder läßt sie durch einen Hund, den Finder, aufsuchen, hetzt dann große Hunde auf sie, und wenn diese sie fest gepackt (gedeckt) haben, schleicht man sich von hinten heran und stößt den Hirschfänger hinter dem Schulterblatte der linken Seite tief hinein (man fängt sie ab). Zu größerer Sicherheit läßt man sie auch erst ausheben, d. h. durch einen Gehülfen bei den Hinterläufen aufheben. Man hat sich auch schon öfters das Vergnügen gemacht, sie mit Meuten von 40 und mehr Hunden zu hetzen. Der einzelne Jäger erlegt sie am besten auf dem Anstande, oder sucht sie mit einem Hunde auf, um sie, wenn sie sich vor demselben stellen, zu schießen; auf einen Angriff des verwundeten Thieres

muß er natürlich dabei gefaßt und mit einem starken Hirschfänger bewaffnet sein. Auch auf Treibjagden werden sie erlegt. Sie wiegen nicht selten bis 240 Pfund.

b) Das zahme Schwein, franz. le Cochon. Dieses plumpe, widerspenstige, gefräßige Thier hat sich doch dadurch, daß es, mit geringem Futter, welches man sonst nicht benutzen könnte, aufgezogen, und dann in kurzer Zeit gemästet, ein gesundes und wohlschmeckendes Fleisch und vielen durch Einsalzen und Räuchern leicht aufzubewahrenden Speck liefert, so allgemein beliebt gemacht, daß man es fast über die ganze Erde als Hausthier verbreitet findet. Im hohen Norden gedeiht es nicht; in heißen Gegenden befindet es sich aber recht wohl. Nach Amerika und Neu-Holland ist es erst durch Europäer gebracht worden. Den Juden und Muhamedanern ist der Genuß des Schweinefleisches untersagt, sie halten daher keine Schweine, und wenn sie, wie das z. B. in der Berberei oft der Fall ist, wilde erlegen, so verkaufen sie dieselben oder überlassen sie den Raubthieren. Warum eigentlich Moses den Genuß der Schweine, Kameele, Kaninchen, Hasen, Adler, Geier, Eulen, Strauße, Pelekane, Schlangen, Eidechsen und aller Kerbthiere, deren Beine nicht denen der Heuschrecken ähnlich sind, untersagt hat, sieht man nicht ein. Sollte Moses, wie Manche glauben, den Zweck gehabt haben, die Juden durch Verbot des Schweinefleisches von Aussatz zu reinigen, so hat er sich jedenfalls geirrt; der Aussatz ist nicht verschwunden, noch heut zu Tage ist die Krätze unter den polnischen Juden viel häufiger als unter den viel Schweinefleisch verzehrenden polnischen Christen; Schlatter und Zwick, welche sich lange bei den Tataren aufgehalten, haben auch die Bemerkung gemacht, daß die muhamedanischen, das Schweinefleisch verabscheuenden Tataren sehr allgemein und stark an Krätze, Geschwüren, Blattern und Masern leiden, wogegen Zwick beobachtet hat, daß die Mongolen, welche sehr viel Schweine- und Pferdefleisch, und noch dazu meist von krepirtem Vieh, verzehren, keineswegs an Krätze leiden.

Das alte, zur Zucht dienende Männchen nennt man Eber, das alte zur Zucht dienende Weibchen Sau; die Jungen nennt man bis zu Ende des zweiten Monats Ferkel (Spanferkel), oder so lange sie noch saugen, Saugschweinchen; vom Beginn des dritten Monats bis zum Ende des sechsten heißt das Thier Läufer; wird es dann, bis die Mast beginnen soll, mager gefüttert, so heißt es Faselschwein; das in voller Mast stehende heißt Mastschwein, und das was bis zum höchsten Grade gemästet werden soll Speckschwein.

Die Schweine, welche man in verschiedenen Weltgegenden hält, sind an Farbe, Gestalt und Größe sehr verschieden. Ich habe auch in hiesiger Nähe welche gesehn, wo die Alten genau wie wilde aussehn, und die Jungen auch genau die gestreifte Farbe der wilden haben. Bei uns thut man für gewöhnlich am besten, sich welche von recht lang gestreckter Art zu wählen, weil diese die schönsten Speckseiten geben. Kleine Sorten und namentlich die (sich sehr stark vermehrenden) chinesischen Schweinchen, welche man jetzt nicht selten in Europa sieht, passen sich dagegen für große Wirthschaften, wo oft Schweine geschlachtet werden, von denen man Alles gleich frisch verzehrt. White kannte ein solches chinesisches Schweinchen, welches 17 Jahre alt geschlachtet wurde und in seinem Leben 300 Junge geworfen hatte. Ist einem nur an vielem und zartem Fleisch gelegen, so füttert man die Schweinchen, wie sie von der Sau kommen, immerwährend mit recht nahrhaftem Futter und schlachtet sie, sobald man will; läßt man sie bei dieser Behandlung ½ Jahr alt werden, so können sie, wenn sie von guter, großer Sorte sind, schon 1 Centner wiegen. Bei uns verfahren aber die meisten Leute so: Sie verschaffen sich etwa im März, wo gewöhnlich Ueberfluß an Milch und noch Vorrath an Kartoffeln da ist, Saugschweinchen, füttern sie später vom Mai bis September hauptsächlich mit Grünem, dann im Oktober und November mit Kartoffeln, endlich im December mit Gerstenschrot und schlachten sie dann. Auf diese Weise brauchen die Thiere nicht überwintert zu werden, was in dem Froste ausgesetzten Koben schwierig ist, den Sommer über sind sie mager und werden nicht leicht (wie fette) krank, und endlich fällt das Schlachten in eine Zeit, wo Speck und Fleisch nicht durch Hitze verdirbt. Hat man die Absicht, große Speckschweine zu ziehn, so verfährt man anders, füttert nämlich die Thiere, bis sie 1 oder 2 Jahre alt sind, mit magrer Kost, und mästet sie dann den Herbst hindurch oder auch im Winter, wenn man einen warmen Stall hat. Zu Mastschweinen eignen sich auch alte Sauen. Man kann das Schwein bis zu 8 Centnern mästen; ein solches kann zuletzt weder stehn noch sich vom Flecke rühren.

Die meisten und besten Schweine werden da gezogen, wo man sie wenigstens den Sommer über im Freien kann weiden lassen. Will man eine Sau zur Zucht halten, so wählt man sie von guter Sorte, füttert sie bis zum 8ten oder 9ten Monat so, daß sie gut bei Leibe, aber ja nicht fett ist, und thut sie erst dann zum Eber, sobald sie nämlich durch Unruhe und Mangel an Freßlust ihr Ver-

langen nach Paarung kund gibt. Dieser Zustand dauert in der Regel 5 Tage und tritt jährlich 2mal ein. 16 oder 17 Wochen nach der Paarung ferkelt (heckt) sie; sie muß sich dann in ihrem Stalle allein befinden und viele trockne Streu haben; aus dieser macht sie sich ein Lager und bekommt 6 bis 12 Junge, ja ich weiß Beispiele von 17 und 20. Auch in den 16 Wochen nach der Paarung muß sie so gefüttert werden, daß sie durchaus nicht fett wird, dann ist sie aber bis zum Ferkeln mit nahrhaftem Futter reichlich zu versorgen, damit sie der Hunger nicht etwa dahin bringt, ihre Jungen zu fressen. Nach dem Ferkeln bekommt sie wieder 4 bis 5 Tage mageres Futter, und dann, so lange sie säugt, wieder recht nahrhaftes, namentlich so viel als möglich saure Milch oder Buttermilch nebst Hafer- oder Roggenschrot; Gerstenschrot dagegen gibt wenig Milch. Nimmt man ihr die Jungen, so wird sie gleich wieder auf magre Kost gesetzt. Jedes Ferkelchen macht sich bald nach der Geburt an eine Zitze, und sind mehr Junge als Zitzen da, so nimmt man alle überzähligen weg und sucht sie, wenn man sie nicht schlachten und essen will, an eine andre Sau zu bringen, die weniger hat; zu diesem Zwecke reibt man, damit der fremdartige Geruch der neuen Pfleglinge die neue Mutter nicht boshaft mache, diese so wie ihre eignen und die fremden Ferkelchen vorher mit Branntwein. Die Nachgeburt erscheint etwa $\frac{1}{3}$ Stunde nach dem letzten Ferkel und die Sau verschlingt sie mit Begierde, was man auch zulassen muß, weil sie sonst leicht statt derselben ein Junges oder mehrere verzehrt. Zeigt sie dennoch Lust zum Verzehren ihrer Jungen, so gibt man ihr ein Stück geräucherten Speck zu fressen, wodurch ihr Appetit nach Fleisch gewöhnlich gestillt wird. Eine Sau, welche zum ersten Mal ferkelt und vorher oft mit Ratten zu kämpfen hatte, sieht ihre Jungen nicht selten für dergleichen Ungeziefer an und zeigt vor ihnen einen großen Abscheu. Will sie dieselben durchaus nicht saugen lassen, so wirft man sie wie beim Schlachten nieder, bringt die Jungen an's Euter, läßt sie sich satt saufen, und wiederholt dies, bis sich die Alte von selbst bequemt. Sind die Ferkel 4 bis 6 Wochen alt, so nimmt man sie allmälig von der Alten, bringt sie an einen lauen Ort, wo sie jene nicht grunzen hören, und füttert sie etwa 1 Monat lang sehr gut, täglich 5- bis 6mal mit lauer, süßer Ziegen- oder Kuhmilch, welche abgerahmt sein kann, und in welche man anfangs Brodkrümchen, Kornkleie und Mehl, später auch gekochte recht mehlige Kartoffeln, gekochte Möhren und Gerstenschrot thut, wobei die Milch halb mit Wasser verdünnt sein kann. Hat

man keine süße Milch, oder verursacht sie Durchfall, was namentlich der Fall ist, wenn sie von frischmelkenden Kühen kommt, so gibt man von Anfang an nur saure, und mangelt auch diese, so füttert man mit einem Brei aus Roggenmehl, Kleie, Brod und Wasser. Nach der 4ten Woche kann man auch Gras, Klee oder Kohlblätter, alles klein gestoßen, geben, und das Futter erst nur 4=, dann 3mal des Tags, und, wenn es Sommer ist, kalt reichen. Buttermilch und Molken gebe man nicht vor Ende des 3ten Monats, dann gewöhne man sie allmälig daran, und später kann man davon geben so viel man will, die Molken jedoch immer so frisch als möglich. Die Sau kann bis zum 10ten oder 12ten Jahre ferkeln; gewöhnlich aber mästet und schlachtet man sie im 5ten oder 6ten. Ein Eber genügt für 20 Sauen. Man wählt ihn von guter Sorte, mästet und schlachtet ihn aber gewöhnlich im 5ten Jahre, weil er dann meist zu boshaft und wegen seiner langen, spitzen Hauzähne sehr gefährlich wird. Man kneipt ihm auch wohl die Hauzähne mit einer starken Zange ab und thut dasselbe auch wohl mit den Schneidezähnen aller Schweine, welche ihren Koben stark zernagen. Unter den jungen Schweinchen gibt es nicht selten welche, die den andren, sobald sie abgesetzt sind, indem sie unaufhörlich an ihnen saugen wollen und sie mit dem Rüssel stoßen, lästig fallen, dabei abmagern und jene ebenfalls verderben. Solche muß man durchaus allein sperren.

Das Schwein hat bei der Geburt die Eckzähne, nebst dem ersten, dritten und vierten Backenzahn, in der Unterkinnlade auch den vor den Eckzähnen stehenden Schneidezahn. Gewechselt und ganz vollständig ist das Gebiß erst am Ende des dritten Jahres.

Der Schweinestall muß im Sommer luftig und kühl, im Winter lau sein. Am besten ist es, wenn der Boden mit großen Steinplatten oder Bohlen (dicken Bretern) ausgelegt ist, die sich nach Einer Seite hin neigen, wo die Flüssigkeit ablaufen kann. Gewöhnliches Pflaster wird, wenn es auch stark ist, von großen Schweinen doch leicht aufgerissen. Die Wände müssen aus Stein oder Holz gebaut sein, denn Lehmwände werden schnell zerstört. Für 2 Mastschweine, oder eine Sau, oder 4 Läufer muß der Stall wenigstens 5½ Fuß lang, breit und hoch sein. Will man dem Wühlen im Stalle oder im Freien vorbeugen, so zieht man einen Ring von dickem, ausgeglühtem Eisendraht durch die Nase. Streut man Winter und Sommer viel trocknes Stroh, so ist es den Thieren sehr angenehm und zuträglich; sie können jedoch im Nothfall auch

ohnedem bestehn, wenn fleißig ausgemistet wird. Den Hühnern, Enten, Lämmern, Kaninchen u. s. w. darf der Stall nicht zugänglich sein, denn dergleichen Thiere werden von großen Schweinen ohne Gnade zerrissen.

Von der Fütterung kleiner Ferkel ist schon die Rede gewesen. Später dient dem Schwein beinahe alles Eßbare zur Nahrung, wie Gras, Klee, junge Ackerdisteln, Obstschalen, Kartoffeln und Kartoffelschalen, Erbsenschalen, Rüben und Gemüse aller Art, ausgejätetes Unkraut, Roggenkleie, Weizenkleie, letztere jedoch nicht in zu großer Menge, Eicheln, Bucheckern, Wasserlinsen, Bier- und Branntweintrebern, Leinkapseln (Knotten) u. s. w. Alles was nicht von selbst ganz klein ist, muß wo möglich klein gestoßen werden. Viele rohe Kartoffeln, wenn sie nicht sehr mehlig sind, taugen nicht. Gefaulte Kartoffeln kann man in geringer Menge, gefaulte Rüben und gefaultes Obst, wenn sie nicht verschimmelt sind, in großer füttern. Sobald das Schwein gemästet werden soll, gibt man Rübkuchen, ferner Leinmehl, welches so vertheilt ist, daß es nirgends Klümpchen bildet, von beiden erhält aber Speck und Fleisch einen thranigen Geschmack; ferner eingeweichten Mohnkuchen, geschrotnes Getreide aller Art, das Haferschrot vorher wenigstens 24 Stunden eingeweicht oder vermittelst eines Siebes von den groben Spelzen befreit, gekochte Kartoffeln, jedoch nach genauer Untersuchung, daß keine mehr inwendig heiß ist, geschrotne Erbsen oder Bohnen. Alles Futter wird im Sommer kalt, im Winter lau gereicht, täglich 3mal, immer stark mit Wasser oder Spülicht vermischt, und so viel, daß das Schwein ganz satt wird, aber nichts übrig läßt. Die Verdauung wird befördert durch Zusatz von Sauerteig, Sauerkraut, wie Sauerkraut eingemachtem Klee, etwas Salz, etwas Häringslake oder altem Käse, wenig Asche, Stückchen von altem Kalk. Das Füttern mit ganzen trocknen oder gekochten Getreidekörnern habe ich längst aufgegeben, weil ich bemerkt habe, daß immer etwa 1 Viertel unverdaut bleibt. So lange das Thier noch gierig ist, frißt es zwar diese Körner wieder aus seinem Miste heraus, wobei es aber doch doppelte Arbeit hat; sobald es aber wohl bei Leibe ist, läßt es die Mistkörner unbenutzt. Die Mast muß, wenn man guten Speck haben will, immer damit geschlossen werden, daß man weniger Wasser zusetzt, und 1 bis 2 Monate lang, bei Speckschweinen auch 4 bis 5 Monate hauptsächlich Gerstenschrot füttert. Man thut am besten, dieses vorher wenigstens 24 Stunden einzuweichen, es immer mit etwas Salz, öfters mit Sauerteig, und wenn es möglich

ist, jedesmal mit Milch, wenn auch nur wenig, zu vermischen, auch noch etwas Kartoffeln, Obst und viel Brod beizufügen. In Ermangelung der Gerste beschließe man die Mast mit Roggen-, Weizen-, Hafer- oder Erbsenschrot; das letztere gibt jedoch einen gelblichen, eher ranzig werdenden Speck. Buchweizen, Branntweinspülicht und Bucheckern geben weichen Speck, Eicheln aber guten, festen. Sobald das Mastschwein fett und nicht mehr gierig ist, wird es täglich 4 mal, später 5- und endlich 6 mal gefüttert. Tödtlich können dem Schweine werden: sehr scharf gesalznes oder gepfeffertes Wasser, Pökelfleischbrühe, viele Pflaumenkerne, viel unreifes noch ganz saures Obst, harte Knochen, die im Halse stecken bleiben, Stechapfel, Bilsenkraut, Zeitlose und Gifte aller Art. Das Wasser von Flachsrösten und in der Schale gekochten Kartoffeln, anhaltendes Füttern mit Kartoffelkraut ist schädlich; Wicken taugen nichts. Sehr gedeihlich ist es den Schweinen, wenn sie sich in der warmen Jahreszeit oft in reinem Wasser oder in Wasserpfützen, vorzüglich auf Lehmboden, baden können. Der Trog, aus welchem die Schweine fressen, muß so stehn, daß man das Futter eingießen kann, ohne dabei von den Thieren gestört zu werden, was man am besten bewirkt, indem man der Klappe, welche über dem Trog hängt, die Einrichtung gibt, daß sie, bis das Einschütten beendet ist, am Innenrande des Troges vermittelst eines Riegels festgesteckt werden kann. Man macht den Trog von Stein oder Eichenholz. Jedesmal muß er vor dem Füttern gereinigt werden; zu diesem Zwecke kann er ein Loch haben, welches durch einen von außen eingesteckten hölzernen Stöpsel geschlossen oder geöffnet wird. Für große Schweine muß er wenigstens 7 Zoll weit und darf auch nicht tiefer sein als 7 Zoll, weil sie sich sonst den Hals wund scheuern; an ihm hin muß ein schmaler Tritt laufen, auf welchen sie beim Fressen treten können. Sind viele zusammen, so muß der Trog durch Querstäbe wie eine Vogelkrippe abgetheilt sein. Man hält nur Schweine von gleicher Größe und Stärke zusammen, und zwar von Jugend auf. Thut man später ein neues hinzu, so sind sie im Stande es todt zu beißen. Schlachtet man dagegen von 2 zusammengewöhnten eins weg, so wird zuweilen das übrig gebliebene vor Kummer krank oder doch mager.

Das Weiden der Schweine auf Brach- und Stoppeläckern ist sowohl den Thieren als den Aeckern sehr nützlich. Sie vertilgen Mäuse, Engerlinge, Schnecken, Regenwürmer, Heuschrecken, Schmetterlingspuppen und Unkraut. Mittags müssen sie zur Tränke und

bei heißem Sonnenschein im Schatten. Früh und Abends müssen sie noch zu Hause gefüttert werden. Vor dem Pflügen schüttet man erst tiefe Löcher, welche sie etwa gewühlt haben, wieder zu. Auch auf anders nicht zu benutzenden Sumpfstellen läßt man sie mit Vortheil weiden; ebenso auf Waldboden, wo die Bäume bald gefällt werden sollen oder eben gefällt sind; man treibt sie selbst in jungen Wald, wenn sich dort zu viel Mäuse oder schädliche Kerbthiere im Boden oder unter der Moosdecke eingenistet haben.

Nach dem Schlachten werden alle Theile des Schweines gut benutzt: Fleisch und Fett werden, frisch oder gesalzen und geräuchert, verzehrt, das Blut kommt in die Blutwurst, die Borsten dienen zu Besen, Pinseln, Bürsten, die Gedärme zu Wurstschale. Die Haut gibt ein starkes Leder, wird aber von zahmen Schweinen in der Regel nie dazu benutzt, sondern theils in der Schwartenwurst oder mit dem Braten gegessen, theils an den Speckseiten und Schinken gelassen, weil diese sich ohne die Haut nicht gut räuchern lassen. Von Speck und Schinken wirft man sie dann, wenn man sie nicht an Dreschflegeln benutzt, weg, weil sie, trotz ihrer Festigkeit, zu nichts mehr zu brauchen ist. Macht man Schuhsohlen daraus, so werden diese so glatt, daß man nicht darauf gehen kann, werfen sich auch durch Nässe ganz krumm; nagelt man Obstbäume damit an Pfähle, so werden die Nägel schnell vom Roste verzehrt u. s. w.

Am großartigsten wird die Schweinezucht in Nord-Amerika, vorzüglich in der Umgegend von Cincinnati betrieben, worüber die Cincinnati-Zeitung von 1843 u. C. L. Fleischmann in seinem Buche „der nordamerikanische Landwirth, Frankfurt a. M. 1848," Auskunft geben. Sehr viele Landleute Nordamerikas suchen ihren Erwerb vorzugsweis in der Schweinemast. Im Frühjahr treiben sie die Heerden dieser Thiere in die Wälder oder in die grüne Saat eigens für sie mit Klee, Hafer, Roggen, Erbsen, Buchweizen, Mais bestellter Felder, dann im Herbst, um sie auszumästen, in die reifen Maisfelder, wo sie sich ihre Nahrung selbst suchen, oder man vollendet die Mast durch eine gekochte Mischung von Mais, Obst, Kartoffeln, Gerste und Kürbissen. Die größten Schlachthäuser finden sich in Cincinnati vor. In dieser Stadt wurden z. B. im Jahre 1843 etwa 250,000 Schweine für den Handel geschlachtet und verpackt, im Jahre 1845: 287,482, im Jahr 1847: 420,000. Außerdem kommen jährlich etwa 150,000 schon verpackt dorthin, und 100,000 werden jährlich von andren am Ohio liegenden Städten verpackt und in Handel gebracht. Die Schweine werden dort in

Heerden von 500 bis 1000 Stück zu Markte getrieben. Um sie zu schlachten, bringt man etwa 100 zusammen in einen engen Raum; Männer schlagen dort jedes mit einem großen, zweispitzigen Hammer auf den Kopf, andre lassen dem geschlagnen sogleich das Blut ab, und andre sammeln das Blut in großen Behältern, um es zu Berlinerblau zu verwenden, andre brühen die geschlachteten Thiere in heißen Dämpfen, und andre entfernen die Borsten und Eingeweide. Eins der 26 Schweinehäuser (Pork-House) in Cincinnati ist 159 Fuß lang, 92 breit, 3 Stockwerke hoch; je 50 Mann arbeiten hier zusammen, zerlegen binnen 12 Stunden 5- bis 800 Schweine und machen sie in derselben Zeit zum Räuchern oder Einpacken fertig. Die Waare wird in Fässer aus Eichenholz gepackt, deren jedes 200 Pfund aufnimmt; das meiste wird auf Schiffe oder in die Seestädte und Bergwerke verkauft. Von sehr vielen Schweinen verpackt man auch das Fleisch apart, trennt das Fett in Oel und Stearin, gerbt die Haut, und verkohlt die Knochen für die Zuckerfabriken.

Krankheiten.

Sobald ein Schwein sich unwohl befindet, darf man ihm keine Arznei einschütten wollen, weil es sich dabei wie unsinnig anstellt und leicht Schaden leidet; man gebe ihm dagegen saure oder süße Milch, oder Sauerteig, oder Schwarzbrod, oder Leinöl, oder gekochten Leinsamen, oder ½ Eßlöffel voll Asche von hartem Holz nebst etwas Salz in's Futter, sorge für einen reinen und kühlen Stall und überlasse es sich selbst. Am häufigsten sterben die Schweine an der Bräune, welche im Sommer gerade die fettesten am leichtsten befällt und in der Regel Folge von Erhitzung beim Laufen und darauf folgender Erkältung durch Saufen kalten Wassers, oder auch nur Folge eines zu warmen Stalles ist. Die kranken Thiere athmen dann keuchend, strecken die Zunge hervor, sind heiser, haben rothe Augen und der Hals schwillt zuletzt auf. Haben Schweine Gelegenheit, sich fleißig in Wasserpfützen auf lehmigem Boden zu baden, so kann man fast gewiß sein, daß sie die Bräune nicht bekommen. An der Bräune erkrankte Schweine müssen sogleich von andern abgesperrt, gestorbene sammt ihrem Mist und ihrer Streu vergraben und ihr Stall an Wänden und Boden mit Kalkwasser getüncht werden, weil oft der Milzbrand sich mit der Bräune vereint und dann die Krankheit für andre Schweine, Hunde und selbst Menschen sehr ansteckend ist. Der Milzbrand verräth sich durch röthliche Flecken an Brust und Bauch, die allmälig bläulich werden.

— Findet man im Fleische eines geschlachteten Schweines viele weiße Bläschen von der Größe einer Linse oder Erbse, so nennt man das Finnen; der Genuß des finnigen Fleisches ist unschädlich. — Starren Schweine von Läusen, so wäscht man sie mit Wasser, worin sich das bei der Ziege genannte Läusepulver befindet.

Da Ludwig der elfte zu Plessis les Tours krank lag, gab es kein Mittel mehr, das man nicht hervorgesucht hätte, um die schwarzen Ideen, die ihn Tag und Nacht beherrschten, zu zerstreuen; aber alle Versuche waren fruchtlos, mit Ausnahme einer einzigen Erfindung, welche den sterbenden König ergötzte. Ein erfindsamer Kopf fiel damals darauf, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten; er bekleidete diese Thiere vom Fuß bis zum Scheitel, daß sie einher gingen in schön galonnirten Leibröcken, mit einem Hute, in Hosen, mit Degen, rothwürflichten Schärpen und schönen Manschetten. Sie waren zu allen möglichen Bewegungen sehr gut abgerichtet, sprangen nach dem Kommando, tanzten allerlei lustige Tänze und machten ihre Komplimente. Das einzige, was ihnen Mühe kostete, war der aufrechte Gang; so wie sie auf zwei Pfoten sich aufgerichtet hatten, fielen sie geschwind unter Grunzen wieder nieder, das alles aber auf eine so komische Art, daß der König, seines ihn verzehrenden Uebels ungeachtet, sich des Lachens nicht enthalten konnte und dem Balletmeister einen starken Gnadensold gab.

In London hat man sogar ein gelehrtes Schwein gesehn, das lesen konnte. Man zeigte es, sagt Sara Trimmer, in einem Saale, wo sehr viel Menschen sich versammelten, seine Kunststücke zu sehn. Zwei Alphabete großer Buchstaben auf Karten waren auf den Boden gelegt. Einer aus der Gesellschaft wurde gebeten, das Wort, welches das Schwein zusammenlesen sollte, zu sagen; der Herr wiederholte es dem Thiere, welches augenblicklich die dazu nöthigen Buchstaben mit den Zähnen aufhob und sie ordnete, bis das Wort heraus war. Dann fragte man das Schwein, welche Zeit es wäre, und einer aus der Gesellschaft zeigte ihm eine Uhr vor. Aufmerksam betrachtete es sie und nahm dann die Zeichen, welche Stunde und Minute andeuteten. So abgerichtete Schweine hat man auch auf der Messe von St. Germain und auf dem Amphitheater Astley zu Paris gesehn. — Die Erklärung des Wunders suche man Mitte S. 229 beim Hunde und dann auch beim Pferde.

Als Philipp, Sohn Ludwigs des Dicken, den 1. Oktober 1131 bei Saint Gervais vorbeiritt, lief ein Schwein zwischen die Beine

seines Pferdes; dieses bäumte sich, warf ihn ab, und er starb am folgenden Tage. Schon 2 Tage darauf erschien eine Ordonnanz, wodurch verboten wurde, Schweine in den Straßen von Paris herum laufen zu lassen. Die Aebtissin und die Nonnen der Abtei St. Antoine kamen dagegen ein, indem sie behaupteten, die Ehre ihres Heiligen würde verletzt, wenn man seine Schweine in ihren Rechten kränken wollte.

Als Bolivar bei Bojaca gesiegt hatte, gab der Doktor Soto, ein Geistlicher im Thale Cauca, ein Freudenfest, wobei er auch alle seine Hausthiere mitfeiern und sich betrinken ließ. Er setzte allen so viel Zuckerrohrsaft vor, als sie nur haben mochten, und die fröhlichen Sprünge der betrunknen Schweine waren besonders lustig.

„Das Schwein," sagt Plinius, Buch 8, 77, „ist ein über alle Maßen dummes Vieh, und man hat im Spaße gesagt, seine Seele diente nur, gleich dem Salze, um das Fleisch vor Fäulniß zu bewahren. Die Kunst, bei Sauen eine große Leber zu erzeugen, wie bei Gänsen, ist eine Erfindung des M. Apicius, und besteht darin, daß man sie mit trocknen Feigen tüchtig mästet, ihnen dann Meth zu trinken gibt und sie plötzlich tödtet. Auch wilde Schweine sind geschätzt. Servilius Rullus war der erste, welcher eins ganz auf die Tafel setzte; das geschah vor nicht gar langer Zeit und wurde als merkwürdig in die Jahrbücher eingetragen. Jetzt geschieht es täglich und 2 bis 3 ganze wilde Schweine machen oft nur das erste Gericht."

Terentius Varro sagt, er habe in Arkadien ein übermäßig fettes Schwein gesehn, das nicht mehr aufstehn konnte und in dessen Speck eine Maus nicht bloß ein Loch gefressen, sondern sogar geheckt hatte.

„Als die Megarenser," sagt Aelian, Buch 16, 36, „vom Antipater hart bedrängt wurden, beschmierten sie Schweine mit weichem Pech, brannten sie an und ließen sie los. Diese liefen rasend und toll laut schreiend davon, geriethen unter die feindlichen Elephanten und brachten eine grenzenlose Verwirrung hervor. Das Schweinegeschrei macht überhaupt den Elephanten leicht scheu; daher zieht man gern bei jungen Elephanten Schweine auf, um sie daran zu gewöhnen."

In Mittel- und Süd-Afrika gibt es eine Art wilder Schweine, die man **Warzenschweine** (Emgallo) nennt, Sus aethiopicus, Gm. Sie sind plump, boshaft, gefährlich, an Farbe bräunlich, haben die Größe der europäischen, aber eine sehr breite Schnauze, ungeheure Hau-

zähne, im Gesichte 4 große Fleischlappen. — Auf den ostindischen Inseln wohnt der ebenfalls braune **Hirscheber** (Babyrussa), Sus Babyrussa, L., welcher gut schwimmt. — In Süd-Amerika wohnen die Bisamschweine, der **Pekari**, Sus torquātus, Cuv., und der **Tajassu**, Sus labiātus, Cuv., in großer Menge; sie haben keine hervortretenden Hauzähne, keinen Schwanz, leben in Heerden, thun in Pflanzungen großen Schaden, werden häufig gejagt und gegessen. Die Indianer Guiana's gehn den Heerden nach, lassen durch ihre Hunde immer einzelne Nachzügler abtreiben und tödten diese. Wagt sich ein Hund in's Innere der Heerde, so wird er von den erbosten Thieren zerrissen. Hat der Indianer keine Hunde bei sich, so sucht er der Heerde zuvorzukommen, besteigt einen Baum, bellt dort wie ein Hund, die Thiere stürzen mit gesträubten Borsten auf den Baum zu und umringen ihn unter wildem Grunzen und Zähneknirschen, so daß der Jäger leicht von oben eins oder mehrere erlegen kann. Richard Schomburgk erwähnt jedoch einen Indianer, dem eine solche Jagdpartie schlecht bekam. Ehe er noch geschossen, brach der Ast, auf dem er saß, er fiel, klammerte sich zwar noch an einen der untersten Aeste, aber seine herabhängenden Füße wurden von den wüthenden Feinden so zerfleischt, daß er, nachdem diese abgezogen, nur kriechend und unter unsäglichen Schmerzen nach Hause zurückkehren konnte. Gelingt es einer Jägergesellschaft, die Pekari's in einen Fluß zu treiben, so springen die Indianer mit Knüppeln nach und schlagen die Thiere ohne Gefahr todt.

Vierte Gattung:

Nashorn. Rhinocĕros, Linn.

Backenzähne $\frac{7.\ 7.}{7.\ 7.}$; keine Eckzähne; die Schneidezähne fallen im Alter leicht aus. An allen Füßen 3 Zehen. Auf der die Nasenknochen bedeckenden Haut stehn 1 oder 2 Hörner, welche nicht hohl sind und aussehn, als ob sie aus lauter fest zusammengebackenen Haaren beständen.

Das **ostindische N.**, R. unicōrnis, L. S. Bild 46. Rh. indĭcus, Cuv. Franz. le Rhinocéros des Indes. Nur 1 Horn. Die Haut, im wilden Zustand mit kurzen Haaren besetzt, bildet an Schultern und Schenkeln sehr tiefe Falten; sie ist bräunlich und $1\frac{1}{2}$ Zoll dick. Kopf 2 Fuß 8 Zoll; Rumpf 8 Fuß; Schwanz 2 Fuß; Horn 2 Fuß 4 Zoll lang. Die Oberlippe ist sehr beweglich, kann um $\frac{1}{2}$ Fuß verlängert werden und dient zum Fassen der Nahrung

In der Freiheit hat es ein spitzes Horn, das eine mächtige Waffe bildet, die es übrigens nicht leicht braucht, da es, wie der Elephant, in der Regel von keinem Thiere angegriffen wird. Es ist plump, an sich friedfertig und wird leicht zahm; aber gereizt wird es dennoch sehr gefährlich. Es nährt sich von allerlei Pflanzen, vorzüglich Baumblättern und Zweigen, bekommt jedesmal nur Ein Junges, welches anfangs kein Horn hat. Das Fleisch ist eßbar; die Haut gibt Schilder und Panzer, das Horn Trinkgefäße. Vaterland Vorder- und Hinterindien, die chinesische Provinz Suchuen, Java.

Christoph Borri (s. dessen Beschreibung von Kochinchina) wohnte einer Nashornjagd bei, welche der Statthalter von Nunkmon in der Provinz Palukambi, in einem benachbarten Walde mit mehr als hundert Personen anstellte. Als das Nashorn aufgejagt war, ging es ohne anscheinende Furcht vor der Menge der Menschen auf seine Feinde los, und als diese bei seiner Annäherung links und rechts aus einander prallten, so lief es ganz durch die von ihnen gebildete Reihe, an deren Ende es auf den Statthalter stieß, der auf einem Elephanten saß. Das Nashorn fiel sogleich über den Elephanten her und suchte ihn mit seinem Horne zu verwunden, da hingegen der Elephant alle seine Kräfte aufbot, dasselbe mit seinem Rüssel zu fassen. Endlich nahm der Statthalter die Gelegenheit wahr, wo er dem Nashorn eins versetzen konnte. Hierauf fiel sogleich Alles über das Nashorn mit großem Freudengeschrei her, warf es auf einen Scheiterhaufen und steckte diesen in Flammen. Als das Fleisch gebraten war, schnitt man es in Stücken und aß es auf der Stelle. Herz, Gehirn und Leber wurden als Leckerbissen für den Statthalter angerichtet.

Im Jahre 1770 wurde ein Nashorn aus Lacknaor in Ostindien nach England gebracht, dann 20 Jahre lang in Europa gezeigt, bis es im Jahr 1839 zu Königsberg in Preußen starb. Es war ganz zahm, blökte beinah wie ein Kalb, vorzüglich wenn es einen Leckerbissen erblickte. Ich fand es einmal mit dem auf Rädern gehenden Kasten, worin es steckte, auf der Landstraße zwischen Erfurt und Gotha in tiefem, frischgefallnem Schnee feststeckend; es wurde nur mit Mühe und Hülfe 20 vorgespannter Pferde aus seiner Noth befreit.

„Bei den Spielen, welche Pompejus der Große zu Rom gab, sah man auch ein einhörniges Nashorn," sagt Plinius, Buch 8, 29. „Solche sind öfters gezeigt worden. Zum Kampfe bereitet es sich

vor, indem es sein Horn an einem Steine wetzt, und sucht dann immer den Bauch des Feindes zu treffen, weil er am weichsten ist."

Das **afrikanische N.**, Rh. bicornis. Hat 2 hinter einander stehende Hörner. Kopf 2 Fuß 3 Zoll; Rumpf 6 Fuß 7 Zoll; Schwanz 2 Fuß 2 Zoll; das erste Horn 1 Fuß 2 Zoll, das zweite 6 Zoll lang. Bewohnt Mittel- und Süd-Afrika und war schon den alten Römern bekannt.

„Das Nashorn," sagt Lichtenstein, „ist für den im Zuge begriffnen Reisenden von allen Thieren das gefährlichste, indem es mit blinder Wuth auf jedes unbekannte Geräusch oder jede fremde Witterung heranstürzt, die ihm sein scharfes Gehör oder sein noch schärferer Geruch verrathen. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einem Wagen oder dem davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist, und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortgeschleppt und zertrümmert hat. Es ist fast unmöglich, ein solches Thier einzuholen, wenn es entflieht, oder ihm zu entlaufen, wenn es verfolgt, indem es mit Leichtigkeit alles Gesträuch niedertritt und zerknickt, das ein Mensch oder ein Pferd umgehen muß. Daher wird nie im offnen Felde Jagd darauf gemacht, sondern der Jäger schleicht sich durch das Gebüsch unter dem Winde leise heran, und sucht dem Thiere, das eben so schlecht sieht, als es gut hört und riecht, so nahe zu kommen, daß der Schuß nicht fehlen kann. Die gewöhnliche Entfernung ist dreißig Schritt, die Stelle, nach welcher gezielt wird, das Auge; denn nur hier sind Knochen und Fell dünn genug, daß die Kugel bis zum Gehirn durchdringen kann. Verfehlt man diese Stelle und behält das Thier Kraft genug zum Verfolgen, so stürzt es wüthend nach dem Ort hin, wo der Schuß fiel, und blickt und spürt umher nach dem Feinde. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, drückt die Augen zu, und rennt mit der ganzen Länge des Horns die Erde streifend vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes, ihm auszuweichen, indem man nur behende einige Schritte zur Seite treten und das wüthend anlaufende Thier an sich vorbeistreifen lassen darf. Dabei muß aber immer noch Besonnenheit genug da sein, daß man sich nicht nach der Windseite wende, und sich dadurch dem Thiere auf's neue verrathe. Geübte Nashornjäger versichern, daß sie auf diese Weise stundenlang einem immer mit neuer Wuth auf sie eindringenden Nashorn auszuweichen im Stande gewesen wären, und es endlich, nachdem es ausgetobt, desto leichter erlegt hätten. Die gewöhnlichste Art, dem Nashorne und allen großen Thieren, von denen man Widerstand fürchtet, beizukommen, ist die, daß man ihnen in mondhellen Nächten an ih-

ren gewöhnlichen Trinkplätzen auflauert, und sie dem sichern Hinterhalt zwischen hohen Felsen u. s. w. nahe kommen läßt, daß der Schuß nicht fehlen kann. Das Fleisch halten die Wilden für einen Leckerbissen. Aus der Haut macht man vortreffliche Reitgerten."

Auch auf Sumatra gibt es Nashörner mit 2 Hörnern.

Fünfte Gattung:

Tapir. Tapĭrus, Linn.

Backenzähne $\frac{7.\ 7.}{6.\ 6.}$; Schneidez. $\frac{6.}{6.}$; Eckz. $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$. Die Nase bildet einen kleinen fleischigen Rüssel. Vorderfüße 4zehig, Hinterfüße 3zehig.

Der **amerikanische T.** (Anta), T. americānus, Schreb. S. Bild 47. Franz. le Tapir. Haut braun, kurz behaart; Hals dick, mit einer kurzen Mähne. Größe eines kleinen Esels. Die Jungen sind weiß gefleckt. Er lebt an waldigen Flußufern Süd-Amerika's, schwimmt und taucht gut, frißt Pflanzen, bekommt jedesmal nur 1 Junges, ist plump und scheu, wehrt sich nur, wenn er in die Enge getrieben ist, und sucht dann den Feind mit dem Rüssel niederzustoßen oder auch zu beißen. Sein Fleisch wird gegessen, auch die dicke Haut benutzt. — Der **indische T.**, T. indĭcus, Fr. Cuv., ist schwarzbraun; Rücken, Seiten und Bauch weiß; bewohnt Malakka, Sumatra.

Sechste Gattung:

Pferd. Equus, Linn.

An jedem Fuße nur Ein Zeh, und dieser vom Huf umgeben. In jeder Kinnlade 6 stumpfe Schneidezähne; Backenzähne $\frac{6.\ 6.}{6.\ 6.}$ mit 4eckiger Krone, auf der sich Glasurleisten zeigen, die in dieselbe eindringen. Die Männchen haben meist jederseits in der Oberkinnlade 1 Eckzahn, zuweilen auch unten, aber den Weibchen fehlen sie gewöhnlich. Vor den Backenzähnen ist eine Lücke, in welche man das Mundstück des Zaumes legt. Auf dem Halse eine Mähne. Der Magen ist einfach und von mittelmäßiger Größe, aber der Darmkanal ist sehr lang und der Blinddarm erstaunlich groß. Das Euter liegt zwischen den Hinterschenkeln und hat 2 Zitzen. Sie bekommen jedesmal nur Ein Junges.

Das **gemeine Pferd**, E. Cabăllus, L. Franz. le cheval. Dieses edle Thier unterscheidet sich von andren Arten der Gattung dadurch, daß das Ohr, wenn man es nach vorn drückt, nicht über

die Mitte des Kopfes hinaus reicht und daß der Schwanz vom Anfang bis zum Ende langhaarig ist. Das Männchen nennt man Hengst, das Weibchen Stute, das Junge Füllen.

Ueber die einzelnen Theile des Pferdes mögen hier folgende Bemerkungen Statt finden, wobei man die Abbildung auf der achten Tafel vergleichen möge: Leib nennt man Rücken und Bauch, von den Schultern bis zu den Schenkeln gerechnet; Vorhand alles was vor dem Leibe, Hinterhand alles was hinter ihm ist. Am Kopfe nennt man den Winkel, welchen jede Hälfte der Unterkinnlade hinten, wo sie sich aufwärts biegt, bildet, Ganasche, den zwischen den Ohren stehenden, über die Stirn hinhängenden Büschel langer Haare Schopf; die Linie, längs der Oberseite des Halses, auf welcher die Mähne sitzt, heißt der Kamm, die Unterseite des Halses Kehle. Die Erhabenheit, welche sich hinter dem Halse und zwischen den Schultern durch die Dornfortsätze der 9 vordersten Rückenwirbel bildet, nennt man das Widerrist. Wird die Höhe eines Pferdes angegeben, so ist die Höhe gemeint, die es am Widerriste hat. Brust nennt man den Theil, welcher zwischen den Schulterblättern und Vorderbeinen liegt und nach vorn vom Halse begrenzt wird. Kastanien nennt man die hornartigen Warzen, welche stets an den Beinen der Pferde vorhanden sind. Das Unterende des Mittelfußes nennt man an Vorder- und Hinterfüßen Köthe; das Gelenk, mit welchem sich der Zeh dem Mittelfuße anschließt, Köthengelenk. Von den 3 Knochen des Fußes nennt man den obersten das Fesselbein, den mittelsten das Kronenbein, den untersten das Hufbein. Das letztgenannte ist niedrig, breit, halbmondförmig, ganz vom Huf umschlossen, und von ihm durch eine dünne Lage zarten Fleisches getrennt. Die Erhöhung, welche sich rings über dem Horne des Hufes hinzieht, nennt man Krone. Das Horn des Hufs ist an sich unempfindlich, und wächst immerfort von oben nach unten; man nennt seinen nach vorn und den Seiten gerichteten Theil die Hornwand, und deren unteren Rand, mit welchem das Thier auftritt, den Tragrand. Die Unterseite des Hufs, zwischen dem Tragrand, hat weicheres Horn und wird in die Sohle und den Strahl getheilt, welcher letztere das erhabene, keilförmige Stück bildet. Tragrand und Sohle sind durch die weiße Linie geschieden. Flanken nennt man die zwischen den Rippen und Schenkeln liegenden Seiten des Bauches; über den Flanken, zwischen den Oberenden der hintersten Rippen und dem Hüftbein liegen die Lenden. Die Hervorragung,

welche vom Kreuzbein und den Hüftbeinen gebildet wird, nennt man Kreuz oder Kruppe; hinter dieser beginnt der Schwanz, welchen man auch Schweif nennt. Die Vorragung, welche sich hinten unterhalb des Schwanzes da bildet, wo Hüftbein und Schenkelbein sich berühren, nennt man die Hanken. Die Fußwurzel der Hinterbeine heißt Sprunggelenk.

Bei einem schön gebauten Pferde verlangt man einen Kopf, der verhältnißmäßig nicht groß ist, eine von oben nach unten gemessen gerade Stirn und gerade Nase oder beide nur wenig gebogen, große, lebhafte Augen, spitzige, nicht zu lange Ohren, weite Nasenlöcher, ein schön geformtes, nicht zu großes Maul, magere Kinnladen, d. h. solche, die nicht dick mit Fleisch belegt sind und auf denen man die Adern deutlich sieht, feine Ganaschen. Ist die Stirn stark gewölbt, die Nase mäßig gebogen, das Maul etwas spitz, so nennt man das einen Schafskopf; ist Stirn und Nase stark gewölbt, so entsteht der Ramskopf; ist die Nase einwärts gebogen, der Hechtskopf. Glasaugen nennt man diejenigen Augen, welche ein glasiges, ungewöhnlich lichtes Ansehn haben. Man hat sie nicht gern. Einen schönen, angenehm gebogenen, sich allmälig nach oben verdünnenden Hals nennt man Schwanenhals; fehlerhaft ist ein Hals, dessen Biegung nach unten hervortritt, und heißt Hirschhals; ein zu breiter heißt Speckhals. Am Widerrist soll das Pferd so hoch oder wenig höher sein als an der Kruppe. Die Brust soll weder zu schmal noch zu breit sein, die Schulter nicht zu fleischig. Die Beine sollen weder zu dick noch zu dünn sein, mit schönem Anstand getragen werden, kleine Kastanien und bei edlen Pferden keine zu lange Haarzotte an der Köthe haben. Die Köthe soll sich weder ganz senkrecht über dem Hufe befinden, was man köthenschüssig nennt, noch zu weit hinter selbigem, wobei sie sich senkt (durchtritt). Der Huf soll schön gerundet, fest, zäh und glänzend sein. Beim Schritte, wenn das Pferd gerade aus geht, soll jeder Hinterfuß genau in dieselbe Linie treten wie sein Vorderfuß, also weder links noch rechts von dessen Spur abweichen. Der Rücken soll in gerader Linie verlaufen; ist er stark vertieft, so nennt man ihn Senkrücken, ist er gewölbt, Eselsrücken. Der Bauch soll schlank sein. Die Kruppe soll schön gewölbt und nicht zu breit, der Schwanz weder zu hoch noch zu tief angesetzt, das Haar des ganzen Thieres glatt anliegend und glänzend sein.

Nach der Farbe gibt man den Pferden verschiedene Namen: 1) Braune, sind braun, doch Mähne, Schweif und oft auch die

Füße schwarz. Man sieht sie sehr häufig und sie haben das Gute, daß man den Schmutz nicht leicht an ihnen bemerkt. 2) Füchse, braunröthlich, Mähne und Schweif ebenfalls braunröthlich oder in's Flachsfarbige ziehend. Vorzüglich schön ist der ganz goldfarbne Goldfuchs; der Schweißfuchs geht stärker in's Gelbliche, an Mähne und Schweif stark in's Flachsfarbige; der Brandfuchs hat dunkle Haarspitzen. Oefters läuft auf dem ganzen Rückgrath des Fuchses ein schwarzer Strich hin und dient dem Thiere zur Zierde. 3) Rappen, werden grau geboren, später aber schwarz, sind in der Nähe sehr schön anzusehn, wenn ihr Haar recht glänzt, auf beschneitem Gefilde sind sie jederzeit auch von Weitem schön. Sie leiden im Sommer stark von der Sonnenhitze und man sieht Staub und Schmutz an ihnen leicht. 4) Graue, sind grau, oft an Kopf und Füßen fast schwarz. 5) Falbe, die Farbe ein mehr oder weniger in's Grau fallendes Gelb. 6) Erbsgelbe, erbsgelb, Schweif, Mähne und oft auch die Füße schwarz; sie schmutzen nicht leicht, fallen in der Nähe und Ferne, auf grünen und beschneiten Fluren gut in die Augen. 7) Isabellen, isabellgelb, Schweif und Mähne flachsfarbig, meist Glasaugen. 8) Weißschimmel, mit weißem Haar und weißer, röthlich durchschimmernder Haut. Sie werden weiß geboren, sind selten, oft schwächlich, können aber sehr schön sein. Die milchweißen mit blaßgelben Hufen nennt man Atlasschimmel, die kreideweißen mit lichtaschfarbigen Hufen und rothen Augen Glanzschimmel. 9) Schwarzschimmel. Die Haut ist schwarz, das Haar in erster Jugend auch; dann mischt sich der Farbe mehr und mehr Weiß bei, bis sie im Alter ganz oder fast ganz weiß werden, wobei aber die Haut immer schwarz bleibt. Schwarzschimmel sind oft sehr dauerhaft, nehmen sich, wenn sie recht weiß sind, so lange kein Schnee liegt, auch von Weitem sehr schön aus, haben aber den Fehler, daß man allen Schmutz sieht und daher oft putzen muß. Im mittleren Alter unterscheidet man: a) Grauschimmel, deren weißes Haar überall mit Schwarz gemischt ist. b) Apfelschimmel, wo auf dem weißen Grunde apfelgroße schwarze oder schwärzliche Flecken vertheilt sind; am längsten halten sich bei ihnen die Beine schwarz. Oft sehr prächtig. c) Fliegenschimmel, weiß, mit schwarzen oder braunen Fleckchen von Fliegengröße übersät. 10) Rothschimmel. Die Haut ist düster fleischfarb; die Farbe des Haars eine jährlich mehrfach wechselnde Mischung von Braun und Weißlich, der Kopf oft rein braun, Mähne, Schweif und Füße schwarz oder schwarzbraun. 11) Tiger. Auf weißem oder weißlichem Grunde

überall gelbe, oder braune, oder schwarze Flecken vertheilt, welche größer als beim Fliegenschimmel sind. 12) Schäcken, haben auf braunem oder sonst dunklem Grunde sehr große, meist unregelmäßige weiße Flecken, zuweilen 2 Glasaugen, mitunter auch nur eins. Man hat sie nicht gern.

Abzeichen hat man nur gern, wenn sie regelmäßig stehn und ein gutes Ansehn haben; es sind weiße Stellen, die sich an dunkel gefärbten Pferden auf der Stirn, der Nase und an den Füßen vorfinden. Stern heißt ein weißer Fleck auf der Stirn, den man, wenn er klein ist, auch Flocke oder Blümchen nennt. Ist der Stern nach unten spitz verlängert, so heißt er Blässenstern. Blässe heißt ein weißer Fleck, der sich von der Stirn bis gegen die Nasenspitze zieht; die Schnippe ist ein schmaler weißer, nur auf der Nasenspitze stehender Streif; eine ganz weiße Stirn oder ein ganz weißes Maul sieht man bei einem dunkel gefärbten Pferde nicht gern. Sind die Füße dunkelfarbiger Pferde sämmtlich über den Hufen weiß, so sieht man dies nicht ungern, wenn das Weiß überall gleich hoch und nicht höher als etwa 12 Zoll geht. In Stutereien hält man am liebsten Pferde ohne Abzeichen, weil letztere oft forterben, dann aber oft unregelmäßig ausfallen, auch weil sich im Allgemeinen Pferde ohne Abzeichen besser verkaufen.

Je nach ihrer Tauglichkeit zu den verschiedenen Geschäften unterscheidet man auch Reitpferde, wozu auch die Jagdpferde, Damenpferde und Ponys gezählt werden, ferner Wettrenner, Kutsch-, Acker-, Karrenpferde. Wird zweispännig gefahren, so nennt man das zur Linken gehende Pferd Sattelpferd, das zur Rechten Handpferd.

Für die verschiedenen Rassen der Pferde und andrer Hausthiere gelten folgende Benennungen: Edel heißt die Rasse, wenn sie schön und für ihren Zweck ausgezeichnet tauglich ist. Vollblut heißt das Thier, wenn Vater, Mutter und Ahnen sämmtlich einer schon lange bestehenden edlen Rasse angehören; Halbblut, wenn es durch Paarung einer edlen Rasse mit einer geringeren entstanden ist. Kreuzung nennt man die absichtlich eingeleitete Paarung zwischen zwei verschiedenen Rassen. Veredelt wird eine geringe Rasse, wenn sie fortwährend mit ein und derselben edlen gepaart wird. Hat man auf solche Weise eine Rasse bis zum höchst möglichen Grade veredelt, und vererbt sie nun, unter sich gepaart, die erhaltenen Eigenschaften rein fort, so ist sie nun selbstständig. Werden nur Thiere einer selbstständigen Rasse mit einander gepaart,

so nennt man das Reinzucht; von dem durch Reinzucht entstandenen Thiere sagt man, es sei reiner Abkunft. Nimmt eine durch Kreuzung entstandene selbstständige Rasse wider Erwarten im Verlaufe der Jahre an Güte wieder ab, und man bringt sie dann wieder zur Paarung mit derjenigen, durch welche sie ursprünglich veredelt worden, so nennt man das Bluterfrischung.

Das Pferd ist jetzt als treuer Freund und Gehülfe des Menschen fast über die ganze Erde verbreitet. Nach Amerika, Neu-Holland und dem Kap ist es erst durch Europäer gebracht worden.

In Mittel-Asien findet man vom Ural bis zum japanischen Meere wilde herrenlose Pferde, von denen sich nicht nachweisen läßt, ob sie ursprünglich wild sind oder nicht. Sie sind klein, dickköpfig, Mähne und Schwanz sind kurz, die Hufen hart, die Farbe grau, zuweilen graubraun, selten isabell oder schwarz. Sie gehen in Heerden von 15 bis 20 Stück, welche von einem Hengste geführt werden, und verführen oft zahme, ihnen zu folgen. Alte sind ganz unbändig und selbst junge werden nur mit Mühe gezähmt.

In Süd-Amerika gibt es eine unzählige Menge verwilderter Pferde in den Pampas (Grasebnen) um den Platastrom. Als die Spanier, so erzählt Azara, im Jahre 1537 Buenos-Ayres räumen mußten, sahen sie sich genöthigt, eine Anzahl von Pferden, die sie aus Andalusien und Teneriffa mitgebracht hatten, zurückzulassen. Als sie im Jahre 1580 zurückkamen, fanden sie schon große Heerden wilder von jenen abstammender Pferde vor. Allmälig haben sie sich so vermehrt, daß sie oft in Heerden von wenigstens 10,000 herumgeschweift sind und ganze Strecken kahl gefressen haben. Jede Heerde ist doch wieder aus kleinern, von einem Hengste geführten Truppen zusammengesetzt. In dürren Jahren, wo das Wasser äußerst selten ist, laufen sie wie toll herum, um einen Sumpf oder See zu suchen. Sie stürzen sich in den Schlamm, und diejenigen, welche zuerst angekommen sind, werden von den folgenden zertreten. Azara sah oft mehr als tausend Pferde, die auf solche Weise umgekommen waren. Sie entführen auch zahme Pferde, indem sie sich selbigen im Galopp nähern, sie umringen, laut und freudig anwiehern und mit sich fortnehmen. Ziehen die wilden Heerden von einem Orte zum andern, so laufen einige voraus und die andern folgen in dicht geschlossener Masse. Es widerfährt mitunter dem Reisenden, daß sie ihm seine Pferde entführen; doch geschieht dies nur bei Tage, nicht bei Nacht. Ihre Farbe ist braun oder schwarz; sie übertreffen die zahmen weder an Schönheit noch Schnel-

ligkeit, und sind leicht zu zähmen. Man hat in jenen Gegenden auch ungeheure Heerden von Pferden, welche ihren Herrn haben. Ein wildes Pferd wird in den Pampas mit einem halben bis einem Piaster (1 Thaler 9 gl.) bezahlt. Mehrere Leute besitzen, nach Caldcleugh's Angabe, in den Pampas Heerden von mehr als 6,000 Pferden, welche frei herumlaufen, jedoch alle das Zeichen ihres Eigenthümers haben, welches man ihnen gleich nach der Geburt aufdrückt. Will man alte lebendig fangen, so bedient man sich des Lasso, eines 40 Fuß langen Riemens, der an dem einen Ende einen eisernen Ring hat, durch den das andre gezogen wird, so daß sich eine Schlinge bildet. Der Hirt ist zu Pferd und wirft dem zu fangenden Pferde die Schlinge um den Hals. Auch fängt man sie mit dem Bolas, d. h. 3 Steinen, deren jeder, in Leder genäht, an einem Riemen hängt; die 3 Riemen sind mit einander verbunden. Wenn man das Ding wirft, so fahren die 3 Steine auseinander; man zielt nach den Beinen des Pferdes, es verwickelt sich und stürzt. „Wenn in der Gegend von Montevideo ein Pferd zum ersten Mal geritten werden soll," erzählt Darwin, „so treibt man es in eine Pfahlumzäunung, schließt die Thür, wirft ihm den Lasso um die Vorderbeine, so daß es augenblicklich zu Boden fällt, wickelt ihn auch noch um ein Hinterbein, legt dem Thiere einen Zaum an, lockert dann den Lasso, führt das vor Schreck schäumende und sich zu wiederholten Malen zu Boden werfende Pferd hinaus, läßt ihm Decke und Sattel auflegen, schwingt sich drauf, öffnet die Schlinge des Lasso, das Pferd fühlt sich frei, jagt im vollen Laufe davon, und darf nicht eher ruhen, bis es halbtodt in die Verzäunung zurückkommt. Nach zwei bis drei solchen Ritten ist es zahm. Bei Las Nacas werden wöchentlich eine Menge Stuten bloß ihrer Häute wegen geschlachtet, obgleich sie nur ungefähr ½ Krone werth sind. Ein Mann vermag deren täglich 15 bis 16 zu tödten und abzuhäuten." Am Rio Colorado fand Darwin das Lager des Generals Rosas. Die Truppenabtheilungen, welche in die Ferne gesandt wurden, nahmen als einzige Nahrung große Heerden von Pferden mit, wodurch die Beweglichkeit des Heeres sehr befördert wurde. Führte der Weg durch den Fluß, so schwammen die Pferde in dichten Massen, alle mit gespitzten Ohren und weit geöffneten Nasenlöchern, was einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährte. Rengger sagt, in neuester Zeit hätten sich die Pferde in Süd-Amerika sehr vermindert, weil man sie jetzt in Menge um der Haut willen todt sticht, welche getrocknet oder eingesalzen in Handel kommt. In

Paraguay sind Pferde und Esel sehr schlecht und werden meist im Freien gehalten. Den jungen Füllen bestreicht man dort den Nabel mit frischem Kuhmist, weil sonst die zahlreichen Schmeißfliegen ihre Maden dran legen und tödtliche Geschwüre verursachen. In den Pampas am Platastrom sind die Schmeißfliegen selten und deswegen ist dort die Vermehrung der Pferde im Freien möglich.

Die Indianer des nordwestlichen Amerika's reisen und jagen größtentheils zu Pferd, und es gibt, wie uns Catlin und Farnham als Augenzeugen mittheilen, Indianerstämme, welche große Massen wilder Pferde besitzen, wovon ein jedes erst einzeln zum Gebrauch gefangen und gezähmt sein muß. Bei den Skyuse-Indianern in der Nähe von Fort Hall und Fort Wallawalla galt, als Farnham im Jahr 1839 dort war, Derjenige für arm, der nur 15 bis 20 Pferde sein eigen nennen konnte, und manche des Stammes sollten an zweitausend Stück besitzen, die aber ganz wild herumliefen und sehr verschiedne Farbe hatten. Soll eins gezähmt werden, so besteigt der Indianer sein schnellstes Pferd, sprengt unter die Heerde, wirft dem Auserwählten den Lasso um den Hals, würgt es sogleich bis fast zum Ersticken, bindet ihm, wenn es ohnmächtig niedergestürzt ist, die Hinter- und Vorderfüße fest zusammen, schreckt es, wenn es wieder zur Besinnung kommt, indem er mit Wolfs- und Bärenfellen nach ihm schlägt, läßt es sich abarbeiten, bis sich's kaum mehr rühren kann, und legt ihm endlich den Sattel auf. — „Die Pferde der Indianer," sagt Dr. F. A. Wislizenus, welcher ebenfalls vor Kurzem ihr Land besucht hat, „stammen aus Mexiko und sind sehr dauerhaft. Wer keine Pferde hat, der sucht welche zu stehlen und Pferdediebstahl gilt bei ihnen für ehrenvoll. Ganze Banden von Pferdedieben folgen oft einem andren Stamme oder einer Karavane von Weißen Wochen oder Monate lang, bis sie Gelegenheit finden, die ganze Heerde fortzutreiben."

In den mittleren und östlichen Theilen Nord-Amerika's werden ebenfalls sehr viel Pferde gehalten, jedoch gibt es keine verwilderte. Als einer meiner Brüder dort bei St. Louis wohnte, hatte er, gleich allen andren Einwohnern, seine Noth, die immer im Freien herumlaufenden Pferde, Schweine, Kühe von seinem Lande durch starke Einzäunungen abzuhalten. Da diese Thiere sehr zahm waren, so wäre die Versuchung, auf fremden Pferden Spazierritte zu machen, sehr groß gewesen, wenn nicht eine Strafe von 50 Dollars darauf gestanden hätte. (Siehe T. W. Lenz, Reise nach St. Louis. Weimar, Voigt, 1838.) Auch C. L. Fleisch-

mann stattet in seinem Buche, der Nordamerikanische Landwirth, Frankfurt a. M., Heyer, 1848, Bericht über die dortigen Pferde ab: „Im Inlande machen die großen Entfernungen der einzelnen Ortschaften und Niederlassungen den Amerikanern das Pferd zum Bedürfniß, besonders im Sommer während der Hitze. Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, alle reiten da. Man reitet zur Arbeit, zu Freunden, zur Kirche, zur Hochzeit, zur Kindtaufe, ja selbst den Leichenwagen begleitet man zu Pferde; und hat der Mann nur Ein Pferd, so nimmt er noch Frau und Kind hinter sich auf die Kruppe. Es ist auch nichts Ungewöhnliches, amerikanische Familien auf diese oder ähnliche Weise Reisen von Hunderten von Meilen machen zu sehn, wobei sich die Reiter durch den Sonnenschirm gegen die Strahlen der Sonne schützen. Haben die Pferde keine anstrengende Arbeit, so müssen sie sich ihr Futter selbst im Freien suchen; zur Arbeit aber stärkt man sie, wenn man's hat, mit Heu und ganzen Maiskolben. Die Pferde sind äußerst fromm und gelehrig und lassen sich selbst von Kindern willig leiten. Man spart übrigens weder Mühe noch Geld, die edelsten Pferde aus England, Arabien u. s. w. zur Verbesserung der Zucht herüberzubringen. Auch hält man an vielen Orten, mit derselben Liebhaberei wie in England, Pferderennen."

Die Tataren, Mongolen, Kirgisen, Kalmücken halten unendlich viel Pferde, die weder groß noch schön, aber vortrefflich zum Reiten, schnell und dauerhaft sind. Sie bleiben Winter und Sommer im Freien, und müssen jedenfalls im Sommer ihr Futter selbst suchen. Man trinkt ihre Milch und ißt ihr Fleisch.

Ueber die Pferde der Tataren gibt Daniel Schlatter aus St. Gallen, welcher sich vom Jahre 1822 bis 1828 unter den nogayischen Tataren am azowschen Meer aufgehalten und mit der Viehzucht beschäftigt hat, genaue Auskunft. „Die Pferdezucht," so erzählt er, „ist immer ihre Lieblings- und Hauptbeschäftigung, und sie ziehn dieselbe der Rindvieh- und Schafzucht aus Neigung vor, ohne daß sie ihnen einen größern Nutzen schafft. Die tatarischen Pferde sind von mittelmäßigem Wuchs, etwa $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch; die Nase ist geradlinicht, der Hals steif und dick, die Füße sehr dünn und leicht, der Huf sehr hart. Die Farbe ist meist braun oder grau. Die Besitzer großer Heerden brennen jedem ein Zeichen auf den Schenkel. Ein eben nicht schönes, aber doch gutes Reitpferd gilt 30 bis 60 Rubel (15 bis 30 rheinische Gulden). Das Pferd ist das Lieblingsthier des Tataren, dem er sehr oft mehr Sorgfalt und Liebe erweist als seinem Weibe. Man bedient sich im Ganzen des Pferdes mehr zum

Reiten als Ziehen. Sein Fleisch ist des Tataren liebste Speise, die Milch der Stuten das angenehmste Getränk. Aus den Fellen schneidet er sich Riemen zu Zaum und Sattelzeug, die Felle der Füllen benutzt er zu Beinkleidern für sich und zu Pelzröcken für seine Kinder, den Schwanz und das Halshaar zu Stricken und zur Verfertigung von Sieben. Das Tatarenpferd ist vortrefflich zum Reiten, denn es ist leicht und schnell, außerordentlich ausdauernd und genügsam, und, einmal zugeritten, fromm. Die Reitpferde weiden, wenn sie nicht gebraucht werden, mit der großen Heerde wilder Pferde auf der Steppe. Die nöthigen werden zu Hause behalten und mit Heu und Gerste gefüttert. Die großen Heerden bleiben auch des Winters auf der Steppe und suchen unter dem Schnee ihr Futter. Diese wilden Pferde werden zum Theil, so wie sie sind, verkauft, zum Theil erst zugeritten. Selbst der Aermste bedarf eines Reitpferdes, nicht nur weil ihm das Reiten Lieblingssache ist, sondern weil es ihm, bei der großen Weitläuftigkeit der Steppen, den großen Entfernungen der Dörfer, Weideplätze und Märkte zum Bedürfniß wird. Ohne das Pferd würde der Steppenbewohner sehr übel daran sein und kaum das Leben durchbringen können. Der Tatar ist ein vortrefflicher Reiter, von Kindheit an geübt. Einen interessanten Anblick gewähren die großen Pferdeheerden auf der Steppe. Man sieht oft zwischen tausend und zweitausend Pferde beisammen, alle wild (doch mit Eigenthümern), in stolzer, freier Haltung, fett und stark, noch nie von einem Menschen gedemüthigt oder gebändigt. Bei Ungewitter, Schneegestöber und Orkanen zerstreuen sich diese Heerden oft weit und breit und müssen Tage lang aufgesucht werden. Der Tatar weiß jedoch, daß die Pferde immer gegen den Wind gehn, da das Rind hingegen sich vom Winde forttreiben läßt und mit ihm geht, so daß er wenigstens die Gegend weiß, wo er das Vieh zu suchen hat. Die Pferde sind selten von Hirten geweidet. Gewöhnlich holt man sie nur alle 24 Stunden einmal zur Tränke in's Dorf, wo dann auch die Stuten gemolken werden. Ein kleiner Knabe ist im Stande, die größte Heerde zu treiben, da sich die Pferde, wenn sie merken, daß es zur Tränke geht, zusammen halten wie die Schafe. Während der größten Hitze des Tages fressen sie nicht, sondern stehen im Kreise zusammen, stecken die Köpfe einwärts dicht an einander, um sich Schatten und Kühlung zu verschaffen, und schlagen mit den langen Schweifen um sich. Wird etwas Wind gespürt, so stellen sie sich zerstreut auf der Steppe gegen denselben und strecken den Kopf stark auf- und vorwärts in die Höhe, um so den Zug

der Luft möglichst zu genießen. Die Hengste werden selten geritten, sondern mehr frei und wild zur Zucht bei der Heerde auf der Steppe gelassen. Gewöhnlich behalten sie, jeder für sich, einen eignen Trupp Stuten von der Heerde, welcher sich, wenn die Heerde nicht getrieben wird, sondern frei auf der Steppe ist, um ihn sammelt und von ihm bewacht wird. Er geht stolz im Kreise um den Trupp herum und es ist, als ob er seine Stuten zählte. Oft sucht ein Hengst dem andern eine Stute abzugewinnen, wobei es dann leicht zum Zweikampfe kommt. Sie schlagen sich recht eigentlich auf Leben und Tod, kommen oft aufgerichtet auf den Hinterfüßen, wie Bären, auf einander los und beißen sich, lassen sich wieder herab, wenden um und schlagen sich mit den Hinterfüßen so arg, daß man glaubt, alle Knochen müßten entzwei gehn. Die Tataren halten nicht sehr viele Hengste und rechnen auf einen einzigen oft sehr viele Stuten. In der Regel werden sie auch zu keiner Zeit von den Stuten abgesondert. Die Sommer und Winter auf der Steppe weidenden wilden Stuten lassen sich dennoch gerne melken, wenn sie nur, so wie Kühe, ihr Junges vor sich haben. Ist die Pferdeheerde zur Tränke in's Dorf gekommen, so werden die Füllen mit einer langen Ruthe oder Stange, an welcher eine Schlinge befestigt ist, aus der Heerde gefangen. Es ist nun darum zu thun, daß die Milch sich bei der Mutter sammle und der Tatar auch seinen Theil dieses guten Getränks bekomme. Die Füllen werden daher, nachdem sie ihre Sprünge gemacht, in kleinen Zwischenräumen nach der Reihe mit Halftern und Stricken an einem auf der Erde, auf einem freien Platze vor'm Dorfe, befestigten Stricke angebunden und so mehrere Stunden oder einen halben Tag stehn gelassen. Da der Boden nächst um die Dörfer herum nackt und kahl ist, so haben zwar die Pferde während der Zeit nichts zu fressen; es ist aber die Zeit der größten Tageshitze, während welcher sie auch auf der Steppe ruhen würden, und so stellen sie sich denn auch hier, neben den Füllen, in Kreisen zusammen, wie oben gesagt worden. Hat sich die Milch der Stuten gesammelt, so wird eine nach der andern, auf dieselbe Weise wie die Füllen, aus der Heerde gefangen und zu dem Jungen geführt, vor welchem sie sich, wenn dasselbe zuerst angesaugt hat, gerne melken läßt. Männer und Weiber kommen aus dem Dorfe, zu melken. Nach dem Melken wird die Heerde wieder auf die Steppe getrieben. Will der Tatar ein erwachsenes Pferd aus der Heerde zum Reiten abrichten, so wird es mit der langen Schlinge aus der Heerde gefangen. Wird es verfehlt und läuft von der

Heerde weg auf die freie Steppe, so bedarf es schon eines guten Reitpferdes, um es einzuholen und nochmals mit der Schlinge im gestreckten Galopp zu fangen. Die Schlinge besteht in einem langen Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Ring angebunden ist, durch den der Strick als eine Schleife gezogen wird. Der Tatar wirft sie im größten Galopp sehr weit, gewöhnlich ohne zu fehlen. Ist das Pferd geschlungen, so kommen mehrere Tataren und man sucht es durch Verwicklung der Schlinge um die Füße umzuwerfen. Auf dem Boden liegend und gehalten, wird ihm der Zaum und der Spannriemen angelegt. Dieser letztere besteht aus einem Riemen, der, an drei Füßen des Pferdes angebunden, dasselbe zwar nicht am Stehen und sehr kurzen Schritten, aber am schnellen Laufen gänzlich hindert. Hierauf läßt man das Pferd sich aufrichten, hält es an den Ohren und macht ihm das ausgepolsterte lederne Sattelkissen mit dem Leibgurt auf dem Rücken fest. Der durch den Gurt getrennte hintere Theil des Sattelkissens wird alsdann auf den vorderen herübergebogen; ein Tatar setzt sich nun auf den bloßen Rücken des Pferdes hinter dieses Vorwerk, welches ihn bei den Sprüngen und dem Rennen des Pferdes vor dem Ueberstürzen schützt. Ohne diese Vorsicht würde der Reiter ohne Sattel und Steigbügel bald über den Kopf des Pferdes heruntergeworfen sein. Ist der Tatar mit dem Kantschu (kurzen, dicken Peitsche) auf dem Pferde, so wird der Spannriemen weggenommen und das Pferd an den Ohren ebenfalls losgelassen. Ein Tatar auf einem guten Reitpferde fängt in dem Augenblicke an, auf das wilde Pferd loszuschlagen, damit es keine weitern Sprünge mache, sondern sogleich aussetze und in Galopp komme. Der Reiter läßt dem wilden Pferde gänzlich den Zügel und hat vorerst nichts zu thun, als sich auf demselben zu halten. Der Nachreitende verhindert durch Hiebe das Stillestehn oder die Nebensprünge des wilden Pferdes und treibt es im schnellsten Laufe immer vorwärts, gleichviel, wo es herumrennen mag. Ist es endlich etwas ermattet und ergibt sich, so sucht der Reiter es nun auch zu lenken und wieder mit ihm in weiten Kreisen in's Dorf zurückzukommen. Es rennt aber gewöhnlich ungeheure Strecken durch, bis es, ganz von Schweiß triefend und ermattet, an Ort und Stelle kommt, wo man ihm ohne Mühe den Spannriemen anlegt und den Zaum stark an den Gurt anzieht und anbindet, so daß es zwar kleine Schritte machen, aber den Kopf nicht zur Erde beugen und also daselbst nichts abfressen kann. Höchstens werden ihm ein paar Hände voll Heu gegeben. Dann läßt

man es so die Nacht durch stehn, tränkt es, und wiederholt am Morgen die gestrige Geschichte, wobei es aber schon mit vollständigem Sattelzeug belegt wird. In ein paar Tagen ist das Pferd durch Hunger und Anstrengung gebändigt und gewöhnlich so fromm wie ein Lamm geworden. Die Weite der Steppen, die ungeheure Ebne und die Beschaffenheit des Bodens überhaupt lassen diese Art des Zureitens zu. Die Tatarenpferde haben einen sehr leichten Trab. Wie dauerhaft diese Thiere sein müssen, erhellt daraus, daß man mit ihnen 8 bis 9 deutsche Meilen, sehr oft ohne zu füttern, zurücklegt. In der Regel geschieht dies jedoch nach 4 bis 6 Meilen. Die großen Heerden, wenn sie weit vom Wasser entfernt auf der Steppe weiden, werden oft nur je den 2ten Tag getränkt. Auf der Reise werden sie auch vom Schweiße triefend zur Tränke gelassen, dann aber schnell weiter getrieben, damit es nicht schade. Man fährt oder reitet auch wohl den ganzen Tag über und läßt die Pferde nur des Nachts weiden. Die Pferde werden nur beschlagen, wenn man eine große Reise durch Gegenden macht, wo steinichter Boden angetroffen wird. Sporne werden nicht getragen. Zum Antreiben dient der Kantschu. Sollen viele Pferde aus der Heerde einem Käufer übergeben werden, so werden die ausgewählten von einem Tataren zu Pferde eins nach dem andern mit der Schlinge gefangen, vorgeführt und an Schenkel und Kinnlade mit dem Zeichen des Käufers gebrannt, alsdann losgelassen und in einen eignen Trupp zusammengetrieben, bis das Geschäft vollendet ist und der Käufer abzieht. Das Fangen und Brandmarken ist eine halsbrechende Arbeit. Der Tatar reitet in die Heerde hinein und wirft dem gesuchten Pferde die Schlinge um den Hals. Die übrigen Pferde, welche erschrocken davon rannten, halten wieder still, sobald eins gefangen ist und sie sich nicht mehr verfolgt sehn. Das gefangene Pferd thut unbändig wild, und wenn der Reiter, welcher die Schlinge hält, nicht fest im Sattel säße, so würde er sogleich herabgezogen werden. Er wirft sich den Strick um Schenkel und Leib und setzt sich auch darauf, da er nicht im Stande ist, sie mit den Händen zu halten. Das Reitpferd legt sich dabei entweder auf die Hinterfüße, um sich entgegenzustemmen, oder dann wieder ganz schief auf die Seite, und stemmt sich mit den Füßen gegen den Boden, um nicht fortgezogen zu werden. So gut sind diese Pferde dafür abgerichtet. Das wilde Pferd, durch starkes Zusammenziehen der Schlinge im Athemholen verkürzt, muß sich etwas ergeben, der Reiter aber, um es nicht ganz zu erwürgen, ein wenig nachlassen. Er reitet dem wilden Pferde nach und zieht von Zeit zu Zeit wieder

an. Nun nahen sich mit Vorsicht einige Tataren zu Fuße und halten dem Pferde Nase und Ohren; ein andrer zu Pferde hält das wilde am Schwanz, worauf man mit dem glühenden Eisen auf vorbenannte Weise ein Zeichen brennt. Das Pferd schäumt und schnarcht wie ein Schwein. Geht die Sache nicht geschickt und schnell vor sich, so macht sich das Pferd los, entledigt sich der haltenden Tataren, und nur der, welcher zu Pferd die Schlinge hält, bleibt noch Meister. Bisweilen geschieht es, daß das Pferd ausathmet, ehe das Zeichen gebrannt und ehe ihm durch Nachlassung der Schlinge am Halse Luft gemacht werden kann. Auch bei geschickten Tataren kommen immer von einigen hundert Pferden, die so gefangen werden, etliche auf diese Weise um, daß sie sich selbst erdrosseln, denn man weiß sie nicht anders zu bändigen, als daß ihnen der Athem ganz benommen wird und sie gleichsam zwischen Leben und Tod schwebend gebrannt werden. Den rechten Moment zu treffen, ist theils Kunst, theils Zufall. Oft hilft auch das Nachlassen der Schlinge dem Reiter nicht, wenn diese sich nämlich so zusammengezogen hat, daß sie nur durch Andre kann gelüftet werden, was, wenn es auch sehr vorsichtig geschieht, dennoch oft gefährlich ist. Die erwürgten Pferde kommen, je nachdem es verabredet ist, auf Rechnung des Verkäufers oder Käufers. Gewöhnlich bleiben sie dem letztern. Dieser verzieht deshalb keine Miene und macht seinen Knechten keine Vorwürfe darüber. Es ist nicht uninteressant, bei diesem Geschäft sowohl das Benehmen der Tataren als der Pferde zu beobachten. Besonders ist die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher die Tataren reiten und die Schlinge werfen. Entgeht ihnen diese, oder müssen sie, um des Pferdes willen, dieselbe ganz aus den Händen lassen, so reiten sie dem Pferde nach, werfen mittelst einer Stange, die sie in Händen haben, den vom wilden Pferde nachgeschleppten Strick vom Boden in die Höhe und fangen ihn dann auf. Ist das Pferd weit von der Heerde weggerannt, so setzen sich mehrere Tataren auf gute Reitpferde und holen es gewöhnlich ein, indem sie von den Seiten her auf dasselbe losreiten und ihm keinen andern Ausweg als die Rückkehr lassen. Doch ereignet sich auch der Fall, daß ein Pferd, aller Anstrengung ungeachtet, besonders wenn die Reitpferde ermüdet sind, nicht mehr eingeholt werden kann und sich auf der Steppe verliert oder in fremde entfernte Pferdeheerden kommt. Auf Transporten werden die Pferde nicht an einander gekuppelt, sondern ganz frei getrieben, in keinen Stall gebracht und müssen täglich 8 bis 10 deutsche Meilen machen. Merkwürdig ist die Art, wie solche Pferdeheerden durch den Dnjeper,

Don und andre Flüsse getrieben werden. Man sucht nämlich eine Stelle aus, wo das Ufer etwas steil und das Wasser tief ist, und treibt die Heerde lärmend hinein. Die vordern, in vollem Lauf und von den nachfolgenden gedrängt, sind genöthigt, sich in's Wasser zu stürzen. Hier können sie auch nicht stille bleiben, sondern müssen sogleich zu schwimmen anfangen. Einige Tataren suchen indeß mit zahmen Pferden hinüber zu schwimmen oder setzen auf Kähnen über, damit die schwimmenden Pferde am jenseitigen Ufer auch Pferde sehen und gelockt werden können. Durch den Lauf des Flusses werden die Pferde abwärts getrieben und sie würden sich ganz vom Strome hinreißen lassen, wenn nicht Tataren auf einem Kahne oder am Ufer durch Schreien und Rufen und durch Schlagen auf das Wasser die Thiere überschwimmen machten. Junge Füllen klemmen sich dabei oft mit den Vorderfüßen auf dem Rücken der Stuten fest und lassen sich so hinüberschleppen. Kommt ein Pferd in Noth, so sucht man es mit einer Schlinge zu fangen und an's Ufer zu ziehn. Die meisten schwimmen vortrefflich und um so leichter, da sie fett und nicht beschlagen sind. Selbst gesattelte Pferde schwimmen über, mit Proviant für die Hirten beladen, welche sich noch zudem oft an den Schwanz des Pferdes hängen und sich hinüberziehen lassen. — Wenn bisher von wilden Pferden die Rede war, so sind darunter nur solche zu verstehen, die von ihren Eigenthümern frei auf der Steppe erhalten und noch nicht zugeritten sind. Ganz wilde Pferde, wie man sie zwischen dem Don und der Wolga, besonders aber in der Tatarei in Asien unter dem Namen Tarpanen findet, zeigen sich im Gebiete der Nogayen nicht, wohl aber gibt es sehr viele Pferde, welche von ihrer Heerde entlaufen sind und frei herumlaufen, bis sie zu irgend einer Heerde stoßen oder von jemand eingefangen werden. Man glaubt auch, daß jene Tarpanen nur von solchen entlaufenen Pferden ihren Ursprung erhalten haben. Ein Freund von mir, der viele Pferde auf der Steppe hält, kam in Besitz eines solchen sogenannten wilden Pferdes, welches sich nie an seine Pferdeheerde anschließen wollte, auch von den andren Pferden nicht wohl geduldet ward. Aller angewandten Mühe ungeachtet konnte er es auch durch die besten Pferdehirten, deren er Russen, Tscherkessen und Tataren hält, nicht dazu bringen, es zum Reiten abzurichten. Es war schneller als der beste Renner seiner Heerde und konnte nur von mehreren Reitern in die Enge getrieben und gefangen werden. Die Farbe dieses Thieres war isabell, das Haar lang und struppig, die ganze Gestalt unansehnlich, der Hals kurz, der Kopf groß und schlecht

geformt, die Ohren ziemlich lang und hinterwärts strebend, die Füße dick. In den Augen zeigte es Menschenscheu und Wildheit. — Auch zum Dreschen des Getreides bedient sich der Tatar der Pferde. Zu dieser Verrichtung wird ein kreisförmiger Platz vor dem Hause von Gras und Staub gereinigt, mit etwas Wasser besprengt, und in dessen Mitte ein Pfahl eingeschlagen. Die Garben werden dicht an einander auf diesem runden Platze ausgebreitet, 3 bis 6 Pferde, an einander gekuppelt, werden an einem Strick, der an den Pfahl gebunden ist, im Kreise herumgetrieben. Der Strick dreht sich um den Pfahl herum und so rücken die Pferde dem Pfahle immer näher. An ihm bleiben sie stehn, werden auf die entgegengesetzte Seite umgewandt und wickeln dann, indem sie auf's Neue herumgetrieben werden, den Strick wieder ab. In kurzer Zeit wird auf diese Weise viel Getreide ausgedroschen, das Stroh aber wird ganz klein getreten, was dem Tataren gleichgültig sein kann, da er es nur zur Winterfütterung für das Vieh gebraucht. Das Pferd dient dem Tataren auch zur Jagd. Da der Nogaye keine eigentliche Waffe tragen darf, so verfolgt er das wilde Thier, vorzüglich den Hasen, Fuchs, Wolf, zu Pferde mit einer Keule und jagt so lange nach, bis es, ermüdet, nur langsam noch laufen kann oder gar niedersinkt und vom Pferd herunter todtgeschlagen wird. Die Pferde leiden dabei außerordentlich, indem ungeheure Strecken von mehreren Meilen ohne Rast im Galopp zurückgelegt werden. Die ausgefransten Sehnen der Pferde und Rinder dienen dem Tataren zum Nähen und werden von ihm dem Zwirne vorgezogen, weil sie fester sind. — Frisch gemolken hat die Pferdemilch einen etwas lauchenhaften Geschmack und wird von den Nogayen nie so, sondern nur nach bestandener Gährung getrunken, erhält dann einen angenehmen, weinsäuerlichen Geschmack, ist aber sehr stark und berauschend, und heißt Kumis. Sie ist dünner und flüssiger als Kuhmilch, hat eine bläuliche Farbe, ist nicht fett, setzt deswegen auch nur sehr wenig Rahm ab und kann nicht zum Buttern gebraucht werden. Sie soll sehr nährend und der Gesundheit zuträglich sein. Branntwein wird aus ihr bei den Nogayen nicht bereitet, wie dies bei den Kalmücken der Fall ist. Der Kumis ist dem Tataren das, was uns der Wein ist, und man sieht ihn nie vergnügter, als wenn er von diesem seinem Lieblingsgetränk genießt, wozu der Reiche, welcher viele Pferde hält, gewöhnlich mehrere andre Tataren, die dieses Getränk bei Hause nicht haben, einladet und ihnen Freude macht. — Dem Tataren dient das Pferd nicht nur zur Arbeit, zur Jagd, zum Vergnügen, die Milch zum

Getränke, das Haar und Fell zu mehrerlei Bedarf, sondern auch das Fleisch, Fett, Gedärme dient ihm zur Nahrung, und zwar ist dies dem fleischliebenden Tataren das Liebste von Allem, was Fleisch heißt. Er zieht es dem Schaf- und Rindfleisch vor. Das Pferdefleisch enthält viel Wärme und der Tatare liebt es deswegen besonders in der kalten Jahreszeit. Im Sommer hält es sich, selbst gesalzen, nicht lange. Es hat einen etwas süßlichen, aber doch nicht widerlichen Geschmack und kann sehr weich gekocht werden. Die Gedärme besonders sind zart und das Fleisch eines Füllen gehört gewiß zu den Leckerbissen. Das Pferdefleisch fällt stark in's Gelbe und bleibt auch in der Kälte weich. Auch Krankheiten mögen von dem Genuß des Pferdefleisches herrühren. Gewöhnlich werden nämlich nur kranke Pferde geschlachtet, oder solche, die ranzig in der Nase sind, oder die sonst irgend einen Fehler an sich tragen, oder auch wohl gar verreckt sind. Selten sieht man ganz gesunde Pferde schlachten. Stark von Wölfen gebissene so wie gestohlene Pferde sind das Fetteste und Beste, was geschlachtet wird. Die Schnelligkeit und Geschicklichkeit der Tataren, ein Pferd zu beschlingen, niederzuwerfen, zu schlachten, abzuledern, zu zertheilen, würde gewiß den geschicktesten unserer Schlächter in Verwunderung setzen. Die Schnelligkeit, mit der die Weiber die Gedärme reinigen, und die, mit der eine Tatarenfamilie ein Pferd aufgezehrt hat, erregt gewiß Erstaunen. Etwas Eigenes ist es, den Tataren auf einem russischen Markte zu beobachten, wenn er um kranke und schon umgestürzte Pferde handelt. Der Russe will sein Pferd nicht sogleich wohlfeil hergeben, indem er hofft, daß es wieder aufkommen werde. Der Tatare bietet anfangs einen ordentlichen Preis, etwa 2 Silberrubel (4 Gulden Reichsgeld). Je länger aber der Eigenthümer des kranken Pferdes zögert, je weniger bietet der Tatare. Sieh, sieh, sagt er, jetzt athmet es aus! Willst du einen Silberrubel? Der Andre muß froh sein, wenn er es noch um diesen Preis loswerden kann. Sogleich machen sich die Tataren über das Thier her und schneiden ihm den Hals ab. Von dem Pferde zieht der Tatare die Rippen Allem vor. Sie werden, jede einzeln, mit Fleisch und Fett in Gedärme eingezwängt, im Rauchfang aufgehangen und gedörrt."

Unter den Mongolen beobachtete Zwick, welcher sich vor wenig Jahren längere Zeit bei ihnen aufhielt, daß sie viel Schweine- und noch mehr Pferdefleisch essen, dabei jedoch nicht an Krätze leiden, welche Krankheit Schlatter dagegen bei den das Schweinefleisch verabscheuenden Nogayen sehr häufig fand. „Die Mongolen verzehren,"

sagt Zwick, „fast nur krepirtes Vieh. Wenn ein Pferd gefallen ist, so hat Alt und Jung in der ganzen Nachbarschaft ein Freudenfest. Eigenthümlich ist es, daß nach reichlichem Genusse von fettem Pferdefleisch sich bei den Menschen ein fetter Schweiß einstellt, so daß auf der Stirn wahre Fettperlen erscheinen. Das ist so allgemein bekannt, daß Mongolen, denen ein Pferd gestohlen ist, in die verdächtigen Zelte gehen, und die Leute besehen, ob sie Fettschweiß im Gesicht haben, und ist dies der Fall, so müssen sie sich ausweisen, woher sie Pferdefleisch gehabt haben."

Die Pferde, welche Wrangel im Jahr 1820 in Sibirien bei den Jakuten fand, waren von Mittelgröße, hatten starke Knochen, eine eisengraue Farbe und im Winter langes Haar. Hafer bekommen sie nie, behalten bis in's höchste Alter gute Zähne, kommen im Winter bei der schlimmsten Kälte nicht in einen Stall. Der Jakute selbst schläft, in Pferdehaut gehüllt, bei 20 Grad ohne Weiteres im Freien. Sein Pferd hält er für schlecht, wenn es nicht wenigstens 30 Jahre lang gute Dienste leistet. Selbst im nordöstlichsten Sibirien, am Ausflusse des Kolymaflusses, wo sich Wrangel 3 Jahre aufhielt, wo die Kälte im Winter bis 43 Grad steigt und so heftig ist, daß die aus Glas oder Marienglas oder Fischblase gemachten Fensterscheiben platzen und durch Eisscheiben ersetzt werden müssen, fand er bei jedem guten Wirthe 1 oder 2 Pferde, die während des Winters im Freien bleiben und sich ihr Futter unter dem Schnee hervorscharren müssen. Nur wenn sie arbeiten sollen, bekommen sie Heu.

Die edlen arabischen Pferde, welche für die allerbesten Reitpferde gelten, sind von Mittelgröße, haben einen kleinen Kopf mit gerader Stirn und gerader Nase, große, feurige Augen, weite Nasenlöcher, eine feine Mähne, hoch angesetzten, feinen Schwanz, den sie hoch tragen, feine Beine, harte, glänzende Hufe; das Haar ist fein und glänzend. Feuer, Leichtigkeit, Schnelligkeit, Ausdauer, Gelehrigkeit, Gutmüthigkeit sind die Eigenschaften, welche dieses Pferd in hohem Grade besitzt. Man kauft sie daher häufig zur Veredlung der Reitpferde in Europa, Afrika, Amerika. In ihrem Vaterland werden sie vorzugsweis mit einer Mischung von zu Heckerling geschnittenem Stroh und Gerste gefüttert. Da Arabien ein sehr wüstes Land ist und man hauptsächlich Kameele hält, so sind der Pferde dort verhältnißmäßig äußerst wenig; auch hat man viel häßliche. Nach Angabe Rosetti's, österreichischen Generalkonsuls in Aegypten, hat unter den mehr als 250 Beduinenstämmen, welche

zwischen dem Euphrat, Syrien und der nördlichen Küste des rothen Meeres herumziehn, keiner schönere Pferde in größerer Anzahl als der Nowallastamm. Im Winter weiden sie in Nedjed bei Khaibar oder in dem Gebirge Djebel chammar, und im Frühling nähern sie sich den Grenzen von Syrien und Mesopotamien. Unter den Arabern der syrischen Wüste zeichnen sich die Ehhsanne in der Gegend von Palmyra, und besonders die Beni Szakher im Osten des todten Meeres durch die Güte ihrer Pferde aus. „Das arabische Pferd," sagt Russegger, welcher sich seit 1836 vier Jahre lang in Aegypten, Arabien, Syrien aufgehalten, „leistet das Höchste, was ein Pferd leisten kann, aber in seinem Vaterlande, in seinem Klima. Dreißig Stunden gesattelt zu sein, ohne zu fressen und zu saufen, 15 Stunden in der glühenden Hitze der afrikanischen Wüste zu laufen, ohne Nahrung, ohne Wasser, 3 bis 4 Stunden im Galopp zu rennen, ohne daß ihm der Reiter Ruhe gönnt, das sind Aufgaben, die ein arabisches Pferd löst. Welchen Einfluß übrigens der Mensch auf die Thiere hat, zeigt sich hier recht augenscheinlich, denn während der 4 Jahre, wo ich beständig anatolische und arabische Pferde ritt, kam mir fast kein einziges wahrhaft boshaftes Pferd vor; ich fand es ganz buchstäblich wahr, daß das arabische Roß im Durchschnitt keinen andren Willen hat, als den seines Reiters, der es zu behandeln versteht." „Die besten arabischen Pferde," sagt Fürst Pückler Muskau im Jahre 1846, nachdem er Aegypten und Syrien bereist, „findet man in Hedschas. In Syrien sind jetzt die einheimischen Pferde durch Füttern mit fettem Klee, Binden der Füße und sonstige alberne Behandlung verdorben, und nur noch gute bei den Beduinen der Wüste zu haben, die sie aber entweder verstecken, oder nach Bassora und Bagdad bringen, wo die Engländer eigne Handelshäuser für den Pferdehandel haben und ungeheure Preise zahlen. Die ursprüngliche ägyptische Pferderasse ist fast ausgestorben und durch arabische ersetzt, die aber dort auch durch falsche Behandlung verdorben wird."

Die Pferde in Dongola fand Fürst Pückler Muskau so groß wie die Holsteiner, ihr Ansehn kameelartig, den Kopf gebogen, das Kreuz abschüssig, den Schwanz tief angesetzt, wenig behaart, nie hoch getragen. Sie sind gewandt und schnell, aber ohne Ausdauer.

Russegger glaubt, daß die anatolischen Pferde aus Kreuzung der arabischen und turkomannischen Rasse entstanden sind.

„In keinem Lande," sagt James Fraser in seiner Beschrei-

bung Persiens, „verwendet man wohl so viel Aufmerksamkeit auf die Behandlung der Pferde wie in Persien. Es gibt dort verschiedene Rassen, jedoch gibt man den Pferden der Turkomannen, gehörig mit arabischem Blute gekreuzt, den Vorzug. In den persischen Gebirgen hat man einheimische kleine Pferde, Yabus, welche, mit drei Centnern beladen, auf steilen Felsenpfaden kletternd, täglich erstaunlich weit gehen.“ Die Pferde der Turkomannen sind hoch, lang gestreckt, gewöhnlich grau, haben einen dicken Kopf, lange Ohren, einen sehr dünnen Schweif, können täglich 14 deutsche Meilen zurücklegen und werden in Asien so theuer wie die arabischen bezahlt. Die gesammte Reiterei von Chiva und der Bucharei ist mit turkomannischen Pferden beritten.

Was die Türkei an schönen Pferden besitzt, ist arabischer Abkunft.

Die Pferde der Berberei sind von mittelmäßiger Größe, sanft, geduldig, verlangen einen leichten Reiter und tragen ihn mit ungemeiner Ausdauer und Sicherheit. Sie bleiben Tag und Nacht im Freien; ihre Nahrung besteht aus Gras und täglich etwas Gerste.

Die ostindischen, chinesischen und japanischen Pferde sind sehr klein und nicht schön.

Im Innern Afrika's, zwischen Bilma und Bornu, haben Denham und Clapperton eine Gegend gefunden, woselbst die Pferde das ganze Jahr fast keine andre Nahrung bekommen als saure oder süße Kameelmilch, und sich dabei sehr wohl befinden.

Das edle spanische Pferd findet man vorzüglich in Andalusien, Gallizien, Asturien. Die Nase ist meist leicht gebogen, die Farbe schwarz oder braunschwarz, Schweif und Mähne füllreich, der Gang stolz. Sie sind feurig und doch sehr lenksam und gutmüthig.

In England wird die Pferdezucht sehr sorgfältig betrieben, und man findet dort vorzugsweis folgende zur Selbstständigkeit gediehene Rassen: a) das gemeine Landpferd, welches nichts Ungewöhnliches hat und die Geschäfte des Landmanns vorzugsweis besorgt. b) Das große Karrenpferd von riesenmäßiger Höhe und Breite, meist schwarz oder braunschwarz. Stammt ursprünglich von normännischen und niederländischen Pferden. c) Die Ponys, aus Schottland stammend, klein, derb, dickköpfig, meist braun, Schweif, Mähne und Schopf schwarz, und sehr füllreich. d) Das Jagdpferd, ziemlich hoch, schlank, aber doch derb gebaut, stammt aus Kreuzung von Arabern mit dem gemeinen Landpferd, dient auch allgemein als Kutschpferd. e) Der Wettrenner, durch Kreuzung der schlank-

sten Thiere aus Arabien und der Berberei entstanden und allmälig zur selbstständigen, sehr eigenthümlichen Rasse geworden. Das Thier ist sehr hoch und auffallend lang, an allen Theilen fein gebaut, die Muskeln klein, aber sehr kraftvoll. Es sieht nicht hübsch aus, läuft mit unglaublicher Schnelligkeit, jedoch nur kurze Strecken. Der Wettrenner Eclipse legte in jeder Sekunde 58 Fuß zurück und dabei betrug jeder seiner Sprünge 25 Fuß. Die berühmtesten Wettrennen werden in England zu Newmarket gehalten, auch viele und gute zu Epsom, Ascot bei Windsor, York, Doncaster, Goodwood, Chester. Bei denen, welche ich gesehn, waren die Reiter, welche man Jockeys nennt, kleine, leichte, aber muthige Leute, die Mütze gelb, knapp anliegend, mit kleinem Schild, die Jacke gelb, knapp, zugeknöpft, die Hosen gelb und knapp, die Stiefeln mit gelben Stolpen, ohne Sporen; in der rechten Hand befand sich eine Reitgerte. Die Pferde trugen nur einen sehr leichten Sattel mit leichten Steigbügeln. Der zum Rennen bestimmte Platz war sehr eben, ½ Stunde lang und setzte sich dann noch einige hundert Schritte weit fort, weil die Pferde, wenn sie das Ziel erreichen, so im Schusse sind, daß sie noch weit über dasselbe hinaus rennen, bevor sie zum Stehen kommen. Bevor das Rennen begann, standen die Pferde in gleicher Linie. Ward das Zeichen gegeben, so rannten sie augenblicklich fort, anfangs mit mäßiger Schnelle, gingen aber bald in eine so ungeheure Geschwindigkeit über, daß binnen weniger Augenblicke das Ziel erreicht war. Während des Rennens saßen die Jockeys nicht auf dem Sattel, sondern standen schwebend in den Steigbügeln, und feuerten ihr Pferd nur mit dem kurzen Zuruf hey, hey, an. Jenseit des Zieles standen Leute, welche den angelangten, oft über und über von Schweiß schäumenden Thieren sogleich wollne Decken überwarfen.

Die Pferde Frankreichs bieten nichts Merkwürdiges dar. In der Schweiz und Tirol fand ich manche sumpfige Thäler pferdereich, eben so auch manche Gebirgshöhen, wo man die Pferde während der ganzen warmen Jahreszeit Tag und Nacht im Freien läßt. Früh 5 Uhr treibt sie der Hirt in's Dorf, jedes Pferd sucht seine Wohnung auf, weil es dort eine Hand voll Heu bekommt. Nun werden diejenigen fest gehalten und ordentlich mit Heu gefüttert, welche den Tag über arbeiten sollen, die übrigen treibt der Hirt gleich wieder in's Freie. Hafer und Brod bekommen diese Gebirgspferde, welche zum Reiten, Ziehen und Lasttragen dienen, nur, wenn sie ungewöhnlich stark angestrengt werden.

In Ungarn habe ich die Pferde in Heerden von hundert und mehr Stück weiden sehn, dabei ein berittener, mit langer Peitsche gewaffneter Hirt. Auch sah ich sie dort mit Dreschen beschäftigt; das Getreide war im Freien rings um einen Pfahl gelegt und es wurden ihrer etwa 4 um diesen herum im Kreise gejagt. Sie waren meist braun, zum Fahren leichter Wagen und zum Reiten sehr tauglich und dauerhaft. Es gibt auch in Ungarn berühmte Gestüte, wo die Rasse durch arabische Pferde veredelt ist.

In Altpreußen und Polen habe ich in den sandigen Gegenden sehr kleine Pferdchen gefunden, die kaum viel größer sind als ein Esel und deren selbst arme Bauern oft 2 bis 4 halten. Wo die Weide nahrhafter ist, sind die Pferde größer und stärker. Die polnischen Pferde sind äußerst dauerhaft und genügsam, haben aber oft Untugenden. Die russischen Pferde sind den polnischen ähnlich; die schwedischen und norwegischen Pferde sind klein. In Island hält mancher Bauer 20 bis 100 Pferde. „Mit den Pferden," sagt Troil, „haben die Isländer wenig Beschwerde. Einige halten wohl des Winters Reitpferde auf dem Stall, allein überhaupt suchen sich diese Thiere selbst ihr Futter. Wenn viel Schnee fällt, muß man solchen für sie aufschaufeln lassen; fehlt es an Nahrung auf dem Lande, so suchen sie Seekräuter auf." Auf den shetländischen Inseln, der Insel Oeland und Korsika gibt es Pferde, welche ein tüchtiges Schaf an Größe nicht bedeutend übertreffen. Man sollte sie bei uns einführen und in reiner Rasse ziehen, um durch sie die Zughunde zu ersetzen. In Sardinien gab es noch im Anfang dieses Jahrhunderts sehr kleine, schnelle, wilde Pferdchen, namentlich in der Herrschaft Bultei, in Nurra und auf der Insel St. Antioco. Sie wurden wie andres Wild geschossen; lebendig gefangen, waren sie nicht zu bändigen. Jetzt sollen sie ausgerottet sein.

In Deutschland werden viel vortreffliche Pferde gezogen. Meist hat man jetzt die Einrichtung, daß gute Zuchthengste im Lande vertheilt werden; auch gibt es besondre Stutereien. Vorzüglich geschätzt ist das mecklenburger Pferd, zumal als Reit- und Kutschpferd; es ist von mittlerer Größe, hat weite Nasenlöcher, eine gerade Nase, einen kräftigen Hals; es ist feurig, gelehrig, gutmüthig, gewöhnlich im zwanzigsten Jahre noch bei voller Kraft.

Es gibt auch Pferde, welche für immer unter der Erde in Bergwerken wohnen und sich in der Tiefe bei guter Abwartung sehr wohl befinden. Da ich im Laufe des Jahres 1850, als Begleiter zweier junger Schottländer, James Carlyle und Adrian Keith,

in das Innere des berühmten Salzbergwerkes zu Wieliczka hinabstieg, wohnten in der Tiefe desselben 28 Pferde und trieben die daselbst befindlichen Maschinen, durch deren Kraft die Salzmassen zu Tage gefördert werden. Jedes Pferd, welches zur Arbeit in diesem Bergwerk angeschafft ist, wird zu dem Schachte Bozawola geführt, welcher eine Teufe (Tiefe) von $78\frac{1}{2}$ Klaftern hat. Neben der Oeffnung des Schachtes steht ein von 8 Pferden getriebener Göpel (Winde). Das hinabzulassende Pferd wird auf die starken Bohlen gestellt, mit welchen der Eingang des Schachtes geschlossen ist; es werden ihm Gurte um den Leib gelegt und an diesen das Seil des Göpels befestigt; nun wird das Seil erst aufwärts gezogen, wobei das Pferd zu toben beginnt, aber auch gleich, so wie es schwebt, von Furcht überwältigt, wieder zur Ruhe kommt; der Schacht öffnet sich nun, das Seil senkt sich hinein und setzt das Pferd in einer Teufe von $38\frac{1}{2}$ Klaftern auf den Bohlen ab, welche die untre Hälfte des Schachtes schließen. Sobald es festen Boden unter den Füßen fühlt, wird es wieder munter, stampft und erwartet mit Ungeduld die Befreiung aus seiner Noth. Ist es nun noch weiter bis zum Orte seiner Bestimmung geschafft, wo es gute Gesellschaft vorfindet, so gewohnt es in den unterirdischen Räumen bald ein, bekommt mit der Zeit in der Regel ein glänzendes Haar, leidet nicht einmal an den Augen, befindet sich sehr wohl, und wird zuweilen so fett, daß man es wieder emporwinden und durch ein mageres ersetzen muß. Für die Fütterung der Pferde ist in der Tiefe ein eignes, verschlossenes Magazin, welches monatlich neu mit Heu und Hafer gefüllt wird, die man ebenfalls durch den Schacht Bozawola hinabläßt. Getränkt werden sie aus einer guten Grubenquelle, die in Tränktröge geleitet ist, aus welchen auch die in der Nähe beschäftigten Bergleute ihr Trinkwasser holen.

Im ersten Jahre ist das Alter eines Pferdes leicht schon aus dessen Aeußerem zu erkennen, nämlich an der geringen Größe, dem wolligen Haare, der kurzhaarigen, aufrecht stehenden, gekräuselten Mähne und dem mit eben solchen Haaren besetzten Schweife, welcher kaum bis zum Sprunggelenke (Ferse) reicht. Im zweiten ist die Größe bedeutender, das Haar fängt an, glänzend zu werden, Mähne und Schweif werden länger und schlichter. Uebrigens beurtheilt man das Pferd nach den Schneidezähnen. Bei der Geburt sind dieselben noch nicht aus dem Zahnfleisch getreten, erst nach 8 bis 14 Tagen erscheinen oben und unten die 2 mittelsten, welche Zangen heißen; nach 3 bis 5 Wochen bricht zu jeder Seite der Zangen wieder ein Zahn aus und diese 4 heißen Mittelzähne; nach 5 bis 6 Monaten

erscheinen die äußersten Schneidezähne, welche man Eckzähne zu nennen pflegt, während man die eigentlichen Eckzähne Haken nennt. Jetzt sind also oben und unten 6 Schneidezähne, welche man Milch- oder Füllenzähne nennt; sie sind glatt, glänzend, milchweiß, kurz. Die Zähne, welche nach dem Ausfallen der Füllenzähne erscheinen, nennt man Pferdezähne.

Ist das Pferd $2\frac{1}{2}$ Jahre alt, so werden die Zangen ausgestoßen und die neuen sind bis zum Ende des Jahres schon erwachsen. Im Alter von $3\frac{1}{2}$ Jahren wechseln die Mittelzähne und die neuen sind ebenfalls am Ende des Jahres ausgewachsen. Im Alter von $4\frac{1}{2}$ Jahren wechseln die Eckzähne. Mit diesen zugleich kommen meist beim jungen Hengste die Haken; auch hat das Pferd nun sein volles Wachsthum erreicht und kann zu seiner Bestimmung gebraucht werden. Die 3 mit zur Welt gebrachten Backenzähne jeder Reihe hat es mit den Schneidezähnen zugleich nach und nach gewechselt. Im vierten Jahre erscheint der letzte Backenzahn. Bis zum fünften Jahre gab das Hervorbrechen der neuen Schneidezähne das Kennzeichen des Alters; von nun an sieht man nach den Gruben (Kunden, Bohnen), welche eine linsengroße, schwarzbraune Höhlung auf der Schneide der neuen Schneidezähne (Pferdezähne) bilden. An der Unterkinnlade verwischen sie sich zuerst, nämlich im Alter von $5\frac{1}{2}$ bis 6 Jahren an den Zangen; von $6\frac{1}{2}$ bis 7 Jahren an den Mittelzähnen, von $7\frac{1}{2}$ bis 8 Jahren an den Eckzähnen. In der Oberkinnlade verwischen sich die Kunden der Zangen mit $8\frac{1}{2}$ bis 9 Jahren, der Mittelzähne mit $9\frac{1}{2}$ bis 10, der Eckzähne mit dem 11ten bis 12ten. Vom achten Jahre an scheinen die Schneidezähne länger zu werden, weil das Zahnfleisch zurücktritt; es verändert sich aber auch allmälig die Gestalt derselben, indem sie, je älter, desto schmaler werden; der Schneidezahn eines Pferdes ist im 7ten Jahre fast doppelt so breit als im 25sten. Im hohen Alter zeigen sich meist weiße Haare um die Augen, und die Augengruben vertiefen sich. Es gibt Pferde, sogenannte Zweifler, bei denen sich die Kunden nie verwischen, weil die Schneidezähne der Unterkinnlade nicht auf die der Oberkinnlade passen. Das Pferd kann ein Alter von 40 Jahren erreichen. Friedrich der Große ließ mehreren seiner Pferde das Gnadenbrod reichen. Eins davon, der sogenannte molwizische Schimmel, ward 40 Jahre alt, ein andres, Namens Condé, 38.

Den Hengst kann man zur Paarung lassen, wenn er vierjährig ist, recht starke Stuten schon dreijährig; zeigen sie Lust zur Paarung, so sagt man, sie seien rossig; dieser Zustand dauert 3 Tage und sie

sind dabei ungewöhnlich unruhig. Ein Hengst genügt von seinem siebenten Jahre an für jährlich 50 bis 100 Stuten. Die Stute trägt $10\frac{1}{2}$ bis 12 Monate und bringt von ihrem neunten bis sechzehnten Jahre die besten Füllen. Man läßt das Füllen, welches sehend und behaart geboren wird und gleich stehen und gehen kann, 3 bis 5 Monate saugen, gibt ihm Gelegenheit, sich viel Bewegung zu machen, und gewöhnt es noch bei der Mutter, allein zu fressen. Im Winter bekommt das abgesetzte Füllen täglich etwa 8 Pfund gutes Heu und ein Gemisch von 2 Pfund Hafer und 2 Pfund Spreu; im Sommer treibt man es am liebsten auf eine gute Weide, wobei es gut ist, ihm täglich früh eine reichliche Mahlzeit trocknen Futters zu geben, und dies ist namentlich durchaus nöthig, wenn das Gras der Trift naß ist. Je größer das Füllen wird, desto mehr Futter bedarf es und muß immer bis zur vollen Sättigung bekommen. Der Stall der Füllen muß trocken, im Winter warm, aber nie dunstig und immer mit viel trockner Streu versehen sein. Durch sanfte Behandlung, Streicheln, Klopfen mit der flachen Hand, und indem man ihnen oft Leckerbissen, wie Brod, Hafer, Zucker, aus der Hand reicht, kann man sie sehr zutraulich machen, durch Neckereien aber boshaft und gefährlich. Sollen Pferde englisirt werden, so geschieht dies im dritten oder vierten Jahre; man macht nämlich unter dem Schwanze 3 Quereinschnitte, zieht die den Schwanz nach unten ziehenden Sehnen heraus, und wickelt dann die Schwanzhaare nach dem Rücken zu über ein Strohpolster, damit sich der Schwanz nach oben gewöhnt. Ist dies geschehen, so schneidet man das Endstück des Schwanzes ab, brennt die Wunde, verstutzt die Schwanzhaare und die Sache ist fertig. Die Gewöhnung des jungen Pferdes an den Zaum geschieht erst, wenn es $2\frac{1}{2}$ Jahre alt ist; man bindet es dann neben ein ruhiges altes Pferd und läßt es neben diesem hergehen. Ist es dreijährig, so läßt man es neben demselben ganz leichte Arbeit mit verrichten. Erst im fünften Jahre gibt man ihm volle Arbeit. Die Vorbereitung für den Hufbeschlag besteht darin, daß man ihm von Jugend auf oft die Füße hebt und auf die Hufen klopft.

Die Fütterung erwachsener Pferde ist je nach den Ländern und Umständen sehr verschieden. Bei uns gibt man schönen Reit- und Kutschpferden gewöhnlich gar nichts Grünes, auch nur wenig Heu, dagegen hauptsächlich Hafer und Heckerling. Von vielem Grünen schwitzen sie leicht, werden bald matt, bekommen einen dicken Bauch; vieles Heu macht ebenfalls dickbäuchig; Hafer und Heckerling dagegen

erhalten das Thier schlank und kräftig. Man gibt etwa täglich (in drei Mahlzeiten vertheilt) 8 Pfund Heu, 6 Pfund Hafer, 10 Pfund Heckerling; bei starker Arbeit wird die Masse des Hafers verdoppelt oder vervierfacht, dagegen vom Heu abgezogen. Da man das Heu von trocknen Wiesen in der Regel für's Milch- und Schafvieh braucht, das Pferd dagegen auch das von nassen, wenn es nur nicht schilfig und binsig ist, verträgt, so verwendet man das letztere an Pferde. Heu, Stroh und Hafer müssen durchaus gesund und reinlich sein, und dürfen nicht eher verfüttert werden, als etwa 6 Wochen nach der Ernte, wenn sie gut ausgetrocknet sind; weit besser ist es jedoch, nur Heu zu verwenden, welches 8 bis 20 Monate alt ist. Roggen- und Weizenstroh dienen am besten zu Heckerling; sind die Halme unten sehr stark, so läßt man das Unterende weg. Gersten- und Haferstroh sind dem Pferde weniger dienlich, dagegen gut für Kühe und Schafe. In Ermangelung des Hafers kann man dem Heckerling auch Gerste, Erbsen, Wicken, Buchweizen, Roggen, Weizen zusetzen, Alles 24 Stunden in Wasser gequellt; jedoch bekommen die letzten beiden nicht so gut. Pferde, die an lauter trocknes Futter gewöhnt sind, müssen, wenn sie grünes fressen sollen, sehr allmälig daran gewöhnt werden; nur Löwenzahn (Leontŏdon) gibt man solchen Pferden jedes Frühjahr gern, einige Wochen lang täglich ein Aermchen voll. Das Heu ist am besten, wenn es in der Blüthe gemäht wurde. Mit Grummt darf man Pferde nicht füttern, es sei denn, daß es hoch und bis zum Blühen gewachsen oder mit viel Stroh zu Heckerling geschnitten sey. Heu von Esparset und Luzern bekommt ihnen sehr gut, weniger von Kopfklee. Will man ein Pferd während des Sommers im Stall mit Grünem füttern, so ist es doch besser, wenn man dieses mit $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ Stroh zu Heckerling schneidet. Geschnittene Rüben, Möhren, gekochte und zwischen eng stehenden Walzen zerquetschte Kartoffeln kann man auch nebst Heckerling und Heu geben. Müller geben den Pferden auch viel Kornkleie, naß und mit Heckerling gemengt, auch Weizenkleie, welche dem Thier aber weniger angenehm und gedeihlich ist. Es ist gut, wenn das Pferd, sobald es sich satt gefressen, nicht gleich wieder an die Arbeit muß, sondern eine Stunde ruhen kann. Muß man es auf Reisen eilig füttern, so gibt man ihm nur ein tüchtiges Stück Brod, welches auch in Bier getaucht sein kann. Kommt ein Pferd erhitzt nach Hause, so führt man es erst einige Zeit vor dem Stalle herum, wischt ihm dann im Stall den Schweiß mit Stroh ab, legt ihm eine Decke auf, und es darf binnen einer

Viertelstunde seine volle Futterportion nicht bekommen. Krippe und Eimer müssen ganz rein gehalten, das Pferd selbst täglich gereinigt werden. Erwachsene Pferde stehn besser, selbst im Winter, in einem kühlen Stalle als in einem warmen, dunstigen Kuhstall; denn sie erkälten sich, wenn sie aus diesem hinaus in die Kälte gehn. Der Stall muß zwar hell sein, die Fenster aber dürfen nicht so stehn, daß durch sie die Sonne dem Pferde gerade in die Augen scheint. Die Zuglöcher bringt man an der Decke und so an, daß sie einander gegenüber stehn. Die schönsten und besten Raufen sind von Eisen und stellen einen halben Korb vor; die besten Krippen sind von Gußeisen. Die beste Streu für Pferde und alles Vieh ist trocknes Getreidestroh. Fütterung mit Stroh von Erbsen, Bohnen, Wicken ist schädlich; Eibe (Taxus), Wasserschierling (Cicūta) und Oelkuchen von Bucheckern sind gefährlich. Zuweilen ein Händchen voll Salz, dem Futter oder Wasser beigemischt, ist sehr zuträglich; man rechnet auf's Jahr 9 Pfund. Der gewöhnliche Trank ist reines Wasser, wo möglich weiches und nicht zu kalt. Man gibt es nach der Mahlzeit, und wenn das Pferd nicht erhitzt ist. Tägliches Schwemmen, ebenfalls bei nicht erhitztem Körper, ist sehr stärkend.

Das Pferd wechselt im Herbst und mit Beginn jedes Frühjahrs das Haar, d. h. es bekommt neues, wovon jedoch Schweif, Mähne, Augenwimpern, und die einzelnen im Gesicht stehenden Borsten ausgenommen sind. Das Winterhaar ist länger und dichter als das Sommerhaar und schützt gut gegen Kälte.

Die regelmäßigen Gangarten des Pferdes sind: der Schritt, Trab, Galopp und Karriere; für fehlerhaft gilt der Paß. Beim Galopp setzt das Pferd die Füße der einen Seite weiter vor, als die der andern; setzt es die der rechten vor, so sagt man, daß es rechts anspringt; setzt es die der linken vor, so springt es links an.

Bei Pferden, welche viel auf hartem, steinigem Boden gehn müssen, nutzt sich, vorzüglich wenn sie schwer tragen oder ziehen, der Huf schnell ab; man beschlägt daher den Tragrand derselben mit dem Hufeisen, und gibt diesem vorn eine nach unten gehende Spitze, welche der Griff heißt, jedem Hinterende eine ähnliche Spitze, welche man Stollen nennt. Diese Spitzen bewirken, daß das Thier auf glattem Boden nicht rutscht und daß es selbst auf Eis gehn kann, indem es in selbiges einhaut, zu welchem Zwecke Griff und Stollen zur Winterszeit absichtlich mit der Feile geschärft werden. Wird das Horn des Hufes Monate lang naß erhalten, wie dies

bei nasser Witterung Pferden widerfährt, welche auf von Natur feuchten Stellen Tag und Nacht weiden, so kann er leicht zu sehr erweicht und krank werden; andrerseits ist ihm aber auch anhaltende Trockenheit, wobei das Horn zu sehr ausdorrt, nicht nütze, und man pflegt daher die Hufen bei trocknem Wetter täglich mit Wasser anzufeuchten oder auch wöchentlich zweimal mit Schweinefett einzureiben. Namentlich ist bei Pferden, welche im Stalle übernachtet werden, eine solche Vorsicht bei den Vorderhufen rathsam, da die Hinterhufen doch durch Mist und Mistbrühe befeuchtet werden. Soll ein Huf beschlagen werden, so ist es bei anhaltend trocknem Wetter unumgänglich nothwendig, ihn vorher zu erweichen, indem man entweder das Pferd mehrere Stunden in Wasser stellt, oder 1 bis 2 Tage auf feuchtem Kuh- oder Pferdemist stehn läßt, oder den Huf mit einer Mischung von Kuhmist und Lehm erweicht. Ehe ein Hufeisen aufgelegt wird, darf von Sohle und Strahl nur so viel weggeschnitten werden, als mürbe und zum Abbröckeln bereit ist; auch an der Hornwand des Hufes darf nicht mehr geraspelt oder geschnitten werden, als nöthig ist, sie bis zum gehörigen Maße abzurunden. Die Hufeisen müssen etwa alle 6 Wochen abgenommen und wieder aufgeschlagen werden, nachdem der in jener Zeit stark gewachsene Huf verkleinert ist. Das Brennen des Hufes mit dem heißen Eisen taugt nichts. Das Hufeisen muß nach dem Hufe des Pferdes gearbeitet sein und nur an seinen zwei Hinterenden (den Stollenenden) etwas überstehn. Es hat 6 bis 8 Nagellöcher; die Nägel werden so eingeschlagen, daß sie durch die Hornwand des Hufes etwa 1 Zoll weit nach oben gehn und dann mit ihren Spitzen erscheinen; letztere werden umgebogen und dann abgekneipt.

Es gibt unter den Pferden kluge und dumme, willige und halsstarrige, fein fühlende und gefühllose, gutmüthige und boshafte. Menschen oder andre Lasten zu tragen und zu ziehen, ist ihre Hauptbestimmung. Der Reiter lenkt sie theils durch den Druck, welchen er vermittelst der Zügel auf Zunge, Kinnlade und Lippe ausübt, theils durch die Bewegung und den Druck seiner Beine. Die meisten Pferde sind klug genug, ihren Reiter schnell zu beurtheilen, ja sie ziehen gewöhnlich schon aus der Art und Weise, wie er sich ihnen dreist oder ängstlich nahet, den richtigen Schluß, ob er über sie Herr zu werden vermag oder nicht. Die erste Sorge des Reiters muß immer dahin gerichtet sein, den Hals des Pferdes biegsam zu machen, d. h. es dahin zu bringen, daß es bei der leisesten Bewegung der Zügel Hals und Kopf nach seinem Willen biegt. Ein Pferd

mit geschmeidigem Halse und ein lenksames Pferd sind Begriffe, welche fast in Einen verschmelzen. Manche Pferde finden ein besondres Vergnügen daran, mit dem Reiter durchzugehn, d. h. im vollen Lauf dahin zu rennen, wohin es ihnen beliebt. Dies können sie aber nur, wenn sie den Kopf geradeaus tragen; sie machen also den Nacken steif (woher der Ausdruck halsstarrig); der Reiter aber sucht ihnen, sobald er dies bemerkt, den Kopf noch schnell nach der einen Seite zu ziehn; hält das Pferd aber Kopf und Hals schon so steif, daß sie nicht mehr seitlich gebogen werden können, und rennt davon, so bleibt dem Reiter nichts übrig, als daß er ihm tüchtig die Sporen einsetzt und es so lange und heftig vorwärts treibt, bis es nicht mehr fort kann. Auf diese Weise fühlt das Pferd nicht, daß es wider den Willen des Reiters rennt und daß es über ihn Herr ist, es fühlt dagegen einen lästigen Zwang und gibt dergleichen Pläne auf. Andre störrische Pferde widersetzen sich dem Willen des Reiters, indem sie statt vorwärts rückwärts gehn. Diese werden auf ähnliche Weise behandelt, indem man sie so lange mit Gewalt zwingt, rückwärts zu gehn, bis sie es recht herzlich satt kriegen; und so sucht denn der Reiter durch passende Behandlung dem Pferde allmälig jede Lust zur Widersetzlichkeit zu benehmen. Es gibt jedoch auch welche, die von Natur oder öfter durch verkehrte Behandlung so boshaft sind, daß nur der Versuch übrig bleibt, sie durch fürchterlichen Hunger und Durst zu zwingen, und die, wenn auch das nicht hilft, blind gemacht werden müssen, was jedenfalls dem Uebel abhilft. Will man ein Pferd besichtigen oder angreifen und fürchtet, daß es schlägt, so läßt man ihm den Schwanz fest niederdrücken oder einen Vorderfuß heben, oder die Hinterbeine zusammenbinden. Bei manchen hat man sich auch vor dem Beißen zu hüten. Viele Pferde sind von Natur sehr scheu und machen, wenn sie z. B. plötzlich etwas anblitzt oder knallt, gefährliche Seitensprünge. Solche gewöhnt man allmälig an diejenigen Dinge, welche sie scheuen, und namentlich bringt man sie so weit, daß sie den Knall eines Gewehres sogar gerne hören, indem man jedesmal, wenn sie gefüttert werden sollen, eins abfeuert; anfangs beginnt man natürlich mit dem Abblitzen eines kleinen Pulverhäufchens.

Hat ein Pferd die Gewohnheit, mit einem Fuße zu scharren, wenn es nach Futter leckert, so kann man sie benutzen, um es zu einem K u n st st ü ck ch e n abzurichten. Man nimmt etwas Hafer in die Hand, läßt es dran riechen und reicht ihm denselben nicht eher, als bis es einen Strich mit dem Fuße gethan hat. Man nimmt immer dieselbe Hand und macht später mit derselben immer eine

geringe Bewegung, bis das Pferd bei dieser Bewegung auch dann einen Strich macht, wenn die Hand leer ist. Nun kann man es fragen: wieviel Uhr? wieviel Personen? u. s. w.; es wird immer so viel Striche machen, als es Bewegungen der Hand sieht. Auf ähnliche Weise werden Hunde und Kanarienvögel zu ähnlichen Kunststücken abgerichtet. Solche Künste hielt man noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts für Teufelskünste, wie man aus einem Buche sieht, welches P. J. Marperger, Mitglied der preußischen Societät der Wissenschaften, im Jahr 1711 zu Leipzig herausgegeben, und welches den Titel führt: „Beschreibung der Messen und Jahrmärkte." „Von den künstlichen Pferden," sagt er, „ist es handgreiflich und offenbar, daß sie durch des Teufels Zuziehung solche übernatürliche Dinge thun und daß solches nicht anders als durch Zauberkünste und teuflische Illusionen zugehen könne. Der Teufel sitzt unter der Mähne oder in dem Zaume des unschuldigen Thieres versteckt, und wird dermaleinst dem elenden, von Gott abgewichenen Menschen, dem er dient, mit Ach und Weh lohnen." — Man sieht auch oft bei Kunstbereitern Pferde, welche zu mancherlei andren kleinen Künsten dressirt sind: sie stellen sich todt; apportiren hingeworfene Dinge, ja selbst einen Thaler oder einen lebendigen Karpfen aus Wassereimern; setzen sich um einen Tisch, lassen sich eine Serviette umbinden und verspeisen den aufgetragenen Hafer mit großer Bescheidenheit; sie verfolgen einen Hanswurst und beißen und schlagen unaufhörlich in dessen ausgestopften Buckel; sie marschiren nach dem Takte der Musik und führen eine Art Tanz auf; springen durch einen mit Papier überspannten Reif u. s. w. Bei den Alten wurden sie, wie Plinius erzählt, abgerichtet, Spieße von der Erde aufzuheben und dem Reiter zu reichen; Busbeck sah noch im Jahr 1689, wie sie bei den Türken dressirt wurden, niederzuknieen und ihren Herrn aufsteigen zu lassen und dann Säbel aufzuheben, um sie demselben zu überreichen.

Abrichtung und Gewohnheit thun beim Pferde sehr viel. Ist z. B. eins gewohnt, einspännig am Wagen zu gehn, so bedarf es erst einer besondren Einübung, wenn es zweispännig gehn soll; ist es zweispännig gewohnt und immer links gespannt worden, so stellt es sich oft wie verrückt an, wenn es rechts gespannt wird oder einspännig gehn soll u. s. w. Pferde, welche nur an Ebnen gewöhnt sind, benehmen sich sehr tölplig, wenn sie auf gefährliche Wege steiler Berge kommen; dagegen ist das auf den Höhen der Alpen erzeugte und aufgewachsene Roß ein dort, wo

man wegen der Kälte weder Esel noch Maulesel anwenden kann, äußerst brauchbares Thier. Mit seiner Last auf dem Rücken ersteigt es Felsenpfade, wo selbst der Mensch mit Mühe hinauf klimmt; muß es bergab und der Weg ist zum Gehen zu steil und schlüpfrig, so läßt es sich auf die Schenkel nieder, stemmt mit den Hufen der Vorderfüße und gleitet so allmälig hinunter. Ich habe diesen Thieren oft mit Bewunderung zugesehn, die schönste Gelegenheit dazu aber einmal gefunden, da ich, von Innsbruck und Imst kommend, über den Adlerberg nach Feldkirch reiste. Der Berg war mit so ungeheuren Schneemassen bedeckt, daß schon seit 2 Wochen täglich zweihundert Mann daran gearbeitet hatten, einen Weg durch diese zu bahnen, der jedoch nirgends den Erdboden erreichte. Wir waren glücklicherweise gerade am Abend vor dem Tage angelangt, an welchem die Schneebahn fertig war und dem Gebrauche übergeben werden sollte. In den geräumigen Gebäuden am Fuße des Berges fanden wir eine große Menge von Fuhrleuten, die sich dort mit ihren Pferden und Wagen allmälig angesammelt hatten. Die Pferde derselben wurden alle einzeln jedes von einem besondren Führer auf der sich weithin ziehenden Bahn geleitet; ihnen folgte in langem Zuge das Uebrige; es waren nämlich die Räder jedes Fuhrmannswagens auf einen besondren Schlitten gelegt, das Gestell auf einen zweiten, die Waaren auf mehrere Schlitten vertheilt; eben so war unser Reisewagen und Gepäck auf 3 Schlitten vertheilt. Jeder Schlitten ward von Einem Pferde gezogen, und zwar von einem einheimischen, an solche Strapazen gewöhnten. Jedes Pferd wurde von einem Manne geführt, während neben ihm zu jeder Seite ein andrer, mit einem Hebebaum gerüstet, einherging. Jeden Augenblick kam es nun vor, daß eins von den ziehenden Pferden einbrach; bald war es nur mit Einem Bein in den durch die Frühlingswärme fest zusammengebackenen Schnee versunken, während die andren Beine zusammengeknickt dalagen; bald staken zwei, oder drei, oder alle vier Beine bis zum Bauche fest. Im Augenblicke des Versinkens suchte sich jedes Thier durch einen schnellen Ruck zu befreien, was ihm zuweilen gelang, öfter aber durch die angewendete Gewalt nur zu tieferem Sturze Veranlassung gab; dann begann es, wild zu schnauben und sich mit Anstrengung aller Kraft empor zu arbeiten, was aber meist geradezu unmöglich war. Es eilten dann sogleich die beiden Hebebaumträger nebst den zwei das folgende Pferd begleitenden herbei; zwei Hebebäume wurden unter die Brust, zwei unter den Bauch geschoben, und so das Thier, während sein Führer noch

am Kopfe hebend nachhalf, empor gefördert. Nun wurden die entstandenen Löcher mit den Hebebäumen wieder zugestoßen und dann ging's weiter. Die ganze Karavane gewährte ein ganz eigenthümliches, ungewohntes Bild, und um so mehr, da jeder dabei beschäftigte Arbeiter, um nicht geblendet zu werden, eine große Brille trug, die statt der Gläser grünen Flor hatte.

Das Gesicht des Pferdes ist schwach, Geruch und Gehör sind gut; den Weg, welchen es einmal gemacht hat, merkt es sehr leicht und weiß auch bei schwarzer Nacht die gangbaren Wege zu finden. Geräth man zu Pferd in dunkle Nacht und kann den Weg nicht mehr erkennen, so muß man sich ihm blindlings anvertraun, es wird gewiß zu irgend einer menschlichen Wohnung bringen. Der Mangel an solchem Vertrauen ist schon Vielen und namentlich mir einmal recht übel bekommen. Ich war mit zwei Freunden von Weimar nach Sömmerda auf einem Wege geritten, welchen wir noch nicht kannten. Rückwärts wurde es bald Nacht; wir kamen an einen Scheideweg; die Pferde wollten durchaus links den richtigen Weg, wir aber zwangen sie rechts auf einen falschen. Es ward stockdunkel. Da sahen wir in der Ferne ein Lichtchen. Die Pferde wollten auf der Bahn bleiben, wir zwangen sie aber nochmals davon ab, gerade auf das Lichtchen los, geriethen in eine Tiefe, wo das Lichtchen nicht mehr zu sehn war, irrten 2 Stunden in Feldern, Wiesen, Gräben, Bächen, Dornen, Wäldern, mit großer Gefahr zu stürzen, herum, bis endlich die Pferde wieder einen gebahnten Weg fanden, was wir an ihrem festen Tritte merkten. Nun ließen wir sie gewähren, und waren binnen einer Stunde glücklich in einem Dorfe, das aber leider näher bei Erfurt als bei Weimar lag.

Das Fleisch der Pferde wird gegessen, oder an die Schweine verfüttert, oder in Leim verwandelt. Das Fett dient als Wagenschmiere oder zur Schmeidigung des Leders; die Haut dient zu Leder, die Gedärme zu groben Saiten, der Mist als Dünger, das kurze Haar zu geringen Polstern, das lange aus Mähne und Schweif zu guten, elastischen Polstern, zu Helmschmuck, zu Violinbogen, Sieben, zu Schnuren, auf welchen der Papiermüller das Papier trocknet.

Von den vielen Krankheiten und Gebrechen der Pferde kann ich hier nur wenige kurz berühren. Zuvor bemerke ich, daß es mißlich ist, dem Pferde flüssige Arzneien einzugießen, weil dabei der Kopf hoch gehoben werden muß und der Trank leicht in die Lunge fließt, wodurch das Leben des Thieres in große Gefahr kommt.

Viele Arzneien kann man mit Brod oder Hafer gemischt beibringen, andre im Saufen. Klebrige schmiert man hinten auf die Zunge, nachdem man dieselbe seitwärts herausgezogen; Pillen schiebt man eben so in den Hintergrund. Wachholderbeeren, wöchentlich eine Handvoll mit Salz gegeben, sind ein herrliches Vorbauungsmittel gegen Krankheit. — Bei Mangel an Freßlust läßt man fasten, und gibt dann Brodkrumen, gemischt mit Wachholderbeeren, Kalmus, Salz, oder ein in Schnaps oder gutes Bier getauchtes Stück Brod, oder Löwenzahn. — Das Koppen ist eine sehr böse Gewohnheit mancher Pferde. Sie schlucken mit einem gökenden Ton Luft und bleiben dabei mager und schwach. Setzen sie dabei die Zähne auf die Krippe (Krippensetzen), so nimmt man ihnen die Krippe und läßt sie von der Erde oder aus einem Beutel fressen. — Lungenentzündung. Das Pferd ist matt, frißt nicht, athmet schnell und heftig, das Innere der Nase und des Mauls ist hochroth. Man gibt Kochsalz in's Getränk und als Fraß Roggenbrod und grünes Futter. — Der graue Staar. Das Sehloch ist grau oder weiß, das Auge blind. Unheilbar. — Der schwarze Staar. Ebenfalls unheilbar. Befällt meist beide Augen zugleich. Das Auge sieht aus wie gesund, nur daß das Sehloch sehr groß und rund, nicht länglich (wie im gesunden Zustand) ist. Ein solches Pferd hebt im Gehen die Füße viel höher als ein sehendes und spitzt immer die Ohren. Bei der Untersuchung führt man es auf Gegenstände, gegen die es dann rennt, weil es sie nicht sieht. Glaubt man, es sei nur auf Einem Auge blind, so verhängt man eins um's andre mit einem Tuch und droht dem offnen mit der Faust, um zu sehn, ob es sie bemerkt. — Durch einen Schlag und dgl. entzündete Augen werden fleißig mit kaltem Wasser gewaschen. — Finden sich trübe Flecken auf der Hornhaut, so bläst man fein gepülverten Zucker aus einem Röhrchen drauf. — Frische Wunden werden fleißig mit reinem Wasser gewaschen. Im heißen Sommer setzt man Kochsalz zu, um die Fliegen abzuhalten. Bildet sich wildes Fleisch darin, so bestreut man es mit Zucker. In Wunden, welche durch Satteldruck entstanden sind, streut man gepülverte Myrrhen. Verletzt ein Pferd mit dem Hufeisen des einen Fußes die Krone eines andern, so nennt man das Kronentritt. — Eiternde Wunden werden mit zusammengesetzter Benzoëtinktur bestrichen. Dem Eiter muß Abfluß verschafft werden. Ist beim Auflegen des Hufeisens oder sonst ein Nagel in's Innere des Fußes gedrungen, so wird er behutsam ausgezogen;

hat sich innerhalb des Hufes Entzündung oder Eiterung gebildet, so erweitert man von unten das Loch, um dem Eiter Abfluß zu verschaffen, und umbindet den Huf mit grober Leinwand, damit kein Schmutz eindringt. — Neben verlausten Hühnerställen gehn die Läuse auch auf die Pferde über, worauf sie sich immer jucken und reiben. Man vertilgt die Hühnerläuse in den Wänden, Ritzen u. s. w. durch Tünchen mit Kalk und indem man alle Ritzen tüchtig mit Asche ausstäubt; das Pferd bürstet man mit Wasser, in welchem sich das bei der Ziege genannte Lausepulver befindet. — Spath nennt man eine Geschwulst und Verhärtung des Sprunggelenks (Fersengelenks) der Hinterbeine. Man wasche fleißig mit kaltem Wasser, brenne aber nicht, weil dies doch nicht hilft. — Warzen schneidet man, wenn sie beschwerlich sind, weg. — Der rasende Koller ist eine Gehirnentzündung, wobei das Thier heftig tobt. Man bringt es an einen kühlen Ort, wäscht den Kopf fleißig mit kaltem Wasser, gibt grünes Futter und Salz nebst etwas Salpeter in's Saufen. — Beim Dummkoller ist das Pferd ruhig, gefühllos, dumm, ohne Fieber. Es läßt sich nichts dagegen thun. — Bräune (Strengel). Das Thier stöhnt, Maul und Nase sind trocken, es kann nicht schlucken. Man reibt ihm täglich zweimal das sogenannte flüchtige Liniment mit Kamfer an der Kehle ein. — Dampf. Das dämpfige Pferd ist fieberlos, hustet heiser, keucht beim Traben und bewegt dabei die Flanken sehr heftig. Unheilbar. — Verschlagen ist das Pferd, wenn es sich nach starker Erhitzung beim Stehn in kalter Luft oder im Regen, oder durch kalten Trank erkältet hat und steif und zitternd dasteht. Man bereitet aus 2 Loth gepülverter Aloë und 24 Loth Glaubersalz nebst Mehl und Wasser 6 Klöße, wovon man alle halbe Stunde einen eingibt. Nach 48 Stunden laxirt das Pferd tüchtig; sollte an den Vorderfüßen noch eine Steifigkeit bleiben, so reibt man ihre Außenseite mit Terpenthinöl. — Kolik entsteht nach Erkältung, nach dem Genuß von vielem frischen Klee, oder Roggen, Erbsen, trockner Kleie. Das Thier ist unruhig, stöhnt, frißt und säuft nicht, kann keinen Mist von sich geben. Man gibt ihm in Branntwein getauchtes Brod, und wenn es dies nicht annimmt, oder es nicht hilft, so reibt man den Bauch tüchtig mit Terpenthinöl und Weingeist, zu gleichen Theilen gemischt. — Eben so reibt man ein, wenn das Pferd nicht stallen (Urin lassen) kann, ein Zustand, welcher vorzüglich eintritt, wenn man es, da es stallen wollte, durch Weitertreiben daran gehindert hat. — Druse (Kropf.) Die Drüsen unter den Kinnladen schwellen, es

stellt sich Husten ein, die Augen werden trübe, die Nasenlöcher lassen Schleim fließen. Binnen drei Wochen vergeht die Druse, bei guter Fütterung und Vermeidung der Erkältung, meist von selbst, indem die Geschwülste aufbrechen und Eiter ausfließen lassen, was man durch Einreiben mit Gänsefett befördert. — Der Rotz ist eine nicht zu heilende, sehr ansteckende Krankheit. Aus Einem Nasenloche fließt eitriger Schleim und an der Nasenscheidewand sind Geschwüre und Bläschen. Jetzt kann das Pferd noch munter aussehn und arbeiten, steckt aber andre schon eben so leicht an wie später, namentlich auch in Wirthshäusern durch Berührung der Krippe. Späterhin zeigen sich noch an andren Theilen des Körpers Geschwüre, Anschwellung eines Fußes, Abmagerung. Man hat Beispiele, daß selbst Menschen von rotzkranken Pferden angesteckt und gestorben sind. Alles, was mit dem Thiere in Berührung gekommen ist, muß verbrannt, oder mit Kalk übertüncht, oder in Wasser gewaschen werden, welches mit Kochsalz gesättigt ist. — Die Räude ist ein trockner oder nasser Ausschlag, wobei die Haare ausgehn. Sie steckt andre Pferde an. Man wäscht die räudigen Stellen mit in Wasser aufgelöster schwarzer Seife, dann mit einer Auflösung von 4 Loth Schwefelleber in 1 Maß kochendem Wasser, und gibt oft Wachholderbeeren zu fressen oder einen Absud von Wachholderzweigen in's Saufen. Alles, was vom Thiere berührt wurde, muß ebenfalls getüncht werden. — Gegen Durchfall gibt man trocknes Heu, wenig Saufen, in die Krippe Wachholderbeeren ohne Salz und etwas Hafer. Saugenden Füllen gibt man gegen Durchfall eine Latwerge von 1 Loth Kreide, 2 Loth Bohnenmehl, 3 Loth Wachholdermuß.

Als eine Merkwürdigkeit ist noch ein Pferd zu erwähnen, welches der König von Sachsen August der Zweite besessen und das ich im Dresdner Naturalienkabinet ausgestopft gesehn habe. Seine Mähne ist 7 Ellen lang, sein Schweif 12. Es war in einer zu Merseburg befindlichen Stuterei gezogen.

Der **Dschiggetaï** (Halbesel), Equus Hemiŏnus, Pall. Isabellfarb, mit schwarzer Mähne und Rückenlinie. Ist äußerst schnell und scheu, bewohnt die Steppen Mittelasiens.

Der **Esel**, E. Asĭnus, L. Franz. l'Ane. Der Schwanz hat nur am Ende ein Haarbüschel; quer über die Schultern geht ein schwarzer oder brauner Streif; ein eben solcher läuft längs dem Rückgrath bis zum Schwanze. Drückt man das Ohr nach vorn, so reicht es weit über die Mitte des Kopfes hinaus. Der wilde Esel (Kulan) ist isabell, mit braunem, weiß eingefaßten Rücken=

streif und nur das Männchen hat einen Querstreif. Er bewohnt in großen Heerden die Steppen von Mittel-Asien, ist größer und schlanker als unser Hausesel, äußerst schnell, und, gezähmt, eins der dauerhaftesten Thiere bei Reisen durch die Wüste. Der zahme Esel ist grau, auch wohl bräunlich, weißlich, schwärzlich. In warmen Gegenden ist er ein hübsches, muntres Thier, in kalten gedeiht er weit weniger. In vielen Gegenden des Morgenlands und Nord-Afrika's reitet man mehr auf Eseln als auf Pferden. In Sardinien, wo er klein (wie dort fast alle Thiere), ja oft kaum größer als eine Dogge, aber sehr munter ist, hat fast jede Familie einen Esel, der mit verbundenen Augen eine kleine Mühle treibt, wo der Bedarf der Familie gemahlen wird. Auf den kanarischen Inseln hält man weit mehr Esel als Pferde. Sein Schritt ist sehr sicher; er trägt schwere Lasten, liebt trockne und salzige Kräuter, ist genügsam, frißt mancherlei Disteln, ist aber doch davon überzeugt, daß Klee und Hafer noch besser schmeckt. Vor Eseln, die man nicht kennt, muß man sich hüten, denn sie sind oft tückisch und beißen sehr stark, schlagen auch. Die Stimme ist ein lang gedehntes iah. Er will nur ganz reines Wasser saufen und geht nicht gern in's Wasser. Von Ungeziefer wird er wenig geplagt; seine Haut ist dick und auch gegen Schläge wenig empfindlich. Krank wird er nicht leicht, und frißt er sich einmal zu Tode, so geschieht es wenigstens nicht in böser Absicht, was man aus folgender Thatsache entnehmen mag: Einer meiner Freunde besaß einen alten Esel und dessen Sohn einen jungen; als des letzteren Geburtstag gefeiert wurde, ließen die Kinder auch den alten am Feste theilnehmen, gaben ihm eine große Masse reinen Hafers und da feierte er denn so eifrig, daß er dran starb. Die Eselin bekommt in der Regel jedesmal nur 1 Junges; die Eselsmilch ist vielleicht für Menschen die gesündeste, und vorzüglich gut für abzehrende. Er kann über 30 Jahre alt werden. Seine laute Stimme wird vorzüglich durch 2 eigne kleine Höhlungen am Luftröhrenkopfe bewirkt. Das Fleisch wird in südlichen Gegenden gegessen; die Haut gibt zähes Leder, welches für Trommeln geschätzt wird. Wenn das wahr ist, was Varro vom Esel rühmt, so haben ihm Liebhaber eines guten Trunkes Wein viel zu verdanken. „Ein Esel," so erzählt er, „fraß Zweige von einem Weinstocke ab; dieser ward dadurch fruchtbarer, man bemerkte es und ahmte dem Esel mit gutem Erfolg durch Schneiden nach." Mitunter sind Esel selbst bei Hofe zu Ehren gekommen. Am 6. November 1777, da der französische Hof zu Fon-

tainebleau war, wurde ein Wettlauf von 20 Eseln gehalten, und der Besitzer des Siegers erhielt als Preis eine goldne Distel und eine Summe von 100 Thalern. Wenn sich die Esel wälzen und lustige Sprünge machen, so gibt es gut Wetter; gehen sie seitwärts und spitzen die Ohren, so gibt es Regen. Louis der Elfte, der sich darüber ärgerte, daß ihm seine Gelehrten nie das Wetter richtig prophezeiheten, berief einen Esel an den Hof und gab ihm den Titel als Hofastrolog. Olearius erzählt, daß der König von Persien ihn einst mit in ein theaterartiges Gebäude nahm. Es wurde geschmaust und dann trieb man 32 wilde Esel herein, welche von dem Könige und den Gesandten mit Pfeilen gespickt und allmälig erlegt wurden. Sodann wurden sie nach Ispahan als Leckerbissen in die königliche Küche gebracht.

„M. Varro schreibt," sagt Plinius, Buch 8, 68, „der Senator Q. Axius habe einen Esel für 400,000 Sestertien (21,200 Thaler) gekauft, ein Preis, der vielleicht nie für ein andres Thier gezahlt worden ist. Man kann nicht leugnen, daß der Esel ein äußerst nützliches Thier ist, selbst zum Ackern, vorzüglich aber zur Erzeugung der Maulthiere. Die Schlafstätte der Esel muß geräumig sein, denn im Traume schlagen sie oft und so heftig mit den Füßen um sich, daß sie auf der Stelle lahm werden, wenn sie an etwas Hartes kommen. Wenn Eselhengst und Pferdestute sich paaren, so wird nach 13 Monaten das Maulthier geboren, ein zur Arbeit äußerst brauchbares Thier. Beide haben keine Lust zur Paarung, wenn sie nicht in der Jugend von der andern Art gesäugt worden sind, weswegen man denn junge Esel in der Dunkelheit heimlich säugenden Stuten, und umgekehrt junge Pferde Eselinnen unterschiebt. Von Pferdehengst und Eselstute zieht man Maulesel; sie sind aber unlenksam und faul. Eigentlich sind Maulthiere und Maulesel zur Fortpflanzung unfähig, doch bekommen sie mitunter Junge. Aus einem athenienſischen Denkmale ersieht man, daß ein Maulthier 80 Jahre gelebt hat."

Auch heut zu Tage zieht man im südlichen Europa, im Morgenland, Nord-Afrika, Süd-Amerika viele Maulthiere; bei uns ziehn manche Müller Maulesel, um durch sie in Städten die Säcke zu den Kunden tragen zu lassen.

Das **Zebra**, E. Zebra, L. S. Bild 48. Franz. le Zèbre. Allerwärts mit sehr regelmäßigen weißen und schwarzen Querstreifen. Bewohnt das ganze südliche Afrika, geht in kleinen Heerden, ist äußerst schnell, alt nicht mehr zu zähmen; einige jung aufgezo-

gene hat man nach Europa gebracht. — Das **Quagga,** E. Quagga, Gmel. Hals und Schultern braun mit weißlichen Querstreifen, das Kreuz grauröthlich, Schwanz und Beine weißlich. Süd-Afrika. Lichtenstein und Campbell sahen Heerden von 80 bis 100 Stück. Sie sind sehr scheu, alt nicht mehr zähmbar.

Achte Ordnung der Säugethiere.

Wiederkauende Hufthiere. Pecora.

In der Oberkinnlade sind keine Schneidezähne; in der Unterkinnlade 8 meißelförmige Schneidezähne; nur bei der Gattung Kameel sind oben 2, unten 6 Schneidezähne. Vor den Backenzähnen ist ein weiter leerer Raum. Die Kaufläche der Backenzähne ist breit und von Glasurleisten durchzogen. Das Innere der Lippen und Wangen ist stachelzottig. Jeder Fuß hat vorn 2 Zehen, deren jeder einen Huf trägt, und hinten meist zwei kleine Anhangszehen. Das Euter liegt zwischen den Hinterschenkeln, hat 2 oder 4 Zitzen. Die Nahrung besteht aus Pflanzen. Der Name Wiederkauer bezeichnet die merkwürdige Eigenschaft, die verschluckten Nahrungsmittel wieder in den Mund zu bringen und nochmals zu kauen. Es sind immer 4 Magen da; die 3 ersten davon grenzen an der unteren Mündung der Speiseröhre so an einander, daß sie sich in alle 3 gemeinschaftlich öffnet. Der erste Magen ist der größte und heißt Pansen (Wanst); in ihn wird die Nahrung zuerst geschluckt; aus ihm geht sie in den zweiten, kleinen und rundlichen über, den man Netzmagen (Mütze, Haube) nennt und dessen Wände Hautfalten haben, welche Zellen bilden; er erweicht die Nahrung, macht daraus kleine Ballen, und schickt sie nach und nach wieder durch die Speiseröhre in den Mund hinauf, wo sie wieder gekaut werden. Während des Wiederkauens hält sich das Thier ruhig, und die wiedergekaute Nahrung geht nun durch die Speiseröhre in den dritten Magen, den man Blättermagen (Psalter) nennt, weil seine Wände mit Blättern, gleich den Blättern eines Buches, besetzt sind. Von hier geht endlich die Nahrung in den vierten Magen, welcher Labmagen heißt; seine Wände haben nur Runzeln und er bewirkt die eigentliche Verdauung. So lange das Junge gesäugt wird,

geht die genossene Milch gleich in den dritten Magen und von da in den vierten; es kaut also nicht wieder, und Pansen und Netzmagen haben nichts zu thun, bis es zu fressen beginnt; dann nimmt der Pansen das Futter auf und vergrößert sich allmälig. Das Fett der Wiederkauer nennt man Talg; es wird beim Erkalten härter als das der andern Thiere.

Erste Gattung:

Kameel. Camēlus, Linn.

Schneidezähne $\frac{2.}{6.}$, Eckzähne $\frac{1.\ 1.}{1.\ 1.}$. Diese Thiere treten mit einer schwieligen Sohle auf und haben nur an der Spitze der Zehen kleine Hufen. Kein Gehörn. Keine Anhangszehen. Hals sehr lang.

a) Kameele der alten Welt. Auf dem Rücken 1 Fetthöcker oder 2.

Das **Kameel**, C. Navis deserti (C. Dromedarĭus u. bactriānus, L.). Franz. le Chameau. S. Bild 49. Dieses große Thier hat eine gelbe oder braune Farbe, welche zuweilen in Weiß, Grau, oder Schwarz übergeht. Die Kameele, welche man in Arabien, Syrien und in ganz Nord-Afrika findet, haben Einen Buckel auf dem Rücken, doch findet man auch einzelne mit zweitheiligem. Man nennt die gewöhnlichen, nicht sehr leicht gebauten einbuckligen: gemeine Kameele, dagegen die einbuckligen, durch leichten Bau und Schnelligkeit ausgezeichneten: Dromedare. Die letzteren werden vorzugsweis zu Reisen gebraucht, wo es nur auf Schnelligkeit ankommt; sie sind nicht häufig, und, wenn sie gut sind, theuer. Die Kameele, welche man vom asowschen Meere an durch ganz Mittelasien, zwischen dem vierzigsten und funfzigsten Breitegrad bis nach Peking hin findet, haben fast alle zwei Buckel, und solche nennt man auch Trampelthiere. In Chiwa, Bochara und andren Ländern, welche zwischen der Heimath ein- und zweibuckliger Kameele liegen, findet man beide gemischt, und sie erzeugen zusammen Junge, bei denen man nie vorher wissen kann, ob sie mit 1 oder 2 Buckeln zur Welt kommen werden. Diese Jungen sind dann eben so gut und fruchtbar, wie Kameele von ursprünglich reiner Rasse. Das Innere des Buckels besteht aus lockrem Gewebe, und füllt sich bei reichlicher Nahrung mit Fett, so daß der Buckel hoch empor wächst und eine steife Masse bildet. Bei Nahrungsmangel sinkt er zusammen und verschwindet zuletzt fast ganz. Er ist eine Vorrathskammer für die Zeit der Noth, und muß tüchtig gefüllt

sein, wenn das Thier eine Reise durch die Wüste antreten soll; ist er durch Hunger leer geworden, so bedarf es 3 bis 4 Monate Ruhe und gutes Futter, um ihn wieder zu füllen.

Wenn wir in Deutschland Kameele sehn, so kommen sie gewöhnlich aus der Gegend von Pisa in Italien, woselbst seit mehr als 100 Jahren auf einem wüsten, dürren Flecke eine Kameelzucht besteht.

Obgleich das Kameel für uns ein ausländisches Thier ist, so müssen wir doch bei seiner Betrachtung etwas verweilen, weil es für alle Völker, welche in den unermeßlichen Landstrecken zwischen dem Westende der Wüste Sahara bis zum Ostende China's wohnen, von höchster Wichtigkeit, ja für viele so unentbehrlich ist, daß sie ohne dieses starke, dauerhafte, genügsame, geduldige, lenksame Thier gar nicht bestehen könnten. Der Platz, welchen ihm die Natur angewiesen hat, sind dürre, öde, nie von vielem Regen heimgesuchte, ebene, warme oder heiße Gegenden. In denjenigen heißen Gegenden, welche einen Winter haben, der anhaltende und heftige Regengüsse bringt, kommt es um, kann also in Afrika südlich vom Tschadsee und Senegal, so wie in den immer feuchten Niederungen Ostindiens nicht gedeihn. Im Norden setzt ihm die Kälte eine Grenze, so daß es nur an wenigen Stellen jenseits des 50sten Breitegrads gezogen wird. An Gebirge kann es gewöhnt werden, wenn sie nur trocken und warm sind, und wenn es von Jugend auf darin lebt. Saftige Pflanzen sind dem Kameel durchaus zuwider und schädlich; seine eigentliche Nahrung besteht aus den dürren, holzigen, großentheils dornigen Gewächsen der Wüsten; es frißt z. B. die eisenfesten, fünf Zoll langen Stacheln der Mimosen mit großem Behagen, und kann mit steinharten Dattelkernen gefüttert werden. Vorzugsweise liebt es die auf salzigem Boden stehenden Gewächse, ist auch nach bloßem Salze gierig. Wo es irgend möglich ist, reicht man ihm gar kein Futter dar, sondern läßt es sich seinen Bedarf selbst suchen, was jedoch bei Tage geschehen muß, weil es Nachts nicht gerne frißt. Zum Getränk dient ihm reines oder salziges Wasser, wie man es in vielen Wüsten findet. Bekommt es nur dürre Nahrung, so kann es doch 4, auch wohl 5 Tage dursten; im Frühjahr, wenn die Hitze nicht zu groß ist, vermag es bei reichlicher Nahrung an frischen Kräutern den Trank auch doppelt so lange zu missen, wie auch z. B. unsre Kaninchen, wenn man sie im Stalle mit frischem Gras und Klee füttert, sehr gut Monate lang den Trank entbehren können. Riecht es, nach langem Dursten in

der Wüste, von Weitem Wasser, so erhebt es ein lautes Geschrei und verdoppelt seinen Schritt. Das Weibchen bekommt jedesmal nur Ein Junges und liebt es zärtlich. Die Milch wird auch von Menschen gern getrunken, das Fleisch gern gegessen, die Haut als Leder, das Haar zu Gewebe, durch welches kein Regen dringt, der Talg und Mist als Brennstoff gebraucht. In den meisten Gegenden wird es zum Reiten und Lasttragen, in wenigen (namentlich dem südlichsten Rußland) auch zum Ziehen gebraucht. Will man es beladen, so gibt man ihm ein Zeichen, daß es sich niederlegen soll, und packt ihm während des Liegens die Lasten auf. Um das Thier lenken zu können, ist ihm die Nasenspitze durchbohrt; in das Loch wird ein Holzpflock oder ein Ring gesteckt und an diesen der Strick gebunden, dem es dann leicht Folge leistet. Die Reisen der Karavanen werden gewöhnlich ganz bei Nacht, oder in Gegenden, die nicht sehr heiß sind, von Mitternacht bis Mittag gemacht. Sobald die Tagereise vollendet ist, muß sich jedes Kameel niederlegen, die Lasten werden links und rechts von ihm auf den Boden gelegt; es erhebt sich nun wieder und geht weg, um Nahrung zu suchen. Soll die Reise weiter gehn, so legt es sich wieder auf dasselbe Fleck, wo es abgeladen worden, und die Lasten werden ihm nun mit Leichtigkeit wieder aufgepackt. Ist ihm die Last zu schwer, so schreit es jämmerlich und ist durch keine Gewalt zum Aufstehn zu bringen.

Schon vor Jahrtausenden, so weit schriftliche Nachrichten hinaufreichen, ist das Kameel in A r a b i e n, K a n a a n, P e r s i e n und B a k t r i a n a eben so zahlreich und wichtig gewesen wie jetzt; dagegen ist es in Aegypten und ganz Nord-Afrika bis zur Zeit des Augustus noch nicht heimisch gewesen, ja es ist in allen westlich von Aegypten gelegenen Ländern erst durch eingewanderte Araber allgemein verbreitet und zu allgemeiner Anwendung gekommen. Heut zu Tage findet man es im ganzen Norden der S a h a r a und längs dem Südrande derselben in großer Menge, und auf allen Handelsstraßen, welche die ungeheure Wüste durchschneiden, werden die Waaren von Kameelen getragen. Die Belastung eines die Wüste durchziehenden arabischen Kameels gibt Russegger auf 3 bis höchstens 4 Centner an; täglich werden 10 Stunden im Schritte zurückgelegt, alle 4 oder 5 Tage wird auf Wasser, und alle 8 oder 10 auf einen Ruhetag gerechnet. Das Dromedar geht dagegen mit seiner leichten Bürde einen Paß, dem ein Pferd nur im schärfsten Trabe oder Galopp folgen kann, wobei es täglich in 10 bis 12 Stunden 10 bis 15 deutsche Meilen zurücklegen kann, ohne mehr als ein

Lastkameel zu ermüden. Wird es nur für Einen Tag angestrengt, so kann man ihm auf 12 Stunden 24 deutsche Meilen zumuthen, aber dann muß es ruhen. Führt der Weg lange über steinigen Boden, so umwickelt man seine Füße mit Ochsenleder. Auf langen Reisen durch wasserlose Wüsten sterben viele Kameele vor Durst, oder weil sie nach langer Entbehrung zu viel auf Einmal saufen. Stürzt eins, so wird sein Fleisch sogleich als Nahrungsmittel benutzt. Ueberall sieht man an den Karavanenstraßen die Gerippe liegen. Die große Karavane, welche von Tombuktu nach Marokko geht, ist oft viertausend Kameele stark, und braucht bis Marokko vier Monate; die Karavane, welche Salz von Bilma nach Kano schafft, hat an dreitausend Kameele; die Karavane, welche von Darfur nach Kairo geht, zählt zuweilen funfzehntausend Kameele. Aegypten bezieht seinen Bedarf an Kameelen großentheils aus Sennaar, und der Verbrauch ist in neuester Zeit sehr groß gewesen, denn Mehmed Ali hat z. B. bei seinem verunglückten Feldzug in Arabien 30,000 Kameele dorthin geführt, und 10,000 starben ihm, als er eine Flotte auf dem Rothen Meere bauen wollte und alle Zubehör durch die Kameele vom Nil nach Suez tragen ließ; die großen Anker wurden von 3 zusammengejochten Thieren getragen. In Friedenszeiten sind jetzt, nach Rüppell's Angabe, täglich 600 Kameele zwischen Kairo und Suez unterwegs. In ganz Arabien werden sehr viele Kameele gezogen, die meisten und besten aber im innern Arabien, in der Landschaft Nedschd, von wo aus jährlich 8= bis 10,000 Stück allein nach Syrien zum Verkauf kommen, und von da weiter nach Nord oder Ost verkauft werden. Den großartigen Handel, welcher im Inneren Asiens getrieben wird, besorgen ebenfalls die Kameel=Karavanen. So z. B. werden die Waaren Indiens über Bochara und Chiwa nach Orenburg und andren russischen Städten durch Karavanen geführt. Weit stärker ist aber der Verkehr von Peking aus, denn zahllose Kameel=Karavanen sind immer (zum Theil selbst im Winter) damit beschäftigt, Waffen und Waaren aller Art im nördlichen China (Ili, Ghobdo, Uliassutai) zu verbreiten, und zahllose andre schaffen fortwährend allerlei Waaren, aber vorzugsweise Thee, nach der russischen Grenzstadt Kiachta, von wo dann der Thee weiter durch Schiffe, Rennthiere, Pferde in ganz Sibirien und Rußland verbreitet wird. Eine Karavane braucht für die 171 deutschen Meilen von Peking nach Kiachta 40 bis 50 Tage, und namentlich bei Schneestürmen, welche auf der Höhe der Wüste Gobi oft vorkommen, gehen viele Kameele zu Grunde.

Nördlich reicht in Asien die Zucht der Kameele hier und da, z. B. am Baikalsee und bei Semipalatinsk, etwas über den funfzigsten Breitegrad hinaus. Man läßt sie auch dort zur Winterszeit ihr Futter im Freien suchen, näht sie aber in wollne Decken. Man hat auch ziemlich viele Nachrichten über das Dasein wilder oder verwilderter Kameele in Mittel-Asien, jedoch fehlt darüber jede genaue Beobachtung.

Nachdem wir nun das Ganze in gedrängter Uebersicht betrachtet haben, will ich auch noch Angaben einzelner Schriftsteller, welche das Kameel an Ort und Stelle beobachtet haben, folgen lassen. Ich bemerke dabei, daß Derjenige, welcher eine ganz umfassende Uebersicht Dessen verlangt, was von frühester Zeit bis auf unsre Tage über dieses merkwürdige Thier berichtet worden ist, sie in der berühmten Erdkunde des großen Geographen Carl Ritter finden kann, Theil 13, Buch 3, Berlin, Reimer, 1847.

Im Anfang dieses Jahrhunderts hat Humboldt die Kameele auf den kanarischen Inseln beobachtet, woselbst sie wahrscheinlich im 15ten Jahrhundert eingeführt worden sind. Auf Teneriffa waren nicht sehr viele, allein sie waren stark genug, je 9 bis 13 Centner zu tragen. Die Inseln Lancerote und Fortaventura hatten jede mehr als eintausend Kameele. Sie sollten 50 bis 60 Jahre alt werden. Obgleich die Ueberfahrt eines solchen Thieres nach Amerika viele hundert Thaler kostet, so hat doch vor einigen Jahren der Marquis del Toro deren 3 nach Venezuela und ein Gutsbesitzer in Varinas deren 14 von den kanarischen Inseln kommen lassen.

Zahlreich werden die Kameele im Norden der Sahara und an deren Südgrenze gezogen. Von Tombuktu aus geht eine Karavanenstraße quer durch die Wüste nach Marokko, und die Karavanen, welche oft 4000 beladene Kameele haben, legen den Weg in vier Monaten zurück, wobei eben so viel Tage zur Rast als zur Reise verwendet und auf einen Tagemarsch nur 4 deutsche Meilen gerechnet werden. Die von Tombuktu westlich zum Senegal gehende Karavane braucht 2 Monate; die von Tombuktu nach Tripolis gehende hat einen Weg von 80 bis 90 Tagen durch Wüsten und nimmt ihre Richtung entweder über die Oasen Tuat und Gadames, oder über Agadez, Murzuk und Fezzan. Der Däne Höst fand, daß die Marokkaner ihre Kameele viel rauher behandeln als die Araber, und daß in ihrem Lande auch zweibucklige vorkommen; Jackson sagt, es gebe in Marokko Dromedare, die, nur ihren Reiter tragend, in Einem Tage 28 deutsche Meilen, andre seltne und sehr theure, die 36 deutsche Meilen durchlaufen können.

Als Denham und Clapperton auf ihrer ersten Reise (1822 bis 24) von Murzuk durch die Sahara über Bilma nach Bornu reisten, starben bis Bilma viele Kameele der Karavane und mußten hier durch neue ersetzt werden. Südlich von Bilma ward aber die Wüste noch weit schrecklicher, die Sandberge standen 20 bis 60 Fuß hoch, mußten mit furchtbarer Mühe erstiegen werden, und wenn nun die Kameele sich an deren Südseite hinunterschurren ließen, so hielten sie die Führer dabei, um ein Ueberstürzen zu verhüten, am Schwanze gepackt, und doch konnte es nicht verhindert werden, daß sich viele mit ihrer schweren Ladung überstürzten. Schon am ersten Tage starben 6, am folgenden blieben 20 todt liegen. Der Weg war mit Kameelgerippen bedeckt und herumschweifende Hyänen und Räuber vermehrten die Schrecken der entsetzlichen Einöde.

Im Norden des Tschadsees fanden Denham und Clapperton das Volk der Gunda Tibboos, welche die eine Hälfte des Jahres von Kameelmilch, die andre von einer Art Hirsen leben; sie mästen auch ihre Pferde, wenn es an andrem Futter gebricht, mit Kameelmilch. Durch diese Gegend ziehen auch von Bilma kommende, an 3000 Kameele starke Karavanen südwärts bis Kano.

Oestlich vom Tschadsee bei Sennaar fand Bruce unermeßliche Heerden von Kameelen, welche eben, mit Beginn der Regenzeit, die südlich von Sennaar gelegenen Gegenden, wo der Boden schwarz ist und der Regen in Strömen fällt, verließen, und, wie alljährlich, bis zur Rückkehr der trocknen Jahreszeit, nordwärts in die dürren Wüsten von Mandarah und Barbar wanderten. Bruce behauptet, daß einige jener Araberstämme im Besitz von 200,000 weiblichen Kameelen sind. Sie leben großentheils von Kameelfleisch und verkaufen zahllose Kameele nach dem Sudan und nach Aegypten; die von Darfur nach dem Delta gehende Karavane nimmt deren oft, wie Lapanouse berichtet, 15,000 Stück mit.

Rüppell erfuhr in Dongola, wo zu seiner Zeit nicht sehr viele Kameele gezogen wurden, daß die besten Dromedare von Sennaar oder Nubien in Einem Tage höchstens 20 deutsche Meilen zurücklegen können und dann jedenfalls rasten müssen.

Burckhardt sagt, die Dromedare Nubiens seien sehr schnell; auch theilt er folgende Geschichte mit, die sich kurz vor seiner Zeit zugetragen, und die er aus dem Munde eines dabei betheiligten Mannes vernommen: Im Monat August rüstete sich eine kleine Karavane zum Aufbruch von Berber nach Daraou, durch die nubi=

sche Wüste. Sie bestand in 5 Kaufleuten und ungefähr 30 Sklaven, mit einer verhältnißmäßigen Zahl von Kameelen. Aus Furcht vor dem Räuber Naym, der zu dieser Zeit in der Umgegend des Brunnens von Nedjeym den Pilgern aufzulauern pflegte, beschlossen sie, einen mehr östlichen Weg am Brunnen Owareyk vorbei zu nehmen. Sie hatten einen Führer gemiethet, der sie sicher bis zu besagtem Brunnen geleitete, aber von da aus nordwärts den rechten Weg verlor. Nach einem fünftägigen Marsche war der Wasservorrath der kleinen Karavane erschöpft, und man wußte nicht, wo man war. Die Verirrten beschlossen in dieser Verlegenheit, ihren Weg nach Westen zu nehmen, in der Hoffnung, auf diese Weise den Nil zu erreichen. Nach zweitägigem Dursten starben 15 Sklaven und einer von den Kaufleuten; ein andrer von ihnen, welcher 10 Kameele mit sich führte, bat, in der Ueberzeugung, daß die Kameele besser als ihre Herren wüßten, wo Wasser zu finden sei, seine Kameraden, daß sie ihn fest auf den Sattel seines stärksten Kameels binden möchten, damit er nicht aus Schwäche herabfiele, und so verließ er sie, seinen Kameelen verstattend, ihren Weg nach Gutdünken zu wählen; allein man hat nie wieder von ihm oder seinen Thieren gehört. Am achten Tage nach ihrem Aufbruche vom Brunnen Owareyk bekamen die noch Lebenden die Berge von Schigre zu Gesicht, die sie sogleich erkannten, allein ihre Kräfte waren völlig erschöpft und weder Menschen noch Thiere konnten sich weiter fortschleppen. Sie legten sich daher unter einem Felsen nieder und sendeten 2 von ihren Dienern mit den 3 stärksten der noch übrigen Kameele ab, um Wasser aufzusuchen. Ehe aber diese beiden Menschen die Berge erreichen konnten, fiel der eine sprachlos von seinem Kameele und hatte nur noch so viel Kraft, seinem Begleiter durch Zeichen zu verstehn zu geben, daß er ihn seinem Schicksal überlassen möchte. Der andre setzte seinen Weg fort, allein so groß war die Wirkung des Durstes, daß seine Augen matt wurden; er verlor den Weg, wiewohl er von früherher vollkommen damit vertraut war. Nachdem er lange Zeit umhergeirrt, stieg er unter dem Schatten eines Baumes ab und band das Kameel an einen Ast. Das Thier aber roch Wasser, riß sich, so müde es war, los, und lief im schnellsten Galopp der Quelle zu, die, wie sich nachmals ergab, ½ Stunde von Ort und Stelle entfernt war. Der Reiter, welcher wohl wußte, was es bezweckte, suchte seiner Spur zu folgen, konnte sich aber nur noch einige Schritte fortschleppen, dann stürzte er völlig erschöpft zu Boden und war nahe daran, seinen Geist aufzu-

geben, als die göttliche Vorsehung einen Beduinen aus einem benachbarten Lager diesen Weg führte. Dieser spritzte dem bereits Halbtodten Wasser in's Gesicht und brachte ihn wieder zur Besinnung. Hierauf eilten beide, so schnell sie konnten, dem Wasser zu, füllten die Schläuche, kehrten hierauf zur Karavane zurück und waren so glücklich, die Leidenden noch am Leben zu finden. Der Beduine erhielt einen Sklaven zur Belohnung des geleisteten Dienstes."

Fürst Pückler-Muskau sah in Nubien mit Verwunderung, wie die Kameele die Aeste der Mimosen sammt den eisenfesten, 5 Zoll langen Stacheln so unbesorgt abbissen und kauten, als wären es Salatblätter. Bei großer Hitze mußten die Reisen immer bei Nacht gemacht werden, weil man versicherte, die Kameele würden sie bei der Tageshitze nicht aushalten. Während der Reiter ein Kameel bestieg, war dieses an Einem Beine gebunden und wurde vom Führer beim Kopfe gehalten, damit es nicht plötzlich aufspringen könnte. Die leichtgebauten Dromedare legten, wenn scharf getrabt wurde, in einer Stunde 2 bis 3 deutsche Meilen zurück, und konnten in 12 Stunden 24 deutsche Meilen machen.

In Aegypten hat man sehr viele Kameele, bezieht sie aber meist von Sennaar, Nubien und Arabien. Rüppell, der im Juni 1831 den Weg von Kairo nach Suez zum siebenten Male zurücklegte, berechnet, daß auf ihm täglich 600 Kameele unterwegs sind. Als Mehemed Ali Krieg gegen Arabien führte, mußten die Kameele alle zum Bedarf der Armee und zum Schiffsbau am Rothen Meere gehörigen Lasten, als Kanonen, Mörser, Anker, Bauholz u. s. w., auf dem Rücken tragen. Die schwersten Lasten kamen auf zwei bis vier zusammengejochte Kameele. Zehntausend dieser Thiere gingen dabei durch die Strapazen zu Grunde. Von den Post-Dromedaren, welche von Kairo nach Suez gehn, sagt der dänische Konsul Frege, daß sie die deutsche Meile in etwa 40 Minuten und in Einem Tage 25 bis 30 deutsche Meilen zurücklegen können. „Mein Sitz," fügt er hinzu, „war nicht unbequem, und befand sich auf dem zwischen dem Höcker und Halse liegenden Sattel; als aber mein Dromedar anfing zu traben, da glaubte ich nicht, daß ich diese Bewegung aushalten würde." — Dr. Bagge aus Frankfurt fand neulich bei seiner Reise durch Aegypten, daß die dortigen Kameele sich äußerst ungern niederlegten, wenn der Reiter aufsitzen wollte, und daß sie gewöhnlich so lange brüllten, bis sie sich wieder erhoben hatten. Während der Reiter aufstieg, mußte ein Treiber das Kameel dadurch zwingen, liegen zu bleiben, daß er das Leitseil

faßte und einen Fuß auf das vorgestreckte Vorderbein des Kameels setzte. Um nicht im Sattel hin und her geschoben zu werden, mußte der Reiter während der Reise immerfort durch Vor- und Rückwärtsbeugen des ganzen Oberkörpers der Wirkung der durch die Tritte des Kameels bewirkten Stöße entgegenarbeiten; auch mußte er, um zu großer Ermüdung vorzubeugen, sich abwechselnd auf die verschiedenste Weise setzen. Wurden die Kameele in Trab gebracht, so förderte dieser so schnell wie der gestreckte Galopp eines Pferdes. In Nieder-Aegypten fand Dr. Bagge bei den Landleuten überall Kameel- und Büffelmist als Feuerungsstoff. „Der Kameelmist," sagt er, „welcher aus kleinen, ovalrunden, ziemlich festen Massen besteht, bedarf dazu keiner weitern Bearbeitung; den Büffelmist dagegen formen die Weiber mit den Händen zu Klößen und kleben diese zum Austrocknen an die Wände der Häuser, die oft ganz damit bedeckt sind." — Russegger fand unter den ägyptischen und arabischen Kameelen auch welche, deren Buckel ungewöhnlich gedehnt oder zweitheilig war, und sagt, daß man solche Thiere vorzugsweise zum Reiten braucht, weil man sie leichter satteln kann.

In Arabien und Syrien ist das Kameel seit Menschengedenken allgemein als Hausthier verbreitet, muß den wandernden Beduinen mit Weib und Kind und Zelt und Hab und Gut tragen, ihm Milch und Fleisch zur Nahrung, Haar zur Kleidung und Mist zur Feuerung geben; es muß des Kaufmanns Waaren bringen und fortschaffen, den Pilger zum Ziele seiner Wallfahrt befördern, dem Kriegsheere alle Vorräthe an Waffen, Lebensmitteln, Zelten, Kleidern und Beute tragen. Im südlichsten Arabien (Oman, Hadramaut, Jemen) ist das Kameel von ausgezeichnet guter Rasse; am Fuße des Asyrgebirges ist es wild und widerspenstig, klettert aber vortrefflich. Botta ritt auch ein Jemen-Kameel, welches auf Bergen und Felsen so sicher ging wie ein Maulthier, und Tamisier reiste mit Kameelen von Taif in Hedschas auf die Asyrberge, woselbst sie mit großer Geschicklichkeit auf- und abwärts gingen, an steilen Orten auch mit den Vorderfüßen knieend empor klimmten. Auf nassem, schlüpfrigem, sumpfigem Boden bewegt sich jedes Kameel nur mit Mühe, gleitet leicht aus und nimmt leicht Schaden. Ausgezeichnet viele, gute, schöne, schlanke Kameele zieht man im innern Arabien in der Landschaft Nedschd, und es werden von da jährlich viele nach Hedschas, Mesopotamien, und 8- bis 10,000 allein nach Syrien verkauft, von wo sie großentheils weiter in's Land der Turkomannen und Kurden verhandelt werden.

In dem Landstriche Arabiens, welchen man Hedschas nennt, bekommt man Kameele aller Rassen in zahlloser Menge zu sehn, indem jährlich die Pilgerkaravanen der Mohamedaner aus Afrika und Asien in Mekka zusammentreffen. Früherhin betrug die jährlich dahin wandernde Anzahl der Pilger über 100,000; im Jahr 1831 zählte Wellstedt 120,000, wovon aber 32,600 zu Schiff gekommen waren. Burckhardt hat im Jahre 1814 an Ort und Stelle genaue Erkundigungen eingezogen, und erfahren, daß jährlich 5 große Karavanenzüge aus der Ferne, und außerdem noch viele kleine aus dem innern Arabien nach Mekka gelangen: 1) Die syrische Karavane ist stets die stärkste, beginnt in Konstantinopel, sammelt die Pilger Kleinasiens und Syriens, verweilt in Damask einige Wochen, schickt dort ihre Kameele, welche die Strapazen der Wüste nicht ertragen würden, zurück, miethet syrische, versorgt sich mit Lebensbedürfnissen für die 30 Tage der Wüstenreise bis Medina, und zieht dann weiter. Zu Burckhardt's Zeit mußte jedesmal der Pascha von Damask oder einer seiner hohen Officiere im Namen des Großsultans diese Karavane führen und schützen. Alles war nach den verschiedenen Provinzen und Städten, von wo die Pilger kamen, geordnet, und überhaupt das Ganze gut geregelt. In alten Zeiten hat die syrische Karavane oft eine ungeheure Größe gehabt; so sagt El Fasy, daß im Jahre 1333 die Mutter des Khalifen mit der Karavane gegangen sei und letztere 120,000 Kameele gehabt habe; im Jahre 715 hatte Solyman bei der Pilgerfahrt allein 900 Kameele zum Transport seiner Garderobe gebraucht. 2) Die ägyptische Karavane ging längs der Meeresküste hin und hatte einen noch weit beschwerlicheren und wegen der vielen Räuber gefährlicheren Weg als die syrische. Daher zogen es später die Meisten vor, zu Schiffe nach Mekka zu gelangen. Als Burckhardt die ägyptische Karavanenstraße bereiste, fand er an gefährlichen Stellen überall gebleichte Kameelgerippe in Menge herumliegen, was auch an den andern Straßen und immer vorzugsweise da der Fall ist, wo der Boden nur aus lockrem Sande besteht. 3) Die persische Karavane hatte sonst ihren Weg von Bagdad gerade durch Arabien nach Mekka. Durch oftmals vorkommende feindliche Ueberfälle und Gelderpressungen ist sie jetzt wahrscheinlich ganz eingegangen und ihre Pilger schließen sich entweder der syrischen an oder gehen mit Schiffen bis Jemen oder bis Mekka selbst. 4) Die Marokko-Karavane zog sonst durch Nord-Afrika über Alexandria und schlug dann weiter den Weg der ägyptischen ein. Jetzt gehn die Nordafrikaner in der

Regel lieber zu Schiff bis Kairo, von da nach Suez, und dann wieder zu Schiff bis Mekka. 5) Die Jemen-Karavane, der sich auch viele aus Oman, Persien und Indien kommende Mohamedaner anschließen.

Ueber die Kameele, welche man in Kleinasien, Persien, Beludschistan, Afghanistan und dem nördlichen Ostindien erzieht und gebraucht, finden wir Nachrichten in dem Werke des Juwelenhändlers Johann Baptist Tavernier, welcher im 17ten Jahrhundert jene Gegenden vierzig Jahre lang bereist hat. „Das Weibchen des Kameels," sagt er, „geht 11 Monate trächtig; die Jungen gewöhnt man gleich von Anfang an, sich niederzulegen, so oft es ihnen befohlen wird. Macht eine Karavane wo Halt, so stellen sich die Kameele, welche zu einem Führer gehören, von selbst in einen Kreis um ihn, legen sich nieder, er löst die Stricke, womit die Ballen fest gebunden sind, diese sinken zur Erde, und nun steht das Kameel auf, geht im Gebüsche seiner Nahrung nach, kommt aber vor Niedergang der Sonne von selbst wieder, stellt sich zwischen seine Ladung, und bekommt da zwei aus zusammengeknetetem Gerstenmehl geformte Klöße, jeden so groß wie zwei Fäuste. Soll aufgeladen werden, so legt es sich zwischen seiner Ladung hin, läßt sie festbinden, und richtet sich dann ganz vorsichtig empor. Es ist wunderbar, wie lange sie den Durst ertragen können. Als ich das letzte Mal mit der Karavane 65 Tage in der Wüste zubringen mußte, blieben unsre Kameele einmal 9 Tage ungetränkt, weil wir kein Wasser fanden. Im Frühling läßt das Kameel all sein Haar in weniger als 3 Tagen fallen, so daß die Haut ganz nackt und das Thier von Mücken schwer geplagt wird. Es bleibt dann dem Führer kein andres Mittel, als daß er es mit Theer überschmiert. Ist es wieder mit Haar überzogen und soll gereinigt werden, so geschieht das nicht wie beim Pferde mit Striegel und Bürste, sondern es wird wie ein Teppich mit einer Ruthe ausgeklopft. Die kleine Kameelsorte, welche südlich zwischen Ormus und Ispahan zu gehen pflegt, läßt man frei gehn, wie eine Kuhheerde; die großen aber, welche zwischen Tauris und Konstantinopel gehn, werden jedes an den Schwanz des vorangehenden gebunden. Alle können auf glitschrigem Boden nur mit großer Gefahr gehn, und man legt an solchen Stellen, wenn man drüber muß, selbst grobe Teppiche unter. Während der Reise singen oder pfeifen die Kameeltreiber abwechselnd; je stärker und schneller gesungen oder gepfiffen wird, desto schneller gehn die Thiere; verstummen die Töne, so machen sie Halt. Beim

Kameelhandel wird eben so gut betrogen wie beim Pferdehandel. So z. B. hatte ein Kaufmann in Casbin, als ich bei meiner vierten Reise dort war, 8 Kameele gekauft und glaubte, sie wären recht gut bei Leibe; es fand sich aber bald, daß sie erbärmlich mager waren und nur fett aussahen, weil ihnen der Verkäufer durch ein Loch, welches er nahe beim Schwanze in die Haut geschnitten, Luft zwischen Haut und Fleisch geblasen und dann das Loch wieder sehr künstlich geschlossen hatte."

„Es gibt in Persien," sagt James Fraser, „Kameele mit einem und mit zwei Buckeln, und solche, die aus Vermischung beider entstehn; man hält diese für stärker, gelehriger und geduldiger als die von ächter Rasse, bezahlt sie daher theurer, zieht aber nicht so gern Junge von ihnen, weil in diesen die Vorzüge nicht forterben."

In Beludschistan werden viele Kameele gezogen, und man gibt ihnen dort und in Kirman, wie Pottinger berichtet, täglich etwa 15 Pfund grobes, mit Wasser angefeuchtetes und zu Klößen geballtes Mehl, wobei sie noch Grünes fressen, aber auch im Nothfall 5 bis 6 Tage fasten können. Die zweibuckligen werden hier vorzugsweis zum Lasttragen, die einbuckligen zu schnellen Ritten gebraucht. Will man sie besonders anfeuern, so setzt man den Klößen Opium und aus den Blättern der Palmyra-Palme bereiteten Gur zu.

In Afghanistan und Khorasan hat man auch sehr viele Kameele, theils mit 2 Buckeln, theils mit Einem.

In der Turkomannen-Wüste fand A. Burnes die flache, endlos scheinende Oede nur von den einzelnen, in langer Reihe dahinziehenden Kameelkaravanen belebt. Jedes zum Tragen der Menschen bestimmte Kameel hatte zu jeder Seite einen großen Korb, in welchem ein einzelner Mensch Platz hat und nicht von stoßender Bewegung leidet, da sie nur schaukelnd ist. In dieser Wüste können die Kameele den Durst höchstens bis zum vierten Tage ertragen.

Im Lande der Bucharen sah Burnes sehr viele zwei- und einbucklige Kameele und viele aus Paarung beider Rassen entstandene. Auch Eversmann fand dort die zwei genannten Rassen nebst einer dritten der Bucharei eigenthümlichen, die er Luk nennt; sie ist größer und stärker als die andern, hat nur Einen Buckel, kurzes, schwarzbraunes, lockiges Haar, ist zu weiten Reisen aber nicht tauglich und deswegen auch noch nicht anderswohin verpflanzt. Alle drei Rassen paaren sich unter einander und erzeugen fruchtbare

Junge, und diese haben theils Einen Buckel, theils zwei, wie es der Zufall mit sich bringt. Auf Karavanenreisen werden hier die Kameele in langer Reihe eins hinter das andre gebunden.

Die Kameele der Bucharen besorgen seit undenklichen Zeiten den großartigen Austausch indischer Waaren gegen russische und sibirische, indem ihre Karavanen nordwärts nach den am Uralflusse gelegenen Städten, namentlich Orenburg, und weiter nordwestlich in's innere Rußland bis zu der großen Messe von Makarjew, oder nördlich bis Troizk gehn, während sich andre nordöstlich nach Semipalatinsk wenden.

Im Lande der nogayischen Tataren, nördlich von der Krimm, fand Daniel Schlatter, als er sich dort in den Jahren 1822 bis 28 aufhielt, trotz der unermeßlichen Heerden von Pferden, Rindern und Schafen, auch viele Kameele und zwar einbucklige, sehr große Thiere. „Sie sind," sagt er, „sehr böse, schlagen und beißen gerne und lassen oft nur ihren Führer nahe kommen. Die Tataren essen ihr Fleisch und haben die Gewohnheit, sie nicht zum Reiten und Lasttragen, sondern zum Ziehen zu gewöhnen. Eins, gewöhnlich aber 2 zusammen werden an die Deichsel gespannt. Die meisten tragen in der Nase einen Ring, durch welchen der Strick geht, an dem sie geführt werden. Sie ziehen sehr große Lasten und man sieht sie auf fast allen Märkten des südlichen und innern Rußlands, wohin sie Getreide, Salz oder Früchte aus der Krimm führen. Die Tatarinnen verfertigen aus Kameelhaaren ein sehr festes, dichtes Zeug, das allem Regen widersteht und von den Männern getragen wird." In der Krimm fand Pallas viele Kameele und zwar von zweibuckliger Rasse. Auch diese wurden vorzugsweis zum Ziehen vierrädriger Karren gebraucht. — In allen übrigen Ländern Europa's kommt das Kameel nur als Seltenheit vor; am meisten ist es noch in Salonichi in Gebrauch, von wo es nebst Pferden Waaren nach Belgrad trägt.

Bei den Kalmücken fand Pallas sehr viele Kameele, die aber im Winter durch Filz- oder Schilfdecken geschützt werden mußten. Bei dem Nomadenleben der Kalmücken trägt das Kameel die Familie mit Sack und Pack durch die unabsehbaren Steppen; die Reise wird mit Sang und Klang vollführt, und oft auch von den Tönen an den Kameelen hängender Glöckchen begleitet. Bergmann, der längere Zeit bei den Kalmücken gelebt, berichtet, daß sie vorzugsweis im Winter auf Kameelen reiten, weil diese mit ihren langen Beinen den tiefen Schnee leichter durchwaden als das

Pferd, und daß sie namentlich im Winter Holz und Schilfrohr zum Heizen und Kochen herbeitragen müssen.

Als die Russen im Januar 1840 mit 7000 Mann einen Eroberungszug gegen Chiwa versuchten, hatten sie 12,800 Kameele bei sich; es trat aber ein furchtbares Schneegestöber ein, die Kälte hielt sich anhaltend auf 9 bis 35 Grad R., und so kamen denn alle Kameele bis auf 200 Stück um.

Die kirgisischen Steppen sind reich an Kameelen bis Semipalatinsk hin, wo sie noch gut gedeihn, obgleich sie im Winter in Filzdecken eingenäht und durch ausgespannte große Filzwände einigermaßen gegen die Kälte geschützt werden müssen. Der Naturforscher Meyer fand hier nur zweibucklige.

Obgleich in den nördlichen Theilen Ostindiens das Kameel durchaus nicht zu den Bedürfnissen gehört, so haben doch die zu Delhi residirenden Großmoguls deren oft sehr viele gehabt; so brauchte z. B. Aurengzeb im Jahre 1663, wie sein Leibarzt Fr. Bernier erzählt, auf seinem Zuge von Delhi nach Lahore 50,000 Kameele. Auch jetzt führt das britische Heer in diesen Gegenden bedeutende Massen von Kameelen nebst Elephanten und Ochsen mit sich.

Im Lande der Mongolen ist das zweibucklige Kameel seit Menschengedenken heimisch, und dient namentlich, Menschen und Waaren durch die schreckliche Gobi-Wüste zu tragen. Heut zu Tage ist der Hauptort, von welchem jährlich zahllose Karavanen ausgehn, Peking; sie verbreiten von da aus Waffen, Thee, Waaren aller Art in's nördliche China, während andre Thee, Tabak und andre chinesische Waaren nach der russischen Grenzstadt Kiachta schaffen und von dort Pelzwerk u. s. w. zurückbringen.

Marco Polo sagt, daß man selbst an den schmalsten Stellen der Gobi-Wüste 30 Tagemärsche brauche, und darauf rechnen müsse, unterwegs bei Mangel an Proviant von geschlachteten Lastthieren der Karavane zu leben. Er fand auch südlich der Wüste am Flusse Hoangho zu Ninghia ein Volk, dessen Kameele eine äußerst zarte Wolle zu sehr feinen Geweben lieferten, und eben so feine Gewebe von Kameelwolle fand Elphinstone zu Kabul.

Timkovski hat im Jahre 1820 die Reise von Kiachta nach Peking gemacht. Er sagt, daß die Karavanen für diese 171 deutsche Meilen betragende Strecke 40 bis 50 Tage brauchen, wobei jedes Kameel ungefähr 440 Pfund trägt. Man marschirt um Mitternacht aus, macht erst Mittags Halt und schickt dann die Last-

thiere auf die Weide. Obgleich nun dafür gesorgt ist, daß man an einzelnen Stellen der Straße die Kameele wechseln kann, so kommen doch deren viele, vorzüglich auf dem nördlichen Theile der Wüste, und zwar meist durch Schneesturm um. Ueberall sieht man die Gerippe herumliegen. Auch Timkovski's Karavane litt 10 Tage lang durch Schneegestöber fürchterliche Noth, und die Kameele, denen es dabei fast ganz an Nahrung gebrach, legten sich jeden Augenblick nieder oder fielen ganz um.

Timkovski erzählt auch, daß der Kaiser von China selbst zahlreiche Kameelheerden an verschiednen Orten besitzt, und daß man die Züge derselben daran erkennt, daß ihnen gelbe Fahnen voran getragen werden. Bei einer eintausend Kameele starken Karavane, welche von der Grenze Tibets nach Urga in der Nähe von Kiachta gezogen kam, sah er auch ein sehr großes schneeweißes Kameel, und A. Ermann hat auch im Februar 1829 nicht wenige chinesische zu Kiachta gesehn, die ebenfalls schneeweiß waren; ihre Augen hatten die gewöhnliche Farbe. Alle angelangten Kameele wurden sogleich entladen und dann hinaus vor die Stadt auf die hart gefrorne Steppe getrieben, wo sie mit Begier die vertrockneten, gefrornen Gräser abfraßen.

Selbst noch in der sich zwischen Kiachta und dem Baikalsee hinziehenden Landschaft der Buräten wird, neben Rindvieh- und Pferdezucht, auch die Zucht der Kameele betrieben, welche zwar zur Winterszeit in wollene Decken genäht werden, aber doch, wie J. G. Georgi berichtet, ihre Nahrung selbst im Freien suchen müssen, wobei sie oft den auf Rennthieren daher reitenden Tungusen begegnen. Pallas erzählt, daß die Kameele der Buräten langsam und widerspenstig sind, daß sie aber in tiefem Schnee treffliche Dienste leisten und die reißendsten Flüsse durchsetzen. Pallas selbst wurde am siebenten und achten Mai des Jahres 1772 nur durch die Kraft der Kameele aus der eingeschneiten Wildniß von Udinskoi gerettet. Auch östlich vom Südende des Baikalsees, südlich von Nertschinsk, konnte Pallas nur mit Hülfe seines Kameeles durch die tiefen Schneewasser des Vorsabaches kommen. Schon im Jahre 1692 hat Ysbrand Ides östlich von Kiachta in der Wüste Tsitsicar die Beobachtung gemacht, daß die dortigen Kameele zwar nicht gern in tiefes Wasser gehn, aber doch leicht schwimmen, wenn sie einmal drin sind, so daß man selbst ganze Reihen aneinander gebundener Kameele durch reißende Flüsse schwimmen läßt.

Nun endlich noch einige Worte über die Zucht der Kameele zu

San Rossora bei Pisa, von wo diejenigen, welche man in Europa für Geld zeigt, großentheils stammen: Der Boden ist sandig, flach, mit Dornen und Buschwerk bewachsen. Im Jahre 1810 bestand das Gestüte aus 170 Stück. Während des Winters werden die diensthuenden Kameele in großen Ställen mit Heu gefüttert; während der übrigen Jahreszeiten dagegen treibt man sie mit jenen, die immerwährend unter freiem Himmel leben, auf die Weide. Sie verachten das grüne und zarte Gras; dagegen sind ihnen trockne Pflanzen, Dornen und Disteln Leckerbissen. Sie saufen bloß Einmal des Tags. Ihre gewöhnliche Lebensdauer beläuft sich zu Rossora, wenn sie zur Arbeit gebraucht werden, auf ungefähr 20 Jahre; die andren erreichen ein Alter von 25 bis 30. Die Paarungszeit fällt in den Februar und März. Dann sind die Männchen wild, beißen und schlagen unter widrigem Geheul und treiben öfters eine mit vielen Blutadern durchzogene Blase aus dem Maule, was sie auch in ihrer ursprünglichen Heimath thun. Das Weibchen gebiert nach 11 bis 12 Monaten Ein Junges. Nach dem vierten Jahre des Alters werden sie zum Tragen der Lasten abgerichtet; um beladen zu werden, müssen sie sich niederlegen.

b) Kameele der neuen Welt. Auchenïa. Auf dem Rücken kein Fetthöcker.

Das **Lama**, Camēlus Lama, L. S. Bild 50. Franz. le Lama. Es kommt nirgends wild vor, ist aber in den Gebirgen Peru's und Chili's einheimisch, wo es das einzige Lastthier war, welches man bei deren Entdeckung vorfand. Es bedarf zu seinem Gedeihn die reine, kühle Luft der Hochgebirge, geht zwar langsam, aber auf schmalen und steilen Pfaden sehr sicher. Trotzdem daß es durch seine Gutmüthigkeit berühmt ist, muß man sich doch vor ihm in Acht nehmen, denn es kommt nicht selten vor, daß es ganz harmlosen Leuten plötzlich eine tüchtige Ladung wiedergekauten Futterbreies auf eine Entfernung von 5 bis 6 Schritten gerade in's Gesicht spritzt. In Europa wird es jetzt zuweilen für Geld gezeigt. Sein Mist gleicht dem der Schafe und wird auch in seiner Heimath an holzlosen Orten zum Brennen gebraucht. „Das Lama," sagt J. J. v. Tschudi, „erreicht von der Sohle bis zum Scheitel eine Höhe von 4 Fuß 6 bis 8 Zoll, bis zum Widerrist aber nur bis 3 Fuß. Die Färbung ist sehr verschieden, meistens braun mit Nüancen in's Gelbliche oder Schwärzliche; häufig sind buntscheckige, viel seltner ganz weiße oder schwarze. Die jungen Lamas werden in der Regel 1 Jahr lang bei den Müttern gelassen, dann

von ihnen getrennt und in eignen Heerden zusammengetrieben. Im vierten Jahre werden die Männchen von den Weibchen geschieden und zum Lasttragen abgerichtet, während die letzteren auf den Hochebnen auf der Weide bleiben. Der Preis eines einzelnen kräftigen, ausgewachsenen Lamas betrug im Jahre 1838 3 bis 4 Thaler; aber nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 Thaler, wenn sie heerdenweis verkauft wurden. Die Last, welche das Lama trägt, darf 125 Pfund nicht übersteigen. Wenn das Gewicht zu groß ist, so legt sich das Thier nieder und steht nicht wieder auf, bis ihm die Bürde erleichtert ist. In den Silberminen sind die Lamas von sehr großer Wichtigkeit, denn sie müssen oft das Metall von Gruben hinuntertragen, die an so steilen Felsenabhängen liegen, daß dort der Huf von Eseln oder Maulthieren keinen Haltpunkt finden würde. Die Indianer ziehn oft mit großen Heerden von Lamas nach der Küste, um Salz zu holen. Die Tagereisen, welche sie machen, sind sehr klein. Die Lamas fressen nie des Nachts, müssen also ihre Nahrung während des Gehens suchen oder eine mehrstündige Rast haben. Es ist ein hübscher Anblick, eine beladene Heerde von Lamas über die Hochebnen ziehen zu sehn; langsam und abgemessen schreiten sie vorwärts und blicken neugierig nach allen Seiten umher. Wenn sich ihnen plötzlich ein fremdartiger Gegenstand nähert, der ihnen Furcht erregt, so zerstreuen sie sich im Nu nach allen Seiten und die armen Führer haben die größte Mühe, sie wieder zusammen zu treiben. Trotz ihrer Last bewegen sie sich mit größter Leichtigkeit. Die Indianer haben eine große Liebe für diese Thiere; sie schmücken ihnen die Ohren mit Bändern, hängen ihnen an bunten Schnüren Glöckchen um den Hals und liebkosen sie immer, ehe sie ihnen die Bürde auflegen. Wenn ein Lama vor Müdigkeit zusammenstürzt, so knieen sie wehklagend neben ihm und erschöpfen sich in Schmeichelworten. Aller Pflege und Vorsicht ungeachtet, gehn auf jeder Reise nach der Küste eine Menge Lamas zu Grunde, da sie das heiße Klima nicht ertragen. Zum Ziehen und Reiten werden sie nicht gebraucht. Das Fleisch des Lama ist schwammig und schmeckt nicht angenehm. Ihre Wolle wird zu grobem Tuch verarbeitet." Dr. Mathie Hamilton fand das Lama in sehr großer Menge auf den Gebirgen Peru's und Chili's, und bemerkt unter Anderm, daß es jedesmal nur Ein Junges bekommt, und daß es den Eingebornen durchaus keine Kosten macht, da es keine Stallung bedarf und sich alles Futter selbst suchen muß.

Das **Pako** (Alpako, Alpaka), C. Pacos, L. „Es ist," sagt

Tschudi, „kleiner als das Lama, gleicht im Körper dem Schafe, hat aber einen längeren Hals und einen zierlicheren Kopf. Sein Vließ ist sehr lang und ausnehmend weich; an einigen Stellen, wie an den Seiten des Rumpfes, erreicht es eine Länge von 4 bis 5 Zoll. Die Farbe ist meistens ganz weiß oder schwarz; es gibt aber auch einzelne braunscheckige. Die Indianer verfertigen aus der Wolle sehr warme Decken und Mäntel. Sie wird auch häufig nach Europa ausgeführt und zu hohen Preisen verkauft. Die Alpacos werden in großen Heerden gehalten, die das ganze Jahr auf den Hochebnen weiden. Nur zur Schur werden sie nach den Hütten getrieben. Sie sind sehr scheu und ergreifen bei Annäherung des Menschen die Flucht. Es gibt vielleicht kein widerspenstigeres Thier als das Alpaco. Wenn eins von der Heerde getrennt wird, wirft es sich auf die Erde und ist weder durch Schmeicheleien noch durch Gewalt zum Aufstehen zu bewegen, und leidet lieber die heftigsten Züchtigungen, ja den qualvollsten Tod, statt zu folgen. Einzelne Alpacos können auch nur transportirt werden, indem man sie den Heerden von Lamas oder Schafen beigesellt. Wenigen Thieren scheint die Geselligkeit so zum Bedürfniß zu sein wie ihnen; nur wenn sie von frühester Jugend in den Indianerhütten aufgezogen werden, gewöhnen sie sich an den Menschen und an's Alleinsein. In Deutschland würde ihm das Klima in den gebirgigen Gegenden sehr wohl behagen." Man hat vor einigen Jahren viele Pakos nach England geschafft, und sie gediehen dort gut.

Das **Huanaku** (Guanako), C. Huanaco, Mol. „Es mißt," sagt Tschudi, „von der Sohle bis zum Scheitel 5 Fuß und bis zum Widerrist 3 Fuß 3 Zoll. Es gleicht in seiner Gestalt dem Lama sehr, ist aber doch specifisch davon verschieden. Am Halse, dem Rücken, den Schenkeln ist es einfarbig rothbraun; am Bauche, der Mittellinie der Brust und an der innern Seite der Gliedmaßen schmutzig-weiß. Das Gesicht ist schwärzlich-grau, um die Lippen heller, fast weiß. Varietäten findet man nie. Die Wolle ist kürzer als bei dem Lama und weniger fein. Die Huanacu leben in Rudeln von 5 bis 7 Stück. Sie sind in den meisten Gegenden sehr scheu. Jung eingefangen können sie gezähmt werden, bleiben aber immer tückisch und verwildern leicht wieder; auch können sie zum Lasttragen nur sehr schwer abgerichtet werden. Man sieht in den Menagerien Europa's häufig solche Thiere, die aus Chile kommen und für Lamas ausgegeben werden." „Auf den Ebnen von Patagonien," sagt Darwin, „ist der Guanako sehr häufig. Er findet

sich über den ganzen gemäßigten Theil Südamerika's, von den bewaldeten Inseln des Feuerlandes durch Patagonien, das Hügelland von Plata, Chili und selbst bis in die Hochgebirge Peru's. Auf den Ebnen des südlichen Patagoniens sahen wir sie in größerer Anzahl als an irgend einem andern Orte. Gewöhnlich sind sie zu 12 bis 30 zusammen; aber an den Ufern des Sanct Cruz sahen wir eine Heerde, die wenigstens 500 Stück groß gewesen sein muß. Sie sind sehr scheu, verrathen ihre Gegenwart durch ein eigenthümliches, durchdringendes Wiehern. Unsre Jäger benutzten oft die Neugierde dieser Thiere zu deren Verderben. Sie legten sich auf die Erde, schnellten ihre Füße in die Luft, und schossen, wenn das Thier, welches dem Spiel mit Verwundrung zusah, näher gekommen war. Die Guanakos werden sehr leicht gezähmt; sie sind dann sehr kühn und greifen den Menschen leicht an, indem sie ihn mit den Knieen schlagen."

Die **Vikunna**, C. Vicunna, Mol. In Peru. „Zierlicher als das Lama," sagt Tschudi, „ist die Vicunna; an Größe steht sie zwischen dem Lama und Alpaco; ihr Hals ist viel länger und schlanker als bei ihren Verwandten, von denen sie sich auch durch die viel kürzere, mehr gekräuselte Wolle, die ausnehmend fein ist, unterscheidet. Der Scheitel, die obre Seite des Halses, der Rumpf und die Schenkel sind von eigenthümlich röthlichgelber Färbung (Vicunnafarbe); die untre Seite des Halses und die innre der Gliedmaßen ist hell-ocherfarb; die 5 Zoll langen Brusthaare und der Unterleib weiß. Während der nassen Jahreszeit halten sich die Vicunnas auf den Kämmen der Kordilleren auf, wo nur noch die spärlichste Vegetation gedeiht; sie bleiben aber auf den Rasenplätzen, weil ihre Hufen sehr weich und empfindlich sind. Verfolgt ziehn sie sich nie auf die Eisfelder. In der kalten Jahreszeit steigen sie in die Thäler. Sie leben in Schaaren, die aus 6 bis 15 Weibchen bestehn, die von einem Männchen geführt werden; es hält sich immer 2 bis 3 Schritte von seiner Weiberschaar zurück und bewacht sie sorgfältigst, während sie sorglos weidet. Bei Annäherung der geringsten Gefahr gibt es ein Zeichen durch helles Pfeifen und schnelles Vortreten; sogleich vereinigt sich das Rudel, steckt die Köpfe neugierig nach der Gefahr drohenden Stelle hin, nähert sich ein paar Schritte, und dreht sich dann plötzlich zur Flucht. Das Männchen deckt den Rückzug, bleibt öfters stehn und beobachtet den Feind. Mit seltner Treue und Anhänglichkeit lohnen die Weibchen die Wachsamkeit ihres Anführers, denn wenn dieser verwundet oder getödtet wird, so laufen sie laut pfeifend im Kreise um ihn herum und las-

sen sich alle todtschießen, ohne die Flucht zu ergreifen. Trifft aber das tödtende Blei zuerst ein Weibchen, so flieht die ganze Schaar. Die Huanacu-Weibchen dagegen fliehen, wenn das sie führende Männchen getödtet wird. Die männlichen Vicunnas vereinigen sich zu eignen, zahlreichen Schaaren, die oft 40 bis 50 Stück zählen. Sie sind mißtrauisch, scheu, und leben in stetem Kriege mit einander. Findet man wo eine einzelne Vicunna, so zeigt sich's in der Regel, wenn sie erlegt ist, daß ihre Leber von Eingeweidewürmern zerstört ist. Die Lamas, Alpacas, Huanacus und Vicunnas haben die Gewohnheit, Menschen, welche ihnen nahen, mit Speichel und breiigem, stinkendem, halbverdautem Futter zu bespeien, wobei sie gewöhnlich nach dem Gesichte zielen; die zwei erstgenannten Thiere besudeln jedoch in der Regel nur Leute, von denen sie gereizt werden, die andren aber auch ganz Unschuldige. Die Indianer bedienen sich nur selten der Feuergewehre, um die Vicunnas zu erlegen. Sie stellen Jagden an, zu welchen jede Familie der Hochebne wenigstens Einen Mann stellen muß; die Wittwen gehen als Köchinnen mit. Es werden Stöcke und ungeheure Knäuel von Bindfaden mitgenommen. In einer passenden Ebne werden die Stöcke, je 12 bis 15 Schritte von einander, in die Erde gesteckt und durch Bindfaden in der Höhe von $2\frac{1}{2}$ Fuß mit einander verbunden. Auf diese Weise wird ein kreisförmiger Raum von $\frac{1}{2}$ Stunde Umfang abgesteckt, indem auf Einer Seite ein Eingang von ein paar hundert Schritten Breite offen gelassen wird. Die Weiber hängen an die Schnur des Umkreises bunte Lappen, die vom Winde hin und her geweht werden. Sobald Alles fertig ist, zerstreuen sich die Männer, von denen ein Theil beritten ist, und treiben von vielen Meilen in der Runde alle Rudel von Vicunnas durch den Eingang in den Kreis. Wenn eine gehörige Anzahl versammelt ist, wird dieser geschlossen. Die scheuen Thiere wagen nicht, über den Faden mit den flatternden Fetzen zu springen, und werden leicht mit dem Bolas erlegt. Diese Bolas bestehn aus 3 Kugeln, 2 schweren und einer leichtern, von Blei oder Steinen, die an langen Schnüren, aus den Sehnen von Vicunnas gedreht, befestigt sind. Diese Schnüre werden an ihren freien Enden zusammengeknüpft. Beim Gebrauche wird die leichtere Kugel in die Hand genommen und die beiden übrigen in weiten Kreisen über den Kopf geschwungen. In der gehörigen Entfernung vom Ziele, nämlich 15 bis 20 Schritte, wird die Handkugel auch losgelassen und nun schwirren alle 3 im Kreise auf den bestimmten Punkt los und schlingen sich um den

Gegenstand, den sie treffen. Den Thieren wird gewöhnlich nach den Hinterfüßen gezielt. Die Bolas binden diese so fest zusammen, daß jede Bewegung gehemmt ist und das Thier stürzt. Es braucht große Gewandtheit und lange Uebung, um sich der Bolas geschickt zu bedienen, besonders zu Pferde; denn nicht selten verwundet der Neuling sich oder sein Thier lebensgefährlich. Die mit Bolas gefangenen Vicunnas werden abgeschlachtet und das Fleisch den Anwesenden gleichmäßig vertheilt. Die Felle hingegen gehören der Kirche. Im Jahr 1827 erließ Bolivar ein Dekret, dem zufolge die gefangenen Vicunnas nicht getödtet, sondern nur geschoren werden sollten. Das Gesetz blieb aber nicht in Kraft, denn das Scheeren dieser Thiere wurde durch ihre Wildheit fast unmöglich gemacht. Zur Zeit der Inkas wurden die Jagden in viel großartigerem Maßstabe ausgeführt: sie versammelten jährlich 25- bis 30,000 Indianer, die aus einem Umkreise von 20 bis 25 Meilen alles Wild in einen ungeheuren, auf vorbenannte Weise umzäunten Platz treiben mußten. Bei dem sich immer enger schließenden Kreise wurden die Reihen der Indianer zuletzt verdoppelt und vervierfacht, so daß kein Thier entfliehen konnte. Die schädlichen, wie die Bären, Kuguare und Füchse, wurden getödtet, von den Hirschen, Rehen, Vicunnas und Huanacus nur eine bestimmte Anzahl. Es sollen oft bis auf 40,000 Thiere zusammengetrieben worden sein. Wenn Huanacus in die jetzigen Umzäunungen kommen, so durchbrechen sie die Schnur oder setzen drüber weg, dann folgen ihnen auch die Vicunnas. Es wird daher beim Treiben wohl Acht darauf gegeben, keine der ersteren mit zu jagen. Sobald alle Vicunnas in der Umzäunung getödtet sind, wird der Faden aufgerollt und einige Meilen weiter wieder aufgestellt. Die ganze Jagd dauert eine Woche. Die Zahl der in dieser Zeit getödteten Thiere beträgt oft nur 50, oft aber auch mehrere Hunderte. Ich nahm während 5 Tagen an einer solchen Jagd Theil; es wurden 122 Vicunnas gefangen und aus dem Erlöse der Felle ein neuer Altar in der Kirche gebaut. Das Fleisch wird an der Luft gedörrt und gibt dann zerstampft und zubereitet ein wohlschmeckendes Gericht. Aus der Wolle werden die feinsten Gewebe und sehr dauerhafte Hüte gefertigt. Jung eingefangen werden die Vicunnas leicht gezähmt und sind dann sehr zutraulich; im Alter werden sie aber tückisch und durch das häufige Spucken unerträglich. Ich besaß in Tarma eine schöne Vicunna, die mir wie ein Hund überall nachfolgte, ich mochte zu Fuß oder zu Pferde sein. — Un-

ter der Regierung der Inkas hatten die Peruaner in den Tempeln große Statuen von Gold und Silber, welche das Lama oder seine Verwandten vorstellten."

Zweite Gattung:

Bisamthier. Moschus, Linn.

Ohne Gehörn; keine Thränengruben. Im Oberkiefer hat das Männchen jederseits einen langen, aus dem Munde hervortretenden Eckzahn.

Das **ächte Bisamthier** (Moschusthier), M. moschifer, L. S. Bild 51. Franz. le Musc. Von der Größe eines Rehes; fast ohne Schwanz; Haare grob und brüchig; Farbe graubraun; die Jungen haben gelbliche oder graue Flecken. Das Männchen hat in der Nabelgegend eine Vertiefung, in welcher jener starkriechende Stoff enthalten ist, den man Moschus oder Bisam nennt. Das Thier bewohnt die Hochgebirge Asiens vom 16. bis 58. Grad N. B. und vom 92. bis 155. Grad L. Der Bisam ist anfangs schmierig, kommt aber zu uns als eine trockne, fettig anzufühlende, krümliche, dunkelbraune Masse. Der beste wird aus China, Tonkin und Tibet gebracht, und zwar in Beuteln, welche die Größe eines Taubeneies haben, auswendig mit braunen Haaren besetzt, inwendig mit einem feinen Häutchen bekleidet sind. Man braucht den Bisam häufig als Arznei, darf aber nur sehr kleine Gaben anwenden. Tavernier gibt an, daß der Bisam frisch so stark riecht, daß er Nasenbluten verursacht, und Chardin, daß dies Nasenbluten zuweilen mit tödtlichem Blutsturze endet, weswegen sich die Jäger, wenn sie den Beutel ausschneiden, Mund und Nase verbinden. In unsren Apotheken kostete im Jahr 1843 der Gran Bisam 5 sgl. 8 pf., im Jahr 1847: 3½ sgl. Will man untersuchen, ob Bisam unverfälscht ist, so legt man ihn auf einen Platinalöffel, erhitzt ihn mit dem Löthrohr, worauf er einen starken, reinen Bisamgeruch gibt und nur etwas weiße Asche zurückläßt.

Die übrigen Bisamthiere haben keinen Bisambeutel, sind die kleinsten Wiederkauer, bewohnen Ceilon, Java, Sumatra.

Dritte Gattung:

Hirsch. Cervus, Linn.

Schneidezähne $\frac{0.}{8.}$; Backenzähne $\frac{6.\ 6.}{6.\ 6.}$. Die Eckzähne fehlen oder es ist nur in der Oberkinnlade jederseits ein kleiner. Auf dem

Kopfe des Männchens, beim Rennthier auch des Weibchens, steht ein Geweih, welches eine feste, nicht hohle Knochenmasse bildet und jährlich einmal abgeworfen wird. Das junge Geweih ist anfangs weich und mit einer haarichten Haut (Bast) bekleidet. Am Grunde bildet jede Stange einen Ring (Rose), der mit Höckern (Perlen) besetzt ist. Sobald das Geweih ausgewachsen ist, wird der Bast an Baumstämmen abgerieben (gefegt). Schwanz sehr kurz oder fast fehlend. Mit Ausnahme des südlichen Afrika's und Australiens findet man in allen Ländern Arten dieser Gattung und überall sind sie ein Hauptgegenstand der Jagd.

a) Das Geweih ist unterhalb seiner Spitzen flach.

Das **Elendthier** (Elch), C. Alces, L. S. Bild 52. Franz. l'Elan. So groß wie ein Pferd. Die Oberlippe ragt über die untre hervor und ist fast 4eckig; sie ist behaart und hat nur in der Mitte eine schwielige, nackte Stelle, welche nach oben breiter ist. Unter der Kehle bekommt das Männchen nach dem dritten Lebensjahre einen kleinen warzigen Beutel, der bis 6 Zoll lange Borsten trägt. Die Farbe des Elendthieres ist im Sommer schwarzbraun, unten weißlich-aschgrau; im Winter ist es graubraun. Das Geweih des Männchens ist vom Grund an flach und erreicht ein Gewicht von 30 bis 40 Pfund. Die starken werfen es vom December bis März, die geringeren im April oder Mai ab. Die Paarungszeit (Brunft) fällt in den September. Nach 9 Monaten setzt das Weibchen, wenn es jung ist, 1, wenn es älter ist, 2, selten 3 Junge, die nicht gefleckt sind. Das Elendthier wohnt von der östlichen Grenze Norwegens bis zum östlichen Ende Sibiriens, kommt in einigen Gegenden Ostpreußens vor, ist im nördlichen Amerika häufig und heißt dort Moosdeer, Musthier, Orignal. Es liebt sumpfige, mit Buschwerk oder Wald bewachsene Gegenden, schwimmt auch gut. Will es niedrige Pflanzen fressen, so muß es, weil seine Beine verhältnißmäßig zu lang sind, die Vorderbeine zurückziehn; im Ganzen frißt es lieber von Bäumen, an denen es, namentlich an jungen Kiefern, viel Schaden thut. Es geht wie der Rothhirsch in Truppen. Sein Geschrei gleicht dem des Damhirsches. Wenn es läuft, klappern die Hufen. Es soll gegen 18 Jahre alt werden. Verwundet ist das Männchen gefährlich, stößt und tritt. Das Wildpret (Fleisch) ist sehr schmackhaft. Das Elendthier, von welchem ich gegessen, war bei Rosenberg ohnweit Marienwerder geschossen. Das Fell ist dick, und gibt, weich gegerbt, ein vortreffliches Leder. Talg, Geweih und Knochen werden benutzt.

J. G. Gmelin fand ohnweit der Lena in Sibirien ein tungusisches Volk an der Nischnaja-Tunguska, welches größtentheils von der Jagd der Elendthiere lebte. Im Winter hetzten sie dieselben bei tiefem Schnee mit Hunden, im Sommer jagten sie sie in Flüsse und holten sie dann mit Kähnen ein. Auf dieselbe Weise werden sie auch in andren Gegenden Sibiriens verfolgt. „Ein Russe," so erzählt Wrangel, „welcher allein im Boote den Kolymafluß hinabfuhr, erblickte ein prächtiges Elendthier, das eben quer über den Strom schwamm. Unmöglich konnte er die günstige Gelegenheit unbenutzt lassen. Im Nu hat er eine tüchtige Schlinge fertig, wirft sie dem Thier über das Geweih, und rudert mit kräftigen Armen dem Ufer zu. So lange sie sich in der Tiefe befanden, mußte ihm das bestürzte Elend schwimmend folgen. Kaum aber fühlte es Grund unter seinen Füßen, so hat es mit einigen Sätzen das Ufer erreicht, rennt dem Walde zu, indem es den leichten Kahn mit dem unglücklichen Jäger hinter sich her schleudert, welcher froh sein mußte, endlich noch mit ziemlich heiler Haut herausgeworfen zu werden. — Im nördlichen Amerika dienen die Elendthiere vielen Indianern zur Nahrung, auch überziehn dieselben ihre Hütten, Schwitzhäuser und Kähne mit deren Häuten.

Das **Rennthier**, C. Tarāndus, L. S. Bild 53. Franz. le Rhenne. So groß wie der Rothhirsch, aber die Beine kürzer und dicker. Farbe im Sommer braun, im Winter grau, fast weiß. Es bewohnt die kältesten Gegenden des ganzen Nordens, in Sibirien vom 54sten Grad an, in Europa etwa vom 61sten, und viele Völkerschaften leben fast bloß von diesem Thiere. Es wird auch im nördlichen Europa und Asien heerdenweis zahm gehalten, doch kommen solche Heerden nie unter Dach, und müssen sich das ganze Jahr ihr Futter suchen. Schon bei Stockholm und Petersburg gedeiht es nicht mehr, und alle neuerdings gemachten Versuche, es nach Deutschland oder Schottland zu verpflanzen, sind mißglückt. In seinem Vaterlande wird es von Mücken und Oestrusfliegen sehr geplagt, auch von Wölfen, Vielfräßen und Bären verfolgt. Es vertheidigt sich mit den Hufen und dem Geweih. Seine breiten Hufen erleichtern ihm das Gehen und Laufen auf Schnee. Beim Laufe klappern die Hufen laut. Im Sommer genießt es alle Gewächse seines Vaterlandes; im Winter lebt es von Flechten, welche es unter dem Schnee hervorscharrt. Es wird häufig zum Ziehen gebraucht, seltner zum Tragen und Reiten. Die Milch ist fett; man bereitet Käse daraus, aber keine Butter. Melken kann man kaum ein halb Jahr.

Nach dem Tode wird jeder Theil benutzt. Seine Stimme ist eine Art Grunzen. Das Alter erstreckt sich bis auf 16 Jahre.

Als Linné seine Reise nach Lappland machte, war es eines Tages Anfangs Juli in den Alpen in der Nähe der Eisberge so kalt, daß der Schwede die Kälte fast unerträglich fand; die Einwohner achteten aber nicht darauf. Unzählige Rennthiere mit ihren Führern waren im Freien. Es war Melkzeit und man sah eine große Heerde durch ein Mädchen mit einem Hunde nach Hause treiben. Wollte eins zurückbleiben, so trieb es der Hund sogleich weiter, und besonders gehorchten die Thiere, wenn das Mädchen pfiff. Auf dem gewöhnlichen Melkplatze legten sich alle keuchend nieder. Die Lappländer nahmen nun einen Strick, schlangen ihn einem der Thiere um die Hörner und befestigten das andre Ende an einen in die Erde geschlagenen Pfahl. Waren auf diese Weise 4 Rennthiere angebunden, so fing man an, sie zu melken. Da nun die Heerden oft aus mehreren hundert Stück bestehn, so wunderte sich der Reisende, wie die Eigenthümer diejenigen, welche noch zu melken waren, von den schon gemolkenen, die man sogleich wieder frei ließ, unterscheiden konnten. Man sagte ihm aber, jedes Rennthier hätte seinen besondern Namen, und man kennte sie ganz genau.

Ueber die Rennthiere in Lappland sagt G. P. Blom, Amtmann zu Budskerud in Norwegen, im Jahr 1843 Folgendes: „Das wilde Rennthier hält sich nur in den höheren Gebirgen auf, ist scheu und schwer zu schießen. Das zahme ist die Stütze und der Stolz, der Reichthum und die Lust der Lappländer. Wer unter ihnen seine Rennthiere nach Hunderten zählt, der steht auf dem Gipfel menschlicher Glückseligkeit. Der Proviantvorrath besteht in Rennthierkäse und Rennthiermilch, welche letztere für den Winter in Rennthiermägen aufbewahrt wird; das Bette besteht aus einer Schicht mit Rennthierfellen bedeckter Birkenzweige; die Wohnung ist ein aus grobem Tuch oder Rennthierfellen gefertigtes Zelt, an dessen Decke die schwarz geräucherten, mit Milch gefüllten Mägen hängen. Nur im Herbst schlachtet der Lappe Rennthiere, denn nur zu dieser Zeit sind sie fett und schmackhaft. Im Frühling und Sommer leiden sie von den durch Larven der Rennthierbremen verursachten Beulen so sehr, daß sie ganz mager sind. Die Rennthier-Kuh kalbt im März und wird von dieser Zeit an gemolken. Gegen Abend werden die Rennthiere nach den Zelten getrieben. Ihre Ankunft wird durch das Gebell der Hunde verkündigt, welche die Heerde umkreisen und zusammenhalten. Wenn die Thiere näher kommen, so bieten die Geweihe

einen merkwürdigen Anblick dar; sie nehmen sich wie entlaubtes Buschholz aus und sind in Gestalt und Größe sehr veränderlich. Man vernimmt Töne wie von grunzenden Schweinen. In der Nähe der Zelte findet sich ein kreisförmiges Gehäge mit 2 Thüren. Sobald sich die Rennthiere demselben nähern, drängen sie sich dicht zusammen, um in dasselbe einzugehn. Sie sind so zahm, daß selbst ein Fremder sie ohne Gefahr berühren darf. In der Mitte des Gehäges befindet sich ein kleines Gerüste, an das die Kühe während des Melkens gebunden werden. Das Melken wird von Männern, Frauen und Kindern verrichtet; allein einem besondren Manne liegt ausschließlich das Geschäft ob, die Kühe an den Melkplatz zu führen. Er kennt jedes einzelne Stück genau, selbst wenn die Heerde aus vielen Hunderten besteht, geht mit einer Schlinge in der Hand umher, und wirft dieselbe so geschickt um das Geweih der Kuh, die er, eben einfangen will, daß er seinen Zweck nie verfehlt, selbst wenn sie 20 bis 30 Schritte von ihm entfernt ist und viele andre Stücke dazwischen stehn. Die Kühe geben zwar wenig Milch, aber diese ist so dick wie Rahm. Die zahmen Rennthiere sind nicht durchgehends grau von Farbe wie die wilden, sondern man findet verschiedne Abänderung in der Färbung. Die weißen haben meist Abzeichen an Kopf und Füßen. Nur die Männchen dienen zum Lasttragen; übrigens darf man ihnen keine starke Last zumuthen und sie gehen beladen nur langsam. Nützlicher beweist sich das Rennthier als Zugthier, und wenn der Schnee von guter Beschaffenheit ist, befördert es schwere Schlitten mit großer Geschwindigkeit. Man braucht weder Bahn noch Stall; es läuft über den ungebahnten Schnee, und sobald es ausgespannt ist, scharrt es den Schnee weg, und findet unter demselben seine Nahrung. Im Sommer lebt der Lappländer, welcher nicht am Seestrande wohnt, fast einzig von Rennthiermilch, in welcher er oft eine Art Sauerampfer kocht; im Winter genießt er hauptsächlich geräucherte Rennthiermilch, Rennthierfleisch und Mehl, welches er aus den Seehäfen für Fleisch eintauscht. In den Distrikten von Namdalen oder Senjen werden die Rennthiere auch auf die Inseln geschafft, welche eine gute Weide darbieten. Der Lappländer bindet ein Rennthier mit den Hörnern an sein Boot, und die übrige Heerde schwimmt dann hinterdrein, wenngleich der Weg über eine englische Meile breit ist."

„Die Jukahiren und die übrigen Bewohner der Gegenden längs dem Aniuj-Flusse in Sibirien," sagt Wrangel, „hängen ganz vom Rennthiere ab, welches hier, wie in Lappland, fast aus-

schließlich Nahrung, Kleidung, Fuhrwerk, Wohnung liefert. Der Ertrag der Rennthierjagd entscheidet, ob Hungersnoth oder Wohlleben herrschen, und die Zeit der Rennthierzüge ist hier die wichtigste Epoche. Es gibt hier deren 2 im Jahre; der erste hat im Frühling, der andre im Herbste Statt, und da es hier fast keinen Sommer gibt, so folgen beide Züge ziemlich bald auf einander. Ungefähr gegen Ende Mai verläßt das wilde Rennthier in großen Heerden die Wälder, wo es den Winter über einigen Schutz gegen die grimmige Kälte suchte, und zieht nach den nördlicheren Flächen, theils weil es dort bessere Nahrung auf der Moosfläche findet, theils aber auch, um den Mücken und Fliegen zu entgehn, die mit Eintritt des Frühlings in ungeheuren Schwärmen die ganze Luft verfinstern und die armen Rennthiere in vollem Sinne des Wortes zu Tode quälen. Der Frühlingszug ist nicht sehr vortheilhaft für die Jäger, weil die Thiere oft noch über die gefrorenen Flüsse ziehn, wo es dann kein andres Mittel gibt, als ihnen in den Bergschluchten aufzulauern und sie mit Flinten oder Pfeilen zu erlegen, oder in Schlingen zu fangen. Letzteres ist ziemlich unsicher, ersteres aber, wegen der Seltenheit des Pulvers und Bleies, kostspielig. Zudem sind auch in dieser Jahreszeit die Thiere sehr mager und durch die Stiche der Insekten ganz mit Beulen und Wunden bedeckt, so daß nur der äußerste Hunger den Menschen bewegen kann, ihr Fleisch zu genießen. Gewöhnlich werden die Frühlingsrennthiere nur zu Futter für Hunde benutzt. Die wahre Ernte dagegen ist im August und September, wo die Rennthiere wieder aus der Ebne in die Wälder zurückkehren. Dann sind sie gesund, wohlgenährt, und geben eine schmackhafte, kräftige Speise; um diese Zeit ist auch das Fell mit neuem Winterhaar bewachsen, dicht und fest. Der Unterschied ist so groß, daß man ein Frühjahrsfell für 1 bis 1½ Rubel kauft, während ein Herbstfell mit 5 bis 6 Rubel bezahlt wird. Wir befanden uns gerade zu dieser Zeit hier und hatten Gelegenheit, Rennthierzug und Fang genau zu beobachten. Er besteht in guten Jahren aus mehreren Tausenden, und obgleich sie in Heerden von 2- bis 300 Stück gehn, so bleiben sich diese doch immer ziemlich nahe, so daß das Ganze nur eine ungeheure Masse ausmacht. Ihr Weg ist immer unabänderlich derselbe. Zum Uebergange über den Fluß wählen sie eine Stelle, wo an dem einen Ufer ein trockner Thalweg hinabführt, und an dem gegenüberstehenden ein flaches, sandiges Ufer ihnen das Hinaufkommen erleichtert. Hier drängt sich jede einzelne Heerde dichter zusammen und beginnt unter Anführung der

größten und stärksten Thiere ihren Uebergang. Die ganze Oberfläche bedeckt sich mit schwimmenden Thieren. Nun stürzen die Jäger in ihren kleinen Kähnen pfeilschnell hinter Buchten, Steinen, Gesträuch u. s. w., wo sie sich bis dahin verborgen gehalten, hervor, umringen den Zug und suchen ihn aufzuhalten, während 2 oder 3 der gewandtesten unter ihnen, mit einem kurzen Spieße bewaffnet, in den schwimmenden Haufen hineinfahren und in unglaublich kurzer Zeit eine große Menge tödten oder doch so schwer verwunden, daß sie höchstens das Ufer erreichen und den dort wartenden Weibern, Mädchen und Kindern in die Hände fallen. Das Geschäft des Jägers ist übrigens mit großer Gefahr verbunden. In dem ungeheuren Gewühle der dicht unter einander schwimmenden Thiere ist der kleine, leichte Kahn ohnehin jeden Augenblick dem Umwerfen nahe, außerdem aber wehren sich die Verfolgten auf alle mögliche Art, die Männchen mit ihrem Geweih und den Zähnen, die Weibchen aber pflegen mit den Vorderfüßen auf den Rand des Kahnes zu springen, um ihn auf diese Weise umzuwerfen. Gelingt dies, so ist gewöhnlich der Jäger verloren, indem es ihm beinahe unmöglich wird, sich aus dem dichten Haufen herauszuarbeiten. Ein guter Jäger erlegt übrigens hundert und mehr Rennthiere in weniger als einer halben Stunde. Wenn die Heerde zahlreich ist und einmal erst in Unordnung geräth, so verwickeln sich die Rennthiere mit ihren breiten Geweihen in einander und dann wird das Stechen weit leichter, weil weniger Gegenwehr ist. Die Mittel zur Aufbewahrung des Rennthierfleisches sind Eindörren an der Luft, Räuchern, Frost. Als vorzügliche Leckerbissen werden die Zungen sorgfältig aufbewahrt und nur bei festlichen Gelegenheiten aufgetischt." An dem Baranichaflusse in Sibirien sah Wrangel 2 unabsehbare Züge wilder Rennthiere, welche mit ihren hohen Geweihen wandelnden Wäldern glichen. Es dauerte über 2 Stunden, bis alle Rennthiere vorüber waren. Hinter dem einen Zuge schlich ein Wolf her, hinter dem andern ein großer Bär. Es schien jedoch, als hätte der letztere keine schlimmen Absichten, denn er grub immer von Zeit zu Zeit ein Mäuschen aus. — „Große Karavanen von Tschuktschen," so erzählt Wrangel ferner, „machen jährlich eine Reise von der nordöstlichsten Spitze Asiens nach Ostrownoje in Sibirien zum Jahrmarkt. Sie bringen dahin Pelzwerk und Wallroßzähne, welche sie von den Nordamerikanern eingetauscht haben, die sie, die Behringsstraße auf kleinen Kähnen überschiffend, besuchen. Um nach Ostrownoje zu gelangen, reisen die Tschuktschen von August bis in den

Februar, bleiben dort nur wenige Tage, und brauchen dann auch wieder fast ½ Jahr zur Heimreise. Sie fahren in Schlitten, deren jeder mit 2 Rennthieren bespannt ist, und haben aus Rennthierfell bereitete Zelte bei sich. Weil sie zuweilen über Strecken kommen, wo es an Moos für die Rennthiere fehlt, so sind immer einige Schlitten mit dieser Nahrung beladen. Die Zelte werden mit dünnen Stangen aufgerichtet, enthalten einen Raum für den Feuerkessel, und außerdem noch eine eigentliche Wohnstube oder mehrere. Eine solche Wohnstube besteht aus einem großen, aus Rennthierfell zusammengenähten Sack, welcher durch einige senkrechte Stäbe in einen viereckigen Kasten verwandelt wird, aber so niedrig ist, daß man nur darin sitzen kann. Für Luft und Licht ist gar keine Oeffnung da. In der Mitte steht ein Topf mit Wallfischthran und in diesem ein brennender dicker Docht von Moos, wodurch der Raum sehr warm wird. Will man hinein oder heraus, so kriecht man auf allen Vieren durch ein kleines Loch, welches entsteht, indem man den einzigen unangenähten Zipfel wegschiebt, den man dann wieder sorgfältig schließt."

Bei den Tungusen fand J. G. Gmelin auch den Gebrauch, die Rennthiere Lasten oder Menschen tragen zu lassen. Der Zaum bestand nur aus einem um den Hals gezogenen Riemen. v. Middendorf ist im Tungusenlande ein halbes Jahr lang, immer auf Rennthieren reitend, durch Sumpf und Wald, über Thal und Berg auf Pfaden gereist, für die jedes andre Reitthier unbrauchbar gewesen sein würde.

„In Nord-Amerika," so erzählt R. King in Back's Reise, „leben die Chipewyans so wie die Kupfer-, Hundsrippen- und Hasen-Indianer fast einzig vom Rennthier. Zur Bekleidung schätzen sie die Haut der Kälber am meisten, weil später das Haar lang und spröde wird. Vom Kopf bis auf die Zehen in Rennthierfell gekleidet und noch in einen aus Rennthierfell gemachten Bettlaken gehüllt, vermag der Indianer während der grimmigsten Kälte ganz behaglich im Schnee zu übernachten. Wenn im Sommer die Flechten, welche den Rennthieren während der kalten Jahreszeit zur Nahrung gedient haben, vertrocknen, so ziehn sie schaarenweise der Seeküste zu, um sich dort von mancherlei saftigen Gräsern zu ernähren. Die Weibchen kalben auch dort und im September ziehn die Heerden wieder nach Süden, woselbst sie im Oktober ihre Wälder wieder erreichen. Die Männchen haben alsdann eine drei bis sechs Zoll dicke Lage von Fett unter der Haut des Rückens und der Schen-

kel. Von Geweih und Knochen machen sich die Indianer ihre Fischspeere und Angeln; mit den gespaltenen Schienbeinknochen befreien sie die Häute von Fleisch, Fett und Haar; dann schmieren sie dieselben mit Rennthiergehirn und räuchern sie über einem Feuer von faulem Holz. Aus solchen Häuten machen sie ihre Zelte. Die ungegerbten Häute geben Riemen, Bogensehnen und Netze; die Sehnen des Rückens werden zu feinem Zwirn gespalten. Kein Theil des Thieres bleibt unbenutzt, selbst der Speisebrei im Magen nicht. Dieser bildet, wenn er einige Zeit gelegen und dadurch eine gewisse Gährung erlitten hat, ein höchst beliebtes Gericht. Das Blut wird gekocht und gibt so eine sehr nahrhafte und schmackhafte Suppe. Die Knochen werden gestoßen und gekocht, das daraus gewonnene Mark wird mit Fett und getrocknetem Fleisch gemischt oder dient zum Salben des Haars und Gesichts. Das Rennthier wandert in Heerden von 10- bis 100,000 Stück, ist leicht zu beschleichen, und der Indianer erlegt es mit der Flinte, fängt es in Schlingen, oder tödtet es beim Durchschwimmen der Flüsse mit Spießen. Die Eskimos bemächtigen sich ihrer auch mittelst Falllöcher, die sie in Schnee und Eis anbringen."

Als Kapitän John Franklin im September 1820 den Kupferminenfluß im nördlichen Amerika besuchte und dann im Fort Entreprise 10 Monate verweilte, sah er am 10. September auf einem kurzen Spaziergange über zweitausend Rennthiere, welche sich jedoch in Heerden von 10 bis 100 Stück sonderten. „Die Kühe," sagt er, „welche im Herbste magerer und behender sind, als die Männchen, bilden meist den Vortrab. Die Hüften der Männchen sind jetzt 2 Zoll und drüber hoch mit Feist belegt. Das Geweih, welches in der Mitte Augusts noch weich war, hat jetzt seine vollkommne Größe erreicht, und verliert nun seine haarige Bekleidung, welche in Fetzen herabhängt. Das Geweih hat eine so mannichfaltige Bildung, daß es nie bei zweien ganz gleich gefunden wird. Die alten Männchen werfen es zu Ende December ab; die Kühe tragen es bis gegen Mitte oder Ende Mai's. Die jungen Männchen verlieren ihr Geweih etwa zu derselben Zeit wie das Weibchen. Das Rennthier härt sich im Juli, worauf es einen kurzen, dichten Pelz erhält, dessen Farbe ein Gemisch von Zimmet-Tiefroth und Gelblichbraun ist; Bauch und Unterhals bleiben weiß. Mit Annäherung des Winters wird das Haar länger und hellfarbiger. Die Indianer bereiten ihre Röcke aus den kurzhaarigen Herbsthäuten. Gegen das Frühjahr durchlöchern die bedeutend großen Maden eines Oestrus die

Haut der Rennthiere so sehr, daß sie nicht den geringsten Werth hat. Im August sieht man nur noch die Narben dieser Löcher. Die Rennthiere ziehn sich im Juli und August von der Seeküste südwärts und suchen während des Winters in den Wäldern Schutz. Im Frühling wandern sie wieder nach Norden, wobei die Kühe den Vortrab bilden, und dann zu Ende Mai oder Anfang Juni an der Küste des Polarmeers kalben. Es gibt gewisse, den Indianern wohl bekannte Stellen, durch welche die Rennthiere, ohne Ausnahme, auf ihren Wanderungen von und nach der Küste wechseln. Das Rennthier nährt sich an waldlosen und bewaldeten Stellen vorzugsweis von Flechten. Die von den Oestruslarven stark gequälten Rennthiere sind im Frühjahr sehr mager; diejenigen aber, welche zufällig von dieser Plage frei sind, findet man jedesmal feist. Auch in den Nasenlöchern und im Gaumen nisten jene Larven. Die Rennthierheerden werden auf ihren Wanderungen von Meuten Wölfen verfolgt, denen viele zur Beute werden. Die Kupferindianer tödten das Rennthier im Sommer mit der Flinte, auch stellen sie an Seeen Treiben an und jagen sie in's Wasser, wo sie leicht erlegt werden können. Man bildet auch von Zweigen und Buschwerk oder von Rasen zwei Zäune, läßt in beiden viele Lücken, legt in jede Lücke eine Schlinge, treibt die Thiere zwischen die Zäune; was heraus will, bleibt in den Schlingen stecken oder wird von Jägern, die sich hinter den Lücken versteckt haben, erstochen. Nur gegen den Wind kann man Rennthiere beschleichen. Die Hundsrippen-Indianer gehn, wie uns Herr W e n z e l erzählt, der lange unter jenem Volke gelebt, paarweis auf die Jagd; der Vorderste hält in der einen Hand ein Rennthiergeweih, in der andern ein Büschel Zweige, gegen welche er das Geweih reibt; er trägt dabei um die Stirn eine Binde von weißem Pelz. Der zweite Jäger geht dicht hinter dem ersteren her. Bemerken die Rennthiere diese merkwürdige Erscheinung, so stehn sie still und gucken ganz verwundert. Plötzlich feuern beide Jäger zugleich, laden dann im Laufe und schießen noch ein- oder mehrmal."

Der **Damhirsch**, C. Dama, L. Franz. le Daim. An Größe steht er zwischen Rothhirsch und Reh. Die Farbe ist im Sommer meist oben rothbraun, an den Seiten und Schenkeln mit rundlichen weißen Fleckchen besetzt; Unterleib und Inneres der Schenkel weiß; Schwanz oben schwarz, unten an der Spitze weiß; unter dem Schwanze ein schwarz gerandeter, weißer Fleck. Im Winter schwinden die weißen Flecken und die Farbe wird oben schwarzbraun.

Mitunter hat man auch ganz weiße, auch solche, die schwärzlich oder schwarz sind. Das Damwild findet sich in vielen Gegenden des mittleren und südlichen Europa's, doch weit seltner als das Rothwild; bewohnt auch die Berberei. Die Brunftzeit (Paarungszeit) fällt in den November; dabei schreit der Hirsch (Männchen) des Abends und die Nacht hindurch. Ein Hirsch genügt für 3 bis 6 Thiere (Weibchen). Das Damthier setzt nach 38 bis 40 Wochen 1 oder zuweilen 2 Kälber, welche bis zum November gesäugt werden. Das Damhirschkalb (junge Männchen) bekommt im nächsten Februar auf dem Kopfe zwei Spieße, die bis zum August 5 Zoll lang und dann gefegt werden. Im nächsten Frühjahr werden diese abgeworfen und erneuern sich in diesem und den folgenden Jahren wie beim Edelhirsch. Vom 5ten Jahr an zeigen sich die Schaufeln (Flächen) am Geweih und es kann eine Schwere von 18 Pfund erreichen. Der unterste Theil der Stangen ist immer walzenrund. Die Eckzähne fehlen. Der Jäger bedient sich für das Damwild derselben Ausdrücke wie beim Edelwild, nennt aber das Männchen auch wohl Bock, die flachen Theile des Geweihes Schaufeln, und den Hirsch, der damit geschmückt ist, Schaufler. Das Damwild ist gesellig, und Schaufler nebst Hirschen vom zweiten und dritten Kopfe (die das zweite und dritte Gehörn tragen) einerseits, und Kälber, Spießer, Schmalthiere und alte Thiere andrerseits bilden oft zahlreiche Trupps und wählen ihren Aufenthalt am liebsten im lichten Holze. Lieblingsäsung sind Roßkastanien, Obst, Mistel, junge Rübsaat, Getreide, Bucheckern, Eicheln, Klee; im Winter äst es vorzüglich die Knospen, jungen Zweige und die Rinde des Laubholzes, ja auch des Nadelholzes, und geht nicht leicht an die Fütterungen. Im Ganzen ist das Damwild gutmüthiger, als das Rothwild, leichter zu zähmen, paßt sich besser für Thiergärten, erreicht in ihnen ein Alter von 15 bis 20 Jahren. Die Feistzeit fällt in den September. Es wird eben so benutzt wie das Rothwild, doch ist sein Wildpret schmackhafter, seine Haut dehnbarer und weicher, aber schwächer. Es erträgt schlimme Winter besser, aber es thut in Forsten noch weit größeren Schaden, und deshalb hegt man es weniger. In Thiergärten verträgt es sich mit dem Rothwild gut. Die Jagd ist wie bei diesem.

b) Die Stangen des Geweihes sind überall rund.

Der **Rothhirsch** (Hirsch, Rothwild, Edelhirsch, Edelwild), Cervus Elaphus, L. Franz. le Cerf commun. Höhe am Widerrist etwa 4 Fuß. Die Farbe ist im Sommer ganz rothbraun,

im Winter graubraun; im hohen Alter wird er schwärzlich und die Halshaare verlängern sich beim Männchen zu einer Art Mähne. Eine Seltenheit sind weiße, silberfarbne und schwarze Hirsche, auch kommen welche mit weißer Blässe vor. Im Mai färbt er sich, d. h. bekommt neue Haare. Das Kalb ist bis gegen den Herbst braunröthlich mit weißen Fleckchen. Nasenspitze kahl. Schwanz halb so lang als das Ohr. Vor jedem Auge steht eine bedeutende Vertiefung (Thränengrube), über welcher die Haut eine Oeffnung hat; in ihr sammelt sich eine zähe Schmiere, welche zuletzt hart und glänzend, gelblichbraun, schwarz-geadert, rundlich und wohlriechend wird, worauf sie herausfällt. Man nennt sie Hirschbezoar. Er bewohnt Europa und Sibirien bis zur Lena.

Der Jäger gebraucht vom Hirsche folgende Ausdrücke: Rothwild ist die allgemeine Benennung; Hirsch heißt das Männchen, Thier das Weibchen; das junge Männchen Hirschkalb; wenn es im folgenden Frühjahr 2 einfache Spieße aufgesetzt hat, Spießer; wenn es, nun fast 2 Jahre alt, 2 Spieße aufsetzt, die unten einen spitzen Auswuchs (Augensprosse) haben, heißt es Gabler. Bis hieher nannte man das Geweih Gehörn; von nun an bekommt es den Namen Geweih; es besteht aus zwei Stangen und die daran befindlichen Spitzen, wenn sie wenigstens so groß sind, daß man einen Handschuh daran hängen kann, heißen Enden. Die Stärke des Geweihes und die Zahl der Enden nimmt, wenn der Hirsch sich wohl befindet, meist jährlich zu; hat er aber magere Kost oder befindet er sich unwohl, so nimmt sie auch nicht zu und sogar zuweilen ab. Eine Stange hat öfters ein Ende mehr als die andre; hat nun die eine Stange z. B. sieben, die andre sechs Enden, so sagt man: der Hirsch hat 14 ungerade Enden; haben beide Stangen 7, so sagt man: er hat 14 gerade Enden. In beiden Fällen heißt er ein Vierzehnender. Eben so gibt es Sechsender, Achtender, Zehnender u. s. w. Geweihe von 24 Enden sind jetzt sehr selten. Am 18. September des Jahres 1696 schoß Friedrich I. von Preußen bei Fürstenwalde einen Hirsch, der 535 Pfund wog und dessen Geweih 66 Enden hatte, wobei freilich die kleinsten Zäckchen mitgezählt sind; es wurde dem Kurfürsten von Sachsen August dem Starken geschenkt und befindet sich seitdem in der Moritzburg bei Dresden. An der Stelle, wo dieser seltsame Hirsch verendete, ließ Friedrich I. ein steinernes Denkmal von 12 Fuß Höhe aufrichten. In dem Lustschloß Reinhardsbrunn, nicht weit von Schnepfenthal, befindet sich eine herrliche Sammlung von Geweihen. Eins davon, welches ich

gemessen habe, hat 22 Enden, wiegt 29 Pfund, ist 4 Leipziger Fuß 1 Zoll lang; das längste Ende steht über der Augensprosse und ist 1 Fuß 10 Zoll lang; der Umfang einer Stange, über der Rose, beträgt 11 Zoll; der Umfang der Rose 13¾ Zoll; die Entfernung der äußersten Spitzen des Geweihes von einander beträgt 4 Fuß 1 Zoll, also eben so viel als die Länge; der ganze Hirsch hat, nach Angabe der Chronik, 7 Centner gewogen. Ein andres Geweih in hiesiger Nähe, welches dem Forstmeister Schrödter zu Georgenthal gehört, wiegt 30 Pfund, hat 16 Enden; die Länge beträgt 4 Fuß 4 Zoll; die Entfernung der äußersten Spitzen 4 Fuß 3 Zoll; die Augensprosse ist 2 Fuß lang; die Rose hat 13 Zoll im Umfang. Solche Geweihe sind eine große Seltenheit. Ein sehr starkes Geweih heißt auch Gewicht. Endet ein Geweih oben mit 2 Enden, so heißt dies Gabel; endet es mit mehreren Enden, so heißt dies Krone. Die Stelle des Kopfes, auf der das Geweih steht, heißt Rosenstock, das hervorsprossende Geweih Kolben; man sagt: das Geweih hat sich vereckt, wenn es förmlich ausgebildet ist; der unterste ringförmige Theil jeder Stange, der mit Höckern, die man Perlen nennt, besetzt ist, heißt Rose; der wollige Ueberzug, welcher das Geweih, bis es vereckt ist, bedeckt, heißt Bast; dann reibt er den Bast an Baumstämmen ab, dies heißt: er fegt. Schon zu Ende Februar wirft der Kapitalhirsch sein Geweih ab, der jüngere Hirsch sein Geweih im März, der Spießer sein Gehörn im April. Bald darauf sprosset das neue hervor, ist binnen 10 bis 16 Wochen vereckt und wird gefegt. Während des Fegens ist es weiß und hin und wieder schweißig (d. h. blutig); bald aber wird es braun und nur die Ecken (Spitzen) bleiben weiß. Beim Fegen frißt der Hirsch die von seinem Geweih abgeschlagenen Bastlappen. Die Spur, welche er beim Fegen an den Bäumen durch Abschlagen der Rinde zurückläßt, heißt das Himmelszeichen, und beweist dem Jäger, wenn sie hoch hinauf reicht, daß ein großer Hirsch dagewesen. Mit dem Abwerfen des Geweihes und dessen Wiederentstehung verhält sich's so: Gegen die Zeit des Abwerfens gerathen die Pulsadern des Rosenstockes in größere Thätigkeit, welche eine Art von Entzündung hervorbringt, wodurch das vorhandene Geweih locker wird und abgeworfen werden kann. Selten fallen beide Stangen zugleich. Sobald sie ab sind, tritt etwas Schweiß (Blut) aus dem Rosenstocke, es bildet sich in wenig Stunden ein Schorf und nach 24 Stunden befindet sich unter diesem schon eine neue Haut. Nach 5 Tagen hat sich auf dem Rosenstocke eine gallertartige, mit feinen Haaren be-

zogene Erhabenheit gebildet, welche sehr warm anzufühlen ist; bei starken Hirschen ist sie nach 14 Tagen schon ½ Fuß hoch und mit feinen Haaren bedeckt. Man nennt dies Kolben, und einen Hirsch, der ihn eben trägt, Kolbenhirsch. Jetzt bildet sich auch unten an der Stange auf dieselbe Art ein neuer Auswuchs, die Augensprosse, und eben so bilden sich nach der fünften Woche auch die übrigen Enden. Anfangs ist das Geweih, wie gesagt, gallertartig, dann wird es knorpelartig, endlich lagert sich darin phosphor- und kohlensaure Kalkerde ab und es verknöchert. Ehe es verknöchert, blutet es bei Verletzung stark, weil es sehr viel Blutgefäße enthält. Jetzt vertrocknet der Bast und wird vom Hirsch an Baumstämmen abgerieben. So lange das Geweih noch jung ist, hält sich der Hirsch weit ruhiger, und sucht es vor Verletzung zu sichern, wobei er den Kopf gesenkt trägt; wird es aber dennoch verletzt, so bekommt es eine unregelmäßige, oft sehr merkwürdige Gestalt. Ein Hirsch mit 10 Enden heißt schlecht jagdbar; mit 12 Enden und darüber: jagdbar; ein vorzüglich starker (d. h. großer) Hirsch: Kapitalhirsch. Das Weibchen heißt im ersten Jahre Wildkalb, dann Schmalthier; sobald es aber ein Kalb bekommt: altes Thier; ist es unfruchtbar, so heißt es geltes Thier. Ausnahmsweise findet man auch Thiere, welche ein kleines Geweih tragen. Die stärksten Hirsche gehn ganz allein; geringere halten sich in Trupps zusammen; andrerseits bilden die Spießer, Gabler, Thiere, Schmalthiere und Kälber gemischte, oft sehr zahlreiche Trupps. Ein Trupp nennt man auch wohl Rudel. Die Hufen nennt man Schalen; den Eindruck, welchen sie machen: Tritt; die ganze Spur: Fährte. Oberrücken heißen die 2 kleinen Hufen der Anhangszehen hinten am Fuße. Die Beine heißen Läufe; das Fleisch: Wildpret; das Fett: Feist; das Blut: Schweiß; das Fell: Haut; die Augen: Lichter; die Ohren: Gehör; der Schwanz: Blume; Herz und Lunge: Geräusch; die Gedärme: Gescheide; der Mist: Losung. Die Eckzähne, welche man bei alten Männchen in der Oberkinnlade findet und welche stumpf sind, heißen Haken; bei alten Weibchen sieht man sie nur selten. Man sagt: das Edelwild steht in einem Revier (hält sich da auf); thut sich nieder (legt sich); Bett ist der Ruheplatz, den es mit den Vorderläufen bereitet hat, Wechsel sein gewöhnlicher Weg, Aesung seine Nahrung; es äset sich, heißt: es frißt. Es ist feist (fett), oder schlecht (mager); es zieht (geht) zu Holze; geht vertraulich (langsam); trollt (trabt); wird flüchtig (läuft); ist angeschweißt (angeschossen); bricht zusammen; klagt, wenn es einen Schmerzenslaut ausstößt; wird abgefangen, indem man ihm den

Hirschfänger oder das kürzere Jagdmesser (Couteau) durch die Brust in's Herz stößt; schwächere Hirsche, Thiere und Kälber werden genickt, indem man ihnen den Gnickfänger in's Genick stößt. Nach dem Tode (nach dem Verenden) wird das Rothwild aufgebrochen, indem man das Gescheide heraus nimmt und dann zerwirkt (zertheilt). Im Herbste, während der Brunft (Paarungszeit), schreit (orgelt) der Hirsch, indem er abscheuliche Töne ausstößt; die Stimme des Thieres heißt schrecken, mahnen. Das Rothwild suhlt sich, indem es sich im Schlammwasser abkühlt; es äugt (sieht), wittert (riecht) und vernimmt (hört) sehr fein. Es sichert, wenn es lauscht, ob keine Gefahr droht. Kümmerer heißt ein durch Krankheit oder Wunden zurückgekommener Hirsch. Wenn der Jäger nach der Fährte über die Größe des Hirsches urtheilt, so heißt es: er spricht den Hirsch (z. B. für einen Zwölfender) an. Platzhirsch nennt man denjenigen, der zur Brunftzeit die anderen Hirsche von seinen Thieren wegjagt und den Platz behauptet.

Das Thier (Weibchen) ist immer sanft, thut zwar, wenn ein Mensch ihm das Kalb nimmt, sehr kläglich, wagt aber nicht leicht etwas zu dessen Rettung; der Hirsch aber wird oft gefährlich, und kann mit dem Geweih leicht tödtlich verwunden. Am schlimmsten ist er im Herbst zur Brunftzeit. Namentlich hat man sich auch vor sogenannten zahmen Hirschen in Thiergärten zu hüten. Ich war einmal in einem solchen und ging mit dem Wärter ganz in der Nähe seiner Wohnung auf eine Wiese, woselbst gerade 65 Stück Rothwild standen. Sie blieben, ohne uns zu beachten, in einer Entfernung von etwa 100 Schritten ganz ruhig, fünf aber, die am zahmsten waren, kamen ganz nahe heran und verlangten nach Futter. Der Wärter hatte einen tüchtigen Knüppel mit, und sagte mir, daß der vorderste der fünf auch der schlimmste wäre, daß er schon zwei Kinder todt gestoßen, daß er jedesmal auf Den, der ihm Futter mit der Hand gegeben, lebensgefährlich losstieße, sobald das Futter alle wäre, und daß man ihn dann nur mit dem Knüppel in Respekt erhalten könnte. Da der vierbeinige Wütherich gerade kein Geweih und statt dessen nur weiche Kolben hatte, also an sich schon weniger gefährlich war, so bat ich den Wärter, Futter zu holen, dies in kleinen Portionen meiner linken Hand zu überliefern, die rechte aber mit seinem guten Knüppel zu bewaffnen. Ich fütterte nun den Hirsch; so oft ein Portiönchen alle war, trat er zurück, um Anlauf zu nehmen, zuckte boshaft mit der Nase, sah mich schief und wüthend an, wich aber jedesmal, wenn ich meine Waffe drohend

schwang, und kam dann ganz getrost wieder, wenn das neue Futterportiönchen sich zeigte. — Im Wildgarten bei Potsdam hat am 30. Sept. 1842 ein zahmer weißer Hirsch seinen eignen Wärter, mit dem er immer in bester Freundschaft gelebt, plötzlich überfallen, niedergestoßen und auf eine gräßliche Weise gemordet.

Im Schwimmen, Laufen und Springen zeigt das Rothwild außerordentliche Fertigkeit. Springt es über einen Zaun, so zieht es dabei alle 4 Läufe dicht unter den Leib; läuft es durch Buschwerk oder schwimmt es, so legt es das Geweih auf den Rücken.

Gegen Abend zieht das Rothwild auf Aesung und gegen Morgen wieder zu Holze. Im Frühjahr äst es junge Saat, Gras, Holzknospen, die der Erle ausgenommen, Brunnenkresse u. s. w.; im Sommer fast alle Pflanzen, vorzüglich aber Klee, Kohl, Erbsen, Bohnen, Samenkapseln des Leins, reifes Getreide, Gerste ausgenommen, und schwimmt selbst über Flüsse, um sich an Getreide sättigen zu können; im Herbst dasselbe, nebst Rüben, Kartoffeln, die es ausscharrt, Eicheln, Bucheckern, Obst, Vogelbeeren, Weinbeeren, Eierschwämmen, Steinpilzen u. s. w.; im Winter Saat, Rübsaat, Baumknospen, Baumrinde, Brombeerblätter, Brunnenkresse, Mistel u. s. w. Spitzen von Nadelbäumen, Heidelbeeren, Preiselbeeren und Heide frißt das Rothwild zwar auch, verkümmert aber, wenn es weiter nichts hat. In Gärten schält es die Obstbäume; so wurden mir z. B. ganz nahe bei meinem Hause in einer einzigen Nacht 16 Äpfel- und Birnbäume, jeder 20 Jahre alt, so geschält, daß sie alle abstarben. In Forsten beißt es an jungen Eichen, Ahorn, Eschen, Ulmen, Weißbuchen, Zitterpappeln, Linden, Kiefern und Lärchen die Spitzen so weg, daß die Bäumchen verkrüppeln; von den Stämmen, selbst wenn sie armsdick oder dicker sind, schält es die Rinde ab, und man hat Beispiele, daß auf solche Weise ganze Bestände von Buchen und Fichten eingegangen sind. Der Jäger pflegt sein Wild im Winter mit Heu, Hafer, Eicheln, Roßkastanien und Kartoffeln zu füttern; das Heu kann von feuchten, sogenannten saueren Wiesen sein. Gezähmt frißt es auch gern Brod, und gewöhnt sich sogar an Fleisch. Da es das Salz sehr liebt, so legt der Jäger Salzlecken an, d. h. er füllt einen aus 4 Balken bereiteten Kasten mit Lehm, der mit Salz gemischt ist, wobei sich auch etwas gestoßner Anis befinden kann. Soll kein andres Wild daran, so umgibt er die Salzlecke mit einer Umzäunung, die nur das Rothwild überspringen kann. Rings um die Salzlecke nimmt er den Rasen weg und lockert den Boden auf, damit er die Tritte

erkennen kann. Er schießt weder bei Salzlecken noch bei Fütterungen. In den Haufen der Waldameise scharrt das Rothwild gern, und zieht den Duft ein. Vom Juli bis Oktober sucht es helles Wasser auf; sonst trinkt es wenig.

Die Brunft beginnt gewöhnlich gegen Mitte September. Dann ist der Hirsch böse und schreit oft die ganze Nacht hindurch. Einer paart sich öfters mit mehr als 12 Weibchen. Alte Hirsche verjagen die jüngeren. Hirsche von gleicher Stärke liefern oft mit ihren Geweihen Gefechte, wo man das Zusammenschlagen der Stangen weithin hört, und wobei zuweilen einer auf dem Platze bleibt. Am 21. November 1756 fand man in der Bickenbacher Tann am Tabaks-Acker im Darmstädtischen zwei todte Hirsche, deren Geweihe so fest in einander gestoßen und verschlungen waren, daß man sie nicht trennen kann, ohne sie zu zerbrechen. Sie werden im darmstädtischen Jagdschlosse Kranichstein aufbewahrt. Zwei auf gleiche Weise verschlungene sieht man im Naturalienkabinet zu Berlin. Die Brunft jedes einzelnen Hirsches dauert 14 Tage; die jüngeren brunften später, und so dauert die ganze Brunftzeit 4 bis 6 Wochen. Nur die mehr als 4jährigen Hirsche schreien laut und bekommen zu dieser Zeit auch einen kropfigen Hals. Vierzig Wochen nach der Paarung setzt das Thier (Weibchen) 1 Kalb (selten 2), welches 3 Tage lang ganz ruhig liegt, aber nach einer Woche schon sehr flink ist und bis in den Herbst gesäugt wird. Die Mutter schützt es, indem sie die Aufmerksamkeit starker Feinde auf sich selbst lenkt und sie weglockt; Füchse schlägt sie mit den Vorderhufen nieder, und daher kommt es auch, daß man auf Revieren, wo viele Füchse leben, doch keinen Abgang an Hirschkälbern gewahrt. Im Sommer wird das Rothwild sehr vom Ungeziefer, vorzüglich den Oestrusfliegen geplagt. Sie legen ihre Eier an die Haut, die Maden (Engerlinge) erregen unter der Haut Geschwüre, in denen sie leben, und bohren sich im März heraus, um sich auf die Erde zu stürzen und dort zu verpuppen. Aus dieser Ursache ist die Haut des Rothwildes im Frühling oft ganz durchlöchert; bis zum Julius ist aber Alles wieder verwachsen. Auch neben der Gurgel findet man ganze Nester von Engerlingen. Diese Thiere verursachen zuweilen den Tod des Wildes.

Der Schaden, welchen das Rothwild in Forsten, Gärten, Feldern und Wiesen anrichtet, ist hundertmal größer als der Nutzen, den es nach seinem Tode gewähren kann. In wildreichen Gegenden fehlt es kein Jahr an vielen Beispielen, wo armen Leuten die Ernte,

mit der sie sich und ihre Familie den Winter über vor Hungersnoth zu schützen gedachten, im Voraus weggefressen oder in Grund und Boden getreten wird; hat der Gärtner seine Obstbäume 20 Jahre lang gepflegt und sie fangen eben an, reichlich Früchte zu tragen, da werden sie geschält, sterben dahin, zwanzig Jahre sind verloren, und will er sich neue erziehn, so ist er jedes Jahr dem Unglück ausgesetzt, daß ihm seine Hoffnung wieder vernichtet wird, oder er muß seinen Garten mit einem Geländer umgeben, welches ihm so viel Kosten macht, daß aller Gewinn am Garten auch gleich im Voraus unmöglich gemacht ist; und ist das Geländer auch 8 Fuß hoch, so kommt einmal im Winter eine fünf Fuß hohe Windwehe und die Hirsche setzen doch über. Pflanzungen aller Art, welche den größten Nutzen gewähren könnten, unterbleiben in einer solchen Gegend aus dem Grunde, weil man sicher weiß, daß sie doch ruinirt werden, und darin allein liegt schon ein großer Nachtheil. — Die Mittel, durch welche man Wild von Orten abzuhalten sucht, wo es Verwüstungen anrichten kann, sind schon beim Hasen angegeben. Hier sei noch beigefügt, daß man das Rothwild von Stellen, wo es seine Lieblingsnahrung sucht und findet, auf die Länge weder durch nächtliche Feuer und Laternen, noch durch brennende Lunten, blindes Schießen u. s. w. verscheuchen kann. Am besten helfen noch sehr dünne Bretter von leichtem Holz, die etwa 2 Schuh lang und breit und mit ganz weißem Papier beklebt oder mit weißer Oelfarbe angestrichen sind, wenn man sie so aufhängt, daß sie sich beim geringsten Luftzuge bewegen. Schickt man kleine Hunde hinter die Hirsche her, so nehmen letztere wohl das erste Mal Reißaus, das zweite oder dritte Mal fragen sie schon vielleicht nicht mehr danach und lassen sich kaum stören. Schickt man große, so haben sie Respekt, kommen aber doch auch gleich wieder, sobald sie merken, daß ihr Verfolger langsam ist. Nur große, sehr schnelle und heftige Hunde sind im Stande, sie auf längere Zeit zu verjagen. Auch ein tüchtiger, unerwarteter Schreck thut gut: Man läßt sie z. B., wenn der Wind vom Felde nach dem Walde weht, ruhig in's Feld gehn, stellt sich dann am Rande des Waldes da, wo man ihren Wechsel bestimmt beobachtet hat, gerade auf dem Wechsel hinter einen Busch, hält sich, in jeder Hand eine stark, aber blind geladne Pistole mit gespanntem Hahn, äußerst ruhig; indeß geht ein Freund mit einem tüchtigen Hunde in's Feld, hetzt die Fresser so heftig als möglich nach dem Walde zu; so wie sie noch einen Schritt vom Busche sind, krachen die 2 Pistolen, das Feuer versengt ihnen die Nase, sie

prallen mit Entsetzen zurück, stürzen hinten über, der Hund hat sie im Nu beim Ohr, sie reißen sich los, jagen wie wahnsinnig über Stock und Stein, und kommen gewiß nicht bald wieder. Hat man ein Gärtchen mit niedrem Geländer, über das sie lustig springen, um Tulpenzwiebeln auszuscharren, Nelken und Kohl abzuäsen und andren Schabernack zu treiben, so schlägt man, wenn man eine stockdunkle Nacht voraussieht, inwendig längs dem Geländer überall alte halbe Bohnenstangen ein, die die Schale noch haben und an denen man Alles, was irgend hellfarbig ist, mit der Erde des Gartens grau gefärbt hat. Springen nun die Hirsche über, so fallen sie natürlich mit voller Wucht auf die Spitzen der Stangen, und wenden sich in Zukunft lieber denjenigen Gefilden zu, wo man nicht bei jedem Sprunge auf Stangen fällt. Auch eine Ladung Hasenschrot, auf 50 Schritte in den Pelz gebrannt, soll herrliche Wirkung thun. Will man Waldwiesen, die nicht leicht durch die gewöhnlichen Mittel geschützt werden können, einigermaßen sicher stellen, so düngt man sie im Frühjahr mit dem stinkigsten Hühnermist, den man beitreiben kann, und mit Hornspänen. Auch Rüben, Kohl, Erbsen u. s. w. kann man oft nur dadurch retten, daß man sie vermittelst eines Reisigbesens mit stinkiger Mistbrühe, in die man auch noch stinkigen Käse gerührt hat, bespritzen und dadurch ekelhaft machen läßt. Junge Baumpflanzungen kann man eben so schützen, auch bewirft man das ganze gefährdete Fleck mit Dornen. Ein lebendiger Zaun von 7 bis 8 Fuß Höhe schützt noch nicht, indem das Wild, wenn es guten Anlauf hat, doch übersetzt; schlägt es auch gegen die Zweige, so geben sie nach. Errichtet man quer über seinen Wechsel einen Zaun von Stangen, so versucht es anfangs, ihn zu durchbrechen, und wagt keinen Sprung, weil es nicht weiß, was dahinter verändert ist. Gelingt es ihm, durchzukommen, und hat es sich überzeugt, daß hinter dem Zaune ein dem Sprunge günstiger Boden ist, so versucht es das nächstemal, wenn der Zaun wieder fest verwahrt, aber nicht allzu hoch ist, den Sprung und läßt es drauf ankommen, ob es hängen bleibt oder glücklich über kommt. Ich zog einmal zur Zeit, wo jede Nacht an 20 Stück Rothwild durch einen meiner Gärten zu gehn pflegten, an derjenigen Seite, von der sie jedesmal herkamen, einen solchen Zaun. Es dauerte an 2 Wochen, ehe er fertig ward, und da gingen sie denn jedesmal durch die noch offne Lücke. Endlich war die Reihe geschlossen; da brachen sie in drei Nächten mit großer Gewalt vermittelst der Geweihe je 5 Stangen durch und drangen dann lustig ein. Jetzt ließ ich

Alles so fest machen, daß kein Durchbrechen mehr möglich war. In der nächsten Nacht suchte einer überzuspringen, fiel drauf, ließ Haut und Haar und Blut zurück, ging dann seiner Wege und kam sicherlich nie wieder. Eben so lief bei vier andern in den folgenden Nächten der Versuch ab, dann wurden die übrigen klüger und der Unfug hatte ein Ende.

Das Wildpret des Rothwildes ist wohlschmeckend, die Haut gibt ein sehr weiches, haltbares Leder zu Beinkleidern und Handschuhen; der Talg hat die Eigenschaften des Rindstalges; das Geweih wird zu Messerheften, Hirschfängergriffen u. s. w. gebraucht; Hirschhornöl, Hirschhorngeist und Hirschhornsalz können eben so gut aus Knochen überhaupt gewonnen werden.

Im Monat August ist der Hirsch am besten bei Leibe und man nennt dies die Feistzeit; auch ist zu dieser Zeit die Haut am stärksten; im Winter ist sie, wie auch bei andern Säugethieren, zwar stärker behaart, aber an sich schwächer. Der Jäger erlegt den Hirsch im Juli, August und in der ersten Hälfte Septembers; alte Thiere vom September bis December; Schmalthiere das ganze Jahr; Spießer vom December bis Juli. Man schießt mit der Büchse, indem man hinter das Schulterblatt zielt, und zwar entweder auf dem Anstand, wozu man sich gegen Abend oder Morgen an einem Wechsel, gut verborgen, anstellt, oder auf dem Bürschgang, indem man das Wild bei Tage zu beschleichen sucht, wozu man sich auch mit großem Vortheil eines dazu abgerichteten Pferdes oder eines Wagens bedient, denn es hat zu beiden mehr Zutrauen als zu Menschen, die ohne Pferd und Wagen kommen; zugleich kann auch der Jäger, durch das eine oder andre verdeckt, sicherer anlegen. Im September schießt man den Hirsch auf den Ruf, man lockt ihn nämlich an sich, indem man, verborgen stehend mit einem Instrumente, Hirschruf genannt, sein Schreien und dann noch mit Hülfe der Nase den Laut des Thieres nachahmt. Wie man das angeschweißte, aber noch flüchtig gewordene Wild mit dem Schweißhunde wieder aufsucht, ist dort nachzulesen, wo vom Hunde die Rede war. Auf Treibjagden wird der Hirsch gleichfalls erlegt. Bei der Bestätigungsjagd wird er, von Jagdzeug (hohen Wänden von Leinwand oder Netz) umstellt, den hinter Jagdschirmen stehenden Schützen zugetrieben.

Früherhin war die Parforcejagd sehr beliebt. Als Kind habe ich sie noch in Weimar in den Jahren 1812 bis 1816 oft mit angesehn; sie ist kostspielig und grausam. Es wird ein bestimmter

Hirsch gewählt, aufgesucht, die Meute von 20 bis 60 Hunden auf seine Fährte gebracht, und er wird von dieser und den reitenden Jägern über Stock und Stein, durch Fluß und Teich, so lange verfolgt, bis er nicht mehr weiter kann, sich vor den Hunden stellt und mit dem Geweih vertheidigt. Sogleich springen ein paar Jäger vom Pferde, schleichen sich von hinten heran, hauen ihm die Hessen, d. h. Sehnen über dem sogenannten Knie, durch; er stürzt zusammen und die Hunde fallen über ihn her. Ein Jäger gibt ihm nun den Fang, indem er ihm den Hirschfänger in's Herz stößt. Darauf wird er zerwirkt, das Wildpret zum Schmause an die Anwesenden vertheilt, das Uebrige, außer Haut, Geweih und Läufen, den Hunden Preis gegeben. Die Gegend darf für diese Jagdart nicht zu uneben sein, damit man überallhin zu Pferde folgen kann; die Waldung muß wo möglich viele freie Plätze haben und von Kreuzalleen durchschnitten sein. Für jeden Jäger müssen 3 bis 4 Pferde bereit stehn, damit er wechseln kann. Ein sehr feister Hirsch kann schon in ½ Stunde ermüdet sein; gewöhnlich dauert die Jagd 2, zuweilen 6 bis 8 Stunden. Das Ende der Jagd, wo der Hirsch den Fang kriegt, heißt das Halali, die Vertheilung des Hirsches die Curée. Die Zeichen werden auf der Jagd durch Jagdhörner gegeben, auch bei dem Halali ein schönes Stückchen geblasen.

Das Alter des Hirsches wird auf 35 bis 40 Jahre angegeben.

Der Hirsch läßt sich nicht bloß zähmen, sondern auch abrichten. Ich habe einen gesehn, welcher von Kunstbereitern gezeigt wurde, ganz zahm war, über 3 neben einander stehende Pferde wegsprang, durch einen leeren Reif und dann durch mit Papier überzogene Reife sprang. Der Kaiser Heliogabal fuhr öfters mit Hirschen aus; der König August von Polen spannte deren 8, einer der letzten Herzöge von Meiningen 6 vor; Hieronymus Napoleon hatte als König von Westphalen ein Gespann, der russische General Czernitscheff erbeutete es in Kassel.

„Als ich zu Compiegne war," erzählt Delacroix in seinem Taschenbuch für Naturliebhaber, „führten mich meine Verwandtinnen zu einem Deutschen, der einen bewundrungswürdigen Hirsch besaß. Kaum hatten wir in einem Saale, der ziemlich groß war, Platz genommen, so führte man den Hirsch herein. Ich erkannte ihn an seinem Geweihe für einen Zehnender. Er hatte einen schönen Wuchs, eine majestätische Stellung, ein munteres, aber durch Sanftmuth gemildertes Auge. Der erste Zug der Erziehung, wodurch er sich ankündigte, war der, daß er sogleich die ganze Gesellschaft grüßte,

indem er den Kopf verschiedene Male sehr ehrerbietig neigte und nachher jeder Person eine besondre Verbeugung machte. Alles, was nur der am besten abgerichtete Hund zu thun im Stande ist, sahn wir auch diesen Hirsch thun. Er trug eine Zeit lang zwei brennende Kerzen im Munde herum, die an den beiden Enden eines Stockes angebunden waren. Er grüßte und neigte sich auf verschiedene Art. Man verband ihm die Augen, und er legte sich bei dem Geräusche einer Trommel, auf der ein Marsch geschlagen wurde, auf die Kniee nieder und streckte den Kopf auf die Erde. Sobald er aber das Wort Gnade aussprechen hörte, sprang er plötzlich auf. Er neigte sich so oft, als die Würfel, welche man auf die Trommel warf, Augen hatten. Er drückte, vermittelst eines kleinen Stricks, den er mit seinen Zähnen anzog, ein Pistol los. Er feuerte ohne das geringste Zeichen des Schreckens mit einer Lunte, die an seinem rechten Fuß befestigt war, eine kleine Kanone ab. Er sprang verschiednemal mit der äußersten Behendigkeit durch einen Reif, den sein Herr mannshoch in die Höhe hielt. Zuletzt endigte er das Schauspiel damit, daß er eine Hand voll Hafer von der Trommel fraß, während man mit allen Kräften darauf schlug."

In England hat einstmals der Herzog von Cumberland den Muth eines Hirsches auf eine harte Probe gestellt. Er wählte einen der stärksten Hirsche aus dem Walde von Windsor, und ließ ihn auf einen freien, von 15 Fuß hohen starken Netzen umgebenen Platz. Es war gerade der Tag, an welchem die Wettrennen von Ascot-Heath gehalten werden, weshalb sich Tausende von Zuschauern einfanden. Schon waren alle Vorbereitungen getroffen und der Hirsch brüstete sich majestätisch bei dem unverhofften Anblick einer so ungeheuren Menschenmenge, welche hinter den Netzen stand. Alle Herzen klopften in diesem Augenblicke voll banger Erwartung. Ein zur Jagd abgerichteter und verkappter Tiger ward jetzt von zwei Negern, die seine Wärter waren, auf den Kampfplatz geführt. Auf ein gegebenes Zeichen zogen sie den Schleier von seinem Kopfe und ließen ihn frei. Eine Todtenstille herrschte rings unter den Zuschauern; man hörte keinen Athemzug. Der Tiger blickte nach allen Seiten umher, faßte dann den Hirsch in's Auge, legte sich auf den Bauch nieder, und kroch wie eine Katze, die auf eine Maus lauert, auf seine Beute zu, indem er den Augenblick abpaßte, wo er sich mit Vortheil auf sie stürzen könnte. Der Hirsch folgte mit festem und vorsichtigem Blicke den Bewegungen seines Gegners und bot ihm immerfort die Stirn, so daß sein furchtbarer Feind immer den ge-

fährlichen Stößen seiner gewaltigen Geweihe ausgesetzt blieb. Umsonst versuchte der Tiger, ihm in die Seite zu fallen; der Hirsch ließ sich nicht überlisten. So blieben beide sich so lange drohend gegenüber, bis endlich den Zuschauern die Geduld ausging, und weil die Stunde des Wettrennens nahete, so fragte der Herzog, ob es nicht möglich wäre, den Tiger zu einem Angriffe zu reizen und so den Kampf beginnen zu lassen. Man machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, die daraus entstehen könnte; allein er gab den Befehl, und die Wärter traten hinzu und führten ihn aus. Da that plötzlich der Tiger einen ungeheuren Satz, sprang über das Netz und lief mitten durch das Geschrei des erschrockenen Volkes. Jeder rannte, wohin er konnte, und dachte schon, der Tiger würde ihn beim Schopfe nehmen. Dieser aber sprang, ohne sich um die Menschenmenge zu bekümmern, in den Wald, riß dort einen Damhirsch nieder und opferte ihn seiner Blutgier. (Cabinet du Naturaliste. Paris, 1818. Tom. 2. p. 13.)

Der **Elk** (Wapiti), C. canadēnsis, Briss. Dem Rothhirsch ähnlich, aber um ¼ größer. Im ganzen gemäßigten Nord-Amerika. Seine Haut kommt wenig in Handel, wird dagegen viel im Lande, vorzüglich zu Schuhen, gebraucht. Merkwürdig ist am Missuri die Hirschgeweih-Wiese (Prairie à la corne de cerf), wo die Indianer eine Pyramide von mehr als tausend Elkgeweihen aufgethürmt haben. Prinz Neuwied hat diese Pyramide besucht. — Vom **virginischen** Hirsch, C. virginiānus, und vom **langöhrigen** Hirsch, C. macrōtis, bringt Nord-Amerika sehr viele Häute in Handel. — Den **Axis**, C. Axis, Erxl., glänzend-rothbraun mit vielen weißen rundlichen Flecken, hält man hier und da in Thiergärten. Sein Vaterland ist Bengalen.

Das **Reh**, C. Capreŏlus, L. Franz. le Chevreuil. Es hat keine Hautöffnung über den Thränengruben, und statt des Schwanzes nur einen kleinen Höcker. Nasenspitze kahl. Im Sommer ist die Hauptfarbe gelbbraun, im Winter braungrau; Schnauzenspitze immer schwarz; im Sommer steht unter dem Schwanzhöcker ein großer weißgelber Fleck, der im Winter weiß wird und Spiegel heißt. Das Rehkalb ist braun mit vielen kleinen weißen Flecken, die sich binnen 2 Monaten verlieren. Man findet das Rehwild zuweilen weiß, öfter schwarz. Der Rehbock kann 50 bis 80 Pfund schwer werden. Bewohnt Europa und Sibirien, jedoch nördlich nicht jenseit des 58sten Breitegrads. Das Geweih nennt der Jäger Gehörn; das erste wächst vom ersten Herbste bis zu Anfang Aprils

im folgenden Jahre zu 2 bis 3 Zoll langen Spießen empor, die mit Bast überzogen sind und nun, am liebsten an jungen Nadelholzbäumen, vorzüglich Lärchen, gefegt werden, worauf die Spieße hellbraun erscheinen; die Rosen sitzen ½ Zoll hoch über dem Grunde. Jetzt heißt das Thier Spießbock. Im nächsten December wirft es die Spieße ab und setzt bis zum nächsten April ein stärkeres Gehörn auf, welches an jeder Stange 2 Enden hat, die eine Gabel bilden; daher heißt es nun Gabelbock. Im nächsten Herbst wird dieses Gehörn durch ein stärkeres mit 3 Enden an jeder Stange ersetzt, und nun nimmt in den folgenden Jahren die Zahl der Enden in der Regel nicht mehr zu, aber die Rosen rücken näher an den Schädel und bekommen mehr Perlen; das Thier heißt nun bloß Bock. Mißgestaltete Gehörne sind bei Rehböcken nicht selten. Das Weibchen heißt Ricke, das Junge Kalb. Schmalreh heißt das Weibchen, bis es Junge bekommt; gelte Ricke, wenn es keine mehr bekommt. Eine Rehfamilie nennt man Sprung; sie besteht aus der Ricke mit ihrem Kalbe oder 2 Kälbern, wozu sich vom November bis zum Frühjahr gewöhnlich ein Bock gesellt. Dieser pflegt, wenn der Sprung aus dem Walde tritt, voran, wenn er in denselben zurückzieht, hinterdrein zu gehn. Die Paarung geschieht im August, und es ist höchst merkwürdig, daß die Entwicklung des Jungen dennoch erst Ende Decembers oder Anfang Januars beginnt, worauf bis zur Geburt noch 21 Wochen hingehn. Es sind über diesen Gegenstand sehr genaue Beobachtungen vom braunschweigischen Hofjägermeister v. Veltheim und von Dr. Louis Ziegler zu Hannover angestellt worden. Kalb und Ricke lassen einen fiependen Locklaut hören; der Schrecklaut der Ricke und des Bockes ist ein abgebrochenes Blöken, der Klaglaut ein gedehntes, schreiendes Blöken. Wo die angegebenen Ausdrücke nicht abweichen, gebraucht der Jäger dieselben wie beim Edelwilde.

Das Alter der Rehe soll sich auf 14 bis 18 Jahre erstrecken. Sie nehmen ihren Aufenthalt am liebsten in Waldungen, die von vielen Feldern und Wiesen begrenzt sind. Wo sie ganz ungestört leben, sieht man sie auch am Tage oft ihr Wesen treiben; hauptsächlich aber sind sie Abends und Morgens, bei Mondhelle auch die ganze Nacht munter. Ihren Standort, der gewöhnlich keinen großen Umfang hat, verlassen sie selbst bei öfterer Verfolgung nicht gern; im Winter zwingt sie aber, wenn sie im hohen Gebirge wohnen, der tiefe Schnee öfters dazu; sie kehren aber, sobald er geschmolzen, bald wieder zurück. Aesung und Schaden sind fast wie

beim Rothhirsch; allein es scharrt die Kartoffeln nicht aus, haust dagegen in Forsten und Gärten durch Verbeißen der jungen Bäume und Büsche noch schlimmer. Es beschädigt, mit Ausnahme der Erle, jede Holzart, vorzüglich aber Obstbäume, Sahlweiden, Eichen, Zitterpappeln, Eschen, Ulmen, Roth- und Weißbuchen, Kiefern, Lärchen. Die letzteren sind da, wo es viele Rehe gibt, gar nicht aufzubringen, da sie außer dem Verbeißen auch noch besonderes Vergnügen daran finden, die Rinde davon mit dem Gehörn abzuschlagen. In Feldern und Gärten verzehrt es auch Klee, Getreide, Kohl, Rüben, Erbsen, Bohnen u. s. w. Man sucht sich dagegen, wie beim Rothhirsch und Hasen angegeben, zu schützen. An Salzlecken gehen die Rehe gern, aber an die Winterfütterungen nicht leicht. Bei strengen Wintern mit sehr tiefem Schnee, und mehr noch, wenn der Schnee eine Eiskruste bekommt, durch welche sie bei jedem Schritte treten und sich die Füße zerschneiden, gehen viele zu Grunde; auch durch die Oestruslarven (Engerlinge) werden viele auf die beim Hirsche angegebene Weise getödtet, und viele sterben, weil sie in harten Wintern zu viel Zweige, oder nach plötzlichem Wegthauen des Schnees zu viel junge grüne Blätter fressen. Die Ricke setzt im Mai 1 oder 2 Kälber, welche etwa 2 Tage ruhig liegen bleiben und dann schon der Mutter nachzulaufen beginnen. Kurz nach der Geburt werden sie öfters von Rabenschaaren oder Raubvögeln überfallen. Die Mutter warnt das Junge durch einen fiependen Laut und durch Aufstampfen mit dem Vorderlaufe vor Gefahren, haut nach kleineren Feinden mit den Vorderhufen, und treibt auf solche Weise, wovon z. B. einer meiner Onkel Augenzeuge gewesen, selbst den Fuchs in die Flucht; Menschen oder Hunde sucht sie, statt sich zu vertheidigen, dadurch abzulocken, daß sie nahe vor ihnen herläuft. Junge Rehe sind leicht mit Milch, Brod, und später mit Heu und Gras aufzuziehn. Am besten kommt man weg, wenn man sie an einer frischmelkenden Ziege saugen läßt. Sie thun dies ohne Umstände und jene leidet es auch gern, wenn sie sonst gutmüthig ist. Dr. Louis Ziegler führt sogar ein Beispiel an, wo ein junges Reh (bei dem Pfarrer in Woltdorf bei Peine) von einer Hühnerhündin gesäugt und erzogen worden. Aufgezogene Rehe werden sehr zahm; die Böcke sind aber wegen des spitzen Gehörns und ihrer Bosheit äußerst gefährlich. So lange das junge Reh bloß von Milch lebt, frißt es gern und ohne Schaden etwas reine Erde, besonders wenn sie vom Regen befeuchtet ist. Im Freien saugt es bis zum September und bleibt, bis die Mutter wieder Junge setzt, bei derselben.

Zur Benutzung ist das Rehwild vom Juni bis Ende Novem-

bers am besten; auch ist dann die Haut (ohne die Haare) am stärksten und die von Engerlingen verursachten Löcher sind zugeheilt; sie gibt feine Handschuhe u. dgl. Mit dem Winterhaare gegerbt, gibt sie eine treffliche Unterlage, welche das Wundliegen bei langwierigen Krankheiten verhindert. Das Wildpret wird dem des Hirsches vorgezogen. Der Talg wird wie Hirschtalg benutzt. Gehörn und Läufe dienen zu Röhren an Tabakspfeifen, die Haare zum Polstern.

Der Jäger sieht darauf, daß auf 5 bis 6 Ricken immer wenigstens 1 zwei- oder mehrjähriger Bock bleibt. Einzeln schießt man das Rehwild am liebsten mit der Büchse, auf Treibjagden aber mit grobem Schrot. Auf dem Anstand und Bürschgange erlegt man es wie den Hirsch. Ende Juli und den August hindurch lockt man den Rehbock leicht an sich, indem man den fiependen Laut des Schmalrehes nachahmt; es geschieht dies mit einem eignen Instrumente, dem sogenannten Rehruf, oder mit dem bloßen Munde, oder vermittelst eines Grashalms, eines Stückchens Birkenrinde oder Blattes; daher nennt man die genannte Zeit die Blattzeit und sagt: der Rehbock springt auf's Blatt. Wilddiebe locken die Ricke dadurch an sich, daß sie den fiependen Laut des Kalbes nachahmen.

In hiesiger Nähe ist am Abhang eines Berges eine Wiese, auf welcher die Scheibe und Vogelstange steht, nach welcher jedes Jahr mit Büchsen geschossen wird. Dort sind durch lange Gewohnheit die Rehe immer so dreist gewesen, daß sie während des Schießens ruhig auf der Wiese geweidet haben, und daß man oft mit Schießen hat warten müssen, wenn sie gerade hinter dem Ziele standen.

In der Mitte des Sommers 1844 geriethen 2 Rehböcke auf dem Egglofstein'schen Jagdrevier Kunreuth bei Forchheim in heftigen Streit; der stärkere stieß sein mit 6 Enden versehenes Gehörn bis an den Rosenstock in die Weichen des andern (eines Spießers), konnte sich dann nicht wieder losmachen und ward von Bauersleuten nebst dem todten an ihm hängenden Spießer ergriffen.

Vierte Gattung:

Giraffe. Camelopardălis, Linn.

Männchen und Weibchen haben 2 einfache, immer mit einer behaarten Haut besetzte Hörner, die nie abfallen und aus Knochenmasse bestehn. Mitten auf der Nase steht ein Höcker. Der Hals ist sehr lang, die Vorderbeine weit länger als die Hinterbeine. An den Füßen sind keine Anhangszehen.

Die **Giraffe,** C. Giraffa, L. S. Bild 54. Franz. la Girafe. Gelblichweiß, mit braungelben Flecken übersäet. Von den Hufen bis zu den Hörnern gemessen wird sie bis 20 Fuß hoch; ja Thibault, welcher in der Wüste von Kordofan Giraffen für die zoologische Gesellschaft in London gefangen hat, beschreibt eine weibliche, von seinen Begleitern erlegte, welche 21 franz. Fuß hoch war. Sie bewohnt die Wüsten des inneren Afrika's, lebt von Pflanzen, und geht in kleinen Trupps von 2 bis 10 Stück.

„Aufmerksam gemacht von einem unsrer Hottentotten," so erzählt Lichtenstein, „sahen wir sich etwas auf einem nahe zu unsrer Linken gelegnen Hügel bewegen. Es ergab sich bald, daß es der Kopf von einem, an der andern Seite des Bergrückens weidenden, also wahrscheinlich sehr großen Thiere sei, und in der That waren wir kaum noch 100 Schritte näher geschlichen, als sich uns zwei hohe Schwanenhälse, zwei Giraffen, ganz in unsrer Nähe entdeckten. Unser aller Freude war unbeschreiblich, zumal da die Thiere uns gar nicht bemerkten und uns volle Zeit zum Anschauen und zu den Anstalten einer ernsthaften Jagd ließen. Das eine war kleiner als das andere, und heller von Farbe. Es ward für das Junge des größeren erkannt. Beide weideten ruhig, und zwar ganz in der Stellung andrer Thiere, keineswegs knieend, wie man wohl behauptet hat. Inzwischen waren unsre Pferde gesattelt und unsre Büchsen geladen, und die Jagd begann. Weil alles afrikanische Wild in der Regel dem Winde entgegen läuft, und uns also die Richtung ihrer Flucht schon ziemlich sicher war, so ritt Vischer, der geübteste Schütze, schnell von uns ab in schräger Richtung, um ihnen den Paß zu verrennen, indessen ich selbst sie im Rücken angriff. Ich hatte mich ihnen beinahe auf bequeme Schußweite genähert, als sie mich bemerkten und in der gewünschten Richtung entflohen. Aber dieses Entfliehen war so über alle meine Erwartung wunderbar, daß ich vor Lachen, Erstaunen und Freude fast die ganze Jagd vergessen hätte. Bei dem sonderbaren Mißverhältniß der vordern zur hintern Höhe und der ganzen Höhe zur Länge hat nämlich die schnelle Fortbewegung des Thiers große Schwierigkeiten. Die Giraffe kann nicht traben, sondern nur galoppiren, wie ich aus einer öftern Erfahrung, da ich ihrer zwischen 40 und 50 in langsamer und schneller Bewegung gesehen habe, fest versichern kann, denn schreitend bewegt sie sich nur während des ruhigen Weidens. Aber dieser Galopp ist so schwerfällig, lahm und plump, daß man in einem Abstande von mehreren hundert Schritten, wo es schwer ist, den

zurückgelegten Raum mit der Größe des Thiers und der umgebenden Gegenstände zu vergleichen, aus der Langsamkeit, mit welcher die Bewegung geschieht, fast schließen sollte, ein Mensch könne es zu Fuß einholen. Diese Langsamkeit wird aber ersetzt durch die Weite des Schrittes, indem nach einer ungefähren Messung ein jeder Sprung 12 bis 16 Schuh fördert. Eben wegen der Größe und Schwere des Vordertheils ist die Giraffe nicht im Stande, sich durch die Kraft der Muskeln allein vorn zu heben, sondern dazu muß eine Zurückbiegung des langen Halses, wodurch der Schwerpunkt mehr nach hinten gerückt wird, zu Hülfe kommen; dann erst ist es ihr möglich, die Vorderbeine von der Erde zu bringen. Dies geschieht, ohne sie zu biegen, und eben so steif setzt es sie, mit einer gleichzeitigen Bewegung des Halses nach vorn, und durch die Kraft der Hinterschenkel vorwärts getrieben, wieder nieder. Mit der neuen Rückbewegung des Halses erfolgt das Nachspringen der Hinterfüße. So bewegt sich der Hals in stetem Hin- und Herschwung fast wie der Mast eines auf den Wellen tanzenden Schiffes. Es ist indessen nicht schwer, die Giraffe mit einem rüstigen Jagdpferde einzuholen, zumal wenn das Terrain vortheilhaft ist und sich hebt, denn gegen eine Anhöhe hinauf zu laufen, ist ihr, begreiflicherweise, höchst beschwerlich. Das Seltsame nun in dem Laufe dieses Thieres, das mühsame Heben und steife Fallen der ausgestreckten Vorderbeine, war es, was mich in meinem Verfolgungseifer störte und mich einige Augenblicke in müßiger Betrachtung verlieren ließ. Bald aber setzte ich mein Pferd wieder in Galopp, und sprengte auf die wunderlichen Gestalten los, die nun, vielleicht nie von einem Menschen beunruhigt und von unsrer bösen Absicht nichts ahnend, sogar ganz harmlos still standen und sich neugierig nach mir umsahen, ohne meinen Gefährten gewahr zu werden. Dieser, der schon einen guten Vorsprung gewonnen hatte, konnte unglücklicherweise nicht erwarten, bis sie ihm nahe genug gekommen sein würden, sondern schoß aus Ungeduld zu früh und fehlte. Jetzt aufgeschreckt entliefen sie mit doppelter Schnelligkeit. Ueberdies verging über dem Laden und Wiederaufsitzen eine ganze Minute, in welcher sie uns merklich voraus kamen. Unsere schon aus dem Athem gejagten Pferde wurden auf's Neue angetrieben, würden aber sicher die Giraffen nicht eingeholt haben, wenn diese nicht plötzlich Witterung von unseren vorausgegangenen Freunden oder irgend einer andern Gefahr bekommen hätten, und in schräger Richtung gegen uns wieder umgekehrt wären. Dadurch kamen wir ihnen wieder näher und in die Flanken. Vischer sprang jetzt zum zweiten

Male vom Pferde, schoß und fällte das Junge. Die Kuh setzte allein die Flucht fort und ward von meiner Kugel getroffen, doch nicht an tödtlicher Stelle, denn wiewohl ich noch eine Zeitlang die blutige Spur verfolgte, entkam sie mir zu schnell, und die Mattigkeit meines Pferdes zwang mich, von der weiteren Verfolgung abzustehn. Ich kehrte zu meinem Gefährten zurück, den ich auf dem Halse des von ihm zu Boden gestreckten Thieres sitzend antraf; er rief mir von Weitem zu, mich nicht unvorsichtig zu nahen, indem es zwar im Rückgrath getroffen, doch noch Kraft genug hätte, und immer noch Versuche machte, wieder aufzuspringen wovon er es durch das Niederdrücken des Halses abzuhalten suchte. Als unsre Gefährten herangekommen waren, und wir der Giraffe, damit sie sich noch einmal in der letzten Anstrengung ihrer Kraft zeigte, wieder etwas Luft ließen, versuchte sie sich mit einem gewaltsamen Schwunge des langen Halses wieder zu heben, und blieb eine Zeitlang mit halbem Leibe aufgerichtet sitzen. Doch fiel sie bald vor Schwäche wieder um und zerschlug sich durch die Heftigkeit des Falles das linke Horn gegen einen Stein. Weil die Nacht hereinbrach, machten wir uns eilig mit vereinten Kräften an das Abschlachten unsrer Beute, von welcher das Fell, die wichtigsten Theile des Skelets und einige gute Stücke für die Küche mitgenommen werden sollten. Nachdem der Kopf vom Halse getrennt und der ganze Vordertheil entkleidet war, beschäftigten wir uns eben unsrer viere mit dem Abstreifen der Schenkel, als eine letzte gewaltsame Zuckung uns sehr unsanft nach allen Seiten aus einander warf. Die beiden an den Hinterläufen arbeitenden Hottentotten wurden 3 bis 4 Schritte weit geschleudert, und ich selbst erhielt mit dem Vorderhuf einen Streifschlag am Kopf, den ich mehrere Tage fühlte. Die ganze vordere Höhe dieses noch jungen Thiers, von der Spitze der Hörner bis zu den Zehen, betrug 13 Fuß 4 Zoll. Der Giraffenbraten war von ausnehmend zartem und angenehmen Geschmack, das Fleisch vollkommen weiß und dem Kalbfleisch am mehrsten vergleichbar. Es war das einstimmige Urtheil, daß von allen Wildarten des südlichen Afrika's keine der Giraffe an Wohlgeschmack gleich käme."

Rüppell sagt, daß man zur Giraffenjagd der ausgesuchtesten Rennpferde bedarf, und daß die Giraffenhaut für Lederarbeit vorzüglich geschätzt ist. Die Nubier tragen häufig einen daraus verfertigten runden Schild.

„Das erste Kamelopard," sagt Plinius, Buch 8, 27, „sah man zu Rom bei den circensischen Spielen des Diktators Cäsar. Seitdem sieht man es öfter."

Jul. Capitolinus sagt (Gord. 3. c. 23.), daß unter Gordian III. zehn Giraffen in Rom versammelt waren und bei den Säcularspielen des Philippus getödtet wurden.

In neuer Zeit hat man dieses merkwürdige Thier in Europa nicht lebendig gesehen, bis endlich in den letzten Jahren deren nicht wenige (zum Theil als Geschenk des Pascha von Aegypten) in die großen Hauptstädte Europa's gekommen, daselbst aber auch großentheils gestorben sind. Im Jahr 1836 segelten 4 auf Einmal über Malta nach London. Die verschiedenen Etagen des Schiffes waren durchbrochen, um für die hohen Gäste Raum zu gewinnen. Am 19. Juni 1839 hat im zoologischen Garten zu London die weibliche Giraffe, bei welcher man 2 Männchen hatte, ein schönes, 6 Fuß hohes, muntres Junges bekommen, welches aber, weil sie es nicht säugen wollte, bald gestorben ist. Auf der Leipziger Herbstmesse 1844 wurde eine gezeigt, die einer Privat-Menagerie gehörte.

Fünfte Gattung:

Ziege. Capra, Linn.

Schneidezähne $\frac{0.}{8.}$; Backenzähne $\frac{6.\ 6.}{6.\ 6.}$; keine Eckzähne. Die Hörner bestehn aus einem Knochenzapfen, der von einer aus Hornmasse gebildeten Scheide bedeckt ist, welche einfach, nur bei der Hirsch-Antilope zweispitzig ist. Bei manchen Arten fehlen die Hörner dem Weibchen; bei der Hausziege und dem Hausschafe sind Männchen und Weibchen entweder gehörnt oder ungehörnt. Das Euter steht zwischen den Hinterschenkeln und hat 2, zuweilen 4 Zitzen (Striche).

a) Antilopen (Gazellen), Antilŏpe.

Diese in ihrem Wesen meist dem Hirsch, dem Reh, oder der Hausziege gleichenden, theils in ungeheuren Heerden, theils in kleinen Gesellschaften, theils vereinzelt lebenden Thiere bewohnen Asien und Afrika in großer Menge, die Hirsch-Antilope Nord-Amerika. Sie sind allerwärts ein Gegenstand der Jagd.

„In Dongola," sagt Rüppell, „bemächtigt man sich der Antilopen auf folgende Art: An einem windstillen, recht heißen Tage reiten gewöhnlich 2 Jäger zusammen aus und suchen frische Spuren des Wildes auf. Sie sind jeder mit einer kurzen Lanze bewaffnet und mit einer Riemenpeitsche versehn. Zwei andre auf Kameelen reitende Araber folgen ihnen. Sie haben einen kleinen Wasservorrath geladen. Ist man auf frische Wildspur gestoßen, so gibt man den Pferden zu saufen. Hat man bei Verfolgung der Spur

die Antilope erblickt, so hetzt man das Thier in starkem Galopp. Beinahe immer sind mehrere Antilopen beisammen, aber die verschiedenen Arten auf abgesonderten Weideplätzen. Das gejagte Thier galoppirt im Fliehen bogenförmige Krümmungen. Der Vortheil der Jäger besteht darin, daß der eine dem Wild auf der Spur nachsetzt, während es der andere durch die Secante des Bogens einholt. Die Antilopen haben zu dieser Jahreszeit meistens seit 6 Monaten kein Wasser gefunden; die große Anstrengung in der Hitze entkräftet sie daher bald; keuchend stürzen sie zusammen, und der verfolgende Jäger hat öfters nicht einmal nöthig, seine Waffe zu gebrauchen. Man schlachtet nun das Thier auf die herkömmliche Art. Unterdessen sind die Kameele auf der Pferdespur nachgeeilt. Ein Theil ihrer Wasserladung dient, die Pferde zu erquicken; den Rest benutzt man bis zu fernerem Gebrauch als Gegengewicht bei Heimschaffung des Wildes. Die kleineren Gazellenarten fängt man mit Schlingen. Auf der abyssinischen Insel Dahalak el Kebir pflegen die Eingebornen Treibjagen zu veranstalten, die Antilopen auf eine bestimmte Stelle zusammen zu drängen und hier durch Knüppel, welche sie werfen, zu erlegen. Auch bei dem abyssinischen Dorfe Afté werden oft große Treiben veranstaltet. Man legt in der Ebne an Pflöcken befestigte Schlingen; sobald nun Antilopen kommen, was regelmäßig bei Sonnenuntergang geschieht, stellt man 2 lange Linien von Stöcken, auf deren jedem ein Büschel von Straußenfedern weht. Die Linien bilden ein Dreieck, dessen offne Seite nach den Antilopen gerichtet ist, dessen Spitze aber die Schlingen bilden. Man treibt nun die Antilopen in das Dreieck hinein. Sie scheuen sich vor den an den Seiten wehenden Straußenfedern, laufen nach der offen scheinenden Spitze des Dreiecks und bleiben dort zum Theil in den Schlingen hängen. Die Jäger schlagen ihnen so bald als möglich die Beine entzwei und schlachten sie nachher. Das Fleisch dient als Speise, die Haut zu Lederschläuchen und Sandalen. Die Strauße werden in dieser Gegend eben so gejagt."

Der Jesuit Gerbillon sah im Jahr 1691, wie der chinesische Kaiser einen großen Raum, auf welchem sich eine Menge Antilopen-Heerden, jede von 4- bis 500 Stück, befanden, von einer ganzen Armee in aller Stille umzingeln und dann die Thiere so in die Enge treiben ließ, daß sie erlegt werden konnten.

Von den vielen Antilopen können hier nur wenige genannt werden: Die **Elend-Antilope**, C. Orēas, im Kaffernland zeichnet sich durch Größe aus und wird 8 bis 10 Centner schwer. —

Der **Kudu**, C. Strepsicĕros, Jonst., nördlich vom Kap, ist so groß wie ein Hirsch und das Männchen hat prächtige, 3 bis 4 Fuß lange Hörner, die wie ein Korkzieher gewunden sind. — Die **Zwerg-A.**, C. pygmäa, L., in Guinea ist kaum größer als ein gewöhnlicher Hase. — Die **tatarische A.**, C. tatarĭca, L. (Saiga), hat die Größe eines Damhirsches, ist graulich, bewohnt Süd-Rußland und Sibirien. — Die **Kropf-A.**, C. gutturōsa, Mess., in Mittel-Sibirien scheut das Wasser so sehr, daß man sie an Flüsse treibt und von der Landseite einschließt; sie läßt sich dort lieber todtschlagen, als daß sie in's Wasser springt. Eben so ungern geht sie in Wälder; treibt man sie aber mit Gewalt hinein, so rennt sie allerwärts gegen die Bäume und kommt so außer Fassung, daß man sie mit Händen greifen kann.

Die **Gazelle**, C. Dorcas, L., hat 9½ Zoll lange Hörner, die Gestalt und Größe des Rehes; die Farbe ist oben braungelb, unten weiß; beide Farben durch einen braunen Streif geschieden. Sie bewohnt das ganze nördliche Afrika, auch Syrien und Persien, lebt in unzählbaren Heerden, die, wenn sie angegriffen werden, einen Kreis bilden und nach allen Seiten die Hörner zeigen; jedoch leisten sie keinen ernsthaften Widerstand, sondern fliehen bald mit großer Schnelligkeit. Sie sind die gewöhnliche Beute der Löwen und Panther. Wegen ihres anmuthigen Wesens und lieblichen Blickes gaben sie von jeher den Dichtern des Morgenlandes Bilder und Gleichnisse. Jung sind sie leicht zu zähmen.

Das **Gnu**, C. Gnu, hat die Gestalt eines einjährigen Pferdes, eine aufrechte Mähne, einen Roßschweif, dicke, nach hinten gebogene Hörner, eine braune Farbe. Wohnt nördlich vom Kap. Pringle beobachtete, daß das Gnu, gleich dem gemeinen Ochsen und Büffel, durch den Anblick der Scharlachfarbe heftig gereizt wird, und es war für ihn und seine Reisegefährten eine Belustigung, wenn sie sich diesen Thieren näherten, ein rothes Halstuch an eine Stange zu hängen. So wie sie diesen Popanz erblickten, überließen sie sich allerlei seltsamen Sprüngen, peitschten sich die Seiten mit ihren langen Schwänzen und wühlten den Erdboden mit den Hufen auf, als wären sie heftig erbost und bereit, auf den Menschen loszustürzen, entflohen aber, wie man nach den Flinten griff, und begannen darauf in sicherer Entfernung ihre Bocksprünge und Drohungen von Neuem.

Der **Springbock** (Pronkbock), C. Euchōre, lebt in Heerden, die oft aus mehreren tausend Stück bestehn und unabsehbare

Ebnen bedecken, in Südafrika. Das Thier ist oben gelbbraun und hat auf dem Kreuze eine Hautfalte, die mit weißen Haaren besetzt ist und sich bei jedem Sprunge öffnet. An Größe gleicht es einem Reh. „Die Springböcke,“ sagt Lichtenstein, „sind sehr scheu. Der Anblick einer fliehenden Heerde ist selbst für jemand, der nicht Jäger ist, äußerst unterhaltend. Sie laufen eine Strecke sehr rasch, so wie ihnen aber ein Busch oder ein Felsen im Wege steht, schnellen sie sich behend vier bis fünf Fuß hoch von der Erde und machen einen Sprung von 10 bis 12 Fuß Weite, stehen dann einmal wieder still, und sehen sich neugierig nach ihren Verfolgern um, und plötzlich setzt sich dann wieder die ganze Heerde in die eiligste Bewegung, mit abwechselndem Laufen und Springen. Sind ihrer viele beisammen, so sieht man sich nicht müde daran, wie hie und da und dort sich einer in die Luft schnellt. Der zierliche Bau, die hübsche Zeichnung des Thiers und die unglaubliche Leichtigkeit seiner Bewegungen machen dieses Schauspiel dem Auge noch angenehmer. Das Fleisch ist äußerst schmackhaft und zarter und weißer als von irgend einer andern Antilopenart. Ein geschickter Jäger, der einer Heerde aus einem Hinterhalte aufzulauern versteht, erlegt nicht selten sechs bis acht auf Einen Schuß; so dicht laufen sie neben einander und so schwer ist das Kaliber der hiesigen Gewehre. Der Springbock hält sich übrigens nur in großen Ebnen auf, und wagt sich aus instinktmäßiger Furcht vor den reißenden Thieren nie in's Gebüsch. Man macht sich auf der Jagd diesen Umstand zu Nutze, und treibt einen Trupp gegen ein Gebüsch hin, wo es dann nicht schwer hält, die Jungen lebendig zu erhaschen. Bis jetzt hat es indeß noch nicht glücken wollen, sie zu zähmen, und gewöhnlich sterben sie bald in der Gefangenschaft.“ „Wenn jemand,“ sagt Kapitän Stockenström, „über irgend eine jener weiten Landstrecken im Innern, nördlich vom Kap, wandert, und auf seinem Marsche Gelegenheit hat, den zierlichen Springbock zu bewundern, der dünn auf den Ebnen ausgestreut erscheint, seinen harmlosen Luftsprüngen nachhängend, so kann er sich kaum vorstellen, daß diese Zierde der Wüste in demselben Grade verheerend werden kann, als selbst die Heuschrecken. Die unglaublich zahlreichen Heerden, welche bisweilen aus Norden herbeiströmen, sind für die Landleute während einer lange anhaltenden Dürre eine sehr große Plage. Jeder Versuch einer Zählung würde vergeblich sein. Im Innern ist es eine den Hirten wohlbekannte Sache, daß sie, bei Annäherung der Treckböcke (wie diese wandernden Schwärme genannt werden), sich nach anderen Weideplätzen für ihre Heerden umsehn und ihren Ländereien so lange den

Rücken kehren müssen, bis starke Regengüsse eintreten. Jeder Versuch, die angebauten Fluren, wofern sie nicht mit hohen und dichten Zäunen umgeben sind, zu sichern, erweist sich fruchtlos. Man sieht mit Kummer die Felder, welche noch Abends zuvor stolz auf ihr üppiges, eine reiche Ernte verheißendes Grün zu sein schienen, mit Tausenden dieser Thiere bedeckt und bis auf den nackten Boden abgeweidet und festgetreten. So lange die Dürre anhält, nehmen auch die Züge und Verheerungen der Springböcke kein Ende; natürlicherweise wird auch unter ihnen von den Einwohnern, denen sie zur Nahrung dienen, eine beträchtliche Metzelei angestellt. Aber kaum beginnt der Regen vom Himmel herabzufluthen, so verschwinden sie und werden an der Nordgrenze des Kaps selten. Die Sache verhält sich so: Die unermeßlichen öden Striche zwischen dem Orange-River (Flusse) und der Kapkolonie, westlich vom Zeekoe-River, obschon von Quellen, die anhaltend Wasser geben, entblößt, und daher für menschliche Wesen auf längere Zeit unbewohnbar, enthalten dessenungeachtet hier und da Wassertümpel voll schlechten Wassers, das jedoch dem Wilde genügt. Auf diesen endlosen Ebnen vervielfältigen sich die Springböcke, von keinem Jäger beunruhigt, ausgenommen wenn die Buschmänner einige wenige mit ihren vergifteten Pfeilen tödten, bis die ganze Ebne im buchstäblichen Sinne davon wimmelt. Wenn nun, etwa alle 4 oder 5 Jahre, anhaltende Dürre eintritt und den an sich zur Unfruchtbarkeit geneigten Boden völlig zerklüftet und die Tümpel austrocknet, so treibt der Mangel diese Myriaden von Thieren entweder nach dem Orange-River oder nach der Kolonie, wo sie auf die oben geschilderte Weise einfallen. Sobald aber schwere Gewitterwolken ihre Wasserfluthen auf die verbrannte Gegend entladen und die fast verschwundenen Pflanzen wieder beleben, treibt sie sowohl ihr eigner Instinkt als auch unsere Verfolgung nach ihren zwar unfruchtbaren, aber friedlichen und entlegenen Ebenen zurück." „Zu obiger Schilderung der unermeßlichen Heerden von Springböcken," sagt der Reisende Pringle, „habe ich nur wenig von meiner eignen Beobachtung hinzuzufügen. Ich nahm einst meinen Weg durch eine nicht wenig bestürzte Schaar, die sich über eine grasreiche Ebne, unfern des kleinen Fischflusses, ausgestreut hatte. Ich meines Theils war nicht im Stande, mit einiger Genauigkeit ihre Anzahl zu schätzen; aber gewiß ist, daß die ganze Gegend, so weit das Auge über diese weit ausgedehnte Ebne reichen konnte, durch ihre Gegenwart geschäckt erschien, und mein Begleiter, besser als ich mit dergleichen Scenen vertraut, meinte,

daß wir nicht weniger als 25- bis 30,000 Thiere auf Einmal vor Augen haben dürften."

Die **Hirsch-A.**, C. furcifĕra, oben rothbraun, unten zum Theil weiß. Sie hat die Größe unsres Rehes, Männchen und Weibchen haben Hörner, deren Hauptspitze rückwärts gebogen ist, während eine kleinere Spitze vorwärts steht. Sie bewohnt das nordwestliche Amerika, ist vorsichtig und scheu. Catlin beschreibt, wie die Indianer ein rothes Tuch auf einer Stange dort aufstecken, wo sie Antilopen erwarten, und sich dann im Verborgenen anstellen. Kommen die Thiere, so bleiben sie stehn, betrachten das Wunder und können währenddem leicht erschossen werden. — Der Kapitän Bonneville sah in Nord-Amerika am Bärenfluß (Bearriver), wie die Indianer einen Kreis von 7 englischen Meilen zogen, die darin befindlichen Schaaren von Antilopen in die Mitte trieben und dort so eng umringten, daß alle von Männern, Weibern und Kindern mit Knitteln todtgeschlagen werden konnten. Im Westen des Felsengebirges fand er Indianer, deren Weiber jedes Frühjahr einen großen Platz einzäunen, eine Oeffnung lassen, den Antilopen auflauern, und wenn dieselben hinein gegangen sind, den Männern die Nachricht hinterbringen. Diese hetzen dann die Thiere herum, bis sie so müde sind, daß sie mit Keulen erschlagen werden können. Der Zaun ist kaum 3 Fuß hoch, so daß sie ihn leicht überspringen könnten; allein sie thun dies nie.

Die **Gemse**, C. Rupicăpra, L. S. Bild 55. Franz. le Chamois. Im Winterkleid ist das Gesicht, das Innere des Ohrs, ein großer Fleck unter dem Schwanz und ein Streif unten längs der Mitte des Bauches isabell, ein Fleck zwischen den Schenkeln weiß; alles Uebrige schwarzgrau, doch ein Streif längs dem Rückgrath, die Hinterseite der Ohren und ein breiter Streif von jedem Ohr durch das Auge bis zur Nasenspitze fast schwarz. Im Sommerkleide ist das, was im Winter schwarzgrau war, also fast das ganze Thier, röthlichbraun, wie bei unsren Rehen. Die Hörner sind immer schwarz, fast walzigrund, steigen ziemlich im rechten Winkel aus dem Stirnbein empor, ihre Spitze aber biegt sich wie ein Angelhaken zurück, ist sehr hart und scharf. An Größe und Gestalt ist die Gemse übrigens einer Hausziege sehr ähnlich; aber ihr großes, seelenvolles Auge ist schwarz, der Bart fehlt, hinter jedem Ohr liegt eine Vertiefung, über welcher die Haut eine kleine Oeffnung hat. Die längs dem Rückgrath stehenden Haare werden bei alten Männchen über fingerslang und liefern den sogenannten Gemsbart,

woraus sich die Tiroler Kokarden machen, welche sie nebst Spielhahns- (Birkhahns-) Federn auf dem Hute tragen. Die Hufen der Gemse sind schwarz und sie kann sie sehr weit auseinander spreizen. Der Hörner bedienen sich die wilden Gemsen, um Adler, welche ihre Jungen rauben wollen und denen sie oft hoch in die Luft entgegenspringen, abzuwehren; zahme verwunden damit Hunde leicht tödtlich, indem sie ihnen von unten her blitzschnell den Leib aufreißen; auch Menschen haben sich vor ihnen zu hüten; ich habe einen Mann gesehn, dessen Hand von der zahmen Gemse, die er aufgezogen hatte und die er mir zeigte, fürchterlich zerhauen war. Das Männchen (Bock) wird größer als das Weibchen (Ziege, Geis), hat auch einen stärkeren Hals, dickeren Kopf und stärkere Hörner. Die Gemse bewohnt die Alpen der Schweiz, Tirols und Savoyens. Als ich die Tatra-Karpathen besuchte, versicherte man mir dort bestimmt, daß sie auch in diesem Gebirge vorkäme, und ich sah von da stammende ausgestopfte Exemplare. Sie findet sich auch auf den Pyrenäen, wo sie Ysard heißt, und im Kaukasus. Ihren Wohnsitz schlägt sie in der Nähe des ewigen Schnees auf und ruhet im Sommer gern auf dem weichen und kühlen Lager, welches er ihr darbietet. Ueber das Eis der Gletscher läuft sie mit Leichtigkeit, so weit es, wie gewöhnlich, rauh ist; wo aber spiegelglatte, abhängige Eismassen sind, da kann sie durchaus nicht fort. An Felsen klettert sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit und springt mit unglaublicher Sicherheit. In die tiefen und bewohnten Thäler kommt sie fast nie. Mit Tages Anbruch geht sie langsam weidend an den Bergwänden herunter, ruht dann im Sommer von 9 bis 11 Uhr, und zwar sehr gern am Rande senkrecht abfallender Felsen, steigt von 11 bis 2 Uhr weidend bergan, ruht dann wieder von 2 bis 4, steigt nun langsam wieder etwas bergab und bringt die Nacht ruhend da zu, wo sie von derselben überrascht wird. Will das Wetter sich ändern, so geht sie weit tiefer als gewöhnlich herab und gilt daher für einen Wetterpropheten. Während des Winters bewohnt sie die Südseite der Berge und am liebsten mit Gras bewachsene Wände, die so steil sind, daß der Wind den Schnee immer wegjagt. Das Gras der Höhen ist in den Alpen äußerst nahrhaft; daher wird die Gemse im Herbste sehr dick und fett. Während des Winters, welcher in solcher Höhe sehr lange dauert, magert sie aber wieder ab. Schneelawinen bringen ihr nicht selten den Tod. Am Rhonegletscher habe ich eine aus den Trümmern einer Lawine gegraben. Zuweilen sterben viele an der Räude. Alte Böcke leben einsam oder mit den

Jungen des vorigen Jahres zusammen; die Mütter aber vereinigen sich nebst den noch nicht erwachsenen Jungen gern zu Heerden. Noch vor 80 Jahren waren Heerden von 60 bis 100 Stück keine große Seltenheit; jetzt sind diese schönen Thiere in den Alpen vermittelst der weit besseren Feuergewehre sehr vermindert und an vielen Stellen ausgerottet. Gewöhnlich bekommt das Weibchen jährlich, nachdem es sich von der Heerde entfernt hat, im Juni Ein Junges, dessen Farbe bräunlich-grau ist. In den ersten Stunden nach der Geburt kann man das kleine Thierchen noch fangen; ist es aber erst 24 Stunden alt, so ist es schon so flüchtig, daß man es nicht mehr einholt. Man kann es an einer frischmelkenden Hausziege aufziehn; es wird sehr zahm, späterhin aber durch seine ungeheure Sprungkraft sehr lästig. Einen Ton habe ich von Gemsen nicht gehört, mit Ausnahme eines gellenden Pfeifens, welches die Alten (gleich den Murmelthieren) dann hören lassen, wenn sie einen Menschen in gefährlicher Nähe bemerken. Adler und Lämmergeier stellen den Jungen nach und der letztgenannte stürzt selbst alte in Abgründe, wenn er sie am Rande derselben überraschen kann. Der gefährlichste Feind der Gemse ist aber der Mensch. Er läßt sich ihr Fleisch und Talg wohl schmecken, setzt ihr Horn als Griff auf seinen Spazierstock und gerbt das Fell zu einem ausgezeichnet guten, sammtweichen, elastischen Leder.

Eine lesenswerthe Beschreibung der Gemsenjagd findet sich in der Zeitschrift Alpina, Band 2, 1807, vom Pfarrer Steinmüller zu Rheineck, wovon hier das Wichtigste mitgetheilt werden soll. „Die Rüstung des Gemsenjägers,“ sagt er, „besteht in einer leichten Kleidung und stark genagelten Schuhen, woran Fußeisen geschnallt werden, welche 6 bis 8 Griffe haben und mit denen der kühne Jäger bedächtlich und mühsam, aber furchtlos, über die steilsten Klippen, neben den scheußlichsten Abgründen und über hart gefrorne Schnee- und Eisfelder hinweggeht. Die Jäger aus dem Gasterlande und dem Kanton Schwytz besteigen auch die kahlen Gebirge häufig mit entblößten Füßen, nachdem sie die Fußsohlen mit Tannenharz klebrig gemacht haben, was sie von Zeit zu Zeit wiederholen. Der Jäger ist überdies mit einem starken, langen, unten mit Eisen beschlagenen Alpenstock, mit einer guten Flinte, mit Pulver und Kugeln, und bisweilen mit einem Perspektivchen versehen, und endlich hängt eine kleine Jägertasche an seinen Schultern, worin ein Vorrath von Käse und Brod, selten ein Fläschchen mit Wein oder Kirschengeist aufbewahrt ist. Noch ehe die Sonne

aufgeht, sucht er schon in den höheren und höchsten Bergsregionen zu sein. Hat er nun in irgend einer Gegend eine Gemse verspürt, so erwartet er entweder ruhig, ob sie sich von der Weide in das Gebirge zurückzieht, wo er bei ihrer Herannäherung die Flinte auf einen Stein legt, diese mit kaltem Blute nach der Gemse richtet, und aus seinem verborgenen Hinterhalte schießt; oder er sucht sich ihr, und zwar stets mit Beobachtung des Windes, oft große Strecken weit auf dem Bauche kriechend, schußweit zu nähern. Ist eine Mutter von ihrem Jungen weggeschossen worden, so wird dieses ängstlich um die getödtete herumspringen, sie beriechen und öfters so lange bei ihr verweilen, bis ein zweiter Schuß geladen und losgedrückt wird. Weiden die Gemsen in Gesellschaft, oder ruhen sie, so stellen sie eine Wacht aus; aber nicht nur die Wache, sondern jedes einzelne Thier für sich ist äußerst wachsam. Kaum hat es ein paar Minuten geweidet, so hält es den Kopf schon wieder in die Höhe und durchschaut die Gegend oder durchwittert die Luft, und die erste, welche etwas Verdächtiges sieht oder hört, stampft mit den Füßen auf den Boden und warnt die andern mit einem durchdringenden Pfiff, worauf plötzlich die ganze Gesellschaft zusammenspringt, und, als flöhe sie davon, über die steilsten Felsen hinwegsetzt. Hat der Jäger eine Gemse erlegt, so freut er sich der gemachten Beute, weidet sie aus, schwingt sie auf seinen Rücken und kehrt damit nach Hause. Doch, um uns den Aufzug eines solchen beladenen Jägers recht deutlich zu vergegenwärtigen, muß ich noch einige Erläuterungen beifügen: Der getödteten Gemse werden, indem sie auf den Rücken gelegt wird, alle 4 Füße in die Quere gegen einander gestreckt, und bei den Knieen mit einem dünnen Seile zusammengebunden, worauf der Jäger die Gemse mit den Füßen an die Stirne hängt, so daß der Körper hinten auf seinem Rücken aufliegt. Damit der Kopf von ihr nicht hin und her wanke, so wird derselbe mit einem oder beiden Hörnern an einen Fuß angehängt. Die Flinte wird, vermittelst des Riemens, an die Füße gehängt, und liegt hinten in die Quere auf der Gemse. So geht der Schwerbeladene, sich mit beiden Händen an seinem Stocke haltend, über die gefährlichsten Alpenwege hinunter in's Thal, wo er von seinen Freunden bewillkommt wird, und voll von Freude mit ihnen über die bestandenen Gefahren und Eroberungen schwatzt. Ist die Gemse an keiner tödtlichen Stelle getroffen, so wird sie mit heraushängenden Eingeweiden oder nur auf drei Füßen gleich schnell, als ob sie nicht verwundet wäre, mit den übrigen unverletzten Thieren die

Flucht ergreifen und ihrem Verfolger nichts als das leere Nachschauen hinterlassen. Eine Gemse, deren beide Hinterfüße ganz lahm geschossen sind, kann auf den vordern unbegreiflich schnell über kahle Gebirge oder Eisfelder hinunter, oft halbe oder ganze Stunden lange Strecken, fortrücken. Vor ungefähr 40 Jahren ward auf dem Murtschenstock im Glarnerlande eine Gemse in einen Fuß verwundet, der ihr nachher wegen dieser Wunde beim Kniee völlig aufwärts wuchs. Drei Jahre hinter einander sah sie der gleiche Jäger, der sie verwundet hatte, ohne sie schießen zu können, und erst im vierten wurde sie seine Beute. Oefters geschieht es auch, daß, wenn eine Gemse von einer steilen Felsenwand herab geschossen wird, sie in die sich darunter öffnenden Abgründe stürzt, so daß sie der Jäger entweder nicht mehr finden kann, oder daß sie in Stücke zerfällt, oder aber, daß bei dem heftigen Auffallen ihre Eingeweide im Leibe zerplatzen, wodurch dann der starkriechende grüne Koth auf die unglaublichste Weise in alle Theile des Körpers getrieben wird, so daß dem Jäger nichts übrig bleibt, als die bloße, oft noch zerfetzte Haut. Bisweilen gehen auch 2 oder 3 Jäger gemeinschaftlich auf die Gemsen los; die Schützen stellen sich oben in der Höhe, dem Winde entgegen, und besetzen diejenigen Pässe, wo sie vermuthen, daß die Gemsen vorbeikommen, indem ein Treiber dieselben von unten aufwärts zu jagen sucht. In tiefer liegenden Hochgebirgs-Waldungen läßt man sie auch von Hunden ausspähen und bergauf treiben. In allen Fällen, wo man sie im Laufe schießen muß, ladet man 3 bis 4 kleine Kugeln. Am gefährlichsten wird die Jagd für den Jäger, wenn sich diese Thiere über steile Felsenmassen, ihrer Gewohnheit gemäß, hinaufflüchten, und so den sie hitzig verfolgenden Jäger auf schlüpfrige und gefährliche Stellen hinlocken, wo er ohne augenscheinliche Lebensgefahr keinen Schritt mehr weiter, weder rückwärts noch vorwärts wagen darf, so daß er sich glücklich schätzen muß, wenn er nach stundenlangen Versuchen sich gerettet sieht. Die Verfolgung der Gemsen auf den Schnee- und Eisfeldern kann ebenfalls sehr gefährlich werden; dennoch bemühen sich die Jäger, sie auf die glänzenden Gletscherfirnen hinzutreiben und ihnen den Rückweg abzuschneiden, wo sie dann ihrer Beute sicher sind, indem sie sich lieber todtschießen lassen, ehe sie die Flucht über das blendende Eis nehmen. Wenn es irgend möglich ist, so übernachtet der Jäger nicht im Freien, sondern in einer Sennhütte. Die Gefahren, denen er übrigens ausgesetzt ist, sind sehr mannichfaltig und er nimmt grwöhnlich ein unglückliches Ende. Er kann erfrieren,

wenn plötzlich Kälte eintritt und er sich ermattet niedersetzt und einschläft; er kann von herabrollenden Felsblöcken oder Schneelawinen erschlagen werden; er kann durch wüthende Orkane hinabgeschleudert werden; es treten ferner oft auf den Alpen plötzlich so starke Nebel ein, daß man keinen Schritt weit sehen kann. Es ereignete sich auch schon der Fall, daß sich 2 Jäger im Gebirge verstiegen hatten, wegen einbrechender Nacht nicht mehr wegkommen konnten und deswegen die Nacht auf einem schmalen Felsenabsatz zubringen mußten, und zwar in der höchst mißlichen Stellung, daß einer den andern um den Leib hielt, um wach zu bleiben und sich vor dem Hinunterstürzen zu sichern. Das sind Umstände, von denen Derjenige, der nicht selbst die Felsen und Gebirge der Schweiz bestiegen hat, kaum einen etwelchen Begriff erlangen kann. Wenn sich der Jäger durch seine Leidenschaft so verblenden läßt, daß er es wagt, über solche Gletscherfelder zu gehn, welche mit einer frischen Schneerinde bedeckt sind, so ist er alle Augenblicke nicht sicher, in eine Gletscherspalte, die durch den Schnee unsichtbar wurde, zu treten und hinunter zu stürzen, um auf immer da vergraben zu bleiben. Ueberhaupt ist die Tollkühnheit des Jägers im Klettern für ihn das Allergefährlichste: wie leicht kann er ausgleiten; wie leicht tritt er auf einen Stein, der ihn nicht hält; wie leicht versteigt er sich so in die Höhe, daß er auf dem Rückweg, oft mit 1 oder 2 Gemsen beladen, verunglückt! Bricht er durch den Fall ein Glied, so ist sein Hülferuf in der Einöde vergeblich und er muß, von Hunger, Durst, Kälte und Schmerz gefoltert, langsam sein Leben endigen, oder aber er stürzt über Abhänge und Felsenwände in die scheußlichsten Abgründe hinunter und sein Körper wird in Stücken zerschmettert. Die Gemsenjagd wird trotz alle dem zu einer unbezwinglichen Leidenschaft. Oft stellen vermögende Bauers- oder Handwerksleute Knechte zum großen Nachtheile ihres Hauswesens an, um nur immer nach Herzenslust den Gemsen nachstellen zu können, und häufig sind die Beispiele, wo beinahe tödtlich im Gebirge verwundete Jäger dennoch, sobald sie genesen, wieder an den Felsenwänden herumklettern, von denen sie vor Kurzem erst gestürzt waren."

Steinmüller fügt noch ein Verzeichniß von verunglückten Gemsenjägern bei, welches man leicht aus schweizerischen Zeitungen und andren Schriften vielfach vermehren könnte.

Ich darf wohl voraussetzen, daß Steinmüller's Beschreibung die Wißbegierde aller Leser befriedigt hat, glaube jedoch, daß sich auch einige finden werden, welche den Verfasser dieser Naturge-

schichte noch gern in Gedanken auf einer Gemsenjagd begleiten möchten. Bevor wir jedoch die Höhen der Alpen erklimmen, sollen folgende Worte vorausgeschickt werden: Es war in den ersten Tagen des Jahres 1837, als mir zufällig eine englische Zeitschrift in die Hände fiel (New Monthly Magazine, No. 114. June 1. 1830), worin ein Engländer erzählt, wie er im Jahr 1823 nebst einem Freunde denjenigen Gemsenjäger, welcher vielleicht seit Menschengedenken der verwegenste und gewaltigste gewesen, auf einer Jagd begleitet hat. Von der Erzählung theile ich nur einen kurzen Auszug mit. „In einem einsamen Häuschen auf dem Bernina wohnt zwischen Felsen und Gletschern und mitten unter seinen Gemsen ein wilder Gemsenjäger, Namens Colani, welcher die ganze Jagd in den umliegenden Alpen für sich allein in Beschlag genommen hat, obgleich sie eigentlich jedem Eingebornen des Engadinethales frei steht. Man glaubt allgemein, er habe seine Seele dem Teufel verschrieben; man sagt, er habe 20 bis 30 Menschen, vorzüglich tiroler Jäger, welche sein Revier zu betreten gewagt, ermordet; jedenfalls ist in seinem Hause eine ganze Stube mit tiroler Waffen austapezirt. Auf seinem Reviere hat er etwa 200 Gemsen, rechnet jährlich auf 60 Junge und schießt jährlich 60 alte weg. Ich erhielt von Colani die Erlaubniß, ihn auf einer Jagd zu begleiten, und nahm meinen Freund nebst 2 Führern mit. Wir mußten einen Gletscher besteigen. Plötzlich hörte ich einen Schrei. Mein Freund war verschwunden und in eine Eisspalte gestürzt. Zum Glück war sie eng, er stak nur 6 bis 8 Fuß tief, war aber so fest eingeklemmt, daß er weder Hand noch Fuß rühren konnte. Colani hieb Stufen in das Eis, stieg hinab, machte aus seinem Schnupftuch einen Ring, legte es um die Hand des Gefangenen und zog ihn mit derselben Leichtigkeit heraus, mit welcher ein Andrer ein kleines Kind gehoben haben würde. Beim Weitergehen erblickten wir in einer Schlucht 3 Gemsen; Colani schoß eine und kletterte, um sie zu holen, an einem Felsen hin, wo ihm kein Mensch hätte folgen können. Wir wanderten dann weiter, sahen in der Ferne über 40 Gemsen, konnten ihnen nicht ankommen, und lagerten uns, um abzuwarten, ob sie vielleicht von selbst zu Schusse kämen. Nach einiger Zeit begannen sie unruhig zu werden, liefen hin und her und verschwanden dann. Obgleich das Wetter ganz heiter war, so schloß Colani doch aus dem Benehmen der Thiere auf die Nähe eines Ungewitters, wir schlugen augenblicklich und eilig den Rückweg ein, wurden aber doch durch und durch naß, bevor wir nach Hause kamen."

Schon oft hatten die Bilder der Gemsenjagd meiner Seele so lebhaft vorgeschwebt, als ob sie sich in Wahrheit vor meinen Blicken entfalteten; schon längst hatte ich den Wunsch gehegt, die Natur auch da zu beobachten, wo sie sich nur noch in grausig schauerlicher Größe darstellt; gern wäre ich einmal auf den ungeheueren Felsen gewandelt, über deren zackigen Spitzen nur der Adler und Lämmergeier schwebt, gern auf den blendend schönen Eis- und Schneefeldern, die nur der Fuß der Gemse und des Gemsenjägers berührt; gern hätte ich auf den kalten Höhen gestanden, wo die Wolken und Nebel wogen, wo der Sturmwind saust, die Lawine donnert, der Wasserfall schäumend über Trümmern dahinbraust und senkrecht stürzend an der Wand des Abgrundes in Staub zerschellt. Dort, wo die Brust die reinste Himmelsluft athmet, wo bei sonnenklarem Himmel der Blick weit über die öden Spitzen der Alpen dahinschweift, bis er in nebelgrauer Ferne die grünen Gefilde des deutschen Vaterlandes oder die Rebenhügel Italiens erreicht, dort hätte ich mich gern einmal zwischen den prachtvoll karminrothen Blüthentrauben der Alpenröschen und den weißen, zart rosa beduften Glöckchen der Bärentraube gelagert. — Das Alles lag aber damals nur erst in Ahnung vor; zur Verwirklichung war noch kein Schritt gethan; da lenkte die Erzählung des Engländers meine Gedanken nach dem Bernina hin, und bald stand auch der Entschluß, den berühmten Jäger und seine Felsen, Gletscher und Gemsen zu besuchen, fest, denn einer meiner jungen Freunde, Adolf v. Planta, deß Vater das Schloß Reichenau bei Chur besitzt, deß Onkel im Engadinethal wohnte, bestätigte Das, was ich vom Colani gelesen, und erbot sich, mich in sein Vaterland und an's Ziel meiner Wünsche zu geleiten. Nun wurden die nöthigen Anstalten getroffen; und wie der Hauch des Frühlings lau, vom Schweizerland her, über Thüringens Berge hin wehete, wie im Wipfel der Fichten lustig das schmetternde Lied der Finken erklang, wie im jungen Laube am Quellenrand die Amseln flöteten, über sprossenden Saaten die Lerchen trillerten, auf grünenden Auen liebliche Blumen erstanden, da verließen wir Schnepfenthal, und eilten, begeistert von gleicher Liebe für Gottes schöne Natur, im Herzen glühende Sehnsucht nach den Abenteuern der Gemsenjagd, fröhlich den Alpen zu. Am Fuße der riesigen Höhen, in dem schönen Salzburg, da machten wir Halt, und labten uns erst an der Frühlingspracht der lieblichen Hügel und dem frischen Grün der Wiesen, auf dem sich das himmlische Blau der Gentianen mit dem rosigen Roth der Primeln und Licht-

blumen zum bunten, zarten Schleier verwebt. Dann zogen wir weiter, gelangten nach Reichenhall, und suchten dort einen Gemsenjäger auf, der weit und breit in großem Rufe stand. Er war ein kräftiger, muntrer Greis von 77 Jahren, hieß Hafner, ward aber gemeinhin Jäger Steffel genannt. In früheren Zeiten war er Wilddieb gewesen, hatte im Kriege ein bairisches Heer auf nur ihm bekannten Pfaden nach Tirol geführt und war vom König dadurch belohnt worden, daß er die sehr ergiebige Jagd dieser Gegend ganz wohlfeil in Pacht erhalten. Er hatte großen Vorrath von Gems-Hörnern und Häuten, erzählte uns lange und viel von den Freuden und Leiden, die er bei seinen Jagden erlebt, und fügte dann mit Thränen im Auge hinzu, wie er nur Ein Kind, einen Sohn, gehabt, und wie dieser, den er zum Gemsenjäger erzogen, ganz nahe bei ihm, und während sie zusammen gesprochen, durch das Brechen eines Felsstücks gestürzt und im Abgrund zerschmettert worden sei. Mit der Jagd war's übrigens jetzt nichts, weil der Regen sich wochenlang in Strömen ergoß. Wir wandten uns nun nach dem Königsee, schifften über ihn hin, fanden an seinem Ende die ganz einsame Wohnung des Försters, auf dessen Bergen es an Gemsen nicht mangelt. Wir baten ihn, mit uns auf die Jagd zu gehn, und versprachen, ihm für jede, die wir schießen würden, 20 Gulden zu geben. Allein der brave Mann lehnte unser Anerbieten ab, indem er uns darauf aufmerksam machte, daß jetzt Schonungszeit wäre und daß er pflichtwidrig handeln würde, wenn er jetzt jagen wollte. Wir durchzogen nun Tirol und die Schweiz weit und breit, übten uns im Klettern auf Fels und Eis, fanden nirgends viel Gemsen, fragten überall nach Gemsenjägern, bekamen aber überall die Antwort: daß den Gesetzen nach die Gemsenjagd nur im Herbst und Winter erlaubt wäre. Wir setzten jedoch unsre Hoffnung auf Colani, und da wir wußten, daß seine kalten Höhen gewöhnlich erst von Mitte Juli an zugänglich werden, gingen wir erst nach Italien, und kamen von da aus endlich, indem wir von Chiavenna durch das Bregagliathal hinauf stiegen, in's Engadinethal, woselbst wir im Dorfe Samaden bei Adolf's Onkel, dem Landammann Rudolf von Planta, eine sehr liebreiche Aufnahme fanden. Unsre ersten Fragen bezogen sich natürlich auf Colani, welcher jetzt nur ½ Stunde von Samaden, im Dorfe Pontresina, nahe am Roseggio-Gletscher und nicht weit vom Bernina, wohnte. Der Onkel kannte den berüchtigten Gemsenjäger natürlich sehr gut, war aber über unser Vorhaben sehr wenig erfreut. „Kein Mensch, mit Ausnahme Co-

lani's," so sagte er, „wagt es, die schrecklichen Höhen zu besteigen, und wer es versucht, ihn zu begleiten, der verunglückt gewiß. Es hat es auch bis jetzt noch niemand versucht, mit Ausnahme zweier Engländer, von denen der eine in eine Eisspalte gefallen und übel zerquetscht wieder herausgezogen worden ist, und zweitens mein Vetter v. M. Diesen hat vor einigen Jahren die Lust angewandelt, einmal die Gipfel, welche sich über seiner Heimath erheben, zu besteigen. Er ist mit Colani hinauf geklettert; oben hat ihm aber die dünne Luft den Athem benommen, ein plötzlicher Schneesturm hat ihm den Hut vom Kopfe gerissen und in die Tiefe geführt; Colani hat ihm zwar schnell seine eigne Mütze aufgesetzt, seinen Rock umgehangen, und ihn mit großer Mühe in's Thal gebracht, allein mein Vetter ist von Stund an krank gewesen und nun in Folge jenes Unternehmens todt."

Am Nachmittage statteten wir der im Dorfe Bevers wohnenden Wittwe des genannten v. M. unsren Besuch ab. Auch sie erzählte uns das traurige Schicksal ihres Mannes und mißbilligte unsre Pläne. Aber je gefährlicher man uns die Sache vorstellte, desto fester stand unser Entschluß.

Am folgenden Tage, es war der 15te Juli, brachen wir früh auf und gingen durch die bereiften Wiesen, bei einer Kälte, die uns sehr ungewohnt vorkam, da wir eben aus der glühenden Hitze Italiens gekommen waren und nur ganz leichte Kleider mit hatten, nach dem Dorfe Kamogaska, woselbst sich J a n M a r c h e t C o l a n i eben in seinem väterlichen Hause befand, in dessen von hohen Mauern umschlossenem Garten seine Tochter 5 junge Gemsen verpflegte, welche nach Berlin geschickt werden sollten. Mitten unter diesen Gemsen fanden wir den gewaltigen Jäger. Es war ein Mann von 66 Jahren, eine ächt alt-römische Gestalt, etwas unter Mittelgröße, breitschultrig, die Brust hoch und sehr stark, der Kopf dick, das Gesicht länglich und braun, die Nase krumm, die Haare schwarz, schon sehr mit Weiß gemischt, die Augen braun, Kühnheit, Klugheit und Jähzorn verrathend, die gewaltigen Fäuste immer geballt, als ob sie eben losschlagen wollten. Seine Kleidung hatte die Farbe der heimathlichen Granitfelsen. Die Zähne waren ganz vollkommen, sehr stark, und es fehlte nur Einer, nämlich ein Eckzahn, den er sich neulich abgebrochen, da er einen Ladestock mit dem Gebiß aus dem Gewehr ziehen gewollt. Von Krankheit ist dieser kräftige Mensch nie geplagt worden. Milch, Brod, nebst Zieger (Käsematten), Gemsen- und Murmelthierfleisch sind immer seine Lieblingsspeisen gewe-

sen; Schnaps hat ihm nie zugesagt, Bier ist in jener Gegend unbekannt, und Wein, welchen man aus dem Veltlin (Valtellina) in Menge nach dem Engadine bringt, hat er immer nur sparsam genossen, vor und während der Jagd aber nie. Er gehörte zu dem Völkchen der Romanier, welches einige Thäler Graubündens bewohnt und eine dem Italiänischen sehr ähnliche Sprache redet. Obgleich fast ohne Unterricht aufgewachsen, schon vom 15ten Jahr an Gemsenjäger, hat er es doch dahin gebracht, außer der romanischen auch noch die italiänische, deutsche und französische Sprache zu reden, seine Gewehre selbst auszubessern, ja neue zu verfertigen, Sonnenuhren, chirurgische Bandagen und dgl. zu machen. Sein Benehmen gegen andre Gemsenjäger hat der Leser theils schon durch den Engländer kennen gelernt, theils wird er ihn weiter unten selbst dabei beobachten; über sein Benehmen gegen Nachbarn wird er aus wenigen Beispielen ein Urtheil ziehen können: Durch mancherlei Kuren verdiente Colani ein hübsches Geld und nahm dem Doktor W. in Samaden viele Kunden. Der Doktor wagt es, ihn zu verklagen. Statt vor Gericht zu erscheinen, begibt sich Colani nur auf den dahin führenden Weg, paßt dem Doktor auf, schlägt ihn mit der Faust in's Gesicht, so daß er, von den Glassplittern seiner zerschlagenen Brille vielfach verwundet, besinnungslos daliegt. Diese und viele ähnliche Geschichten, wo er seine Feinde mit der Faust gebändigt, erzählte mir Colani späterhin, da wir vertrauter geworden, mit großem Vergnügen. Auch aus folgender ersieht man, daß nicht viel mit ihm zu spaßen war: „Ich hatte,“ so erzählte er mir, „2 schöne Gemsen. Als sie groß wurden, sprangen sie immer über die Mauer und in die Gärten der Nachbarn. Alle gönnten ihnen gern die Blümchen, welche sie abrupften; nur eine böse Nachbarin schimpfte und sagte, es sollte den Bestien übel bekommen. Eines Tages waren die Thiere wieder in ihrem Garten gewesen, kamen aber krank zurück und starben. Das böse Weib hat aber nicht lange Zeit gehabt, sich über ihre abscheuliche That zu freun, denn schon am dritten Tage nachher hat sie ein Pülverchen gegessen, an dem sie bald gestorben ist.“

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um dem Leser einen Begriff von dem Manne zu geben, welchen wir in Kamogaska besuchten. Er kam uns freundlich entgegen und fragte, was wir wollten. Wir baten um die Erlaubniß, ihn auf einigen Gemsenjagden begleiten zu dürfen, versprachen ihm für jeden Tag 2 Speciesthaler, ferner für jede Gemse, die wir selbst schössen, 4, für

jede, die er vor unsren Augen schösse, 2 Speciesthaler, und dabei sollte auch alles erlegte Wild ihm verbleiben. Diese Anerbietungen waren ganz nach seinem Geschmack und er hätte es wahrscheinlich nicht ungern gesehn, wenn wir unter solchen Bedingungen Jahr aus Jahr ein täglich mit ihm gejagt hätten. Gleich auf den nächsten Tag wurde der Anfang festgesetzt. So wie der Morgen graute, waren wir in Pontresina. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, lud für sich seine vortreffliche Doppelbüchse, für jeden von uns eine einfache, steckte Pulver, Blei, ein sehr gutes Fernrohr, Brod, geräuchertes Gemsen- und Murmelthierfleisch nebst Salz in seine Jagdtasche, wir rückten aus und gelangten sehr bald in ein Thal, welches nur wenige hundert Schritte breit, an beiden Seiten von steilen Berg- und Felswänden umgeben und hinten vom Roseggiogletscher geschlossen ist, dessen Eismassen sich majestätisch bis über die Wolken erheben, dort mit dem Berninagletscher vereinen und ein viele Meilen langes Eismeer bilden. Noch waren wir nicht lange in dem einsamen Thale gewandert, da sahen wir 5 Gemsen ganz ruhig nach einer Schlucht hinaufziehn, welche sich zwischen thurmhohen, senkrechten Felsen etwa ½ Stunde weit emporzog. Eine ähnliche Schlucht war daneben. Entzückt über diesen Anblick, schlugen wir vor, daß wir schnell in der Seitenschlucht hinaufstürmen und die Gemsenschlucht von oben schließen wollten, während Colani sie von unten besetzte; so wären die Thiere eingeschlossen. „Das ginge recht hübsch," sagte er gleichgültig, „allein hier kann ich keine Gemsen schießen lassen, weil ich sie in dieser Schlucht mit Salz füttre, und an der Salzlecke dürfen sie nicht beunruhigt werden." Wir zogen weiter bis zur Mitte des Thales, wo sich eine Sennhütte befand, um welche Kühe weideten. Hier wurde Halt gemacht. „Ich muß doch sehen, ob die Herren schießen können," sagte Colani, maß von einem Felsblock aus 150 Schritte ab, legte einen faustgroßen Stein dahin. Ich mußte hinter dem Felsblock niederknieen, die Büchse darauf legen; der Schuß fiel, der getroffene Stein zerflog in tausend Stücken. Jetzt legte Colani einen neuen Stein hin und auch Adolf's Kugel traf das Ziel. Colani spendete uns über das erfreuliche Ergebniß des Examens Lob, und wir setzten uns wieder in Marsch. Je weiter wir nun im Thale vorrückten, desto wilder wurden rings die Felsen, desto mehr Trümmern derselben lagen überall um uns her. An den Wänden der linken Seite huschten überall Murmelthiere auf und nieder, und pfiffen laut, so oft sie uns erblickten. Endlich gelangten wir bis zu der ungeheuren Eis-

masse des Gletschers. Links und rechts war derselbe von hohen, nackten Felsen umgeben; mächtige Blöcke, welche von ihnen herabgestürzt waren, lagen überall auf seinem Rande; auf der linken Seite des Gletschers sahen wir durch das Fernrohr an einem Felsen 4 Gemsen und auf einer Felsenkante, welche aus der Mitte des Gletschers emporstieg, 13. Um diese zu erreichen, begannen wir jetzt, den Gletscher zu erklimmen. Zum Glück hatte das Eis fast überall eine von der Sonnenhitze rauh geleckte Oberfläche. Wir stiegen höher und höher, die vielen Spalten des Eises wurden immer weiter, immer häufiger, immer tiefer; von Zeit zu Zeit hörten wir in der Ferne ein starkes Dröhnen, wenn sich irgendwo ein neuer Riß bildete. Hoch über unsern Häuptern schwebten in weiten Kreisen 2 Adler und schienen uns zu beobachten. Uebrigens war kein lebendes Wesen mehr zu sehn, denn auch die Gemsen waren unsren Augen entschwunden. Kamen wir an Stellen, wo der Eisrücken, auf welchem wir hingingen, kaum einen Schritt breit war, und wo uns zu jeder Seite eine wohl viele tausend Fuß tiefe Spalte mit offnem Höllenrachen zu verschlingen drohte, da schritten wir schweigend und jeden Schritt berechnend vor uns hin, Colani immer als Führer voran. Zuweilen mußten wir über breite Spalten, in welchen zufällig daliegende Felsenstücken eine Brücke bildeten; mehrmals, und dies war wohl das Gefährlichste, mußten wir über welche, in denen sich nur eine Brücke von Schnee gebildet hatte. Colani untersuchte dann die Brücke im Voraus durch heftige Stöße mit dem Gewehrkolben, und gab sie nicht nach, so liefen wir rasch hinüber. Endlich, nachdem wir eine Stunde gestiegen, hatten wir eine Höhe erreicht, woselbst merkwürdigerweise das Eis mit einer handdicken Erdschicht und mit schönem grünen Grase bedeckt war. Oben auf der Höhe lagen mehrere Felsblöcke. Pst! leise! sagte Colani. Wir krochen schweigend hinauf. Oben lagerten wir uns unter einem sich thorartig wölbenden Felsen, sahen eine Vertiefung vor uns, und jenseit derselben, etwa 250 Schritte von uns, die 13 Gemsen ruhig weidend. „Ich hätte wohl Lust zu schießen," sagte ich. „Es ist zu weit," antwortete Colani kurz. Er sah sich nun mit seinem Fernrohre um. Ich benutzte den Augenblick und legte an. Er hatte meine Bewegung aber gleich bemerkt, drückte den Lauf meines Gewehrs, ehe ich abfeuerte, sanft mit der Hand nieder und sagte mit gebietendem Tone: halt! Jetzt wurden die Gemsen unruhig, liefen hin und her, dann plötzlich aufwärts, pfiffen, andre antworteten pfeifend, kamen hinter verschiedenen Felsen hervor und wir hatten nun das Vergnügen, eine Zahl von gerade 40 Stück in einer langen Reihe

über eine Felsenkante und von da über ein weites Schneefeld hin einem großen Felsenberge zulaufen zu sehn, welcher rings von den Eis- und Schneemassen des Gletschers umschlossen war. Wunderniedlich nahmen sich die Jungen aus, welche hinter den Müttern her hüpften. Wir hätten gern das Aeußerste gewagt, wenn wir dieser Heerde hätten beikommen können. „Colani," sagte ich, „ich will mit Adolf rechts um den Felsenberg herum, gehen Sie unterdessen links, da werden wir die Thiere zwischen 2 Feuer bekommen und gute Beute haben." „Pst," antwortete er, „hier darf nicht geschossen werden, sonst verlassen sie mein Revier." — Wären wir nun den Gletscher, welchen wir aufwärts bestiegen hatten, wieder abwärts gegangen, so möchten wir wohl nicht mit heiler Haut davon gekommen sein, weil sich's abwärts nicht gut auf Eise geht. Wir wandten uns demnach links, und waren nach einer Viertelstunde zwar vom Eise herab, mußten nun aber ½ Stunde lang über so abscheuliche Felstrümmer abwärts steigen, daß wir jeden Augenblick in Gefahr waren, Arm und Bein zu brechen, und daß Colani, da wir endlich auf einen sanfteren Abhang kamen, in seiner derben Art zu spaßen äußerte: „jenen Weg hätte der Teufel gemacht, da er einmal Bauchweh gehabt." An dem besagten Abhange bildete sich unter einem überhängenden Felsen eine geräumige Grotte, wo der ganze Boden mit Gemsenmist bedeckt und ein Geruch wie in einem Ziegenstalle war. An diesem Orte pflegte Colani seine Gemsen mit Salz zu füttern. Er holte auch diesmal welches aus seiner Jagdtasche und streute es aus. Auf dem Rückwege gelangten wir an eine Sennhütte, wohin der Onkel Lebensmittel und ein kleines Fäßchen Wein für uns gesandt hatte. Die Oeffnung des Fäßchens war mit einem Stöpsel von hartem Holz etwas zu fest geschlossen. Wir versuchten alle drei die Kraft unsrer Hände vergebens an dem Stöpsel, schlugen dann mit Steinen dagegen, allein er wankte nicht. „Ich bringe ihn doch heraus," sagte endlich der Felsenmann mit zuversichtlicher Miene, packte den Stöpsel mit seinen gewaltigen Zähnen, das Faß mit den Händen, drehte, und siehe, das Faß war offen. Wir riefen ihm Beifall, und wünschten, daß auch unsre Zähne noch so stark sein möchten, wenn sie einmal ihren 66sten Geburtstag feiern.

Am 17ten Juli stiegen wir mit Colani durch das Muralzthal, wie er es nannte, den Brüneberg hinauf. Es wimmelte von Murmelthieren, die rings umher huschten und pfiffen. Zu Schusse bekamen wir sie aber so wenig als am vorigen Tage, obgleich wir uns viel Mühe gaben. In einer Sennhütte wurde Milch und Zieger

gefrühstückt; dann ging's wieder aufwärts und endlich befanden wir uns auf einem mit Gras, Alpenröschen, Felsstücken und Schneemassen bedeckten Bergrücken, der sich etwa 6000 Schritte weit eben hinzog; nördlich bildete er eine in unermeßliche Tiefe senkrecht abstürzende Felswand, östlich aber lief er in eine lange und hohe Felsenkante aus. „Wenn wir," so sagte Colani, „auf diesem Bergrücken oder aus dem Abgrunde Gemsen aufscheuchen, so werden sie über die Kante da hinlaufen, und wer oben im Versteck liegt, der kommt gewiß zu Schuß. Ich looste mit Adolf um den Ehrenposten auf der Kante. Ihn traf das Loos. Er kletterte hinauf, blieb dort 3 Stunden, sah nichts als Schneehühner und kam endlich halb erfroren mit Mühe zurück. Ich war unterdessen mit Colani rasch dem ganzen Bergrücken entlang gegangen, und da wir keine Gemse fanden, so gingen wir rückwärts an dem senkrechten Abhange hin, legten uns an Stellen, wo es anging, an seinem Rande nieder, schauten mit den Augen in die Tiefe und warfen mit der Hand Steine hinab. Wo wir nicht recht trauten, da ließ sich allemal der Eine, welcher spähete, von dem Andren bei den Füßen halten. Wir scheuchten übrigens nur Eine Gemse unten auf, beobachteten aber durch das Fernrohr an einem entfernten und für heute nicht erreichbaren Berge eine Heerde von 30 Stück. Die senkrechte Felsenwand, an der wir hier wandelten, wird mir unvergeßlich bleiben. Es mochte dem Colani beikommen, seine Kunst vor mir zu zeigen oder mich auf die Probe zu stellen, kurz, ich sah ihn plötzlich auf einer Felsenplatte stehn, die nur so groß wie ein gewöhnlicher Tisch war und über den senkrechten, tausend Klaftern tiefen Abgrund hinragte. Er stand da ganz ruhig und guckte mit seinem Fernrohr in die Tiefe. Ich erschrak bei diesem Anblick, und es lief mir in dem Augenblicke ein Schauer über die ganze Haut, wo er mir freundlich zuwinkte, mich bat, neben ihn zu treten, und hinzufügte, er wollte mir da unten etwas zeigen. Es fiel mir jetzt ein, daß ich Tags zuvor im Laufe des Gespräches zu ihm gesagt hatte, „wo er hinstiege, da könnten w i r auch wohl hin," und daß er mich vielleicht jetzt eben auf eine nicht erfreuliche Weise beim Wort nehmen wollte; oder, dachte ich, er wird mich doch nicht hinabstürzen wollen? so verrückt kann er doch nicht sein, denn unfehlbar würde ich ihn packen und mitnehmen. Der geringste Stoß würde dort hinreichen, mich, oder ihn, oder uns beide in die schreckliche Tiefe zu werfen. Alle diese Gedanken flogen mir mit Blitzesschnelle durch den Kopf; allein eben so schnell war auch mein Entschluß gefaßt, ihm zu zei-

gen, daß ich ihm folgen könnte, und ich stand neben ihm. „Nehmen Sie das Fernrohr," sagte er, „und sehen Sie nur da unten die 2 Pferde; sie müssen sich von einem Sennen dahin verirrt haben." „Ich sehe sie mit bloßen Augen," war meine Antwort, „und mag mich hier nicht lange mit Fernrohr-Guckerei aufhalten, denn es gefällt mir auf der abscheulichen Platte, die jeden Augenblick brechen und hinuntersegeln kann, erbärmlich schlecht." Mit diesen Worten ging ich zurück und die beklommene Brust schöpfte mit Wohlgefallen wieder freien Athem. Ich betrachtete nun die 2 Pferde, welche mir wie 2 schwarze Punkte erschienen waren, nochmals. Dem bloßen Auge erschienen sie etwa in der Größe eines Fingerhuts, waren jedoch, in Folge der dünnen Luft, in welcher man schärfer sieht, recht kenntlich. Wir wandelten weiter und warfen wieder Steine hinab. Den Fall derselben hörten wir, wenn sie auch noch so groß waren, nicht, weil der Abgrund viel zu tief war, als daß von unten der stärkste Schall bis nach oben hätte dringen können. Ueberhaupt ist jeder Schall in der dünnen Luft der höchsten Berge bei weitem schwächer als in der dicken Luft tief gelegener Gegenden. Colani lag eben am Rande, schaute und warf hinab; ich aber hatte mich hart an den Rand gestellt, und zwar so, daß ich die mit einer starken, stumpfen Eisenspitze versehene Gewehrkolbe gegen eine feste Felszacke stemmte, den Lauf des Gewehrs in beiden Händen hielt, und mich, indem ich mich überbog, darauf stützte, um nicht vorwärts und hinunter stürzen zu können. Um mich brauste der Sturmwind und neben mir plätscherte ein Wasser, welches sich aus schmelzendem Schnee gebildet. Da vernehme ich plötzlich ein heftigeres Brausen und zugleich einen von Colani ausgestoßenen gellenden Schrei. Erschrocken thue ich 2 Schritte rückwärts, und siehe, da saust ganz nahe über meinem Haupte ein ungeheurer Lämmergeier mit der Schnelle eines Pfeiles dahin. Im Augenblick greife ich nach meiner Waffe, jedoch war der gewaltige Vogel schon weit weg, bevor ich den Hahn gespannt und zu zielen begonnen hatte. Auch Colani konnte nicht zu Schusse kommen. Er hatte sich zufällig nach mir umgesehn, zu meinem Glücke den Vogel bemerkt, wie er gerade mit Blitzesschnelle auf mich zuflog, hatte geschrieen, um ihn zu verscheuchen, war aufgesprungen, um zu schießen, allein der Vogel war zu schnell. „Mein Gott," sagte der alte Mann, in dessen Miene sich jetzt der Schreck der Ueberraschung und das freudige Bewußtsein, mich gerettet zu haben, noch vereinten, „es war ein Glück für Sie, daß ich meine Augen gerade in dem gefährlichen

Augenblicke nach Ihnen hingewendet hatte. Ich habe oft gesehn, wie der Lämmergeier Gemsen in den Abgrund stürzt; an Menschen aber wagt er sich nur in dieser Jahreszeit, wenn er sie unversehens am Rande eines Abgrundes von hinten packen kann; im Juli sind seine Jungen groß und verlangen viel Futter." Ich drückte die harte Hand des Felsenmannes, dankte ihm recht herzlich, fügte dann aber hinzu: „Ich bin eigentlich nicht hierher gekommen, um junge Lämmergeier zu füttern, sondern um Gemsen zu schießen, und bitte recht freundlich, mir endlich dazu bessere Gelegenheit zu schaffen als bisher." Er verstand den Wink. „Sie denken," sagte er lächelnd, „ich führe Sie nur so herum, weil ich täglich meine 2 Speciesthaler verdienen will. Nun morgen soll's besser werden, da gehn wir auf den Bernina, wo die meisten Gemsen sind und die Gelegenheit am schönsten ist. Jetzt wollen wir den Adolf suchen und nach Hause gehn." Auf dem Rückwege zeigte er uns durch das Fernrohr an einem hohen Felsen die Höhle, worin Lämmergeier, und dann eine andre, worin Adler nisteten.

Am 18ten Juli brach ich mit Adolf früh auf. Der Regen ergoß sich in Strömen. Wir wadeten auf einer überschwemmten Wiese nach des Onkels Sennhütte, wohin uns der Gemsenjäger bestellt hatte. Diesem aber war es vortheilhafter vorgekommen, bei solchem Wetter im Bette zu bleiben. Abends heiterte sich der Himmel auf, wir besuchten ihn in Pontresina und bekamen hier die willkommene Nachricht, daß an diesem Morgen 2 große Bären an dem Berge, welcher sich über Kamogaska erhebt, hingegangen wären, nachdem sie in der benachbarten Alp 3 Schafe zerrissen. Der Bernina war nun vergessen, die Bären bei Kamogaska mußten erlegt werden.

Der Tag des 19ten Juli hatte sich noch nicht von der Nacht geschieden, als wir mit freudiger Eile unsre Jagdrüstung anlegten. Schon war auch Colani da und vor der Thüre wieherte ein Roß, welches uns zu Wagen schnell nach Kamogaska führen sollte. Von dort aus bestiegen wir den Berg, an welchem die Bären hingewandelt waren; ihre Spur führte zuletzt zwischen 2 Felsenberge und verlor sich in der dazwischen liegenden Vertiefung, die so mit Steinblöcken verschüttet war, daß wohl ein Bär mit seinen 4 breiten Tatzen, aber kein Mensch hinauf konnte. Oben zeigte uns Colani eine Höhle, die er das Bärenloch nannte, und sagte, daß sie der Aufenthalt dieser hier übrigens seltnen Thiere wäre, wenn sie zuweilen im Sommer aus dem Unter-Engadin, wo sie häufiger sind, herauf wandern. Wir zogen nun weiter ein Thal hinauf, hofften doch noch, hinter

jedem Busch oder Felsblock einen Bären zu finden, brachten den übrigen Tag damit hin, einzelne Gemsen, deren wir nicht wenige sahen, zu beschleichen, indem wir über die abscheulichsten Felsen und Abhänge kletterten, hatten unsre Freude an den Schneehühnern, welche ganz nahe bei uns herumliefen, ärgerten uns über das die Gemsen aufscheuchende Gepfeife der Murmelthiere, wurden 5 Stunden lang von Schneegestöber geplagt, und gingen Abends in die prächtige Sennhütte, welche neulich ein reicher Mann, Namens Orlandi, in einem engen und wilden Thale, hinter einem vor Lawinen schützenden Hügel aufgebaut hat. Hier gedeiht wegen der Kälte kein Baum, aber rings sind die steilen Abhänge mit dem Buschwerk der Krummholzkiefer bewachsen und von diesem führen die Lawinen jährlich so viel in's Thal herab, daß man nur zu sammeln braucht, um reichliche Feuerung zu haben. Zwei struppige Sennen hießen uns willkommen und führten uns in eine hübsche Stube, welche nach Landessitte an Boden, Wänden und Decke mit Arvenholz überzogen war; Tische, Bänke und Stühle bestanden aus Lärchenholz. Es wurde laue, frische Milch und statt des Brodes Zieger aufgetragen; Colani, froh, daß er uns wieder einen Tag vergeblich herumgeführt, war lustig und guter Dinge, erzählte uns unzählige Heldenthaten, die er mit seinen Fäusten, seinem Gewehr, oder nur vermittelst seiner Schlauheit ausgeführt, und sang Lieder, an denen die Mit- und Nachwelt nichts verliert, wenn ich sie nicht drucken lasse. Wir gingen auch in den Kuhstall, welcher einem großen und schönen Saale glich, bewunderten ihn und die 19 schönen Kühe, welche daselbst übernachtet wurden. Es ist merkwürdig, wie laut und heftig diese Thiere in den oberen Höhen der Alpen bei jedem Athemzuge stöhnen, und die 19 Stück machten ein ganz eignes Koncert. Die Ursache des Stöhnens liegt wohl an der dünnen Luft. Die Thiere befanden sich übrigens ganz herrlich und lagen auf den dicken reinlichen Bohlen von Lärchenholz, womit der Boden gedielt war, recht bequem. Nachdem wir die 19 Kühe betrachtet, gingen wir weiter im Stalle zu dem Jungvieh. Da hatten wir aber einen wenig erfreuenden Anblick! Ein schönes, starkes, milchweißes Stierchen, das diesen Nachmittag von einem Felsen gestürzt war, stand zitternd da, blutete aus 20 Wunden, das eine Horn war abgebrochen, große Blutstropfen drangen einzeln aus der Stelle, wo es gestanden, hervor, und flossen über die Stirn herunter. Wir verließen den Stall, es wurde uns ein geräumiges Schlafgemach angewiesen und wir wurden gefragt, ob einer von uns auf dem Ofen

schlafen wollte. Dieser war nämlich sehr groß, fest, und seine mit Bretern umgebene Oberfläche bildete eine Bettstelle. Keiner von uns hatte Lust zu diesem zwar warmen, aber doch allzu hohen Posten. Was hätten wir anfangen wollen, wenn wir bei Nacht von Gemsenjagd geträumt, aufgesprungen, vom Ofen gefallen und lahm geworden wären?

Am Morgen des 20sten Juli waren wir um 4 Uhr schon auf und erstiegen einen Berg. Dort sprang uns ein großer, grauer, zottiger Hund entgegen, welcher eine bergamasker Schafheerde bewachte, die auf der eben mit einem dünnen Schneeflor überdeckten Grasfläche lagerte. Wir öffneten die kleine, aus rohen Steinen zusammengefügte Hütte des Hirten, fanden diesen in seinem elenden Bette tief in einer Moosmasse vergraben, weckten ihn, er hieß uns willkommen, stand auf, warf die Asche des Heerdes aus einander, legte Krummholz auf die darunter glühenden Kohlen, blies sie zur Flamme an, hielt seine bloßen Beine in diese hinein, steckte sie dann wohl gewärmt in Holzschuhe und holte uns nun fetten Schafskäse und Schafsmilch herbei. Wir ließen's uns wohl schmecken, gingen dann im dämmernden Lichte des Morgens eine weite Strecke und entließen jetzt den Adolf, nachdem ihn Colani auf einen Weg gebracht, wo er die Richtung nach dem Dorfe Bevers nicht verfehlen konnte, wohin er für heute zur Feier eines Geburtstages von seiner Tante, der oben genannten Wittwe v. M., eingeladen war. Colani führte mich jetzt tiefer in's Gebirge zurück, wir gingen $1\frac{1}{2}$ Stunden, sahen in weiter Ferne erst 4 Gemsen, dann eine, dann 2, aber allen war nicht anzukommen, weil unübersteigbare Abgründe und Felsen zwischen uns und ihnen lagen. Ein rauher Wind wehete über die Höhen hin, Wolke auf Wolke kam, hüllte uns in Schneeflocken, und machte dann wieder den Strahlen der Sonne Platz, die eben kalt und blutig hinter den Felsen emporstieg. Es war mir, als wenn ich für den heutigen Tag nichts Gutes ahnete. Die Art der Jagd begann mir zu mißfallen, und um doch den Zweck derselben zu erreichen und ihr ein baldiges Ende zu machen, so sagte ich dem Colani mit Bestimmtheit: ich würde nicht mehr mit ihm gehen, wenn er mich nicht heute zu Schuß brächte. „Mich dünkt," so antwortete er, „Sie sind verdrießlich und ungeduldig. Schieben Sie die Schuld nicht auf mich; ich habe Sie zu den vielen Gemsen des Bernina führen wollen, Sie haben aber selbst hierher zu den Bären verlangt; es gibt hier wenig Gemsen und ist schwer anzukommen. Jedoch," fügte er hinzu, nachdem er sich ein wenig besonnen, „Sie

sollen Ihren Willen haben, wenn Ihnen der Muth nicht fehlt, mir zu folgen." „Ich werde Ihnen folgen, so weit es meine Kräfte gestatten," sagte ich. Wir gingen ½ Stunde, dann machte er Halt und schaute mit dem Fernrohr nach einem Punkte hin, wo, wie er im Voraus gesagt, Gemsen sein mußten. „Da sind sie," rief er jetzt freudig, „es sind 5; der Platz ist herrlich und von der andren Seite gut anzukommen, aber," setzte er ernst und langsam hinzu, „von hier aus führt nur Ein Weg hin und der ist fürchterlich. Ich weiß nicht, ob er noch gangbar ist und ob Sie mit können. Ich habe ihn selbst nur Einmal in meinem Leben gemacht, und das vor zehn Jahren." Wäre seine Miene nicht so ernst gewesen, so hätte ich seine Worte für Spaß gehalten, weil ich von der Möglichkeit, bis zu den Gemsen zu gelangen, gar keinen Begriff hatte. Die 5 Thierchen, welche ich durch das Fernrohr recht deutlich sah, weideten auf einem Rasenplatze, der von uns eine gute Stunde weit entfernt war; ein Weg dahin war offenbar links über die ungeheuren Felsen, Spalten und Gletscher ganz unmöglich, rechts, wo ein ungeheurer Abgrund sich hinzog, eben so, und geradeaus sah ich nur an einer senkrechten Felswand hin, welche sich aus der Tiefe des Abgrunds bis in den Himmel erhob. „Neun Uhr lagern sich die Gemsen," sagte Colani, „dann müssen wir bei ihnen sein; jetzt können wir ½ Stündchen ruhen." Nach der Ruhe brachen wir auf und gingen etwa 600 Schritte vorwärts, gerade auf die senkrechte Wand zu. Als wir an sie kamen, bemerkte ich sogleich, was ich aus der Ferne nicht gesehen, daß ein Absatz an ihr hinlief, auf welchem ein Gehen, so lange einem der Schwindel nicht die Besinnung nähme, wohl denkbar erschien. Uebrigens erschrak ich nicht wenig, als Colani gerade auf diesen Absatz losschritt, das Gewehr auf den Rücken schnallte, so daß er beide Hände frei bekam, mich ermahnte, ein Gleiches zu thun, und dann nur hinzufügte: gehn Sie immer nahe hinter mir her! Der Weg, welchen wir jetzt, ohne ein Wort zu reden, und jeder nur mit sich selbst beschäftigt, machten, war so schrecklich, daß ich Demjenigen, welcher ihn nicht gesehn hat, keinen deutlichen Begriff davon geben kann. Anfangs war der Absatz etwa 12 Fuß breit und mit steil liegender, ganz lockerer Erde bedeckt. Als wir diese betraten, gingen wir so, daß wir die sich über uns erhebende Felswand links hatten und mit der linken Schulter daran hinstreiften, rechts hatten wir in der genannten Entfernung von 12 Fuß den Abgrund und unter unsren Füßen eine Erde, die so locker lag, daß sie unter jedem Fußtritt hinwegglitt, so daß wir ein

Stück abwärts rutschten, und die Gefahr vor Augen sahen, da kein Halt da war, weiter bis an den Rand zu rutschen und von da in die Tiefe zu fallen. Nachdem wir so 10 Minuten mit großer Anstrengung marschirt waren, da wir nach jedem Schritt so weit wieder hinauf mußten, als wir hinunter geglitten waren, kamen wir endlich auf festen Fels, der etwa 10 Fuß breit unter unsren Füßen lag. Wir ruheten hier etwas, um wieder zu Athem zu kommen. Es war aber ein nicht zur Freude stimmendes Ruheplätzchen. Links die hohe, senkrechte Felswand, rechts die unermeßliche Tiefe, die wir bloß danach ungefähr beurtheilen konnten, daß die unten stehenden hohen Lärchen- und Arvenbäume unsrem Blicke nur in der Größe eines Fingers erschienen; vor uns der sich immer mehr verschmälernde Absatz, welcher endlich ganz zu verschwinden schien. Wir gingen weiter. Gleich hinter dem Ruheplatze zog sich ein fußbreiter Spalt quer über unsren Weg, durch den wir in den Abgrund gerade unter unsren Füßen hinabsehen konnten, und später mußten wir wohl noch über 5 ähnliche Spalten. Der Pfad ward schmaler und schmaler, nur 8, nur 6, nur 3 Fuß breit, doch abwechselnd mit weiter vorspringenden Massen. Ich hielt die rechte Hand vor das Gesicht, um nicht durch den Anblick der Tiefe schwindlig zu werden, und richtete meine Augen nur vor mich, um den Fuß sicher zu setzen, und links gegen die Felswand. So waren wir wohl ein Viertelstündchen gegangen, und ich hatte glücklicherweise nicht mehr daran gedacht, daß auf dem Punkte, wo wir jetzt waren, der Weg zu verschwinden geschienen; da rief Colani plötzlich „Vorsicht,“ ich blickte auf, er war 5 Schritte vor mir, Fels und Weg schien vor ihm verschwunden und sein Sturz in die Tiefe gewiß; da packte er mit nervichter Faust eine ihm links stehende Felszacke, setzte seinen linken Fuß auf einen kaum 12 Zoll breiten Vorsprung, die rechte Seite seines Körpers schwebte über dem Abgrund, er schwenkte sich und ich sah ihn nicht mehr. Mir lief ein eiskalter Schauer über die Haut und es fiel mir ganz zur unrechten Zeit das zerschmetterte Stierchen von gestern Abend ein. Doch das Bewußtsein, daß ein Augenblick des Zauderns mich in's Verderben stürzen würde, gab mir Kraft, ich ging rasch vorwärts, faßte die Zacke, schwang mich herum, trat auf ein breites Felsstück und war nach etwa 12 Schritten auf sichrem Boden. Die Felswand hatte an der beschriebenen bösen Stelle eine Querspalte und somit eine Ecke, um die wir herum gemußt. Wir gelangten nun, da wir glücklich herum waren, durch eine Schlucht hinter die sich noch weiter hinziehende

Felswand. „Wir sind jetzt außer Gefahr," sagte der alte Felsenmann, indem er mir freudig und freundlich die Hand drückte. „Ich hatte nicht gedacht, daß wir hier noch bei einander sein würden." „Außer Gefahr!" rief ich entzückt, und ich hätte vor lauter Seligkeit den Alten beinahe umarmt. „Nun rasch zu den Gemsen," sagte ich dann. Wir eilten weiter, waren seelenvergnügt, lachten und scherzten. Nach ½ Stunde waren wir auf der Höhe des Berges, an welchem die Gemsen sich befanden. Bis zu den Gemsen hin, von denen wir noch 2 erblickten, war der Berg mit Rasen und Alpenröschen bedeckt. Etwa 1000 Fuß unter uns war ein breiter Absatz, welchen wir erreichten, indem wir einen großen Theil des Abhanges bis dahin, weil er zum Gehen zu steil war, auf der Seite liegend und mit den Händen hemmend langsam hinabglitten. Leise und vorsichtig gingen wir auf dem Absatze hin und seinem Rande zu. Von dort aus sahen wir, indem wir uns zwischen Alpenröschen liegend verbargen, zu meiner unbeschreiblichen Freude die 2 Gemsen, eine große und eine kleinere, auf herrliche Schußweite, gerade 120 Schritte, ruhig unter uns liegen. Bis zu ihnen war der Abhang nicht allzu steil und mit schönem Grün bedeckt; sie selbst lagen am Rande eines ungemessenen Abgrundes, der sich rechts nach uns hinzog. Fiel nun von oben, wo wir waren, ein Schuß, so konnte diejenige Gemse, welche nicht getroffen war, weder nach vorn oder rechts wegen des Abgrundes, noch nach oben, weil wir da waren, sondern mußte links hin, wo eine gewaltige Masse von Felstrümmern den Abhang bedeckte. Dies Alles wußte Colani genau; ich selbst konnte es erst hinterher untersuchen. Jetzt waren wir also weich auf Alpenröschen gebettet und betrachteten die schönen Thierchen. „Legen Sie über meine Schulter an," flüsterte Colani leise, „und nehmen Sie die große auf's Korn; die kleine muß dann von meiner Kugel sterben." Ich legte das Gewehr über seine Schulter hin; ich zog den Hahn auf, nahm die große fest auf's Korn, drückte ab, der Schuß krachte, die Kugel pfiff, der Wiederhall rollte donnernd von Fels zu Fels, die Gemse sprang mannshoch empor, überschlug sich und stürzte rücklings in die Tiefe. Getroffen! rief Colani, und Hurrah! rief ich. Wir sprangen beide empor; ich wollte gleich nach unten, allein Colani winkte mir links; wir flogen ein Stück über schönen Rasen dahin, dann noch ein Stück über Steintrümmer und standen bereits am Abhang, als die kleinere Gemse, mit ungeheuren Sätzen fliehend, erschien. Sie sah uns nicht, machte gerade unter uns auf gute Schußweite Halt, und wendete den Kopf

rückwärts nach der verlorenen Gefährtin. Colani schoß, fehlte aber, weil er auf einem schwankenden Steinblocke stand. Für mich war's ein Glück, daß er fehlte, denn ich hatte nun die schönste Gelegenheit, die ungeheuren Sprünge zu bewundern, mit welchen sich das geängstigte Thier von Fels zu Fels wie im Fluge und doch mit nie fehlender Sicherheit schwang. „Nun schnell zu meiner Gemse," sagte ich jetzt; „nur langsam," versetzte der wegen seines Fehlschusses mißmuthige Jäger, „denn die kriegen wir im Leben nicht; jenen Abgrund hat noch nie ein menschlicher Fuß betreten, und" — so fügte er zögernd, halb für sich sprechend, und mit einer Miene hinzu, in welcher die Unschuld eines guten Gewissens nicht zu erkennen war, — „und was in diesem Grabe liegt, das liegt sicher begraben." In meiner Seele regte sich bei diesen Worten die Erinnerung an alle die grausigen Thaten, die man dem wilden Jäger schuld gab, und es war mir jetzt bei dem Anblick der lieblich rothen Blümchen der Alpenröschen, als hätte ich Tropfen vergossenen Menschenblutes vor mir. Wir gingen schweigend an das Lager meiner Gemse; ich legte mich, während Colani mich an den Füßen hielt, an den Rand des Abgrundes, konnte aber in der öden Tiefe weiter nichts gewahren, als verworrene Felszacken, oben dagegen, nicht weit unter mir, an einer Felsenspitze ein Büschel Gemsenhaar. An diesem Berge hat Adolf's Großvater einmal einen traurigen Vorfall erlebt. „Ich war," so erzählte mir einige Wochen später der 83jährige Greis, „mit mehreren Freunden das Thal, welches an seinem Fuße hinläuft, hinauf nach einer Sennhütte gewandert, und da wir zurückkehrten, bekam der eine von meinen Freunden Lust, über die Berge hin nach Hause zu gehn. Wir warnten ihn, er ging aber doch, grüßte uns noch von der Höhe herab und ist darauf spurlos verschwunden."

Wir stiegen nun an der andren Seite des Berges hinab, dann wieder über einen Berg, und kamen in ein greuliches Thal, welches eine durchaus mit lauter Steintrümmern gefüllte, rings von Felsen umgebene Einöde darstellte. Während wir hier gingen und ich genug damit zu thun hatte, beim Klettern über die Felsstücken nicht zu verunglücken, hatten Colani's Augen, welche immer überall herumschweiften, etwas entdeckt, was ihn veranlaßte, sich plötzlich hinter einem Blocke niederzuwerfen und mir zu winken, eiligst dasselbe zu thun. „Was gibt's?" rief ich erschrocken. Er antwortete nicht, blickte mit dem Fernrohr zum Himmel hinauf, biß die Zähne zusammen, ballte die rechte Faust krampfhaft und sagte: verdammt! — Ich verfolgte nun mit meinen Augen die Richtung seines Rohres.

Etwa 600 Schritte von uns schloß sich nach dieser Seite hin das Thal mit einem senkrechten Felsen, dessen Spitze die Wölbung des Himmels zu spalten schien. Gerade auf der Spitze sah ich eine Gestalt, welche mir etwa in der Größe eines kleines Fingers erschien, aber deutlich genug als die eines Menschen zu erkennen war. „Wer mag das sein, Colani?" fragte ich, bekam aber keine Antwort. Heftige Leidenschaften tobten offenbar in seinem Innern. „Verdammt, verdammt!" rief er mehrmals; „ich kenne den Kerl nicht; aber, Gott sei Dank," setzte er endlich hinzu, „er hat uns noch nicht bemerkt. Wart' nur," so sagte er nach einer Weile, während er unverwandt nach oben blickte, „das soll dir übel bekommen. Es ist ein Jäger, er hat ein Gewehr an der Seite und sieht mit dem Fernglas herab." Die Wuth, welche aus Colani's Blicken, aus dem heftigen Zusammenbeißen seiner Zähne, aus den Bewegungen seiner Faust sprach, ließ mich das Schlimmste befürchten. „So wie der Jäger dort weg ist," sagte er, „müssen wir auf und ihm zuvorkommen." „Mit nichten, Colani," erwiderte ich ernst und in der Hoffnung, den Sturm noch zu rechter Zeit zu beschwören; „ich will Gemsen schießen, aber keine Menschen, die mir nichts zu Leide gethan haben; dort hinauf mag ich nicht gehn, denn der Jäger da hat gewiß alle Gemsen verscheucht." In diesem Augenblicke verschwand der Jäger; Colani, ohne mir zu antworten, sprang auf und rief gebietend und heftig: „Folgen Sie mir! In einer Viertelstunde," setzte er wegeilend hinzu, „kann der Jäger auf jenem Bergrücken sein; wir müssen ihm zuvorkommen und in 10 Minuten hinauf!" Was sollte ich thun? Bleiben und in der wilden Einöde, aus der ich allein den Ausweg nimmer gefunden hätte, hülflos verschmachten? oder mitgehn und doch vielleicht noch glücklich ein Unglück verhüten? Ich entschied mich für das Letztere und eilte ihm nach. Zu dem Wege, welchen wir jetzt in 10 Minuten zurückzulegen hatten, hätten wir für gewöhnlich fast eine Stunde gebraucht. Ohne auf die Gefahr des jeden Augenblick möglichen Sturzes zu achten, sprangen und klimmten wir von Stein zu Stein, von Fels zu Fels durch das Thal hin, dann über eben solche Trümmer den Berg hinauf, und hatten endlich oben noch ein ganz steiles, thurmhohes, mit glattem Rasen bewachsenes Stück vor uns. Dies war die schlimmste Stelle, denn mit den Fingern einhakend mußten wir unaufhaltsam vorwärts, weil wir bei jedem Versuch eines Stillstandes zurückgeglitten und in die Felsblöcke gestürzt wären, die wir soeben noch überstiegen hatten. Endlich waren wir oben und sanken

athemlos hinter einem Felsstück nieder. Es war uns, als müßten wir von der übermenschlichen Anstrengung auf der Stelle sterben. Aber kaum hatten wir 5 Minuten gelegen, da sah auch Colani schon, indem er durch den Zwischenraum blickte, welcher sich zwischen unsrem Felsblocke und dem nächsten bildete, den fremden Jäger gerade auf uns zukommen. Ich sah ihn auch. Die Spannung, in welche wir durch diesen Anblick geriethen, weckte in uns schnell das halb geschwundene Leben und die verlorene Kraft. Er war noch 500 Schritte entfernt, kam aber rasch daher. „Verdammt!" sagte Colani wieder, „ich kenne ihn nicht." Er biß die Zähne zusammen, seine Lippen zitterten; in seinen Augen glühte die Wuth eines Tigers. Der Jäger war uns nun nahe genug, hatte uns nicht bemerkt; Colani griff nach seinem Gewehr, spannte den Hahn, begann zu zielen, — da drückte ich es mit der Rechten sanft, aber doch mit voller Kraft nieder und sagte in befehlendem Tone: „Halt! vor meinen Augen kann ich keinen Mord gestatten." Er warf mir einen fürchterlichen Blick zu, besann sich aber, da ich meine Hand nicht zurückzog, reichte mir die Hand und sagte freundlich: „Wir wollen uns nicht entzweien." Der Jäger wandte sich jetzt wegwärts und verschwand hinter einem großen Felsen. „Herrlich, herrlich," rief Colani, erhob sich, und wir gingen leise nach dem Felsen hin. Dort winkte er mir, stehen zu bleiben, schlich sich weiter und schauete an der andren Seite des Felsens hinab. Drauf wandte er sich und winkte mir mit schadenfrohem Lächeln, zu ihm zu kommen. Ich that es und bemerkte nun, daß der fremde Jäger hinter dem Felsen etwa 40 Schritte weit hinabgegangen war; da sahn wir ihn ruhig auf einem Vorsprung sitzen und mit dem Fernrohr in einen Abgrund hinabschauen, der vor seinen Füßen begann, an dessen Rande aber der Fels sich rechts und links etwa 3 Fuß hoch erhob und ihn vor'm Hinabgleiten sicherte. Die Büchse hatte er quer über den Rücken geworfen. „Ich kenne den Schurken durchaus nicht," sagte Colani nochmals, winkte mir dann zurück und fügte noch hinzu: „Hier auf der Höhe, gerade über dem Wege zu dem Schurken, müssen Sie schußfertig stehen, während ich hinabgehe und ihm einen Besuch mache." „Ich werde Ihnen so weit gerne den Willen thun," erwiderte ich; „allein Sie dürfen nicht auf meinen Beistand bauen. Eure verfluchten Zänkereien gehen mich nichts an. Ich werde Jeden, der Miene macht, mich anzutasten, niederschießen, aber auch Keinem etwas zu Leide thun, der mich in Ruhe läßt." Mit diesen Worten trat ich auf meinen Posten, sah ihm aufmerksam nach und abwechselnd nach al-

len Seiten, weil ich nicht wissen konnte, wie viele fremde Schützen noch hinter den Felsen stáken. Colani schlich hinab wie eine Katze. In der Linken hatte er seine Büchse, deren beide Háhner aufgezogen waren, mit der Rechten lehnte er sich an den Felsen, weil der hinabführende Weg ziemlich steil war. Jetzt war er nur noch 3 Schritte vom Jáger entfernt, und dieser hatte noch keine Ahndung von der Gefahr, weil das Brausen des Windes und das Plátschern fallender Wasser die ihm sachte nahenden Tritte übertönten. Da beugte sich Colani vorwärts, verließ mit seiner Rechten den Felsen, woran er sich gelehnt, streckte sie aus und wollte eben nach dem Feinde greifen, als ein Stein unter seinem Fuße schurrte. Der Jáger fuhr zusammen, blickte schnell hinter sich und sah mit Schrecken die über ihn gehobene Teufelskralle des wilden Berggeistes und weiter oben die drohende Stellung des Verfassers der Gemeinnützigen Naturgeschichte. — In dem Augenblicke, wo er sich umsah, verriethen mir seine silbergrauen Haare, daß er alt, und seine hellblauen Augen, daß er ein Deutscher war. Ich erwartete jeden Augenblick, daß sie sich einander packen und kámpfend zusammen in den Abgrund stürzen würden. Sie sahen sich eine Zeitlang schweigend an und der Eine schien so überrascht wie der Andre. Colani ließ die ausgestreckte Hand sinken. Endlich begannen sie zu sprechen, und zwar, so weit ich aus ihren Geberden schloß, in freundschaftlicher Weise. Jetzt lehnte Colani seine Waffe an den Felsen und setzte sich neben den Jáger. Sie schnupften zusammen, und schauten durch das Fernrohr hinab. Drauf ließ sich Colani die Büchse seines Nachbars geben und betrachtete sie. „Nun wird er," dachte ich, „sich auch die Jagdtasche ausbitten und dann nehmen sie sich bei den Haaren; oder er wird ihm heimtückisch einen Stoß geben, um ihn über Bord zu werfen." Geschähe, was da wollte, ich war fest entschlossen, mich nicht hinein zu mischen. Es geschah aber nichts. Sie kamen endlich zu mir herauf und ich war herzlich froh, da ich meinen Posten verlassen durfte. Als ich mit Colani den Berg herauf gelaufen, hatte ich mich natürlich auf's áußerste erhitzt und nun hatte ich gleich darauf fast eine halbe Stunde auf der Höhe im eisig kalten Winde und in ganz leichten, von Schneewasser durchnáßten Kleidern still stehen müssen. Wir verfügten uns sogleich an eine sonnige Stelle, wo der Wind überstrich, lagerten uns, aßen und tranken, wurden lustig und waren guter Dinge. Ich suchte mir nun vor Allem Aufklárung über die Geschichte zu verschaffen und erfuhr Folgendes: Der Jáger, ein kráftiger Greis von 65 Jahren, hatte zufállig gehört, daß wir, wie

auch eigentlich beschlossen war, mit Colani auf den Bernina gegangen wären, und hatte die gute Gelegenheit, wo er die hiesigen Berge sicher wußte, benutzen wollen, sich einen Gemsenbraten zu holen. Dabei hatte er sich übrigens absichtlich vermummt, damit ihn nicht etwa ein Senn, der ihm zufällig begegnen könnte, erkennen und dem Colani gelegentlich verrathen möchte, dessen Tücke er fürchten mußte, obgleich er ihm eigentlich von Jugend auf befreundet war. Der Mann hieß Fleisch und wohnte in Bevers. Nach Verlauf einer halben Stunde machten wir Anstalten, die in der Schlucht befindlichen 6 Gemsen, welche sich indessen gelagert hatten, aus gehöriger Nähe zu begrüßen. Der deutsche Jäger ward rechts von dem Felsen, an dessen linker Seite wir ihn überrascht hatten, gut verborgen angestellt, weil hier die Gemsen vorbei mußten, wenn sie von unten nach oben gescheucht wurden; ich ging mit dem romanischen Berggeiste links ab, und gelangte auf einem Umwege, nachdem wir uns an einer hohen, schrägen Wand, wo ein Gehen unmöglich war, hatten hinabgleiten lassen, binnen einer Viertelstunde an denjenigen Rand der Schlucht, wo wir dem Boden derselben am nächsten waren. Wir lagen hinter 2 großen Steinen und sahen durch den Zwischenraum, welchen sie ließen, unten die 6 Gemsen gerade in guter Schußweite so recht frei und breit vor uns liegen. Colani lagerte sich wieder quervor und ersuchte mich, den Lauf auf seine Schulter zu legen. Ich that es, konnte mich aber nicht entschließen loszudrücken. „Wie wunderniedlich die Thierchen da sind," sagte ich so leise als möglich; „sie liegen so behaglich da und sehen so unschuldig aus; es ist mir, als ob der Finger den Dienst versagte, wenn ich abdrücken will. Meine Lust zu schießen habe ich schon heute morgen gehörig gebüßt." Ich zauderte und zauderte; da erhob sich die zu oberst gelagerte, spitzte die Ohren, und drehte den hoch gehobenen Kopf nach allen Seiten. Es stand nun eine nach der andren auf, schnupperte, guckte und horchte, und alle trabten zuletzt langsam nach unten. In dieser Richtung hatte die Schlucht lauter senkrechte Wände, und nur an ihrem Ende links einen mit Felsblöcken verschütteten Ausgang. Dies wußte Colani und flog wie ein Wetterstrahl nach jener Richtung. Es war ihm unbegreiflich, daß ich die Zeit mit Betrachtung der Thierchen hingebracht und nicht geschossen hatte. Als wir Halt machten, kamen diese eben über die Felstrümmer herauf, jedoch mit einer Schnelligkeit und in einer Entfernung, in welcher Colani nicht auf sie schießen wollte. „So wollen wir beide in die Luft schießen," sagte ich, „damit ich sie zur guten Letzt noch springen sehe." Es

geschah, und ich sah mit Entzücken, wie sie die ungeheuersten Sprünge von Fels zu Fels bald ab-, bald aufwärts machten und nie im geringsten dabei ausglitten oder fehlten. Dies können sie übrigens nur an Orten, wo sie einheimisch sind und jeden Stein kennen. Gerathen sie durch Zufall an einen Ort, der ihnen unbekannt ist, so kommen sie leicht in solche Verlegenheit und wissen sich so wenig zu helfen, daß man sie mit Hunden fangen kann, wenn der Platz für letztere günstig ist. Auf einer Jagd, wie ich sie eben beschrieben habe, kann man keinen Hund brauchen, weil man verunglücken würde, wenn ein solches Thier an gefährlichen Stellen dem freien Tritte oder Sprunge ein Hinderniß entgegensetzte; auch wird der Hund an den gefährlichsten Abgründen schwindlig und verliert das Bewußtsein. Es fehlt übrigens in der Schweiz und Tirol nicht an Orten, wo man die Gemsen mit dem Hunde oder auch allein ohne Gefahr aufsuchen kann. Auch auf Colani's Reviere hätten wir so mancher Gemse ohne Gefahr beikommen können, wenn es nicht in seinem Plane gelegen hätte, uns an recht gefährliche Stellen zu führen, damit wir dann durch unsre Erzählungen andren Geistern die Lust benehmen könnten, seine und seiner Gemsen Ruhe zu stören. Leute, die ihn genau kannten, behaupteten sogar, er würde es nicht ungern gesehn haben, wenn einer von uns gestürzt wäre. Sei dem, wie ihm wolle, die Jagd war für heute und für immer beendet. Ich kam spät Abends zu dem lieben Onkel zurück und fand zu meiner großen Freude dort Adolf's Vater, den Oberst v. Planta, welcher gekommen war, uns abzuholen und nach seinem Schlosse Reichenau zu geleiten. Den Abend brachte ich mit Erzählung der Abenteuer des Tages hin. Die Nacht konnte ich, so sehr ich mich nach Ruhe sehnte, nicht schlafend zubringen. Alle Muskeln begannen mir jetzt weh zu thun, und wenn auch einmal ein sanfter Schlummer dennoch die müden Augenlieder schloß, so schreckten mich wilde Träume bald wieder empor. Der nächste Tag war ein Sonntag und der Ruhe geweiht. Adolf besuchte den Colani noch, um Abschied von ihm zu nehmen und auch aus seinem Munde die Wundergeschichten des vorigen Tages zu hören. Am Montage verließen wir das Thal, und ich warf, da wir aus ihm heraus und den Berg Albula hinauf stiegen, noch manchen Blick auf die eisigen Felsgebirge zurück, wo ich einige der merkwürdigsten Tage meines Lebens zugebracht und das rauhe Leben eines wilden Gemsenjägers in seinem ganzen Umfange kennen gelernt hatte. Die Folgen der ungeheuren Anstrengung, welche wir bei dem Laufe gehabt, durch

den wir dem unbekannten Jäger zuvorkommen wollten, fühlte ich noch einen ganzen Monat lang in allen Gliedern; dem Colani bekam's noch schlimmer, denn er wurde krank und war schon am fünften Tage nach unsrem Wettlaufe todt. Die Zahl der Gemsen, welche er von seinem 20sten Jahr an, wo er sich die Herrschaft in den Bergen angemaßt, erlegt, beträgt zweitausend siebenhundert; allein er hatte auch vorher schon sehr viele geschossen.

Als ich im J. 1850 jene Gegend mit meinen auf S. 500 genannten Freunden besuchte, erzählte mir ein dort wohnender Freund, daß einer seiner Tagelöhner, der früherhin in der Nähe von Pontresina Senn gewesen, einst tief in der Einöde des Hochgebirges von Weitem den Colani gesehn, wie er einen todten Menschen auf der Schulter nach einem Abgrund hin getragen; von einem andren Freunde erfuhr ich, daß der alte Fleisch in Bevers, dem ich das Leben im Jahr 1837 gerettet, jetzt noch lebte. Als wir in Pontresina übernachteten, fanden wir dort einen jungen, kräftigen, kühnen Gemsenjäger, der mir weit besser gefiel, als der alte Colani. Er hatte gerade an dem Tage, wo wir nach Pontresina kamen, zwei Gemsen geschossen, besaß auch zwei junge, aber schon große Adler, die er mit Lebensgefahr aus dem Neste genommen, dann aufgezogen hatte, und nun nach Zürich an einen Herrn v. M. bringen und verkaufen wollte. Von Pontresina aus besuchten wir dann den Bernina, besahen das einsam auf der wilden Höhe stehende Haus, in welchem Colani lange gewohnt, den See, in welchem er gefischt, den ungeheuren Gletscher, auf dem er dereinst gejagt hatte, wendeten uns dann in die Lombardei, gelangten, nachdem wir Tirol durchzogen, nach Reichenhall, und erfuhren dort, daß Jäger Steffel im Jahre 1847 gestorben.

b) Ziegen.

Die **Bezoarziege,** Capra Aegägrus, Gm. An Größe übertrifft sie die Hausziege, der sie ähnlich sieht, ist grau oder grauröthlich, mit einem schwarzen Strich über das Rückgrath und schwarzem Schwanze. Der Kopf ist vorn schwarz; Bart und Kehle sind braun. Sie leben heerdenweis auf den Hochgebirgen Persiens, des Kaukasus, Taurus und Imaus. Man findet in ihrem Magen oder Darmkanal den orientalischen Bezoar, d. h. eine rundliche, feste Masse, die man sonst als Heilmittel brauchte. Auch bei andern wiederkauenden Hufthieren findet man zuweilen ähnliche Ballen.

Die **Hausziege,** C. Hircus, L. Franz. la Chèvre. Das Weibchen nennt man insgemein Ziege, Hippel, Geis, das Männ-

chen Bock, das Junge Lamm. Man hat von diesem fast über die ganze Erde verbreiteten Hausthiere in verschiedenen Ländern verschiedene Rassen, mit Hörnern oder ohne Hörner, mit stehenden oder hängenden oder ganz kurzen Ohren u. s. w. Nach Amerika sind die Ziegen erst von Europa aus zu Schiffe gebracht worden, wie man sie denn überhaupt gern mit zu Schiff nimmt, um täglich frische Milch zu haben. Im Invalidenhause zu Greenwich hat man eine Ziege bis an ihr 1772 erfolgtes Ende gefüttert, welche 2mal die Welt umsegelt hatte. Die meisten Ziegen werden in Gebirgen gehalten, weil kein Hausthier so gern und kühn klettert wie sie und keins so viel Geschmack an den Pflanzen und namentlich an den Bäumen und Sträuchen findet, welche auf Bergen und Felsen wachsen. Ist sie von Jugend auf an Kälte gewöhnt, so achtet sie dieselbe wenig; auf den Alpen bleibt sie selbst an den kältesten Wintertagen nur über Nacht im Stalle, den Tag über muß sie im Freien herumwandern und sich mit Beknuppern der sich ihr darbietenden Zweige amüsiren. Andrerseits erträgt sie aber auch die Wärme der heißesten Länder. Auf der Insel Tavolara bei Sardinien, woselbst keine Menschen für immer wohnen, hat es seit Menschengedenken wilde Ziegen gegeben, und noch im vorigen Jahrhundert wurden daselbst, wie Cetti berichtet, Jagden gehalten, auf denen 500 erlegt wurden. Die schönsten Ziegen, die ich gesehen, sind die walliser, welche auf den Höhen des Simplon weiden. Sie sind viel größer als die hiesigen, sämmtlich gehörnt, langhaarig, schneeweiß, jedoch Kopf, Hals, Brust und Euter schwarz. Als vorzüglich schön beschreibt v. Buch die Ziegen der kanarischen Inseln. „Sie sind," sagt er, „leicht und zierlich wie Gazellen, ihr schwarzes, glattes, feines Haar glänzt wie Ebenholz; sie geben erstaunlich viel Milch und diese ist fett wie Rennthiermilch, von köstlichem Geschmack, wovon die Ursache in der gewürzhaften Nahrung liegt, welche aus Justicia, Cistus, Lavendel u. dergl. besteht." Die unermeßlichen, an Schafen und Pferden so reichen Ebnen Mittelasiens sind arm an Ziegen; die Ziegenböcke der Tataren am azow'schen Meere haben oft 4 Hörner. Die Gebirge Kleinasiens, Syriens, Tibets und Kaschemirs sind sehr reich an Ziegen. Im Allgemeinen haben die Ziegen jener Gegenden ein grobes Haar wie unsre und darunter eine äußerst feine Wolle (Flaum), welche sich auch bei unsren oft in ziemlicher Menge findet, und woraus man die herrlichsten Stoffe bereiten kann. Das Mißlichste ist die schwierige Trennung des Flaums von dem groben Haar. Am berühmtesten ist Kaschemir wegen der theuren Shawls, die es liefert.

Karl v. Hügel, welcher dies Land kürzlich besucht hat, berichtet, daß daselbst in früheren Zeiten 40,000 Webstühle gewesen, jetzt aber, da die Einwohner auf's äußerste bedrückt werden, kaum noch zweitausend sind, welche jährlich 3000 Shawls und 1200 gestreifte Zeuge zu Kleidern liefern. Die Shawls werden stets paarweis verfertigt und verkauft. 24 Menschen haben an einem Paar 6 bis 12 Monate zu arbeiten, aber der Tagelohn eines guten Webers beträgt auch nur so viel als 5½ Kreuzer, die meisten aber bekommen weniger und Kinder nur die Hälfte. Man rechnet, daß der kostbarste Shawl dem Fabrikherrn selbst dennoch auf 500 Gulden kommt; jetzt ist er aber noch nicht fertig, sondern muß, da er aus 15 Stücken besteht, erst zusammengenäht und gewaschen werden, was neue Kosten verursacht. Durch den Zoll, welchen jeder Shawl geben muß, wenn er aus dem Lande geht, wird der Preis noch sehr gesteigert. Jetzt kauft man lieber die herrlichen Shawls, welche die Firma Joseph Arthaber in Wien fertigen läßt. Der französische Fabrikant Ternaux hat im Jahr 1818 durch den Professor Jaubert am Flusse Ural 1289 Ziegen aufkaufen lassen, welche die Eigenschaften der ächten Tibetziegen hatten, es sind aber nur 400 glücklich nach Frankreich gekommen. Ein schönes Pärchen von dieser Heerde verdanke ich der Güte des Herrn Hermann Nathusius. Die Thiere vertragen das hiesige Klima sehr gut, vermehren sich wie unsre Ziegen, geben aber viel weniger Milch; der Bock stinkt nicht, sondern riecht bisamartig.

Am wichtigsten von allen Ziegenrassen ist ohne Zweifel die Angoraziege, welche man auch Kämelziege nennt, und deren Heimath die Umgegend von Angora in Kleinasien ist, wo sie in großer Menge gehalten wird. Ihre Ohren hängen herab, die Hörner sind gewunden wie ein Korkzieher, das Haar ist gewöhnlich blendend weiß, 8 bis 12 Zoll lang und fein wie Seide. Im April werden die Thiere geschoren. Rohes Ziegenhaar führt Angora nicht aus, weil dort unzählige Leute mit dem Spinnen desselben ihr Brod verdienen. Man versendet das Garn nach Konstantinopel oder Smyrna; es wird sehr hoch geschätzt, weil es Feinheit mit Festigkeit verbindet. Es wäre der Mühe werth, neue Versuche zur Verpflanzung dieser Ziege nach Europa zu machen; die früheren scheinen nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben. Auch das Haar der um Smyrna und Sardes weidenden Ziegen ist, wie v. Schubert im Jahr 1836 beobachtet, glänzend, seidenartig, fein, meist schwarz, und gibt herrliche Gewebe.

Wir wenden uns nun zu der bei uns einheimischen Ziege und betrachten selbige etwas weitläuftiger.

Die Hauptzierde der Ziege sind die Hörner, welche bei Böcken mitunter über 2 Fuß, bei Ziegen gegen 1½ Fuß lang werden können. Sie geben dem Thiere, wenn sie recht groß sind, ein kühnes Ansehn, und die gehörnte trägt auch den Kopf stolzer als die ungehörnte. Wo die Ziegen in Heerden ausgetrieben werden, thut man wohl, sich eine stark gehörnte Rasse zu halten, damit sie sich ihrer Haut tapfer wehren können; gehörnte und ungehörnte sind übrigens in der Dauer und Nutzung nicht verschieden. Der Schwanz der Ziege ist kurz, unten haarlos, woran man eine weiße, ungehörnte Ziege leicht von einem Schafe unterscheiden kann, von welchem sie auch, sobald sie 1 Jahr alt ist, durch den am Kinn stehenden Bart abweicht. Am Halse der Ziegen hängen oft, wie bei manchen Schweinen, 2 Fleischglöckchen, was man gern sieht. Die Hufen bilden an ihren Rändern eine scharfe Kante, und da das Thier eigentlich dazu bestimmt ist, auf Bergen und Felsen zu klettern, wo sie sich stark abnutzen, so wachsen sie auch stark nach. Kommt die Ziege nie aus dem Stall, so bilden die Hufen bald lange Latschen und man thut sehr wohl, wenn man diese jährlich zweimal bis zur rechten Länge mit einem scharfen Messer oder besser mit einer feinen Säge verkürzt. Das Haar ist entweder lang oder kurz; letzteres ist besser, weil das Thier leichter reinlich bleibt. Die Farbe ist verschieden; eine helle paßt aber besser für einen dunklen Stall, weil man ein solches Thier besser drin sieht. Das Alter der Ziege läßt sich nicht an den Hörnern erkennen, dagegen kann man es bis zu einem gewissen Zeitpunkte an den Zähnen nachrechnen, da sie selbige eben so wechseln wie die Schafe, wo genauer hiervon geredet werden soll. Die Ziege wird erst dann in der Milchnutzung recht vollkommen, wenn sie den Zahnwechsel vollendet hat, d. h. nach dem vierten Jahre. Uebrigens ist mir eine Ziege bekannt, welche bis in's dreizehnte Jahr Milch gab und im funfzehnten geschlachtet wurde; eine andre, welche 17 Jahre alt geschlachtet wurde und bis dahin noch Milch gab; eine dritte endlich, welche im zwanzigsten Jahre, während sie täglich noch 2 Nösel Milch gab, geschlachtet wurde. Alle 3 staken immer im Stalle und lagen an der Kette. Das Euter der Ziegen ist verschieden; ist es kurz und hat kleine Striche (Zitzen), so nennt man es Schafseuter; ist es tief gespalten und hat große, dicke Striche, so nennt man es Kuheuter. Eine gute Milchziege muß auch ein großes Euter haben; aber nicht jedes große Euter ist gut, denn es

kann zu fleischig sein und dann gibt es wenig Milch. Manche Euter sind, wenn sie ausgemolken, wie die Läppchen und solche fassen natürlich verhältnißmäßig viel Milch. Jedes Euter hat 2 Striche; ich hatte auch eine Ziege, und habe deren mehr gesehn, welche neben jedem Striche noch einen ganz kleinen hatte, aus dem beim Melken ebenfalls ein feiner Strahl spritzte. Beim Melken der Kühe und Ziegen ist es besser, die Milch durch einen Druck von oben nach unten, als durch Ziehen herauszubringen. Man milkt gewöhnlich früh und Abends; sehr milchreiche werden, namentlich frischmelkend, auch Mittags gemolken. Jedesmal ist die Milch ganz rein auszumelken, sonst kann das Euter verderben. Bei uns milkt man von der Seite, die schweizer Sennen aber melken die Ziegen von hinten; sie selbst haben dabei ein rundes Sitzbret an sich geschnallt, das in der Mitte einen Stock mit eiserner Spitze hat. Gehn sie von einer Ziege zur andern, so wackelt der Stock hinter ihnen, wie ein Schwanz; setzen sie sich, so sticht er in die Erde und bildet die Stütze.

Zur Zucht hat man nicht nur eine gesunde Ziege, die viel und rein schmeckende Milch gibt, zu wählen, sondern auch der Bock muß von einer solchen stammen. Die Gesundheit erkennt man übrigens schnell daran, daß das Thier den Kopf nicht hängen läßt, daß es helle, muntre Augen, warme Ohren und guten Appetit nach Fressen und Saufen hat. Die Paarungslust, welche jedesmal 2 Tage anhält, tritt ein, wenn das Thier $\frac{1}{2}$ Jahr alt ist, und zeigt sich durch vieles Meckern und Wedeln mit dem Schwanze an. Läßt man ihnen den Willen nicht, so werden sie leicht krank und verderben. Ein Bock, der 2- bis 8jährig ist, reicht für 100 Ziegen jährlich hin, wenn er nahrhaftes Futter bekommt. Man kann auch von Ziegen und Schafen Bastarde ziehn. Unter den Ziegen findet man gar nicht selten Zwitter. Die Ziege trägt in der Regel $21\frac{1}{2}$ Wochen, zuweilen auch 1 bis 2 Wochen mehr oder weniger. Ehe sie lammt, füttert man sie besonders gut und gibt ihr während der letzten Tage gern geschrotnes oder gekochtes Korn, am besten Sommerkorn, in's Saufen, weil dadurch die Milch sehr vermehrt wird; sobald sie aber gelammt hat, darf man sie ja nicht mit Leckerbissen bewirthen, weil sie sich sonst leicht krank frißt. Vor dem Lammen mistet man eine Zeitlang nicht aus, so daß sie auf etwa $\frac{1}{3}$ Fuß hohem Miste steht, und bestreut diesen mit trocknem Stroh. Beim Lammen verunglücken viele Ziegen. Sobald sie fertig sind, nimmt man die Nachgeburt weg, damit sie selbige nicht fressen, was sie leicht krank macht; liegen sie an der Kette, so kann man das Fressen der Nachgeburt

dadurch verhindern, daß man die Ziegen kurz anlegt. Nun reicht man ihnen ihren gewöhnlichen Trank, auf den man 1 oder 2 Löffel gutes Leinöl schütten kann. Die Ziege sogleich zu melken und ihr diese erste, gebliche Milch in's Saufen zu gießen, ist eben so gewöhnlich als unnütz; dagegen ist es gut, wenn man in den ersten Tagen keine Kartoffeln oder Kohlrüben, wohl aber Möhren oder Runkelrüben reicht. Manche Ziegen sind sehr schlecht gegen ihre Jungen, treten auf ihnen herum und stoßen sie von sich; die meisten aber lecken sie ab und lassen sie ruhig saugen, was bald geschieht. Die Jungen sind vollkommen behaart, haben offne Augen, Schneidezähne, können nach einigen Minuten schon stehen und am folgenden Tage schon hüpfen. Gewöhnlich sind deren 2, zuweilen nur eins, öfters 3; doch ist es nicht gut, Ziegen zu haben, die Drillinge bekommen, weil gewöhnlich eins davon verunglückt. Bekommt die Ziege 4 oder gar 5 Junge, was auch vorkommt, so läuft die Sache selten gut ab. Ist der Stall zur Zeit des Lammens sehr kalt, so muß man die Lämmchen in die Stube nehmen und nur hinaus tragen, so oft sie saugen sollen. Hat das Junge 14 Tage gesogen, so wird es geschlachtet, oder, um es aufzuziehn, von der Mutter getrennt, an lauen, aus Wasser, Kornkleie, Brodkrümchen und wenig Salz bestehenden Trank gewöhnt, wobei man oft viel Mühe hat, und mit zartem Grummt versorgt, dem es in der Regel viel leichter zuspricht als dem Tranke. Grummt oder sehr zartes Heu muß es wo möglich, bis es ¼ Jahr alt ist, immer ganz zur Gnüge bekommen; man kann auch bald nebenher Gras und junge Blätter von Rosen, Himbeeren und Weißdorn geben. Vor Allem, was weiter unten als schädlich genannt ist, hat man es sorgfältig zu hüten. Ist die Alte gutmüthig und die Anstalt für Speise und Trank so eingerichtet, daß das Junge leicht an beiden Theil nehmen kann, so läßt man es auch wohl 4 bis 8 Wochen bei ihr, so daß es allmälig von selbst fressen und saufen lernt. Während die Jungen an der Alten saugen, hat man darauf zu achten, ob sie alle Milch absaugen; ist dies nicht der Fall, so muß das Euter täglich einmal rein ausgemolken werden. Es ist nicht selten, daß junge Ziegen mit Kröpfen zur Welt kommen, oder daß sie statt deren nur unten an jeder Seite des Halses unter der Haut eine fühlbare Wulst von der Dicke eines kleinen Fingers haben. Solche darf man nicht aufziehn. Die Ziege kann, wenn sie gerade 1 Jahr alt ist, 1 oder 2 Lämmer bekommen, und sie auch ohne alle Beschwerde säugen, wenn sie gesund und wohl genährt ist. Später lammt sie in der Regel

jährlich Einmal, oder, wenn sie das ganze Jahr mit dem Bocke zusammen ist, auch zweimal, was aber nicht gut thut. Die eigentliche Paarungszeit ist der Herbst. Will eine Ziege zum ersten Mal lammen, so schwillt zuweilen einige Tage vorher das Euter erstaunlich auf, wird hart, glänzend und roth. Das werden gewöhnlich vortreffliche Milchziegen. Hat das Euter schon vor dem Lammen Milch, was zuweilen schon Monate vorher der Fall ist, so muß man es täglich ausmelken, sonst verdirbt es leicht. Junge, noch saugende Hippelchen fressen wie die jungen Rehe öfters und ohne Schaden ziemlich viel Erde.

Die beste Einrichtung des Stalls besteht für die Ziege darin, daß sie in einem eigenen Verschlage, der 4 bis 5 Fuß hoch ist und in's Geviert 5 bis 6 Fuß Raum hat, frei herumgehn darf, wobei jedoch jede einzeln zu sperren. Außerhalb des Verschlags steht ein Kasten, in den das Futter geworfen wird, und neben ihm der Tränkeimer. Die Ziege muß, um zur Nahrung zu gelangen, den Kopf durch eine Oeffnung stecken; auf diese Weise kann sie Futter und Saufen nicht beschmutzen. Hat sie Hörner, so muß die Oeffnung nach oben 2 Fuß weit und im Ganzen an 4 Fuß hoch sein, damit sie mit dem Kopf leicht hinaus und herein kann. Hinter dem Futterkasten und Tränkeimer muß noch eine 4 Fuß hohe Wand sein, weil sich die Ziege sonst über beide hinweg und heraus zwängt, ja auch zwischen Kasten und Eimer gehört eine Scheidewand, weil sie sich sonst doch in den Raum, wo beide stehn, hinein zwängt und da leicht Schaden leidet. Am besten ist es, die Thiere, wenn sie nicht etwa auf die Weide gehn, nie aus dem Stalle herauszulassen, denn läßt man sie nur zuweilen in's Freie, so hilft ihnen das nichts, schadet im Gegentheil, weil sie unruhig werden und immer heraus wollen. Der Stall muß sich an einem trocknen Orte befinden, hoch oben Luftlöcher haben, die nur bei starker Kälte geschlossen werden, und gut ist es, wenn er große Fenster hat, durch welche die Sonne freundlich hereinschaut. In dem meinigen hängt neben dem obern Drittel des Fensters ein großer Kasten, dessen Oeffnung nach dem Fenster zu geht, in dessen Innerm Stäbchen für Vögel sind, und an dessen Boden Futter und Saufen für selbige steht. Im Fenster ist neben dem Kasten ein Loch, durch welches Vögel huschen können, und vor dem Huschloch hängt ein großer, eng geflochtener, dem Wind und Wetter trotzender Drahtkäfich. Ein Rothkehlchen, welches im Stalle frei herumfliegt, hat seinen Zufluchtsort im Kasten, sitzt und singt bei Tage am liebsten draußen vor dem Fenster, wird, so lange es

Fliegen im Stalle gibt, nur mit Krümchen schwarzen Brodes gefüttert, und schnappt dann das Ungeziefer nebst andren Thierchen, die zufällig mit dem Futter hereinkommen, fleißig weg. Damit es nicht entwischt, hat die Stallthür die auf Seite 346 beschriebene Einrichtung, daß sie sich, so oft sie geöffnet ist, gleich wieder von selbst schließt. Wird ausgemistet, so wird das Vögelchen erst vor's Fenster gejagt und hinter ihm mit einem Stück Backstein geschlossen. Zu bemerken ist noch, daß die Fliegen den Ziegen viel weniger nachgehn, als den Kühen und Pferden. Hat man die letzteren zwei Vieharten im Stall, so kommen die Fliegen mit solcher Macht herbei, daß sie auch in Stuben, Kammern und Küchen eindringen und schrecklich lästig werden. Hat man nur Ziegen, so fällt diese Plage weg, und was sich im Stalle einfindet, wird leicht durch ein einziges Rothkehlchen überwältigt. Ein großer Vortheil, den man bei Ziegen im Vergleich mit Kühen hat, liegt auch darin, daß bei ersteren das Holzwerk des Stalles nicht fault, daß man keinen Abzug für Mistbrühe braucht, weil man alle Feuchtigkeit in der Streu auffangen kann, und daß nur alle 2 bis 3 Monate ausgemistet zu werden braucht, während dies bei den Kühen tagtäglich geschehen muß. Man hat aber immer so viel an recht trocknem Stroh oder Moos oder Laub einzustreuen, daß die Thiere reinlich und trocken stehn. Frei im Ziegen- oder Kuhstall herumlaufende Hühner und Kaninchen sollte man nicht dulden, da sie das Futter und die Streu verunreinigen. Eine Ziege befindet sich immer am wohlsten, wenn neben ihr noch eine andre zur Gesellschaft steht, und namentlich tröstet sie sich dann auch leicht, wenn ihr die Jungen genommen werden. Will man aber doch nur Eine halten, so kann man sie auch dadurch trösten, daß man neben ihr, durch ein enges Gatter getrennt, einige Kaninchen hält. — Will man die Ziege mit einer Kette oder einem Stricke anbinden, so ist darauf zu sehn, daß ein guter Wirbel dran ist, weil sie sich sonst leicht erwürgt. Will man in ihrer Nähe etwas mit einem Stricke oder Bindfaden festbinden, so bestreicht man ihn sogleich mit Ziegen- oder Hühnermist, sonst knuppert sie ihn bald durch.

Was die Nahrung betrifft, so frißt die Ziege die meisten Pflanzen. Es ist gar eigen anzusehn, wenn man sie auf einen Platz treibt, wo recht verschiedene Pflanzen stehn. Mit großer Leckerhaftigkeit geht sie umher und hascht nach immer neuem Genuß; allerwärts pflückt sie die Spitzchen, verweilt auch keineswegs beim Besten, z. B. beim Klee und Luzern, sondern geht von diesen schnell

ab, frißt von den erbärmlichsten Kräutern, wie Kannenkraut u. dgl., und kehrt endlich wieder, aber auch nur auf kurze Zeit, zum Klee zurück. Vorzüglich erpicht ist sie auf alles mögliche Laub und frißt es sammt den jungen Zweigen. Eine einzige Ziege könnte recht gut in Einem Jahre mehr als einen Acker Buschholz oder junge Bäume ruiniren. Sie frißt gar vielerlei, was von anderm Vieh gar nicht geachtet wird, z. B. die Ampferarten, Heidelbeerzweige, Heide, Wolfsmilch aller Art, und zwar ohne Schaden, Schöllkraut, Seidelbast, Pfaffenhütchen, Teufelszwirn, Eberwurz; diese letztere frißt sie trotz der furchtbaren Stacheln bis etwa Mitte Juli sehr gern, indem sie die Blätter erst im Munde zurecht legt, um sich nicht gar zu arg zu stechen; ferner Ackerdistel, welche sie bei armen Leuten manchmal tragkorbweise verzehren muß, ohne daß ihr das Maul von den vielen Stacheln wund wird; dann Huflattich, Melisse, Monarde, Salbei, Rauchtabak, Erle u. s. w. Von geflecktem Schierling (Conīum) frißt sie ganze Arme voll ohne Schaden, und ohne daß ihre Milch giftig wird; auch Hundspetersilie ist ihr nicht zuwider. Gras hat sie weniger gern als breitblättrige Pflanzen, und unter den Gräsern selbst sind ihr im Allgemeinen auch diejenigen am liebsten, welche breite Blätter haben. Vorzüglich angenehm sind ihr Blätter und Blüthen aus der Familie der Hülsenpflanzen, wie Kopfklee, Luzern, Esparset, Wicken, Erbsen u. s. w., eben so die Blätter der Kohl- und Rübenarten, Rosen- und Himbeerblätter sammt den jungen Zweigen, Blätter von ostheimer Kirsche. Im Ganzen ist ihr Das am gedeihlichsten, was auf trocknen, sonnigen, fruchtbaren Höhen gewachsen ist; einzelne an nassen Orten wachsende Pflanzen, wie Pestwurz, Engelwurz, bekommen ihr auch recht gut. Man kann die Ziege, wenn sie gewohnt ist, sich im Freien ihre Nahrung zu suchen, zur Abwechslung auch an sumpfige Stellen treiben, wenn da nämlich vielerlei zur Auswahl steht, weil sie da doch nur Das aussucht, was ihr gut bekommt; zwingt man sie aber im Stalle, wo sie nicht wählen kann, anhaltend grünes oder dürres Futter von sauren Wiesen zu fressen, so wird sie sicher bald krank und kann sterben. Junge Blätter von Bäumen und Sträuchen werden von Ziegen sehr gierig gefressen, können aber vor Johannis bei solchen, die es nicht gewohnt sind, leicht einen gefährlichen Durchfall erregen, wovon jedoch die der Rosen, Himbeeren und des Weißdorns eine Ausnahme machen. Junge Holunderblätter werden namentlich den jungen Ziegen leicht tödtlich. Nach Johannis sind ihnen alle Baumblätter gesund, wovon jedoch die der Wallnüsse eine

Ausnahme machen. Blätter von Bäumen und Sträuchen geben weniger Milch als Gras und Kräuter, werden aber auch getrocknet sehr gern gefressen. Was man im Herbst an gefallenen Blättern zusammenrecht, wirft man den Ziegen, wenn man's gut getrocknet hat, als Streu hin, und läßt sie das Beste nach Belieben noch heraussuchen. Kürbis und dessen Blätter frißt die Ziege nicht, Eibe (Taxus) und Fingerhut (Digitālis) sind ihr Gift. Die weichen, jungen Spitzen der Nadelbäume und des Wachholders frißt sie zur Abwechslung gern und sie bekommen ihr in kleiner Menge gut; viel davon taugt aber nicht, noch weniger die älteren Nadeln, am wenigsten die getrockneten, und es sind mir Beispiele bekannt, wo hungrige Ziegen sich an dürrem Nadelreis todt gefressen haben; am gefährlichsten ist dies von Fichten und Wachholdern, weil da die Spitzen wirklich in die Wände des Magens einstechen. Alles, was mit Mist oder sonst stinkiger Masse besudelt ist, ekelt die Ziege an und sie hungert viel lieber, als daß sie davon fressen sollte; eben so hat sie einen Widerwillen gegen Alles, was auf frisch mit frischem Miste gedüngtem Boden gewachsen ist, wobei ihr vorzugsweis der Menschenmist unangenehm ist. War aber der Boden schon im Herbst gedüngt, so frißt sie Alles, was im Frühjahr darauf wächst, gern, und zwar desto lieber, je fetter die Düngung war. Am liebsten ist's ihr, wenn der Düngung viel Asche zugesetzt wird; auch Kühe, Schafe, Hirsche, Rehe u. s. w. lieben die Aschendüngung. Kartoffelkraut ist für Ziegen und andres Vieh kein gutes Futter, doch bekommt es den Ziegen wenigstens nicht schlecht, wenn es gut gedörrt ist.

Wird die Ziege im Stall gefüttert, so ist es durchaus rathsam, alles dürre und grüne Futter ohne Ausnahme vorher recht kurz zu schneiden, was man am besten mit den jetzt allgemein bekannten und gebräuchlichen Maschinen thut, wo die Klinge an einem Rade befestigt ist. Aus dem geschnittenen Futter kann das Thier nicht überall das Beste heraussuchen, beim ungeschnittenen thut sie es unfehlbar und läßt dann das, was ihr weniger behagt, liegen und umkommen. Wieviel sie täglich an Speise und Trank bekommen muß, läßt sich durchaus, wie auch bei andren Thieren, nicht genau im Voraus bestimmen, da die Größe und der Appetit sehr verschieden sind. Man probirt, wieviel sie bedarf und vermag, und gibt dann bei jeder Mahlzeit so viel, daß sie ein klein Wenig übrig läßt, also ganz vollkommen gesättigt ist. Im Winter genügen etwa 3 Mahlzeiten, die erste früh etwa 6 Uhr, die zweite Mittags, die dritte Abends 7 oder 8 Uhr. Im Sommer ist es rathsam, früh 9

und Abends 4 Uhr noch eine Zwischenmahlzeit einzuschieben, namentlich wenn Grünes gefüttert wird, was sie schneller verdaut als Dürres. Am bequemsten ist es, Winter und Sommer nur Dürres zu füttern, wobei man sicher ist, daß kein Schaden durch Nässe oder unzeitiges Saufen geschehen kann. Füttert man im Sommer Grünes, so ist man ebenfalls vor Schaden sicher, wenn man früh, Mittags und Abends jedesmal vor dem Grünen so viel Dürres gibt, als das Thier nur fressen will, was um so nöthiger ist, wenn das Grüne von Thau oder Regen naß ist. Die um 9 und 4 Uhr zu gebende Portion kann aus lauter Grünem bestehn. Jede gute, nicht saure Wiese gibt für Ziegen gutes Futter, sei es gedörrt oder noch grün; lieber ist ihr jedoch Kopfklee, Bastardklee, Luzern, Esparset, junger Hafer, junge Wicken, alle am besten, wenn sie vor dem Aufblühen oder im Aufblühen gehauen werden, alle milchreicher als Gras und alle gleich milchreich. Auch Kohl- und Rübenblätter sind ihr äußerst angenehm. Sellerie, Petersilie, Kerbel, Zwiebeln und Lauch gebe man ihr nicht. Vom Wurzelwerk sind Runkelrüben und Möhren am besten und ihr sehr willkommen; sie geben mehr Milch als grünes Futter und zugleich eine vorzüglich gute Milch, und können täglich zweimal zur Sättigung gegeben werden. Kohlrüben frißt die Ziege auch sehr gern, sie geben auch viel Milch, diese hat dann aber für Leute von schwacher Verdauungskraft blähende Eigenschaft, was in gleichem Falle auch von der Kuhmilch gilt. Rohe Kartoffeln sind desto besser, je mehlreicher sie sind. Bemerkt man, daß sie dem Thiere Durchfall erzeugen, so muß man die Portion verringern, oder der Fehler liegt daran, daß man zu wenig dürres Futter gibt, man muß also an diesem zusetzen. Alles Wurzelwerk muß in Scheiben geschnitten sein, die nicht dicker sind als ein kleiner Finger; für Rüben bedient man sich dabei eines großen, fußlangen Messers; was im Troge gestoßen ist, behagt den Ziegen nicht. Fehlt's an Heu, und man will doch Kartoffeln füttern, so ist es rathsam, den rohen gekochte beizumischen; man thut aber wohl, die letzteren vorher zu schälen, weil sich sonst ihre Schalen im Magen zu einem tödtlichen Kloße zusammenballen können. Stroh sollte man nie an Ziegen verfüttern; nur wenn es wirklich an Heu fehlt, ist es nöthig, unter das grüne Futter etwa $\frac{1}{3}$ guten Strohs von Hafer, Gerste oder Sommerweizen zu schneiden. Stroh von Erbsen oder Bohnen ist schon besser, muß aber beides ebenfalls vorher recht kurz geschnitten sein. Heu und Grummt darf nie verfüttert werden, wenn es nicht recht trocken ist; das Grüne darf sich

nicht vorher auf Haufen erhitzen, oder halbwelk, oder bereift sein. Hat man nicht Heu zur vollen Genüge, so muß man sich namentlich auch hüten, oft stark bethautes und beregnetes Futter zu geben. Dem Thau entgeht man am leichtesten dadurch, daß man schon am Abend für den nächsten Tag haut, und das Gehauene an einem kühlen Orte, aber unter Dach und Fach, ausbreitet. Will das Vieh das Gras der Wiesen, die mit Hornspänen oder spät mit Mist gedüngt sind, frisch nicht fressen, so dörrt man es und verfüttert es Ende Winters. Nach Getreidekörnern, vorzüglich Hafer, sind die Ziegen sehr gierig; doch thut man wohl, ihnen nie welche zu geben, weil sich die meisten leicht dran krank fressen; und sollten sie doch einmal durch Zufall viel davon verzehrt haben, so sehe man sorgfältig darauf, daß sie hinterdrein nicht oder doch nur wenig saufen, thue ihnen auch etwas Schnaps in's Saufen. Will man etwas extra Nahrhaftes geben, so reicht man Brod, denn das kann zu keiner Zeit schaden. Von unreifem Obst gebe man nie viel; aber Obstschale, teiges oder sonst schadhaftes reifes Obst, wenn es nur nicht stinkig oder verschimmelt ist, auch Vogelbeeren und Früchte des Weißdorns bieten eine sehr gute Nahrung. Einige Pflaumen mit Kernen können nicht schaden, viele jedoch dürfen nicht gegeben werden.

Als Trank bekommt die Ziege der Alpen das ganze Jahr nichts als frisches, reines Wasser, und muß sich's auch bei der grimmigsten Kälte täglich selbst an der Quelle oder am Bache holen, wenn diese nicht zu weit entfernt sind. Bei uns macht man diesen Thieren einen besondren Trank zurecht, der im Winter, wenn man sie nicht schon verwöhnt hat, keineswegs lau zu sein braucht. Am besten ist es, dem zum Tranke dienenden Wasser für den Tag einen gehäuften Theelöffel Kochsalz, $\frac{1}{4}$ Theelöffel Holzasche und so viel Roggenkleie zuzusetzen, als man auf der Hand halten kann. Dem mag man, so oft man will, am besten wechselnd, Brodkrumen, einen Eßlöffel Rüb- oder Leinmehl, 1 Eßlöffel Sauerkraut oder Sauerteig, Roggen- oder Haferschrot oder Biertrebern, oder etwas Schnaps oder gutes Bier beifügen. Gerstenschrot taugt nur, wenn das Thier gemästet werden soll, Weizenkleie ist immer schädlich, Weizenbrod nie. Am besten ist es, den Trank in einem eignen Eimer jedesmal für den nächsten-Tag am Abend vorher fertig zu machen, damit Alles gut durchweicht. Gibt man Leinmehl hinein, so hat man es sorgfältig und so hinein zu rühren, daß es ja nirgends ein Klümpchen bildet. Jahrelang täglich Leinmehl zu füttern,

thut nie gut. Kauft man eine sehr magere Ziege und will sie bald zu Kraft bringen, so macht sich's am besten mit Brod, mit geschrotenem oder bis zum Platzen gekochtem Hafer oder Roggen, am schnellsten aber mit Linsen, die ebenfalls bis zum Platzen gekocht und am milchreichsten sind. Sobald aber das Thier kräftig ist und sonst keinen Mangel leidet, thut man wohl, weder Schrot noch gekochte Körner zu füttern, und selbst von Brod täglich dem Saufen höchstens ¼ Pfund zuzusetzen, denn das alles ist zu nahrhaft. Verfüttert man Obst oder Wurzelwerk in geringer Menge, so wirft man es, mit Ausnahme der Kohlrüben, in's Saufen. Wasser, worin ungeschälte Kartoffeln gekocht worden, ist schädlich. Wird die Ziege nur mit Heu gefüttert, so gibt man ihr das Saufen mit diesem zugleich oder bald nachher; bekommt sie aber auch eine Portion Grünes oder Wurzelwerk, so muß sie allemal mit Saufen schon fertig sein, ehe sie dies frißt; namentlich ist es gefährlich, wenn sie nach Klee aller Art, nach Kohlblättern und Kohlrüben säuft.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Eigenschaften der Ziegen, insofern sie nicht schon berührt sind, so finden wir, daß sie sich durch Munterkeit und Kühnheit auszeichnen. Schon das kaum ein paar Wochen alte Hippelchen hat große Lust, außer den vielen merkwürdigen Sprüngen, die es macht, auch halsbrechende Unternehmungen zu wagen. Immer führt sie der Trieb bergauf. Auf Holz- oder Steinhaufen, auf Mauern, auf Felsen klettern, Treppen hinansteigen, das ist ihr Hauptvergnügen. Oft ist es ihnen kaum oder gar nicht möglich, von da wieder herabzusteigen, wohin sie sich hinauf gearbeitet haben. Sie kennen keinen Schwindel und gehen oder liegen ruhig am Rande der fürchterlichsten Abgründe. Fürchterlich sind die Gefechte, welche gehörnte Böcke, ja selbst Ziegen liefern, die zum ersten Mal zusammenkommen. Das Klappen der zusammenschlagenden Hörner tönt weit hin; sie stoßen sich ohne Erbarmen auf die Augen, das Maul, den Bauch, wie es trifft, und scheinen dabei ganz unempfindlich zu sein; auch läßt ein solcher, öfters Viertelstunden dauernder Kampf kaum mehr Spuren als etwa ein etwas rothes Auge zurück. Auch ungehörnte Ziegen stoßen sich mit gehörnten und ungehörnten herum und achten es nicht, wenn ihnen der Kopf wund wird und das Blut über die Stirn herabläuft. Ungehörnte legen sich auch zuweilen auf's Beißen, doch ist das nie gefährlich. Mit den Füßen schlägt keine. Gegen Menschen sind zwar die meisten durchaus nicht bösartig, aber da auch ihr Spiel im Stoßen besteht, so müssen Kinder vor alten Ziegen

und Böcken in Acht genommen werden, während junge dagegen ein allerliebstes Spielwerk geben. Wenn man eine Ziege, die mit andern zusammen gewöhnt ist, allein sperrt, so meckert sie ganz erbärmlich und frißt und säuft oft lange nicht. Wie der Mensch, so hat auch die Ziege allerhand Launen. Die muthigste erschrickt zuweilen plötzlich vor ganz unbedeutenden Dingen so sehr, daß sie über Hals und Kopf Reißaus nimmt und gar nicht zu halten ist. Heute läuft sie einem vielleicht nach, wohin man will, und morgen läuft sie immer nach dem Stalle zurück, man mag sie locken, wie man will. Im Allgemeinen sind sie sehr gescheidt und wissen ihre Pläne oft recht listig auszuführen. So hatte ich vor wenigen Jahren 5 Ziegen in meinem Stalle, jede frei in einem besondern Verschlage, und diese durch starke, senkrechte Stäbe von einander geschieden, so daß eine die andre sehen konnte. Die größte, welche in der Mitte stand und den polnischen Namen Kosa führte, amüsirte sich sehr oft damit, gegen die sie von ihren Nachbarn trennenden Stäbe zu stoßen, und da die Nachbarn dadurch veranlaßt wurden, auch ihrerseits das Spiel zu erwidern, große Luftsprünge zu machen und dann den Scheidestäben tüchtige Püffe zu versetzen, so war immer im Stalle ein lustiges Leben. Nun hätte aber Kosa gern auch mit den zwei entfernt von ihr stehenden zur Abwechslung spaßige Püffe gewechselt; aber jeder Verschlag war mit einer Thür versehn, und diese gestattete keine beliebige Spaziergänge. Jede Thür bestand aus senkrechten Stäben und diese waren in einen starken Rahmen gefaßt. Im obern, querliegenden Theile des Rahmens lag ein geheimer Riegel, und dieser öffnete die Thür nur dann, wenn man von unten mit dem Finger durch eine Oeffnung, die nicht leicht bemerkt wurde, gegen ihn drückte. Der Zweck der Einrichtung war einfach der, daß fremde etwa den Stall besuchende Geister die Verschläge nicht sollten öffnen können, während Der, welcher das Geheimniß kannte, im Gegentheil die Thüren durch einen ganz geringen Fingerdruck augenblicklich auf hatte; ließ er dann los, so schlossen sie sich auch wieder von selbst. In Kosa's schönem, klaren Auge lag der bestimmte Ausdruck klaren Denkens; sie pflegte Alles, was sich um sie her regte, genau zu beobachten, und verstand jeden Wink, jede Miene. Etwa 3 Wochen, nachdem die geheime Einrichtung an den Thüren angebracht war, ließ sich im Stalle ein lautes Gepolter vernehmen, und bei der Untersuchung ergab sich's, daß Kosa aus ihrem Verschlag heraus war, vor der Thür einer der entfernteren Ziegen Posto gefaßt hatte, sich abwechselnd entsetzlich hoch bäumte und dann

mit großer Gewalt gegen die Thüre niederpuffte. Nichts war natürlicher als der Gedanke, daß Kosa's Thür nur zufällig offen geblieben und sie selbst demnach mit Benutzung der guten Gelegenheit herausspaziert wäre. Sie ward beim Kragen genommen, wieder eingesperrt, war aber, nachdem man sich entfernt, bald wieder draußen und trieb ihren Schabernack wieder so lustig wie zuvor. Sie ward wieder in Arrest gebracht, war aber bald wieder raus, und das wiederholte sich noch einigemal. Ich ging nun mit Begleitung in den Stall und hatte meinen Begleitern aufgetragen, gleich, wenn wir wieder heraus wären, wegzugehn. Gesagt, gethan; als wir heraus waren, gingen jene von dannen, ich aber blieb leise stehn und sah durch ein Ritzchen nach innen. Da fand sich's denn bald, daß Kosa erst eine Zeitlang mit scharfem Blick und spitzem Ohr nach der Stallthür spähete, und wie sie sicher glaubte, daß wir weg wären, an ihre Thür ging, die Nase von unten zwischen den Stäben hinauf in's Riegelloch zwängte und so durch Nasendruck öffnete. Ich ließ sie denn zum Spaß noch einigemal gewähren, und da kam sie denn endlich sogar auf den Gedanken, auch die Thüren der andren Ziegen zu öffnen, und so entstand natürlich ein Höllenlärm, bei welchem auch wieder die gewöhnlichen Sprünge und Püffe die Hauptrolle spielten. Um Unglück zu verhüten, trat ich endlich ein, und Kosa, die kein gutes Gewissen hatte, sprang augenblicklich mit drei großen Sätzen in ihren Verschlag und stand nun dort, als wenn sie nie ein Wässerchen getrübt hätte. Ich legte aber gleich von außen einen besondern Riegel an ihre Thür, ging hinaus auf meinen Posten, und belustigte mich damit, der Arbeit zuzusehn, welche sie gleich unternahm, sobald sie mich fern glaubte, um auch den neuen Riegel zu studiren und zu bewältigen. Als sie sah, daß alle Mühe verloren war, wendete sie sich endlich mißmuthig weg und legte sich ganz erschöpft nieder. Von nun an paßte sie aber jedesmal sehr genau auf, wenn jemand bei ihr gewesen, ob er auch beim Weggehn den Außenriegel vorschob, und wie das einigemal absichtlich unterlassen ward, so spazierte sie auch jedesmal gleich heraus, öffnete einer andern und trieb wieder den tollsten Unfug, bis sie wieder, beim Erscheinen eines menschlichen Wesens, schnell den Wahlplatz räumte und mit wenigen Sprüngen ihre Klause wieder erreichte.

Von allen Hausthieren hat, mit Ausnahme des Hundes, keins eine so große natürliche Zuneigung zum Menschen wie die Ziege. Sie sieht es außerordentlich gern, wenn man oft mit ihr spielt und namentlich wenn man sie über den Rücken hin mit der Hand krab-

belt. Es ist aber viel gerathner, das nicht zu thun, weil sie sonst schreit, wenn man hinaus geht, sich immer danach sehnt, daß man wieder kommen soll, und somit immer in Unruhe ist, was nichts taugt. Auch das Kämmen und Bürsten ist eine unnütze Mühe, jedoch thut man sehr wohl, den langhaarigen, wenn die Haare an Bauch und Schenkeln zu lang werden, oder wenn sich beim Hären im Frühjahr Haarklumpen bilden, so viel als nöthig mit der Scheere wegzuschneiden.

Fünf gute Ziegen von Mittelgröße fressen und saufen zusammen noch nicht ganz so viel wie eine gute Kuh von Mittelgröße, geben aber mehr Milch. Da nun die Ziegen auch viel eher Milch geben, viel reinlicher sind, weniger Fliegen anlocken, und mehrerlei Dinge fressen als die Kühe, so würde man sie auch in großen Wirthschaften lieber halten als Kühe, wenn diese nicht einige große Vorzüge hätten, bestehend in dem bessern Fleisch, der besseren Butter, dem viel leichter zu machenden Käse und dem weit besseren Geschmack der sauer gewordenen Milch. Die Milch der Ziege ist zwar butterreicher als die der Kuh, aber um die Butter zu gewinnen, muß man die Milch erst abkochen, worauf der Rahm bald emporsteigt. Die aus ihm geschlagene Butter ist ganz weiß, schmeckt frisch nicht sonderlich, gebraten jedoch gut. Um Käse zu machen, muß man die Ziegenmilch durch Lab zum Gestehen bringen, während man bei der Kuhmilch die Käsetheile einfacher durch Sauerwerden und dann bloßes Erwärmen ausscheiden kann. Ein wichtiger Umstand bei der Fütterung der Kühe ist auch der, daß man dabei viel Stroh verwenden kann, was bei der Ziege nicht geht. Es paßt sich die Ziege vorzugsweis dahin, wo man ihre Milch frisch zu verbrauchen gedenkt, und diese gilt allgemein für vorzüglich gesund. Sollte man eine Ziege oder Kuh haben, deren Milch einen schlechten Nebengeschmack hat, so muß man sie an den Metzger verkaufen.

Wie groß die Milchmasse ist, welche eine einzige Ziege schon zu der Zeit geben kann, wo sie selbst noch lange nicht vollkommen ist, möge man aus folgendem Beispiel ersehn, wobei ich jedoch bemerken muß, daß ihre große Fruchtbarkeit zum Theil dadurch erzeugt war, daß sie täglich Haferschrot in's Saufen, sehr oft auch gekochten Hafer oder Roggen oder Linsen bekam, was alles, wie schon oben gesagt, auf die Länge doch nicht gut thut. Am 29. März 1834, da sie gerade ein Jahr alt wurde, bekam sie 2 Lämmer und gab nun bis Ende des Jahrs im Durchschnitt täglich etwa 4 Nösel Milch. Das hiesige Nösel Ziegenmilch wiegt fast genau 1 Leip-

ziger Pfund. Vom ersten Januar 1835 begann ich mit meiner Schwester täglich die Milch zu messen, und bekam:

im Januar	87	Nösel,	
» Febr.	68	»	
» März	78	»	
» April	181	»	und 2 Lämmer.
» Mai	223	»	
» Juni	225	»	
» Juli	227	»	
» Aug.	203	»	
» Sept.	164	»	
» Okt.	179	»	
» Nov.	142	»	
» Dec.	117	»	

Summa in Einem Jahre 1884 Nösel, zusammen nach hiesigem Preise, das Nösel im Sommerhalbjahr zu 4, im Winterhalbjahr zu 5 Pfennig gerechnet, 26 Thlr. 4 gGr. 4 Pf. Die Lämmer sollen zusammen zu ½ Thaler veranschlagt werden, der Mist, welchen sie das Jahr über lieferte, ohne die Streu, zu 2 Thlr.; er ist bekanntlich ein vorzüglicher Dünger.

Die Haut der Ziegen gibt ein wegen seiner Zähigkeit sehr geschätztes Leder; am besten ist das der Böcke. Das Haar europäischer Ziegen wird nur zu geringen Polstern, groben Teppichen und dergl. benutzt.

Krankheiten.

Bei richtiger Abwartung wird kein Hausthier leicht krank; und sollte doch einmal eins krank sein, so quacksalbre man nicht gleich mit Arzneien, sondern suche die Ursache des Uebels und beseitige sie. Sehr häufig wird bei allem Vieh darin gefehlt, daß man es nicht wenigstens dreimal des Tags vollkommen sättigt. Findet hungriges Vieh irgendwo großen Vorrath, so überfrißt oder übersäuft sich's ohne Weiteres und steht dann mit stattlich dickem Bauche, aber gesenktem Kopfe, trüben Augen, kalten Ohren da; in diesem Falle thue man nichts, als daß man es in Ruhe läßt, ihm nur wenig und kein extra-gutes Futter gibt, dagegen von Zeit zu Zeit ein in Kümmelschnaps getauchtes Brodstück anbietet. Sollte eine Kartoffel oder ein Rübenstück bei zu gierigem Schlucken im Halse stecken geblieben sein, so sucht man es, wie bei der Kuh angegeben wird, wegzuschaffen. — Daß jedes Saufen kurz hinter Rüben, Kohl, Klee, Körnern u. dgl. gefährlich ist, haben wir schon gesehn; Kleie, Schrot,

Mehl darf das Thier nie bekommen, ohne daß sie ganz durchweicht sind; Brod ist trocken und naß gut. — Ist nach dem Genusse von jungem Laub, vielen rohen Kartoffeln u. s. w. Durchfall da, so gibt man gekochte Heidelbeeren und in Kümmelschnaps getauchtes Brod; das letztere auch nach jeder Erkältung, oder wenn in der Gegend ansteckende Viehkrankheiten sind, wobei es auch sehr vortheilhaft ist, täglich eine Hand voll Wachholderbeeren zu geben und dem Saufen täglich $\frac{1}{2}$ Eßlöffel voll Asche von Wachholderreis, oder Wasser, worin Wachholderzweige gekocht sind, beizufügen; diese Dinge sind überhaupt jederzeit gut, nie schädlich. — Ist bei Ziegen und Kühen das Euter krank, so liegt gewöhnlich die Schuld daran, daß es nicht richtig ausgemolken worden ist, woraus sehr üble Folgen entstehn können. Da in der Regel die Ursache in Nachlässigkeit der Magd begründet ist, so ist's gut, wenn die Hausfrau genaue Aufsicht führt und zuweilen nachmilkt, d. h. untersucht, ob gleich nach dem Melken noch Milch im Euter ist, was man sehr leicht findet; andrerseits ist's aber auch gut, wenn der Magd der gute Wille, das Vieh in jeder Hinsicht gut zu besorgen, beigebracht wird, und das geschieht am leichtesten dadurch, daß man ihr einen Antheil am Gewinne gestattet, ihr z. B. für je 30 Nösel Milch 1 Pfennig, für jedes gesunde Lämmchen, das geboren wird, 3 Gr. gibt; eben so muß sie Antheil haben, wenn ein gut gerathenes Stück Vieh verkauft wird. Wird aber ein Stück wegen Kränklichkeit oder sonstiger Fehler abgeschafft, so darf sie nie einen Heller davon bekommen. Für gewöhnlich läßt man das Ausmisten durch den Tagelöhner besorgen; läßt sie sich aber beim Vieh Nachlässigkeit zu Schulden kommen, so muß sie es dann selbst besorgen u. s. w. — Ist ein verlauster Hühnerstall neben dem Ziegenstall und die Läuse gehn aus ersterem in den letzteren über, so müssen beide oft tüchtig bis zur Decke mit Asche ausgestäubt werden. — Werden die Ziegen von eignen Läusen geplagt, was fast jedes Jahr einmal eintritt, so erkennt man es bald daran, daß sie sich immer jucken, und erkennt die Läuse auch leicht, wenn man sie zwischen den Haaren, namentlich in der Lendengegend, sucht. Thut man nichts dagegen, so kann das Vieh zu Grunde gehn; will man aber das Ungezieſer tödten, so geschieht dies leicht, indem man sich in der Apotheke ein Pulver, welches aus Kockelskörnern, Sabadillsamen, Stephanskörnern (Staphis agria) und Lorbeeren besteht, kauft, davon 1 Eßlöffel voll 2 Stunden oder länger in einem Nösel warmen Wasser einweicht, und nun bei lauem Wetter das Thier mit dem Wasser und Pulver zugleich tüchtig reibt.

Die Läuse sterben dann gleich; aber da ihre Eier lebendig bleiben und noch auskriechen, so muß das Verfahren nach 14 Tagen wiederholt werden. Mit Quecksilbersalbe (grauer Salbe, Reitersalbe) reibe man das Thier nie, weil man damit leicht schaden kann.

Der **Steinbock**, Capra Ibex. S. Bild 56. Franz. le Bouquetin. Die Hörner des Männchens werden bis 3 Fuß lang, sind nach hinten gebogen und haben starke, querlaufende Knoten. Die Hörner des Weibchens werden kaum ½ Fuß lang und fehlen zuweilen. Die Beine sind stark, mit Hufen, deren Ränder scharf, deren Ballen rauh sind. Der Gestalt nach gleicht das Thier der Hausziege, aber das Männchen wird größer. Die Farbe besteht aus einem Gemisch von Grau und Braun, am Bauche geht sie in's Weiße. Nur das Männchen trägt einen Bart, und zwar im Winter.

Der Steinbock bewohnte sonst in kleinen Heerden die Alpen des mittleren Europa's, jetzt kommt er aber nur noch sehr einzeln um den Monte Rosa und Montblanc vor. Seine Lebensart ist der der Gemse ähnlich; seine Stimme ist ebenfalls pfeifend, aber gedehnter; wenn er noch jung ist, so meckert er. Bewunderungswerth ist seine Geschicklichkeit im Springen. Der ganz junge zahme Steinbock in Bern, so berichtet Schinz, sprang einem großen Manne ohne Anlauf auf den Kopf und hielt sich da mit seinen vier Beinen ganz fest. Den zahmen Steinbock in Aigle sah man auf der scharfen Kante eines Thürflügels fest stehen und eine senkrechte Mauer hinauf klettern, ohne alle Stützpunkte, als die Vorsprünge der Steine, welche der abgefallene Mörtel sehn ließ; parallel mit der Mauer sprang er in 3 Sätzen auf dieselbe. Erst stellte er sich dem Ziele, welches er erreichen wollte, gerade gegenüber und maß es gleichsam mit den Augen; dann durchlief er mit kleinen Schritten einen gewissen Raum, kam 1- bis 2mal an die gleiche Stelle zurück, schaukelte sich auf seinen Beinen, als wenn er ihre Schnellkraft versuchen wollte, sprang auf und war in 3 Sätzen oben. Beim Springen scheint er den Felsen oder die Mauer kaum zu berühren und seinen Körper wie einen Ball in die Höhe zu schnellen. Auch Herr v. Wattenwyl von Molens hatte im Jahre 1785 einen Steinbock, den er jung an einer Hausziege aufzog, und der, wie er größer ward, sich auf eine senkrechte, 20 Fuß hohe Mauer schwang. Die Kälte scheut der Steinbock nicht. Er stellt sich selbst im Winter auf freie Höhen, mit dem Kopf gegen den Wind, und bleibt oft stundenlang wie eine Bildsäule stehen, geht von Zeit zu Zeit in der Nähe auf Nahrung aus und kommt hernach wieder auf die Höhe zurück. Nur

bei der größten Kälte und Mangel an Nahrung steigt er in tiefere Gegenden hinab. Die Nahrung ist wie bei der Gemse. Die Paarungszeit fällt in den Januar. Ende Juni oder Anfang Juli bekommt die Steinziege Ein Junges. Von Steinböcken und Hausziegen kann man leicht Bastarde ziehn. Bei Verfolgung von Menschen versteckt sich das Junge, wenn es der Mutter nicht folgen kann, und jene sucht es, sobald sie gerettet ist, wieder auf. Der Steinbockjäger Nicolaus Fournier aus dem Wallis sah einst eine merkwürdige Scene der Vertheidigung. Er traf sechs Steinziegen mit eben so viel Jungen an. Ein Adler schwebte kreisend über ihnen und erspähete den günstigen Augenblick, ein Junges zu rauben. Die besorgten Mütter hatten indessen ihre Jungen alle unter einem etwas überhängenden Felsenblock zusammengetrieben und sich vor sie hingestellt, die Spitzen ihrer Hörner dem grimmigen Feinde immer entgegen gerichtet. Lange sah Fournier diesem höchst merkwürdigen Schauspiele zu, bis endlich der Adler, von ihm selbst verscheucht, sein Vorhaben aufgab und davon flog.

Dem europäischen Steinbock ähnliche Thiere wohnen auf dem Kaukasus, Altai, Atlas, dem Felsengebirge Nord-Amerika's.

c) Schafe, Ovis.

Der **sardinische Muflon**, Capra Musmo, Bonap. Er hat die Größe und Gestalt des Damhirsches, aber einen ächten Schafskopf. Das Weibchen ist in der Regel ungehörnt. Hauptfarbe im Sommer oben braun, unten weiß, im Winter oben schwärzlich. Der Schwanz ist kurz; das Haar 1 Zoll lang, ziemlich straff, hat eine aschgraue Unterwolle. Er bewohnt die Höhen der Gebirge Sardiniens, Korsika's, Südspaniens, ist sehr flüchtig und scheu, geht in Heerden. Die Männchen kämpfen öfters so heftig mit einander, daß eins todt auf dem Platze bleibt. Jung eingefangne werden nach Cetti's und Azuni's Angabe sehr leicht zahm, folgen ihrem Herrn bald und sind lebhafter als Schafe. Mit letzteren erzeugen sie auch Bastarde. Die Jäger locken den Muflon, dessen Fleisch vorzüglich wohlschmeckend ist, durch nachgeahmtes Blöken.

Auf den hohen Gebirgen Cyperns, des ganzen Mittelasiens (von Ost nach West gerechnet), so wie auch auf den Gebirgen Nord-Amerika's gibt es Thiere, welche sich vom Muflon nur sehr wenig unterscheiden.

Das **Schaf**, C. Aries, Fischer. Ovis Aries, Linn. Franz. la Brebis. Dieses nützliche Hausthier, welches seit Menschengedenken gezähmt und nirgends wild zu finden ist, unterscheidet sich von

den wilden, ihm ähnlichen Thieren durch seinen langen, 18 bis 22 Wirbel habenden Schwanz, und kommt in sehr verschiednen Rassen vor: a) Das fettschwänzige Schaf wird in zahllosen Heerden auf allen Steppen gehalten, die von der Ostseite der Karpathen bis nach China hinein reichen, und allerwärts dienen einige Ziegen diesen Heerden zu Führern; auch in Persien ist es allgemein verbreitet. Es ist meist größer als das europäische, gewöhnlich rothbraun oder schwarz, grobwollig; der Schwanz bildet oft eine 20 bis 40 Pfund schwere, dem Thiere sehr beschwerliche Fettmasse, oder er ist kleiner und dafür die Hinterschenkel desto dicker und fetter. Die Widder haben zuweilen bis 6 Hörner. Hunde werden in der Regel den Heerden nur da beigegeben, wo die Wölfe gefährlich sind; von Hirten werden sie auch nicht regelmäßig begleitet, sondern man reitet nur zuweilen hin, um nach ihnen zu sehn. Diese Thiere bleiben Winter und Sommer im Freien und werden des Winters nur bei sehr hohem Schnee in's Dorf genommen und da mit schlechtem Stroh gefüttert. Bei unerwartet eintretendem Schneegestöber ergeht es ihnen oft sehr übel, wie z. B. im Jahr 1825 in der Tatarei. „Das fürchterliche Schneegestöber," so erzählt Daniel Schlatter als Augenzeuge, „wiederholte sich in einigen Tagen mehrmals. Die Schafe hielten nicht mehr zusammen, sondern zerstreuten sich auf der unabsehbaren, baumlosen Fläche. Einzeln stehend wurden sie mit Schnee und Eis bedeckt, bis sie nicht mehr sehen konnten; die Wolle klebte sich überall zusammen, der Kopf fror ihnen an die Brust, bald waren auch die Füße an einander gefroren und das Thier stand wie ein Eisklumpen an dem Boden fest, ward endlich ganz mit Schnee zugedeckt und unter demselben lebendig begraben. Am azow'schen Meere wurden große Heerden von orkanartigen Winden, durch Schneegestöber mit Blindheit und Angst geschlagen, in's Meer getrieben, wo sie ertranken. Ein Deutscher, der mein Freund ist, verlor allein über 1200 Schafe und 300 Pferde. Vier Tage nach dem großen Schneegestöber wurden noch Schafe unter Schnee und Eis, an den Boden angefroren, gefunden. Die Menge kleiner Schneehügel zeigte die begrabenen Thiere auf der Steppe an. Die Tataren hatten viel abzuledern und manche aßen sich diesen Winter nur zu satt an Fleisch und zogen sich dadurch Krätze und andre Krankheiten zu. Vor dem Hause meines Wirthes Ali sah ich täglich mehrere Pferde von einer Heerde, die in's Dorf getrieben wurde, vor Schwäche und Hunger fallen. In den Dörfern lag Alles voll verreckten Viehes, und die große Anzahl der Hunde war nicht im

Stande, so viel Fleisch zu verzehren. Diese Thiere hatten nun die beste Zeit, so wie Füchse und Wölfe auf der Steppe. Der Gestank war im Frühjahr kaum auszustehn. Pferde hatten in diesem Winter am meisten durch Hunger gelitten, Schafe mehr durch das Schneegestöber; doch trieb der Hunger auch diese so weit, daß sie einander die Wolle abfraßen. Man sah ganze Truppen von Schafen von Wolle entblößt, ganz nackt und roth. Ja das noch stärkere fiel über das schwächere her, raufte diesem mit den Zähnen die Wolle aus und verschlang sie mit Gier und einer Art von Wuth." — „In den südrussischen Steppen," so erzählt Kohl, „weiden überall große Heerden von Schafen. Die Hirten rechnen dort gewöhnlich auf 100 Schafe 2 bis 3 Ziegen, welche jenen zu Führern dienen. Die Schafe selbst schrecken oft ohne Ursache zusammen, wollen oft nicht in Regenschluchten hinab, verirren sich leicht in den Schilfgebüschen, halten im Winde schlecht Stand, und es ist unmöglich, sie zu einem Marsche gegen den Wind zu vermögen, wiewohl es oft nöthig ist. In allen diesen und vielen andren Fällen geht die vorwitzige, kluge Ziege den Schafen muthig voran, führt die Heerde rasch an den steilen Abhängen der Regenschlucht hin, leitet sie sicher durch die Schilfgebüsche, springt auf nicht allzu überlegene Hunde ein, geht gegen den Wind, wenn er nicht zu kalt ist, und dient auch sonst noch vielfach den Schafen als Haltpunkt bei ihrer Dummheit. — Da die Anzahl der zu melkenden Schafe oft sehr groß ist, so bedienen sich die Hirten eines sehr kurzen Melkprocesses: sie nehmen das ganze Euter zwischen beide Hände. Die so gewonnene Milch stellen sie alsdann in hölzernen Gefäßen in die Sonne und lassen sie bis zum Abend gerinnen. Alsdann schütten sie dieselbe in Säcke, um das Wasser ablaufen zu lassen. Das Dicke schütten sie dann in die Felle junger Ziegen, die so zusammengenäht sind, daß bei der Ausfüllung die Form einer Ziege fast wieder richtig herauskommt; jedoch wird der Pelz nach innen gekehrt. Beim Anfüllen wird immer auf eine Schicht geronnener Milch eine Lage Salz gestreut. In Odessa sind immer solche Käsezicklein in allen Kramläden zu kaufen." — Ueber die Noth, welche Schafe und Hirten in jenen Gegenden bei Schneestürmen erleiden, theilte ein alter Hirt Herrn Kohl folgende Geschichte mit: „Wir weideten," so erzählte er, „in der Steppe von Otschakow unser sieben an 2000 Schafe und 150 Ziegen. Es war gerade zum ersten Mal, daß wir austrieben, im März. Das Wetter war freundlich und es gab schon frisches Gras. Gegen Abend aber fing es an zu regnen und es

erhob sich ein kalter Wind. Bald verwandelte sich der Regen in Schnee, es wurde kälter, unsre Kleider starrten, und einige Stunden nach Sonnenuntergang stürmte und brauste der Wind aus Nordosten, so daß uns Hören und Sehen verging. Wir befanden uns nur in geringer Entfernung von Stall und Wohnung und versuchten es, die Behausung zu erreichen. Der Wind hatte indeß die Schafe bereits in Bewegung gesetzt und trieb sie immer mehr von der Wohnung ab. Wir wollten nun die Geisböcke, denen die Heerde zu folgen gewohnt ist, zum Wenden bringen; aber so muthig dieses Thier bei allen andren Ereignissen ist, so sehr fürchtet es die kalten Stürme. Wir rannten auf und ab, schlugen und trieben zurück und stemmten uns gegen Sturm und Heerde, aber die Schafe drängten und drückten auf einander und der Knäuel wälzte sich unaufhaltsam die ganze Nacht weiter und weiter fort. Als der Morgen kam, sahen wir nichts als rund um uns her lauter Schnee und finstre Sturmwüste. Am Tage blies der Sturm nicht minder wüthend und die Heerde ging fast noch rascher vorwärts als in der Nacht, wo sie von der dicken Finsterniß noch mitunter gehemmt ward. Wir überließen uns nun unsrem Schicksale; es ging im Geschwindschritt fort, wir selber voran, das Schafgetrappel blökend und schreiend, die Ochsen mit dem Proviantwagen im Trabe und die Rotte unsrer Hunde heulend hinterdrein. Die Ziegen verschwanden uns noch an diesem Tage; überall war unser Weg mit dem todt zurückbleibenden Vieh bestreut. Gegen Abend ging es etwas gemacher, denn die Schafe wurden vom Hungern und Laufen matter. Allein leider sanken auch zugleich uns die Kräfte. Zwei von uns erklärten sich krank und verkrochen sich im Proviantwagen unter den Pelzen. Es wurde Nacht und wir entdeckten noch immer nirgends ein rettendes Gehöfte oder Dorf. In dieser Nacht ging es uns noch schlimmer als in der vorigen, und da wir wußten, daß der Sturm uns gerade auf die schroffe Küste des Meeres zutrieb, so erwarteten wir alle Augenblicke, mit sammt unsrem dummen Vieh in's Meer hinabzustürzen. Es erkrankte noch einer von unsren Leuten. Als es Tag wurde, sahen wir einige Häuser uns zur Seite aus dem Schneenebel hervorblicken. Allein obgleich sie uns ganz nahe waren, höchstens 30 Schritte vom äußersten Flügel unsrer Heerde, so kehrten sich doch unsre dummen Thiere an gar nichts und hielten immer den ihnen vom Winde vorgezeichneten Strich. Mit den Schafen ringend, verloren wir endlich selber die Gelegenheit, zu den Häusern zu gelangen; so ganz waren wir in der Gewalt des wüthenden Sturmes.

Wir sahen die Häuser verschwinden und wären, so nahe der Rettung, doch noch verloren gewesen, wenn nicht das Geheul unsrer Hunde die Leute aufmerksam gemacht hätte. Es waren deutsche Kolonisten, und Der, welcher unsre Noth zuerst entdeckte, schlug sogleich bei seinen Nachbarn und Knechten Alarm. Diese warfen sich nun, 15 Mann an der Zahl, mit frischer Gewalt unsren Schafen entgegen und zogen und schleppten sie, uns und unsre Kranken allmälig in ihre Häuser und Höfe. Unterwegs waren uns alle Ziegen und 500 Schafe verloren gegangen. Aber in dem Gehöfte gingen uns auch noch viele zu Grunde, denn so wie die Thiere den Schutz gewahrten, den ihnen die Häuser und Strohhaufen gewährten, krochen sie mit wahnsinniger Wuth zusammen, drängten, drückten und klebten sich in erstickenden Haufen aneinander, als wenn der Sturmteufel noch hinter ihnen säße. Wir selber dankten Gott und den guten Deutschen für unsre Rettung, denn kaum eine halbe Viertelstunde hinter dem gastfreundlichen Hause ging es 20 Klaftern tief zum Meere hinab." — Von den feingekräuselten, seidenlockigen, schwarzen Lämmerfellen, welche man astrachan'sche Felle oder Baranken nennt, sagt Kohl, daß sie nur auf einem beschränkten Raume um den Marktflecken Reschitilowka, den er selbst besucht hat, und der in Kleinrußland liegt, gewonnen werden, und daß sie auch nur dort gedeihn. Sehr viele werden gleich in dortiger Gegend, wo Jeder eine Mütze davon tragen will, verbraucht; die übrigen kommen auf die Messe von Romni, und von da in alle Welt, namentlich nach Leipzig.

b) In Island sind die Schafe klein, braunröthlich, haben oft 3 bis 6 Hörner, müssen selbst im Winter, so lange es irgend möglich ist, ihre Nahrung im Freien suchen. Werden sie von Schneegestöber überrascht, so drängt sich die Heerde dicht zusammen und alle senken den Kopf zur Erde. So bleiben sie zuweilen mehrere Tage stehn und nagen dabei an ihren Haaren, woraus sich im Magen harte Kugeln bilden, an denen sie sterben können. Die Wolle dieser Thiere wird nicht abgeschoren, sondern Ende Mai, wo sie sich plötzlich im Ganzen von selbst ablöst, abgenommen. Es ist zu dieser Zeit schon wieder ein feiner Pelz ganz kurzer Härchen da. — Auf den färöer Inseln machen die Schafe fast den einzigen Reichthum der Einwohner aus und werden ungefähr eben so behandelt wie in Island. — Die in Norwegen heimischen Schafe sind klein, grobwollig, liefern jährlich 2 bis 4 Lämmer, nehmen mit schlechtem Futter vorlieb. — c) Die Heidschnucke bewohnt die

lüneburger Heide, ist klein, gemästet höchstens 30 Pfund schwer, liefert jährlich nur 2 Pfund grober, dunkelfarbiger Wolle. Gesicht und Beine sind schwarz, die Hörner klein. Winter und Sommer leben diese Thierchen fast nur von Heide. Den Heideschnucken sind diejenigen Schafe ähnlich, welche man in einigen großen mit Heide bedeckten Strichen Frankreichs, namentlich im Département des Landes, zieht; eben so in Großbritannien die Schottland-, Hendwik- und Cornwallis-Schafe. — d) Das Marschschaf wird auf den Marschen (fetten Niederungen) des nordwestlichen Deutschlands, auch Dänemarks und Hollands, gezogen, bekommt je 2 bis 4 Lämmer, gibt bei der Schur 6 bis 7 Pfund schlichte, gute, etwas grobe Wolle, ist so groß, daß die Hammel bis über 2 Centner gemästet werden. Diese Rasse gedeiht nur bei reichlichem und gutem Futter. — e) Von den Marschschafen stammen diejenigen Schafe ab, welche man in einigen Gegenden Englands auf ähnlichem Boden zieht und Leicester- (Dishley-), Tees-, Water-, Lincoln- und Romney-Schafe nennt. Ihre Wolle ist lang, weich, meist glänzend weiß. — f) Das lombardische Schaf ist groß, ungehörnt, hat breite, lange, hängende Ohren, grobe Wolle. Viele Schäfer der Lombardei beziehn im Sommer mit ihren Heerden die graubündner und einige andre schweizer Alpen, wo sie Pacht zahlen und höher hinauf gehn als die Kühe. Besteht die Heerde aus weiblichen Schafen, so wohnt der Schäfer in einer elenden Hütte, und bereitet aus der Milch seiner Schafe sehr fette, wohlschmeckende Käse, die er im Herbst mit nach Hause nimmt; hat er nur Hammel, so fehlt ihm in der Regel auch die Hütte, und er übernachtet in einer Felsengrotte, woselbst er sich ein Lager aus Moos bereitet. Die lombardischen Schafe selbst kommen auf den Alpen nicht unter Dach, und der große Hund, welcher sie bewacht, verläßt sie weder bei Tag noch bei Nacht. Als Hauptnahrung bringt sich ihr Schäfer auf einigen Eseln Maismehl und etwas Salz mit, und läßt dann die Esel mit den Schafen weiden. Jeden Morgen macht er sich unter seinem kleinen Kessel Feuer und kocht darin für den Tag seine Maisklöße, die er Polenta nennt. Er würde nun leicht in seiner Einsamkeit auf den Gedanken kommen, ein Schaf nach dem andern zu schlachten, schmackhaft zu braten und gemüthlich zu verspeisen, und später seinem Herrn vorzulügen, es wäre in Abgründe gestürzt und von Lämmergeiern verzehrt; dem ist aber vorgebeugt, denn für jedes fehlende Schaf wird ihm dessen Werth an seiner Löhnung abgezogen, und da doch jährlich welche, namentlich indem sie von Felsen stürzen,

das Leben einbüßen, so muß er von diesen den Talg und das getrocknete Fleisch und Fell mitbringen. Um solches Fleisch zu trocknen, schneidet er es in Streifen, und hängt diese an Fäden auf. Als ich's zum ersten Mal von Weitem sah, glaubte ich, er hätte sich Tabaksblätter mitgebracht, und bereitete da oben in der reinen Luft eine Kanastersorte von vorzüglich reinem Geschmack. — g) Das Zackelschaf im südlichen Ungarn und der Wallachei, hat aufrecht stehende, schraubenförmig gewundene Hörner und grobe Wolle. — h) Das langbeinige Schaf am Senegal, in Guinea, Ostindien, hat lange Beine, hängende Ohren, kein wolliges Haar, sondern kurzes, schlichtes. In Siam und Kochinchina hält man keine Schafe. — i) Alle in Amerika befindlichen Schafe stammen ursprünglich aus Europa. Manche Gegenden Nord-Amerika's würden sich vortrefflich zur Schafzucht eignen, allein es wird dort, obgleich man öfters edle Schafe aus Europa eingeführt hat, bis jetzt noch wenig geleistet, was zum Theil durch den Mangel an guten Schäfern und Schäferhunden bewirkt wird. — In Peru und Chiloë hat v. Tschudi bei allen Widdern 3 bis 5 Hörner gefunden. Molina sagt, daß die Schafe Chili's von spanischen abstammen, trefflich gedeihen, lange, feine, außerordentlich weiße Wolle haben, jährlich 2mal lammen, daß die weiblichen Schafe keine Hörner, die männlichen aber immer 2 bis 5 haben. — In Paraguay gedeihen die Schafe gar nicht. — Von Monte Video und Buenos-Ayres wird selbst nach Europa Wolle ausgeführt. — Bei Odessa, am Kap, in Neuholland sind edle europäische Schafe angesiedelt und gedeihen so gut, daß die Ausfuhr der Wolle schon sehr bedeutend ist.

k) Das Merinoschaf stammt aus Spanien und ist jetzt, wegen der großen Vorzüge seiner Wolle, über ganz Europa und dessen Kolonieen fast überall verbreitet, so weit Boden und Klima seinem Gedeihen günstig sind; auf immer feuchtem Boden gedeiht es nirgends. Die Größe ist mittelmäßig, das weibliche Schaf ungehörnt, das männliche hat aber, wenn es erwachsen ist, sehr große, dicke Hörner, die in die Quere gerunzelt, kreisförmig gekrümmt, an der Spitze aber auswärts gebogen sind. Die Wolle ist dicht, fein, weich, elastisch, wellenförmig gebogen, fettig, weiß, nicht so lang wie die der Leicesterschafe; doch habe ich sie auf einem Gute des Barons Speck-Sternburg an einzelnen Schafen, denen man versuchsweis theils 3, theils 5 Jahre lang ihre Wolle gelassen hatte, mehr als ellenlang gesehn. Unsre Schafe haben die Eigenschaft, jährlich

das Haar zu wechseln, weder mit den isländischen Schafen noch mit den andern Säugethieren gemein. In Spanien haben die Merinoschafe seit Jahrhunderten große Vorrechte genossen, welche 1822 aufgehoben worden sind. Die Heerden gehörten theils dem Könige, theils Privatleuten und enthielten 10- bis 60,000 Stück, die in kleinere Heerden von 1000 Stück getheilt waren. Diese Heerden weideten im Sommer in den Gebirgen von Alt-Kastilien und Arragonien; im Winter zogen sie sich in die Ebnen von La Mancha, Andalusien und Estremadura. Die Reise dauerte etwa 40 Tage und alle Gemeindeweiden standen den durchziehenden Merinos frei; auch mußte ihnen auf bebauten Ländereien ein 90 Schritte breiter Weg gelassen werden. Die Sommerweiden im Gebirge liebten sie mehr und traten zuweilen im April, der Zeit der Wanderung, während der Schäfer schlief, die Reise für sich an. Vor der Schur sperrte man die Schafe in einem Schwitzhause eng zusammen; die Wolle wusch man erst nach der Schur, indem man sie in einem fließenden, mit Bretern ausgelegten Wasser trat. — Unter den Merinoschafen, welche sich über den Erdkreis verbreitet haben, unterscheidet man jetzt: 1) die Elektoralschafe, welche von der Heerde stammen, die im Jahr 1765 als Geschenk des spanischen Königs dem Kurfürsten von Sachsen zugesandt worden ist; man hat sie dann in Sachsen allmälig so weit gebracht, daß sie an Feinheit der Wolle die in Spanien selbst lebenden übertreffen. Sie haben einen schmalen, länglichen Kopf, zarten Körper, und die Wolle geht nicht weit an den Beinen hinab. Der jedesmalige Wollertrag beläuft sich auf etwa 2 Pfund. 2) Die Infantados (Negrettis) haben einen kürzeren, starken Kopf, eine gebogene Nase mit Falten darauf, einen kräftiger gebauten Körper, an den Beinen meist bis zu den Hufen wolliges Haar, am Leibe und den Schenkeln gewöhnlich eine faltige Haut. Die Wolle ist nicht so fein wie bei den Elektoralschafen, aber der Ertrag gibt 3 bis 4 Pfund, bei erwachsenen männlichen Thieren bis über 6.

Fast auf allen großen deutschen Landgütern, deren Boden trocken ist, hat man jetzt nur Merinoschafe. Wünscht man welche da zu haben, wo sie noch fehlen, und kann man nicht gleich eine ganze reine Heerde ankaufen, so schafft man erst alle einheimischen Böcke ab, und thut statt deren edle, die sämmtlich ganz ächt und von einerlei Sorte sind, zu den Landschafen. Bei den ersten davon fallenden Lämmern verfeinert sich die Wolle nur an der vordern Hälfte des Thieres bis zur Mitte des Rückens; paart man diese Lämmer

nur mit den edlen Böcken, so wird die Nachzucht dem Vater schon ähnlicher, und bei den vierten oder fünften auf solche Weise erzielten Lämmern ist die Wolle schon sehr fein. Man thut jedoch wohl, bis zum zehnten Jahre nur ganz ächte Böcke, wie die zuerst gekauften, bei der Heerde zu dulden; dann kann man selbstgezogene anwenden. Um immer eine genaue Rechnung über die Veredlung der Heerde führen zu können, läßt man jährlich jedes Schaf an einem hellen, aber nicht sonnigen Orte von einem tüchtigen Kenner untersuchen; denen von ausgezeichneter Güte wird, wenn sie zum ersten Mal in Untersuchung kommen, in's Ohr ein Stich gemacht und mit einer aus Schießpulver und Branntwein gemachten Salbe eingerieben; denen von geringerer werden 2 Stiche gemacht u. s. w. Die Landwirthe nennen die beste Sorte edler Schafe Selekta, die 2te Prima, die 3te Sekunda, die 4te Tertia u. s. w. Natürlich werden die Tertianer und Sekundaner immer, wenn es sich möglich macht, ausgemerzt (weggeschlachtet), endlich sogar die Primaner, wogegen man die Selektaner so lange als möglich am Leben läßt. Sind alle Schafe der Heerde sich in jeder Hinsicht gleich, so sagt man, die Heerde sei ausgeglichen. Bei jeder Musterung wird jedem Schafe jährlich ein kleiner Schnitt in den Ohrrand gemacht, und diese Schnitte zeigen, wenn es den ersten als Lamm bekam, das Alter an. Selbst bei einer ganz veredelten Heerde muß fortwährend Aufsicht sein, daß jedes fehlerhafte Thier sogleich ausgeschlossen wird. Eine veredelte Heerde erfordert mehr Abwartung als eine Heerde Landschafe; aber die Wolle ist weit theurer und der Verkauf veredelter Schafe ist auch sehr einträglich. Die Beurtheilung der verschiedenen Schafsorten und der Feinheit, Elastizität und Festigkeit der Wolle erfordert viel Erfahrung. Selbst jedes einzelne Schaf trägt an sich verschiedene Wolle: die beste sitzt oben auf dem Halse, dem Rücken, den Schultern, den Seiten; die von den Schenkeln ist gröber; die von der Unterseite des Halses bis auf die Vorderschenkel ist kürzer und gröber; die Kopf- und Beinwolle ist kurz und grob, die Bauchwolle meist gefilzt. Auch bei sehr feinen Schafen findet man öfters über die Wolle hervorragende, grobe Haare, die man Hundshaare nennt. Die einzelnen Flocken, zu welchen sich die Haare vereinen, nennt man Stapel, den ganzen Pelz Fließ; bildet dessen Oberfläche eine dichte Masse, worin sich bei den Bewegungen des Thieres keine Spalten zeigen, so sagt man, es sei geschlossen, im Gegentheil heißt es lose. Krempelwolle heißt diejenige Wolle, welche im Stapel die Höhe von 2 Zoll nicht

überschreitet, und die Eigenschaft hat, sich leicht zu verfilzen, wodurch sie zu Filz und Tuch brauchbar wird; Kammwolle ist länger als 2 Zoll, verfilzt sich nicht leicht, dient vorzugsweis zu Geweben, die nicht gewalkt werden.

Das Schaf ist schon mit einem Jahre, der Widder mit dem 18ten Monat paarungsfähig, man läßt sie aber nicht gern zusammen, bevor sie 2 Jahre alt sind. Naturgemäß fällt die Paarungszeit in den September und Oktober, und die Erfahrung zeigt, daß es nicht rathsam ist, sie durch künstliche Mittel in eine andre Zeit zu verlegen. Den Widder kann man 6 Jahre zur Zucht und je für 40 bis 50 Schafe brauchen. Das Schaf trägt 21 Wochen, während welcher es weder von scharfen Schäferhunden gehetzt, noch gedrückt oder sonst geplagt werden darf, und wirft dann gewöhnlich 1 Lamm. Zweimaliges Lammen in Einem Jahre taugt nichts. Sobald ein Schaf lammen will, muß es von den übrigen getrennt werden. Schafe, die zum ersten Mal lammen, wollen oft ihr Junges nicht saugen lassen; man hält sie fest, bis das Lamm satt ist, und bringt sie, wenn sie sich nicht daran gewöhnen, in enge Stände, wo sie dem Lamme nicht ausweichen können, bis sie gut thun. Junge Lämmer müssen sorgfältig vor Kälte und Zugluft geschützt werden. Den Müttern muß man das beste Futter geben und ihnen die Wolle um das Euter rein wegscheeren, weil sonst das Lamm leicht davon verschluckt, was ihm tödtlich werden kann. Nach den ersten 14 Tagen beginnen die Lämmer schon etwas zu fressen; man gibt ihnen daher gutes Heu auf Raufen, zu denen sie durch enge Thürchen gehen, durch welche die Mutterschafe nicht hindurch können. Auch täglich ein Händchen voll Hafer thut nach Verlauf der sechsten Woche gut. Dies ist auch die Zeit, wo man den weiblichen Lämmern den größten Theil des Schwanzes weghaut. Sind die Lämmer, wie gewöhnlich, im Februar und März geboren, so trennt man sie, sobald die einschürigen Wiesen frei werden, von den Müttern, weil diese dadurch vor zu großer Entkräftung bewahrt werden, und sich bis zum Herbst genügend erholen, um dann leicht überwintert oder gemästet werden zu können. Bei der Geburt hat das Lamm 8 kleine Schneidezähne, oder sie brechen doch kurz danach hervor. So lange die Thiere diese behalten, heißen sie Lämmer oder Jungvieh. Nach Verlauf eines Jahres fallen die 2 mittelsten Schneidezähne aus und dafür wachsen 2 größere; man nennt die Thiere jetzt 2zähnig, Zweischaufler, Jährlinge; die alten Römer nannten sie bidentes und hielten sie für ein vorzüglich gu-

tes Opfer. Nach Verlauf des 2ten Jahres werden die 2 nächsten Zähne gewechselt, die Thiere heißen nun 4zähnig, Vierschaufler, 3jährig, Zeitvieh, Zeitschafe, Zeitböcke. Nach dem 3ten Jahr wieder die 2 nächsten: 6zähnig, Sechsschaufler, vierjährig. Nach dem 4ten die äußersten zu jeder Seite: 8zähnig, Achtschaufler, abgezahnt, 5jährig. Im 6ten Jahre sind die Zähne des Schafes in der Regel noch so weiß und gleich wie im vorigen; im 7ten fangen vorzüglich die mittelsten an, etwas schartig und gelb zu werden; im 8en sind die Zähne gelb und es fallen schon ganze Stücken davon aus; im 9ten zerbrechen die 4 mittelsten Zähne oder fallen aus; im 10ten fallen alle aus. Weidet das Schaf nicht auf sandigem Boden, und zumal wenn es immer aus der Raufe gefüttert wird, so erhalten sich seine Zähne länger gut. Es kann 14 Jahre alt werden, in der Regel schafft man es aber schon im 8en ab, indem man es mästet und schlachtet. Merinos haben dauerhaftere Zähne als andre und sind oft bis in's zehnte Jahr nutzbar. Alte ausgediente Schafe nennt man Merzvieh; die zur Zucht dienenden Männchen Widder, Böcke, Stähre; die zur Zucht dienenden Weibchen Schafe, Mutterschafe, Zibben; das männliche Lamm Bocklamm, das weibliche Zibbenlamm; zur Mast bestimmtes Schafvieh nennt man Hammel oder Schöps; vom dritten Jahr an sind sie zur Mast am tauglichsten.

Die Schafe sind dumme, gutmüthige, furchtsame Thiere, welche dem Leithammel, dem Pfiffe des Schäfers und den Schwenkungen des Hundes leicht Folge leisten. Widder können übrigens durch ihr Stoßen selbst erwachsenen Menschen gefährlich werden, und kleine Kinder hat man vor jedem Schafe in Acht zu nehmen.

In Rücksicht der Nahrung ist das Schafvieh äußerst genügsam; es frißt fast alle Gewächse und eine mäßig gute Trift oder mäßig gutes Heu reicht allein schon hin, Hammel zu mästen. Seiner Natur nach weidet und frißt das Schaf, wie man in den Alpen und Steppen sieht, wo es im Sommer Tag und Nacht nicht eingesperrt wird, nur am Tage, ruht dagegen des Nachts. Viel nasses Futter ist ihm durchaus schädlich, und anhaltender Regen wirkt auch nachtheilig. Man treibt also nicht eher aus, als bis der meiste Thau verdunstet ist, und beugt bei anhaltendem Regenwetter den Krankheiten am sichersten vor, wenn man die Heerde Nachts in den Stall nimmt, früh mit trocknem Stroh sättigt, und während des Tags wo möglich wenigstens auf einige Stunden an Orte treibt, wo sie die Spitzen von Heide, Heidel- und Preiselbeeren, Fichten, Tannen, Kiefern und Wachholdern fressen kann; auch legt

man an Salz zu, gibt Wachholderbeeren, oder Asche von verbrannten Wachholderzweigen. Die beste Weide für's Schafvieh geben trockne Höhen und Wiesen, Brach- und Stoppelfelder, trockne lichte Wälder, mit einer Mischung von Gras und kriechendem Klee bestellte Triften. Selbst die Saatfelder können im Spätherbst, wenn sie üppig stehen, weder von Reif noch Schnee bedeckt sind und wenn der Boden gerade ganz trocken ist, vom Schafvieh abgeweidet werden, nachdem man es vorher mit Stroh gefüttert hat. Treibt man Schafe auf sehr kärgliche Weide, so muß man sie vorher wo möglich gut füttern und tränken, weil sie sonst Hunger leiden und dieser sie auch leicht verführt, schädliche Pflanzen zu fressen. Gehen sie von magrer Weide auf eine fette über, so müssen sie, um dem Ueberfressen vorzubeugen, wo möglich vorher mit Stroh gefüttert sein, dürfen auch anfangs nur immer kurze Zeit bei dem guten Schmause verweilen. Am meisten hat man sich mit jungem Kopfklee in Acht zu nehmen; auch üppig auf Brachfeldern sprossender Hederich (Ackerrettig und Ackersenf) ist gefährlich. Im Frühjahr darf nie plötzlich vom dürren Futter zum grünen übergegangen werden; es muß jedesmal erst früh mit dürrem gesättigt und auch getränkt werden. Stehn einem verschiedenartige Triften zu Gebote, so gibt man die besten den Mutterschafen und Lämmern, geringere den Jährlingen, die noch schlechteren denjenigen Hammeln und gelten Schafen, die nur des Wollertrags wegen gefüttert werden und noch nicht geschlachtet werden sollen; die feuchtesten Triften werden denjenigen zugewiesen, die bald geschlachtet werden sollen; man nennt die Heerden derselben auch Schlachthaufen, Fetthaufen. Wer nur feuchte Triften hat, darf keine Schafe anschaffen, die an trockne Höhen gewöhnt sind. Im Winter gibt man den Schafen des Tages 4 Mahlzeiten, und es genügt, wenn man auf jedes erwachsene Thier, das weder gemästet werden noch lammen soll, für den Tag $1\frac{3}{4}$ Pfund Heu und 1 Pfund gutes Futterstroh nebst $\frac{1}{2}$ Pfund Streustroh rechnet. Den Lämmern ist es besser, wenn sie, ohne Futterstroh, nur mit Heu überwintert werden, und diejenigen Schafe, welche im Februar oder März lammen sollen, müssen auch etwa von Neujahr an, bis im Frühjahr reichliche Nahrung auf der Trift zu finden ist, nur Heu bekommen, wovon im Allgemeinen 3 Pfund auf den Kopf zu rechnen. Am dienlichsten ist dem Schafvieh Heu und Grummt von trocknen Wiesen, von Klee, Luzern, Esparset, Wicken, Hafer; es muß gut getrocknet sein und wo möglich schon über einen Monat in der Scheuer gelegen haben, wo es auch einen trocknen Platz

haben muß, der namentlich den aus den Ställen kommenden Dünsten nicht ausgesetzt ist. Ist es nicht möglich, Heu trocken einzubringen, so wirft man wenigstens schichtweis Salz und Stroh dazwischen und panst es öfters um. Hat man Gelegenheit, beblätterte Zweige aller gewöhnlichen Laubbäume zu trocknen, so geben sie für den Winter auch eine gesunde, jedoch nicht sehr kräftige Nahrung; Wallnußblätter müssen frisch und dürr gemieden werden. Heu von sauren Wiesen darf gar nicht in Anwendung kommen, oder höchstens für die zu baldigem Schlachten bestimmten Thiere verwendet werden. Das Stroh, welches man an Schafe verfüttert, wird von Gerste, Hafer, Weizen, Rübsamen, Mais, Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken genommen, und ist desto besser, je mehr es mit Klee, Gras u. s. w. gemengt ist. Was übrig bleibt, kommt mit zur Streu. Hat man die Wahl, so gibt man den Schafen vorzugsweis das Gersten- und Haferstroh, den Kühen das Weizenstroh. Roggenstroh wird an Schafe nur als Zusatz zu Schrot, Rüben und Kartoffeln gefüttert, und muß immer vorher zu Heckſel geschnitten sein; bei Mangel kann man es auch dem Heu zu gleichen Theilen zusetzen und beides zugleich auf der Futtermaschine klein schneiden. Buchweizenstroh taugt nichts. Von Wurzelwerk werden öfters Kartoffeln, Rüben und Runkeln gefüttert; sie müssen alle gut gewaschen und klein geschnitten oder gestoßen gegeben werden; von Kartoffeln gebe man des Tags nicht mehr als 2 Pfund, von Rüben können 4 Pfund nicht schaden, vorausgesetzt, daß nebenbei Stroh oder Heu zur Gnüge gefüttert wird; am besten mengt man beides zu Heckſel geschnitten bei. Was die Körner betrifft, so kann man bei Mangel an Heu jedem Stück täglich 1 bis 3 Hände voll Hafer oder in dessen Ermangelung Gerste oder Weizen geben; man verfüttert sie ganz oder besser geschroten und mit Wasser stark angefeuchtet, und mischt klein geschnittenen Heckſel bei. Bekommen die Schafe genug Heu oder Wurzelwerk, so gebe man ihnen lieber gar keine Körner oder doch nur wenig, weil sie zu nahrhaft sind; nur säugenden Müttern thun sie jederzeit gut, und bei Mastvieh befördern sie das Fettwerden am schnellsten; auch gibt man diesem Erbsen, Bohnen, Wicken, gequellt oder geschroten. In Brennereien müssen die Hammel auch Branntweinspülig nebst Stroh und Heu verzehren. Rüb- und Leinmehl kann man säugenden Müttern so wie dem Mastvieh, am besten zur Hälfte mit Roggenkleie oder Roggen- oder Haferschrot gemischt, in's Saufen thun, woselbst es so vertheilt sein muß, daß es nicht die kleinsten Klümp-

chen bildet. Buchecker-, Dotter-, Hanf-, Mohnkuchen eignen sich nicht für Schafe. Im Allgemeinen ist reines Wasser der beste Trank für die Schafe; im Winter benimmt man ihm zuvor die zu große Kälte. Salz trägt wesentlich zur Erhaltung ihrer Gesundheit bei und ist ihnen sehr angenehm. Man gibt alle 7 oder 14 Tage Salz, jedem 1 Loth, oder man hängt einen Klumpen Steinsalz hin, woran sie jederzeit nach Belieben lecken können. Um Wiesen, deren Gras den Schafen nicht recht gedeihlich ist und die doch von ihnen beweidet werden sollen, zu verbessern, bestreut man sie im Herbst oder Winter mit Asche oder Ruß.

Der Schafstall muß eine trockne Lage und eine dichte Decke haben; unter der Decke bringt man einander gegenüber stehende Luftlöcher an, so daß die Luft immer rein, und selbst im Winter nur lau, nicht warm ist. Der Boden muß durch hinlängliche Streu immer trocken erhalten werden. Die Futterraufen dürfen nicht hoch und müssen fast senkrecht stehn, damit den Schafen kein Schmutz in die Wolle fällt. Unter der Raufe ist eine schmale breterne Krippe anzubringen. Jeder Schafstall sollte durch Fenster erhellt sein. Schafe, abgesetzte Lämmer und Widder müssen getrennt stehn. Nie dürfen die Thiere zu gedrängt stehen. Um seine Schafe überall gleich erkennen zu können, hat man einen eignen Stempel, womit man ein Ohr zeichnet und in die Wunde mit Branntwein zerriebenes Schießpulver oder Zinnober reibt.

Man pflegt die Schafe jährlich 1- oder 2mal zu scheeren, die einschürigen, wozu man die meisten und namentlich alle Merinos rechnet, im Juni, die zweischürigen im Mai und September; letztere müssen besser gefüttert werden. Vor der Schur werden die Schafe an einem warmen Tage in reinem Wasser geschwemmt, um den Schmutz zu erweichen, wenn dies nicht schon durch Regen geschehn ist; am folgenden Tage werden sie tüchtig gewaschen, dann auf eine nahrhafte, nicht staubige Weide gebracht, vor Sonnenhitze geschützt, und in der nächsten Nacht im Stall auf trockne Streu gestellt, wobei wegen der starken Ausdünstung auf Oeffnung der an der Decke befindlichen Löcher zu sehen ist. Lämmer werden Ende Juni oder im Juli geschoren. Die Schur geschieht bei edlen, einschürigen Schafen erst am vierten Tage nach der Wäsche, und wird mit einer besondren Scheere so ausgeführt, daß das ganze Fließ im Zusammenhange bleibt, weil es der Wollhändler so verlangt. Nach der Schur schützt man die Schafe eine Zeitlang vor Kälte, Nässe, heftiger Sonnenhitze und Bremsen.

Die Schafe sind gar sehr vielem Unheil ausgesetzt. Bei star-

ken Gewittern drängen sie sich ganz dicht zusammen und sind nicht von der Stelle zu bringen; schlägt, wie öfters geschieht, der Blitz hinein, so werden gleich viele getödtet. Kommt Feuer aus, so wollen sie nicht aus dem Stall oder laufen wohl gar in's Feuer. Ich habe einmal einen großen abgebrannten Stall voll von gebratenen Schafen gesehn; man hatte trotz aller Mühe nur sehr wenige mit Gewalt retten können, obgleich das Feuer nicht im Stalle selbst, sondern daneben im Pferdestalle ausgekommen war. Die Pferde lagen alle gebraten da. Vor etwa 12 Jahren erstickte auch in hiesiger Nähe eine ganze Heerde, weil 2 Jagdhunde in den Stall sprangen und sie in solche Angst setzten, daß sie sich übermäßig fest zusammendrängten; eine andre Heerde wurde durch den Hund eines Vorübergehenden so auseinander gejagt und zerstreut, daß viele im Walde ganz verloren gingen. Fressen Schafe viel vom Eibenbaum (Taxus), so sterben sie; auch Wasserschierling (Cicūta), Läusekraut (Pediculāris), Froschlöffel (Alīsma) und Wolfsmilch (Euphorbīa) sind gefährlich. Ueberhaupt sind Krankheiten nicht selten und entstehen hauptsächlich aus folgenden, zum Theil schon genannten Gründen: Futter von sumpfigen oder überschwemmten Stellen; plötzlichem Uebergang zu frischem Futter; Saufen nach Klee oder Körnern; zu frischem oder altem schlechten Heu; trübem Wasser; Flachsrösten=Wasser; Schneewasser; wenn sie nach Hunger zuviel auf Einmal fressen oder saufen; wenn sie zu dicht und zu dunstig im Stalle stehn; wenn sie Wochenlang im Freien beregnet werden oder bei großer Hitze nicht können in Schatten getrieben werden. Zudem werden sie noch von der Schafbremse geplagt, welche ihnen ihre Eier in die Nasenlöcher legt, von wo die Maden dann tiefer nach der Stirn zu kriechen und sich mit 2 Haken, womit ihr Mund bewaffnet ist, festsetzen; Schafzecken und Schafmilben bewohnen ihre Haut oft in großer Menge und gegen beide dient das bei der Ziege genannte Läusepulver, auch stäube man die Wände und Decke des Stalles bei Abwesenheit der Schafe tüchtig mit Asche aus; Leberegel hausen in der Leber und vermehren sich vorzüglich, wenn die Schafe auf nasser Weide gehn.

Edle Schafe m i l k t man wohl nirgends und würde auch sicher dabei Verlust haben, weil das Melken den Wollertrag vermindert; in manchen Gegenden herrscht dagegen der Gebrauch, die Milch grobwolliger Schafe in Käse zu verwandeln, und da ein sorgfältiges Ausmelken, wegen der Größe der Heerden, gewöhnlich nicht möglich ist, so verfährt der Schäfer meist ganz summarisch, packt ein Schaf nach dem andern mit Einer Hand beim Hinterfuß und drückt

mit der andern das ganze Euter wie einen Schwamm auf Einmal aus. Das Fleisch der gemästeten Schafe ist beliebt; die Därme geben Saiten; Talg und Pelz werden vielfach benutzt; die Haut gibt ein sehr schwaches Leder; der Mist gibt eine vortreffliche Düngung. Man läßt ihn während des ganzen Winters sich im Stalle ansammeln.

Bei Ankauf von Schafen hat man darauf zu sehen, daß selbige die Zeichen der Gesundheit an sich tragen, nämlich lebhafte Augen mit rothen Adern, gute Zähne, festsitzende Wolle, röthliche Haut, guten Appetit, überhaupt ein muntres Wesen. Beim Widder sieht man darauf, daß er weder im Maule noch auf der Haut dunkle Flecken hat, weil sonst leicht bunte Junge von ihm fallen, welche man meiden muß, da die weiße Farbe der Wolle die geschätzteste ist. Daß man im Allgemeinen weiße Schafe zieht, hat darin seinen Grund, daß der Färber der weißen Wolle jede beliebige andre Farbe geben kann; was weiß bleiben soll, das läßt man gleich weiß und hilft nur durch Bleichen nach, wozu man sich des Gases bedient, welches sich aus brennendem Schwefel entwickelt. Braune oder schwarze Wolle kann der Färber nicht weiß färben, auch nur wenig andre Farben an ihr anbringen. Sieht man bei den Heerden, was oft der Fall ist, einzelne braune oder schwarze Schafe, so gehören sie in der Regel dem Schäfer selbst oder andern Leuten, die oft im Schmutze gehn müssen und aus der Wolle dieser Thiere dunkelfarbige Strümpfe stricken wollen, an denen man natürlich den Schmutz nicht leicht sieht. In Galizien habe ich auch viele ganz aus braunen Schafen bestehende Heerden gesehn, weil dort der gemeine Mann bei kühlem oder kaltem Wetter einen braunen Schafspelz oder einen aus brauner Schafswolle gefertigten Ueberrock, der oft schön roth gestickt ist, zu tragen pflegt; in Ungarn fand ich dagegen alles Schafvieh weiß, denn dort haben auch die Pelze, Ueberröcke und Mäntel des gemeinen Mannes weiße Wolle. Alle Lämmer, die ganz weiß geboren werden, bleiben weiß; diejenigen, welche ganz braun sind oder braune Flecken haben, werden nach der ersten Schur ebenfalls weiß; diejenigen aber, welche schwarz geboren werden, bleiben an Kopf und Füßen schwarz, ihre lange Wolle aber wird schwarzbraun.

Die Hauptsache bei jeder Schafheerde ist ein guter Schäfer, der wo möglich von Jugend auf dabei gewesen sein muß. Wo möglich richtet man die Sache so ein, daß er keine eignen Schafe dabei hat, denen er doch sonst immer das Beste zuwendet; dagegen gibt

man ihm bestimmte Procente von jedem Gewinn und Verlust, so daß er durch Sorgfalt Nutzen, durch Nachlässigkeit Schaden haben muß. Ein recht eifriger Schäfer läßt sich's auch leicht beikommen, seine Heerde an Stellen zu treiben, wo sie nicht hingehört und Schaden thut. Man hält ihn am besten davon ab, indem man wilde Rosen= oder Brombeerbüsche mit der Gartenscheere in fußlange Stücken theilt und diese auf den Boden wirft oder bei Gebüschen und Zäunen in deren Zweige vertheilt. Kommen nun die Schafe, so häkeln sich die Dornen fest in ihren Pelz, die angehäkelten Thiere rennen, um die Plage los zu werden, zwischen die Masse ihrer Gefährten, es entsteht Verwirrung und Flucht, und der Schäfer findet er für besser, sich Orten zuzuwenden, wo die Pfade des Schaflebens dornenlos sind.

Sechste Gattung:

Ochs. Bos, Linn.

Diese Gattung kann von der vorigen nicht durch genügende Merkmale geschieden werden. Es sind große, plumpe Thiere, deren Hörner wenigstens an der Spitze rund und glatt sind, deren Schnauze breit, und deren Euter mit 4 Strichen versehen ist.

Das **Rind**, Bos Taurus, L. Franz. le Boeuf. Stirn flach oder vertieft, länger als breit; Hörner rund, zuweilend fehlend; am Hals eine hängende Wamme; die Behaarung am ganzen Körper gleichmäßig anliegend, kurz, gerade; keine Mähne, nur am Schwanzende langes Haar. Von allen Thieren ist das Rind für den Menschen das unentbehrlichste. Jetzt ist es fast über die ganze Erde in Menge verbreitet, mit Ausnahme des hohen Nordens, welcher für das Rennthier bestimmt ist. — Das männliche Thier nennt man im Allgemeinen Ochs; ist es zur Zucht bestimmt: Heerdochs, Bulle; ist es zum Zug bestimmt: Zugochs oder bloß Ochs; soll es gemästet werden: Mastochs; ganz jung heißt es Ochsenkalb; dann, bis es erwachsen ist, Stier. Das weibliche Thier heißt, sobald es einmal ein Junges bekommen (gekalbt hat): Kuh; in erster Jugend Kuhkalb, dann, bis es kalbt: Kalben, auch Rind, Färse, Starke.

In ganz Afrika südlich der Sahara, so wie auch in Vorderindien ist der Buckelochs (Zebu) das gemeine Rindvieh, gewöhnlich grau oder weiß, ausgezeichnet durch den Fetthöcker, welcher über den Schultern steht und bis 50 Pfund schwer werden

kann. Oft fehlen die Hörner. Man hat in Ostindien auch eine kleine Rasse, welche die Größe gewöhnlicher Ziegen hat. Zebus von großer Rasse werden in Afrika häufig zum Reiten abgerichtet; man steckt ihnen einen Pflock durch die Nase und befestigt an diesem die Zügel. An Schnelligkeit und Lenksamkeit stehn sie dem Pferde nach. Denham sah in Kuka selbst die vornehmen Damen und Barrow im Kaffernlande einen König auf Ochsen reiten. Man hat auch nach Europa Zebus gebracht. Ich habe deren bei Stuttgart 10 Stück auf einer Wiese gesehn; man sagte mir, sie gäben weit weniger Milch als einheimisches Rindvieh. In den Ebnen von Hindostan fand Tavernier den Gebrauch, vor Reise- und Lastwagen Ochsen zu spannen, auch die Lasten durch Ochsen tragen zu lassen, ganz allgemein; die Last, welche man einem auflegt, beträgt 3 bis 3½ Centner; Pferde und Kameele werden dort nur von vornehmen Herren gehalten. Das Rindvieh in Hinterindien ist ohne Buckel, roth oder braun. Im Norden von Ostindien hat man eine Rindviehsorte, welche man Gyal nennt, seit undenklichen Zeiten heerdenweis zahm, findet sie aber auch dort viel wild. Der Gyal sieht dem europäischen Rind sehr ähnlich, hat aber einen kürzeren Schwanz, gibt wenig, aber sehr fette Milch. Auch im Innern der Sandwich-Inseln gibt es verwildertes Rindvieh. In Persien fand Fraser das Rindvieh weder durch Größe noch durch Schönheit ausgezeichnet; im Osten des Landes war der Zebu einheimisch. Bei Balsara am Euphrat genügen die Triften nicht zur Ernährung des Rindviehs; es wird deswegen dort, wie Tavernier berichtet, früh und Abends mit Fischköpfen und Dattelkernen gefüttert, die nebst etwas Salz in Wasser gekocht sind. Zu Kaissar in Kleinasien schlachtet man jährlich mehr als 10,000 Ochsen, trocknet das Fleisch in der Sonne und verhandelt es unter dem Namen Pastrama über die ganze Türkei. Neuholland hatte ursprünglich kein Rindvieh. In der Berberei ist es schlecht und gibt wenig Milch.

Nach den Erkundigungen, welche J. G. Gmelin in Sibirien eingezogen, geben dort überall die Kühe ihre Milch nicht her, wenn ihr Kalb nicht dabei steht; man ist daher, wenn das Kalb todt ist, genöthigt, das Fell desselben auszustopfen und an die Kuh zu bringen, wenn man melken will. Auf den großen Steppen Mittel-Asiens zieht man, im Vergleich zu den großen Schaf- und Pferdeheerden, wenig Rindvieh.

Ueber das südrussische und tatarische gibt Daniel

Schlatter Auskunft: „Alle Kühe," so erzählt er, „haben die Eigenheit, daß sie sich nur in Gegenwart des Kalbes, und wenn selbes zuerst angesaugt hat, melken lassen. Stirbt das Kalb, so genügt es jedoch auch, daß das bloße oder besser das ausgestopfte Fell desselben der Mutter beim Melken vorgehalten werde und sie den Geruch vom Felle habe. Ohne diese Vorkehrung würden sie keinen Tropfen Milch lassen, vielmehr erkranken und wohl gar selbst hinsterben. Deutsche, welche alle möglichen Mittel angewandt hatten, diese Kühe anders zu gewöhnen, haben es dennoch nie dazu gebracht, und mußten immer von ihren Versuchen abstehn. Das Melken selbst geht nicht ohne Beschwerden von Statten. Das Kalb muß, während die Kuh gemolken wird, in ihrer Nähe angebunden, oder festgehalten, oder mit beständigen Schlägen auf Kopf und Füße von der Kuh abgetrieben werden. Die Kühe sind gewöhnlich etwas wild und müssen, ehe sie gemolken werden können, an den Hörnern von jemand gehalten oder angebunden werden. In jedem Falle werden ihnen die Hinterfüße zusammengebunden. Alles junge Vieh wird groß gezogen. Ist das Rindvieh des Morgens getränkt, so wird das große aus dem Dorf auf die eine, die Kälber auf die entgegengesetzte Seite der Steppe zur Weide getrieben. Gegen Abend kommen sie zurück und es finden da die Kälber ihre Mütter wieder. Milchkühe und Kälber werden des Winters zu Hause gefüttert, die Ochsen nur, wenn viel Schnee ist. Die ganz großen Heerden der Nomaden bleiben jedoch auch dann im Freien. Die jungen Ochsen, frei auf der Steppe aufgewachsen, sind gemeiniglich unbändig wild, und doch bedarf man ihrer viele zum Ziehen an Pflug und Wagen, da die Pferde mehr zum Reiten gebraucht werden. An den Pflug, welcher sehr tief geht, spannt man wenigstens 8, gewöhnlicher 10 oder 12 Ochsen. Um die wilden Ochsen an das Joch zu gewöhnen, wird ein Paar derselben in den Hof getrieben, mit Schlingen an den Hörnern gefangen und ganz nahe an einen Pfahl gezogen, worauf ihnen das Joch auf den Nacken gelegt wird. So mit einander verbunden treibt man sie nun wieder zur großen Heerde auf die Steppe und läßt sie weiden. Alles Streben, sich des Joches zu entledigen, hilft nicht. Sie gewöhnen sich endlich daran und die 2 Ochsen selbst werden so anhänglich an einander, daß, wenn sie einmal gezähmt und frei vom Joche mit der Heerde auf der Weide sind, sie sich beständig zu einander halten, so daß man sie dann immer zu 2 und 2 weiden, und wo der eine hingeht oder hingetrieben wird, auch den andren gehen sieht. Haben sich 2 Ochsen in einigen

Tagen an das Joch gewöhnt, so werden sie wieder in's Dorf getrieben und das Joch an die Deichsel des Wagens befestigt. Auf diesen setzt sich ein Tatar, mit einem guten Stocke versehn, und es wird in vollem Rennen auf die Steppe gejagt. Den Ochsen wird volle Freiheit gelassen, zu laufen, wohin sie wollen. Gewöhnlich laufen sie sehr lange herum, bis sie, ermüdet, sich nach und nach etwas lenken lassen. Diese Arbeit scheint halsbrechender zu sein, als sie es bei der Beschaffenheit der Steppe und Wagen ist. Das Joch liegt am Nacken und der Ochse ist übrigens ganz frei. Das Anbinden des Jochs an die Hörner hält der Tatar für Sünde. Bei den Tataren am azow'schen Meer wird die Milch der Kühe fast gar nicht frisch und süß genossen. In der Regel wird die ganze Milch, so viel gemolken worden, Morgens und Abends in einem Kessel so lange erwärmt, bis sie um den Rand desselben zu sieden anfängt. Hierauf wird sie vom Feuer genommen, eine Weile stehn gelassen, und dann mit einem Löffel voll alter Djughrt, d. h. saurer, dicker Milch vom vorigen Tage, gemischt, wohl zugedeckt und stehen gelassen. In Zeit von etwa 2 oder 3 Stunden hat sich die Milch gebrochen, ist dick, und hat einen süß-säuerlichen, sehr angenehmen und kräftigen Geschmack. Es ist sonderbar, daß wirklich nur diese Säure (Djughrt) eine gleiche hervorbringt. Sie hat die Eigenschaft, nicht in faule Gährung überzugehn. Wie die erste Djughrt entstanden, wissen die Tataren nicht. Einige sagen, ein Engel habe Abraham zuerst darin unterrichtet; Andere, ein Engel habe der Hagar einen Topf voll gebracht. Die Djughrt wird fast zu allen Speisen benutzt, Kuchen und Fleisch wird hinein getaucht" u. s. w. — J. G. Kohl aus Bremen, welcher im Jahr 1838 Süd-Rußland bereist hat, berichtet wie folgt: „Das silbergraue oder weiße, hochbeinige Rindvieh, welches so weit in Handel geht, ist von Kiew an im ganzen südlichen Rußland, so wie in einem Theile der Moldau verbreitet. Die ganze genannte Länderstrecke ist überall mit Pferde-, Schaf- und Rindviehheerden bedeckt, welche im Sommer Tag und Nacht im Freien sind, in dem harten und langen Winter aber hinter einem Erdwall, welcher nach der Nordseite hin ein elendes Stück Dach hat, einigen Schutz gegen die Stürme finden. Die Rinder haben nicht bloß den Vorzug vor den Pferden und Schafen, daß sie sich leichter in Geld umsetzen lassen, sondern sie verunglücken auch nicht so leicht wie die Pferde und Schafe bei Schneestürmen, weil sie, wenn diese nicht gar zu arg sind, die Besinnung nicht verlieren, sondern geradeswegs nach Hause eilen. Von

diesem Vieh wandern das ganze Jahr große Züge zum Verkauf durch Galizien und Mähren nach Wien und Prag, theils auch über Moskau nach Petersburg, oder nach Polen und den preußischen Ostseeprovinzen, oder südlich nach Odessa. Die 250 Millionen Pfund Talg, welche Rußland jährlich, hauptsächlich von Petersburg, Odessa und Taganrog aus in den Handel Europa's bringt, stammen fast sämmtlich von dem Rindvieh und den Fettschwänzen der Schafe der südrussischen Steppen. In allen diesen Steppen befinden sich Talgsiedereien. Die Besitzer derselben kaufen die Rinder zu 100 und 1000 Stück auf, lassen sie in ihrer Nähe weiden, wobei sie in feuchten Jahren bei fettem Graswuchs sehr viel Talg ansetzen, und schlachten sie dann während des Decembers, Oktobers und Novembers. Die Gebäude der Talgsiederei schließen einen großen Hof ein, auf welchen gewöhnlich 100 zum Schlachten bestimmte Ochsen auf Einmal getrieben werden. Die Thiere sträuben sich oft heftig vor dem Eingange, weil sie den aus dem Inneren kommenden Blutgeruch scheuen, und man würde sie oft nicht mit Gewalt hinein zwingen können, wenn man nicht Zugochsen unter sie mischte, welche hier immer aus- und eingehn, und den wilden jetzt den Weg zeigen. In das Schlachthaus, welches einen großen, freien Raum mit nackten Wänden bildet, werden etwa 30 Rinder auf Einmal getrieben, und weil es zu langweilig wäre, sie erst anzubinden und regelmäßig zu schlachten, so gehen 6 bis 8 Schlächter hinein und geben jedem mit dem Beile einen Schlag auf's Kreuz, von welchem er niedersinkt und dann leicht vollends getödtet werden kann. Die Haut wird sogleich abgezogen und eingesalzen, das Fleisch vom Rücken wird zum Verkauf in den Städten abgelöst, das übrige Fleisch wird sammt den Knochen und dem Fett in große Kessel geworfen, deren jeder 10 bis 15 Ochsen fassen kann, und dort mit etwas Wasser gesotten. Das erste Fett, das oben auf schwimmt, ist das schönste, reinste, weißeste, wird in große Kübel abgeschöpft, und kommt, wenn es sich etwas verkühlt hat, als Handelswaare in Tonnen, oder mehr noch in Rindshäute, deren Oeffnungen man so zugenäht hat, daß nur die Beine an den Knieen, wo sie abgeschnitten sind, noch offen bleiben, und durch diese Oeffnungen läßt man den Talg hineinfließen. Die zweite Sorte Talg ist gelblich, kommt aber auch in Handel. Die dritte und letzte Sorte gewinnt man endlich, indem man den ganzen Brei in große Kasten schüttet, durch deren Löcherchen der Talg braun herausläuft, während von oben gepreßt wird. Dieser Talg bleibt im Lande. Das ausgepreßte Fleisch wird großen-

theils zur Schweinemast benutzt. Man rechnet, daß allein die 7 Talgsiedereien in der Nähe von Odessa jährlich 25,000 Ochsen nebst unzähligen Schafen abbrühen. Auch in der Ukraine und Klein-Rußland fand Kohl die Gewohnheit der Kühe, sich in Abwesenheit des Kalbes nicht melken zu lassen, allgemein. Sie geben überhaupt nicht viel Milch, und 3 bis 4 Monate jeden Jahres gar keine.

Nach Amerika ist das Rindvieh erst von den Europäern verpflanzt worden, und hatte sich daselbst in den Grasebnen (Pampas) von Buenos-Ayres und der Banda oriental so vermehrt, daß man es jährlich tausendweis todtstach, bloß um die Haut zu verkaufen, die man in Handel brachte; die stärksten geben ein vorzüglich gutes Sohlenleder. Die frei in Buenos-Ayres weidenden Rinder und Pferde magern ab und sterben, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit an die Stellen gehn und dort lecken können, wo die Erde salzig ist. In Paraguay muß man, wie Rengger erzählt, immer den Nabel neugeborner Kälber schützen, weil sonst die Schmeißfliegen ihre Eier in Menge dran legen, wovon die Kälber sterben. Auch dort läßt sich keine Kuh melken, bevor das Kalb einige Züge gethan hat. Im Allgemeinen werden die Kühe der großen Heerden Süd-Amerika's gar nicht gemolken. Die Stiere vertheidigen ihre Heerde, die Kühe ihre Kälber gegen den Jaguar und Kuguar, gegen den ersteren natürlich oft nicht mit Glück. In Chili, wo die zahlreichen, oft über 1000 Stück starken Heerden das ganze Jahr im Freien sind, wird sehr viel Fleisch, schwach gesalzen, an der Luft gedörrt und nach den peruanischen Bergwerken oder auf Schiffe verkauft. Während des Jahres 1831 starben in Chili 76,943 Stück Rindvieh Hungers. Auf der von Menschen nicht bewohnten Insel Arauko bei Chili halten sich seit langer Zeit große Heerden verwildeter Pferde und Rinder auf. Fremde Schiffe, welchen dies bekannt ist, landen da oft in der Absicht, sich durch die Jagd auf diese Thiere mit frischem Fleische zu versehen. Auf der ebenfalls von Menschen nicht bewohnten Insel Juan Fernandez bei Chili hatten sich die wilden Rinder, nebst Hunden und Ziegen, so vermehrt, daß die Regierung von Chili, welche Fremden ihre Beute nicht gönnte, sich große Mühe gegeben hat, das wilde Rindvieh dort auszurotten, was ihr jedoch nicht einmal gänzlich hat gelingen wollen. — Das Rindvieh der Vereinigten Staaten stammt fast alles aus England und wird nur an wenig Orten gut abgewartet.

An denjenigen Stellen der Küsten Norwegens und überhaupt des nördlichen Europa's, wo man zwar Kühe, aber nicht Gras

genug hat, müssen sie Fische oder auch bloß Fischköpfe und Gräten fressen, die man gern mit Seetang vermischt. „Die nordischen Kühe," sagt der norwegische Bischof Pontoppidan, „fressen übrigens nicht bloß Fischknochen, sondern auch Knochen von ihrer eignen Gattung, und diese wissen sie mit ihren Zähnen eben so appetitlich zu zernagen wie die Hunde. Als diese Besonderheit in Zweifel gezogen ward, ließ der Geheimderath von Osten, welcher damals Stiftsamtmann hier in Bergen war, eine nordische Kuh nach Kopenhagen bringen, die denn die Ehre hatte, bei Hofe zu erscheinen, wo sie ihre Probe zu Vieler Verwunderung gut ablegte." — „Das Rindvieh," sagt Gustav Peter Blom, „wird in Norwegen während des langen Winters nicht nur mit Heu und Stroh, sondern auch mit Laub, Birkenzweigen, Rennthiermoos und Pferdemist gefüttert, und man kehrt sich nicht daran, daß es elend und mager aussieht, wenn es nur lebt. Sobald im Frühjahr der Schnee auf den Gebirgen zu schmelzen anfängt, wird das ausgehungerte Vieh dahin getrieben, und in einigen Wochen ist es wieder fett, denn die Weide im Gebirge hat eine fast unglaubliche Kraft. Das Milchvieh wird auf den Bergen vorzugsweis von Mädchen gehütet und besorgt; zuweilen zieht jedoch auch die ganze Familie in die Sennhütte und läßt Haus und Hof leer. Auf einigen Inseln leben die Kühe vorzugsweis von Meerespflanzen, die sie am Strande finden. In Nordland und Finnmarken trocknet man im Sommer alle Köpfe der gefangenen Fische, kocht sie im Winter mit Zuckertang, und das Vieh genießt sie mit großer Begierde.

Höchst merkwürdig ist das wilde Rindvieh, welches sich seit undenklichen Zeiten in der Grafschaft Englands, welche Northumberland heißt, und zwar in dem großen, jetzt im Besitze des Grafen Tankerville stehenden Chillingham-Park befindet. Der Graf selbst hat im Jahre 1838 darüber Herrn L. Hindmarsh, Esq. zu Alnwick, folgende Bemerkungen mitgetheilt: „Zu meines Vaters und Großvaters Zeiten wußte man vom Ursprunge dieser Thiere so wenig als jetzt. Wahrscheinlich bleibt immer, daß das Vieh in Chillingham-Park von dem ursprünglich in England einheimischen wilden Ochsen abstamme und schon in alten Zeiten im Park eingehägt worden sei. Der Park von Chillingham ist uralt und ist wohl schon in einer sehr frühen Zeit zum Schutze der Thiere eingefriedigt worden. Was die Lebensweise unsres wilden Rindviehs betrifft, so kann der Parkwärter Cole zu Chillingham die besten Nachweisungen darüber geben. Mir ist indeß darüber Folgendes

bekannt: Zuvörderst hat das Vieh alle charakteristischen Eigenschaften ächt wilder Thiere. Es verbirgt seine Jungen, weidet des Nachts, und schläft oder sonnt sich des Tags. Grimmig ist es nur, wenn es in die Enge getrieben wird; sonst zeigt es sich sehr scheu und zieht sich vor Jedermann schon in großer Entfernung zurück. Uebrigens ist dies, je nach der Jahreszeit und je nach der Art, wie man sich ihm nahet, verschieden. Im Sommer habe ich mich Wochen lang vergeblich bemühet, ein Stück zu Gesicht zu bekommen, indem die Thiere sich dann, sobald sie irgend jemand spüren, in eine Art von heiligen Wald zurückziehn, der von niemand betreten wird. Im Winter dagegen kommen sie an die Futterplätze, und da sie sich dort an den Menschen gewöhnen, so kann man, zumal zu Pferde, fast mitten in die Heerde gelangen. Uebrigens bemerkt man an ihnen sehr viel Eigenthümliches. Mitunter, wenn sie ruhig grasen und man plötzlich, zumal über dem Winde, in ihrer Nähe erscheint, ergreift sie ein panischer Schrecken und sie galoppiren bis in ihr Allerheiligstes. Ihre Gestalt ist ungemein schön, ihre Beine sind kurz, der Rücken gerade, die Hörner von feinem Korne, die Haut dünn, und ihre Stimme gleicht eher der eines reißenden Thieres als der eines zahmen Rindes. Wenn sie in den unteren Theil des Parkes herunterkommen, was zu bestimmten Stunden geschieht, so marschiren sie, wie ein Kavallerieregiment, in einfachen Reihen, wobei die Bullen den Vortrab bilden, wie sie beim Rückmarsch als Nachtrab dienen. Rücksichtlich ihres zähen Lebens will ich folgendes Beispiel anführen: Es sollte ein alter Bulle getödtet werden, und einer der Parkwärter suchte ihn von der Heerde abzuschneiden. Der Bulle machte mehrere vergebliche Versuche, sich wieder mit der Heerde zu vereinigen, und stürzte endlich wüthend auf den sich unvorsichtig der Gefahr aussetzenden Mann los, warf ihn zu Boden, hierauf dreimal in die Luft, und knieete dann auf ihn, wobei er ihm mehrere Rippen zerbrach. Niemand war in der Nähe als ein Knabe, welcher einen dem Lord Ossulston gehörenden Schweißhund auf den Bullen losließ. Der Hund griff sogleich den Bullen an, biß ihn in die Fersen und bewirkte so, daß er von dem Manne abließ. Jedoch ging er nicht ganz von ihm ab, sondern beobachtete ihn, kehrte zuweilen zurück und schleuderte ihn in die Luft. Während nun der Hund den Bullen so viel als möglich beschäftigte, wurde die Sache im Schlosse ruchtbar und Alles machte sich nun mit Büchsen auf und begann nach dem Bullen zu feuern. Ein guter Schütze schoß hinter einem Zaune auf eine Entfernung von nur 30 Schritten. Das

Thier fiel jedoch erst, als es 6 Kugeln in den Kopf erhalten hatte, von denen eine durch das Auge eindrang, und während der ganzen Zeit wich es nicht von der Stelle, sondern schüttelte nur mit dem Kopfe, so oft es von einer Kugel getroffen wurde. Viele ähnliche Fälle ließen sich anführen, wo Leute durch die Bullen in die größte Lebensgefahr geriethen." — Dieser vom Grafen gegebenen Beschreibung fügte Herr Cole, welcher über 30 Jahre Parkwärter in Chillingham gewesen, noch folgende Bemerkungen hinzu: „Die Heerde besteht gegenwärtig aus etwa 80 Stück, worunter 25 Bullen, 40 Kühe und 15 Stück Jungvieh. Ihre rein weiße Farbe und schönen, halbmondförmigen Hörner geben ihnen, zumal wenn sie sich in Masse bewegen, ein herrliches Ansehn. Nichts an ihnen ist schwarz, als die Augen, Augenwimpern und Spitzen der Hörner; der Nasenspiegel ist braun, das Innere der Ohren roth oder braun und der ganze übrige Körper weiß. Die Bullen haben keine Mähnen. Sie kämpfen um die Oberherrschaft, bis einige der stärksten die übrigen ganz unterjocht haben; später treten sie die Obergewalt anderen ab, die ihnen an Stärke überlegen geworden sind. Die Kühe kalben gewöhnlich erst, wenn sie 3 Jahre alt sind, und bleiben nur wenige Jahre fruchtbar. Sie verbergen das Kalb die ersten 4 bis 10 Tage lang und kommen während dieser Zeit täglich 2- bis 3mal zu ihm, um es zu säugen. Nähert sich jemand dem Orte, wo sich ein solches Kalb befindet, so legt dieses den Kopf fest an den Boden und drückt sich wie ein Hase im Lager. Die Kühe säugen ihre Kälber 9 Monate. Den Winter vertragen diese Thiere sehr gut, werden jedoch bei strenger Kälte mit Heu gefüttert. Rüben rühren sie nicht an. Man läßt sie selten über acht bis neun Jahre alt werden, weil sie dann im Gewichte zurückgehn. Die Stiere tödtet man in der Regel, wenn sie 6jährig sind, und sie wiegen dann etwa 5 Centner. Das Fleisch ist schön mit Fett durchwachsen, obwohl im Geschmacke von dem des zahmen Rindes, wenn dieses mit Gras und Heu gefüttert worden, wenig verschieden. Dem jetzigen Parkwärter gelang es, ganz jung eingefangene Kälber aufzuziehn und durch sanfte Behandlung zu zähmen. Es war eine Bulle und eine Kuh, die ganz so sanftmüthig waren, wie ächte Hausthiere. Der Bulle wurde 18 Jahre alt und wog, als er im besten Stande war, 8 Centner 14 Pfund. Die Kuh lebte nicht länger als 5 bis 6 Jahre. Sie gab wenig, aber fette Milch. Man paarte sie mit einem Landbullen, allein die Kälber blieben ihr außerordentlich ähnlich. Im Zustande der Wildheit sterben nur sehr wenige an Krank-

heit." — Eben solches wildes Rindvieh, fügt Herr Hindmarsh hinzu, befindet sich noch jetzt in Chartley, befand sich auch im vorigen Jahrhundert zu Burton-Constable in Yorkshire und zu Drumcanrig in Dumfriesshire. Man darf nicht daran zweifeln, daß diese Thiere Abkömmlinge des ursprünglich in Britannien wilden Rindviehs sind. Schon Boethius erwähnt in seiner im Jahr 1526 zu Paris erschienenen Historia Scotorum das wilde, schneeweiße Rindvieh jener Gegenden. — Das schönste Rindvieh ist das ungrische, schlank, weiß und oft, namentlich an Kopf und Hals, in's Silbergraue übergehend; die Hörner haben eine ausgezeichnete Länge, und es gibt Ochsen, wo die Spitzen 6 Fuß auseinander stehn. Die Kühe geben wenig Milch. Diese Rasse ist in Ungarn ganz allgemein verbreitet, und ich fand sie bis zur Höhe der Karpathen, wo jedoch die Länge der Hörner allmälig abnimmt. Jenseit der Karpathen in Galizien fand ich das Rindvieh vom deutschen nicht merklich verschieden. — Die Kühe der Schweiz sind überall durch die beliebten großen, fetten, dauerhaften Käse berühmt, welche der Handel in alle Welt verbreitet; und da ich gewiß weiß, daß vielen meiner Leser eine kurze Beschreibung der Alpenwirthschaft willkommen sein wird, so will ich hier einen Theil der Beobachtungen geben, welche ich an sehr vielen Orten der Schweiz und Tirols selber gemacht und durch die freundlichen Mittheilungen erfahrungsreicher schweizer Landwirthe vervollständigt habe: Jedes in den Alpen gelegene Dorf hält so viel Kühe, als es vermittelst des den Sommer über in den Thälern gewonnenen Heues überwintern kann. Die Aufbewahrung des Heues geschieht in eigenen Hütten, deren Seitenwände aus schmalen, senkrecht stehenden Bretern bestehn, deren Zwischenräume überall der Luft freien Durchgang gestatten. Man bringt das Heu so trocken als möglich ein, stampft es gleich ganz fest, und dann erhitzt sich die Masse doch oft so stark, daß ein dichter Dampf aus ihr emporsteigt, die hineingesteckte Hand eine starke Hitze fühlt, und Alles so braun wird wie Tabak, was man durchaus nicht ungern sieht. Solches Heu ist dann oft zu so fester Masse zusammengebacken, daß es mit sehr scharfen, grabscheitartigen Klingen abgeschnitten werden muß und daß man in die stehen bleibende Masse wie in Holz Namen oder sonstige Züge einschneiden kann. Die Kühe bekommen im Winter gar nichts als Heu und Wasser. Eine prättigauer Kuh mittlerer Größe bedarf für den Tag 35 Pfund Heu, wenn dieses nämlich in Thälern oder mittleren Höhen gesammelt ist, was

man Thal- und Mittelbergheu nennt; stammt es aber von den höchstgelegenen Wiesen, deren sich manche oberhalb des Holzwuchses befinden, so heißt es Bergheu, und ist so nahrhaft, daß das Vieh ein volles Drittel davon weniger frißt und doch dabei eben so kräftig bleibt. Das Tränken geschieht, indem man das Vieh täglich zweimal in's Freie an den Bach oder den Brunnen führt, diese mögen nahe beim Stall oder fern sein. Nur das Mastvieh wird im Stalle mit Wasser getränkt, welches 12 Stunden im Stalle gestanden und dem auch mitunter gegen das Ende der Mast etwas Getreideschrot beigefügt wird. Die Zeit der Winterung berechnet man auf 30 Wochen. Sind diese vorbei und ist das Wetter schön, so ziehen die Kühe, etwa am ersten Mai, unter feierlicher Begleitung und oft mit Bändern, grünem Reis und Blumen geschmückt, in's Maiensäß, d. h. nach eigens für sie gebauten hölzernen Hütten auf mäßigen Höhen, welche zu dieser Zeit in der Regel schon schneefrei sind. Während des Tages grasen sie den Mai hindurch um diese Hütten, müssen oft bei Schneefall ihre Nahrung mühsam hervorscharren oder an Felswänden oder unter Bäumen Schutz suchen; des Nachts aber werden sie jedenfalls in den Hütten mit Heu gefüttert, welches man während des vorigen Sommers im Maiensäß, nachdem das Vieh weggegangen, gesammelt, in die Hütten gebracht, und auch dort im Winter, wo sie ganz verlassen stehn, aufbewahrt hat. Im Maiensäß hat jeder Viehbesitzer seine Hütte und wohnt darin, um sein Vieh zu besorgen, bis dieses, oft auf sehr beschwerlichen Wegen, in die Alp, d. h. auf die hohen Berge, zieht. Dies geschieht im Juni. Die Alpen gehören nicht Privatleuten oder Fürsten; sie sind Eigenthum der Gemeinden. Es stehen dort einzelne Sennhütten, welche gewöhnlich ganz klein, und roh aus Stein und Holz zusammengefügt sind, neben sich aber eine gute Quelle und unter sich einen guten Keller haben. Der Senn (Hirt), welcher hier den Sommer über wirthschaften soll, hat, wenn die Trift ringsum gering ist, nur etwa 10 Kühe; ist sie größer und besser, vielleicht 20, auch wohl 40. In den letzteren Fällen nimmt er sich 1 oder 2 Beisennen mit. Er milkt nun in der Einöde, die zuweilen mehr als 6 Stunden weit von seinem Dorfe entfernt ist, früh und Abends, macht seine Käse und führt ein sehr gemächliches Leben. Die Kühe bleiben um die Hütte herum Tag und Nacht im Freien, mag die Sonne oder der Mond scheinen, oder mögen wilde Stürme wüthen, Regen und Schnee in Menge fallen, Alles einerlei. Nur wenige Sennhütten haben einen

eingezäunten Platz oder gar einen Stall bei sich, und beides vorzüglich nur in Gegenden, wo man vor Wölfen und Bären nicht sicher ist, oder wo sich einzelne reiche Leute zum Vergnügen eine schöne Sennerei angelegt haben. Die Kühe werden am Tage nicht getrieben, sondern gehn, wohin sie wollen, stellen sich aber zur Melkzeit, da sie froh sind, die ihnen beschwerliche Milch loszuwerden, zur Hütte ein, und lagern sich um selbe. Die große Ruhe, welche in jenen Höhen nicht einmal durch Bremsen und Stechfliegen gestört wird, so wie die erstaunliche Nahrungskraft des meist kaum fingerlangen Grases erzeugen einen großen Ueberfluß an Milch. Früh und Abends schnallt der Senn seinen Melkstuhl an, d. h. eine hölzerne Scheibe, welche nur ein Bein in der Mitte hat, dessen Spitze eisern ist und, wenn er sich setzt, in den Boden sticht. Ist er mit dem Melken fertig, so kommt sämmtliche Milch gleich im kupfernen Kessel zusammen. Dieser hängt in der Hütte; unter ihm wird Feuer angeschürt, die Milch bis gegen das Sieden hin erhitzt, jetzt mit Kälberlab versetzt, nach einiger Zeit heftig umgerührt und in drehende Bewegung gebracht. Sobald diese Bewegung von selbst aufhört, hat sich auch schon der Käse von der Molken geschieden, wird herausgenommen, so geknetet, daß fast alle Molken (Schotten) abläuft, dann in die Käseform gebracht, welche wie ein Sieb aussieht. Sie ist mit einem Tuche ausgeschlagen, wird mit Käsemasse so gefüllt, daß diese noch 1 Zoll überragt, dann die Enden des Tuchs drüber geschlagen, ein Bret drauf und über dieses ein sehr schwerer Stein gelegt. So bleibt der Käse Einen Tag lang stehn, wird dann, nachdem der Stein weggenommen, in den Keller geschafft, wo er noch acht Tage in der Form bleibt, und wo er später so lange täglich gewendet und von außen gesalzen wird, als er noch Salz einsaugt. Auf diese Weise entstehen die in Handel kommenden fetten schweizer Käse. Jede Kuh gibt im Durchschnitt täglich gegen 2 Pfund Käse. Will man also sehr große Käse bereiten, so kann dies nur an Stellen geschehn, wo fette Trift für viele Kühe ist, nicht auf felsigen und rauhen Bergen. Für den eignen Gebrauch macht man in der Schweiz auch magre Käse, nachdem man nämlich erst den Rahm von der noch süßen Milch geschöpft und zu Butter verwendet hat. Die Butterfässer gleichen in ihrer Gestalt großen Schleifsteinen, haben im Innern nahe dem Umfang durchlöcherte Querwände, werden wie Schleifsteine gedreht, der Rahm wird mit Gewalt gegen die Querwände getrieben und scheidet die Butter bald aus. Die Buttermilch kommt dann zu der abgerahmten, zu Käse

bestimmten Milch zurück. Aus der Butter werden große Kugeln geformt, welche sich, in Leinwand gehüllt und oft mit frischem Wasser besprengt, im Keller des Sennen bis zum Herbste gut erhalten. Hat man die Käsemasse aus der Molken genommen, so ist die letztere noch süß, und man gewinnt aus ihr, indem man sie im Kessel zum beginnenden Sieden erhitzt und $\frac{1}{16}$ saure Molken zugießt, den Zieger, eine magre Käsesorte, welche nur gesalzen und etwas geräuchert wird. Im Kanton Glarus versetzt man den Zieger mit pulverisirtem Schabziegerklee und bringt ihn dann als Schabzieger in Handel. Es bleibt nun noch saure Molken übrig und diese bekommen die Schweine. Auf je etwa 5 Kühe hat der Senn ein Schwein bei sich, dem er gar nichts als Molken gibt; außerdem frißt es nur Gras, da es durch einen eisernen Ring im Rüssel am Wühlen, wodurch es die Trift verderben würde, verhindert wird. Die Alpenkühe sind, obgleich sie des Winters in dunklen, kleinen Ställen stehn und im Sommer fast nur ihren Sennen zu sehn bekommen, dennoch auch gegen fremde Leute sehr zahm und gut. Der Senn sammelt den Sommer über Alles, was er an Käse, Zieger und Butter gewinnt. Hat er nun vielleicht 20 Kühe, die 15 ganz verschiedenen Besitzern zugehören, so fragt sich's, wenn er im Spätherbst in's Thal zurückkehrt, wie der Gewinn vertheilt werden soll. Da hat einer 3 Kühe dabei gehabt, ein andrer 2, ein andrer eine schlechte, ein andrer eine gute. Einem jeden widerfährt dennoch bei der Theilung sein Recht. Will der Senn in die Alp ziehn, so kommen die Besitzer seiner Kühe erst bei ihm zusammen, jede Kuh wird Morgens und Abends gemolken, die Milch genau gewogen und aufgeschrieben. Im Herbst wird dasselbe wiederholt, jeder Kuh wird das, was sie beim Messen im Frühjahr und Herbst gab, zusammenaddirt, und nach diesem Maße bekommt ihr Herr seinen Antheil an dem Ertrage der ganzen kleinen Heerde. Die Milchgefäße macht man in der Schweiz aus dem Holze der Fichten oder Arven, nicht aus Lärchenholz, weil dieses die Milch röthlich färbt. Nach langem Gebrauch sehn die Gefäße inwendig wie glasirt aus und sind dann desto besser. So oft Milch oder Molken drin gewesen, werden sie jedesmal mit süßer Molken ausgebrüht. Manche Leute kaufen auch im Winter Milch zusammen und machen daraus große Käse. Es gibt auch welche, die ihre Kühe das ganze Jahr nicht füttern, indem sie dieselben zur Sommerszeit in die Alp schicken, zur Winterszeit aber verpachten. In Deutschland kalben die meisten Kühe Anfangs Februar, in der Schweiz aber um Neujahr, was man dort auch

lieber sieht, weil die Kälber dann schon viel kräftiger sind, wenn in's Maiensäß gezogen wird. Im Prättigau lassen die Leute das Kalb in der Regel gar nicht an der Kuh selbst saugen, sondern tränken es 1 bis 4 Wochen lang mit der frischen Milch, dann mit abgerahmter. Die Kühe stehen vor dem Kalben etwa 6 Wochen trocken. Den Bullen läßt man im Prättigau nur sein zweites Lebensjahr hindurch zur Paarung. Was das Salz betrifft, so steckt man jeder Kuh etwa alle 3 Tage eine Handvoll in's Maul; sie sperrt das Maul schon fröhlich auf, wenn sie die Hand kommen sieht, und schlingt dann die Gabe gierig hinunter. — Die Lombarden ziehen fast kein Rindvieh selbst, sondern kaufen sich ihren Bedarf jährlich aus der Schweiz, vorzugsweis aus Graubünden und am liebsten aus dem Prättigau. Sie verlangen, daß das Haar einfarbig schwärzlichbraun oder silbergrau, an der Schnauze und im Innern des Ohrs aber weiß sei; Schwarznasen wollen sie nicht. Die Farbe, welche die Lombarden verlangen, ist überall in Graubünden gemein, geht auch öfters am ganzen Thiere in schönes Milchweiß über. In der Lombardei gedeihen die Alpenkühe ausgezeichnet gut und namentlich erreichen die Ochsen dort eine außerordentliche Größe. — Während des Sommers ist es oft sehr schwer oder unmöglich, in einem schweizer Dorfe einen Tropfen frische Milch zu bekommen, weil alle Kühe in der Alp sind. Manche Dörfer lassen im Sommer Ziegen auf die nächsten Berge treiben, wenn diese nämlich zur Heugewinnung zu felsig sind, und melken dann Abends die Thiere. Bei solchen Ziegenheerden sieht man nur kleine Euter, weil sie aus- und eingetrieben werden und oft weit herumlaufen müssen. Desto größere Euter haben dagegen diejenigen Ziegen, welche der Senn mit in seine Alp nimmt und welche dort ganz nach Belieben weiden oder ruhen. Kommt man zu einem solchen Sennen, so sieht es gar nett aus, wie die Kühe ihr Wesen auf den Grasplätzen treiben, während die Ziegen an den steilen Felsen herumklettern oder auf ihnen ruhen. Ich habe auch in der Schweiz ganze Dörfer gesehn, die so zu sagen doppelt sind; das eine liegt im Thal und wird im Winter bewohnt; das andre liegt auf der Höhe und dorthin ziehn alle Bewohner für die warme Jahreszeit mit dem Vieh und aller beweglichen Habe. In der Regel sehen in allen Dörfern der Alpen, wo man den ganzen Sommer Kuh- oder Ziegenmilch vollauf hat, die Bewohner weit kräftiger aus, als in denen, wo es im Sommer an frischer Milch mangelt. An Größe und Ansehn ist das schweizer Vieh sehr verschieden. Die bekannte

sehr große und schwere Sorte wird in den flacheren Gegenden: Zug, Simmenthal, Emmenthal und im Freiburgischen, gezogen. — In den östlichen baierischen Alpen und in Steiermark wird die Milchwirthschaft in den Sennhütten nicht von Sennen, sondern von Sennerinnen (Sendinnen) besorgt.

Ausgezeichnet groß und milchreich sind die Kühe, welche auf dem fetten Marschboden Frieslands und Oldenburgs gezogen werden.

Die Rindviehzucht ist einer der wichtigsten Theile der Landwirthschaft. — Beim Ankauf einer Kuh muß man vorsichtig zu Werke gehn. Sagt man den Leuten, von denen man sie kaufen will, vorher, wann man kommen wird, so ist man in Gefahr, daß sie dieselbe, damit sie recht wohlbeleibt erscheinen soll, vorher ungeheuer füttern, so daß man sie vielleicht dann krank antrifft, und jedenfalls werden sie vorher lange nicht melken, damit man eine rechte Fülle von Milch vorfinden soll. Man kommt also unerwartet, früh zur Fütterungs- und Melkzeit, und beobachtet, ob sie mit gutem Appetite frißt und säuft, nichts vom Futter um sich her wirft oder nur die Leckerbißchen ausliest, ob sie nicht etwa vom Saufen bloß den Bodensatz zu benutzen sucht u. s. w. Dann läßt man sie ganz ausmelken und wiederholt den Besuch beim Füttern, Tränken und Melken am Abend desselben Tages. Man probirt den Geschmack der frischen Milch, nimmt auch davon in einer Flasche mit, läßt einen Theil derselben kochen und kostet nochmals, den andren Theil stellt man ruhig hin und wartet ab, ob er viel Rahm ansetzt, was die Hauptsache ist. Bei frischmelkenden Kühen darf man weit weniger Rahm erwarten, als bei altmelkenden. Uebrigens findet ein sehr großer Unterschied Statt, und eine Kuh, welche nach dem Kalben täglich 16 Pfund fette Milch gibt, kann eben so viel oder mehr werth sein, als eine andre, die nach dem Kalben bei demselben Futter 24 bis 30 Pfund wäßrige liefert. Man kann übrigens selbst bei einer Kuh oder Ziege, welche gerade trocken steht, leicht untersuchen, ob viel Milch von ihr zu erwarten ist; es läuft nämlich bei einer solchen von jeder Seite des Euters eine starke, sichtbare und fühlbare Ader, die man Milchader nennt, bis zur Mitte des Bauches. Bei einer guten Kuh oder Ziege muß das mit Milch gefüllte Euter sehr groß, das ausgemolkne aber klein und weich wie ein Läppchen sein. In diesem Zustande befühlt man es dann auch stark und genau, und findet man dabei Verhärtungen drin, so taugt es nichts. Man hat ferner darauf Acht, ob die Kuh zahm und gut-

müthig ist, denn eine boshafte ist ein sehr gefährliches Geschöpf, namentlich ob sie beim Melken ruhig steht oder wild thut und schlägt; dann ob sie aus jedem Striche Milch gibt, ob sie dieselbe willig fließen läßt, ob die Milch in dickem Strahle fließt, denn das Melken dauert zu lange, wenn nur dünne Strahlen kommen. Ist man so weit in's Reine, so sieht man nach dem Alter (wovon nachher), dann nach den Augen, die klar und munter sein müssen, auch nach dem Haar, denn dieses muß glatt und glänzend sein; struppiges deutet auf Kränklichkeit. Die Farbe des Haares ist an sich ganz gleichgültig und man kann dabei nach Geschmack wählen; es ist jedoch zu bemerken, daß in den meisten Gegenden Deutschlands die schöne, einfache goldbraune Farbe die eigentlich einheimische ist, wobei die Stirn einen weißen Stern haben oder sammt der Nase weiß sein kann. Das anders gefärbte Vieh stammt in der Regel von Kreuzung mit fremden Rassen, und ist selten so gut und dauerhaft. Ist die Prüfung im Stall vollendet, so wird sie im Freien fortgesetzt, wo das Thier munter und kräftig gehn und bei starker Bewegung nicht keuchen darf, worauf besonders zu achten. Um nach alle Dem ganz sicher zu gehn, habe ich den Handel doch immer erst geschlossen, nachdem ich die Kuh erst 2 Wochen auf Probe im Stall gehabt. Ich habe dann dem Besitzer, im Fall der Zurückgabe, für jeden Tag, den sie bei mir gewesen sein würde, $\frac{1}{3}$ Thaler versprochen, und mit dieser Bedingung ist er jedesmal zufrieden gewesen, während ich auch kaum Schaden haben konnte, weil ich während der Probezeit die Milch hatte. Ich habe auch nie eine Kuh zurückzugeben gebraucht, denn ich bekam nur gute, weil die Leute natürlich nie eine schlechte auf Probe geben wollen. — Kauft man eine Kuh, die nicht allein zu stehn gewohnt ist, und stellt sie allein, so muß man schon darauf rechnen, daß sie eine Zeitlang vor Sehnsucht nicht recht fressen und saufen will. In diesem Falle ist es sehr rathsam, ihr, bis sie eingewohnt, besseres Futter zu bieten, als ihr früherhin zu Theil geworden. Am schwersten gewohnt eine Kuh im Sommer ein, wenn sie gewohnt war, täglich auf die Weide zu gehn, und nun gezwungen wird, allein und im Stalle zu bleiben. Geselligkeit ist eine Haupteigenschaft der Kühe, Ziegen und Schafe, und alle drei trösten sich auch zehnmal schneller bei Entfernung ihrer Jungen, wenn sie in Gesellschaft stehn, als wenn sie allein sind.

Was den Bullen betrifft, so hat man darauf zu sehn, daß er von einer guten Milchkuh stammt, einfarbig, kräftig, munter und

schön ist, und jederzeit, namentlich aber im Frühjahr, gut gefüttert wird. Man braucht ihn auf dem Thüringer Walde zur Zucht, sobald er ein Jahr alt ist, und schafft ihn gewöhnlich ab, wenn er 3 oder 4 Jahre ist. Ist er boshaft, so thut man am besten, ihn gleich zu beseitigen, oder man legt ihm ein ganz mit Eisenblech überzogenes Bret vor die Stirn, welches an den Hörnern befestigt ist und an den Seiten noch ein Stück übersteht; er wird dadurch weder bei Tag noch bei Nacht in seinen Geschäften gestört, kann aber, wenn er einmal wüthend wird, nicht leicht Schaden thun, weil er in der Bosheit allemal den Kopf senkt und dann den Feind nicht mehr sieht. Daß weder altes noch junges Rindvieh geneckt werden darf, versteht sich von selbst; es ist jedoch zu bemerken, daß es gewöhnlich ohne Weiteres wüthend wird, wenn es frisches Rindsblut sieht oder riecht; auch der bloße Anblick eines rothen Tuchs macht es leicht grimmig, wenn es nicht daran gewöhnt ist.

Die Kuh ist, wenn sie von Jugend auf kräftig gefüttert und gesund ist, nach Vollendung des vierzehnten Monats paarungsfähig. Stellt sich dann der Paarungstrieb ein, so säume man nicht, sie zum Bullen zu lassen, weil sie sonst leicht krank wird. Füttert man sie nun ferner gut, so ist auch ihr erstes Kalb (Erstling) so gut wie die späteren. Den Paarungstrieb verräth die Kuh durch Mangel an Lust zum Fressen und Saufen, durch Unruhe, meist auch durch vieles Brüllen. Er hält jedesmal nur einen halben Tag an, und kehrt, wenn er nicht befriedigt wird, von Zeit zu Zeit wieder. Die Kuh trägt gewöhnlich 285 Tage und muß kurz vor dem Kalben recht nahrhaftes Futter bekommen; nach dem Kalben aber hat man darauf zu sehn, daß sie die ersten Tage weder zu viel frißt noch säuft. Geschrotener Roggen, vorzüglich Sommerroggen, bevor die Kuh kalbt und noch eine Zeitlang nachher, nebst Brodkrumen in's Saufen gethan, vermehrt die Milch sehr. Füllt sich bei Kühen und Ziegen das Euter schon vor dem Kalben oder Lammen mit Milch, so muß es täglich einmal ausgemolken werden. Will die Kuh kalben, so sinkt sie zu beiden Seiten der Schwanzwurzel stark ein, das Euter schwillt, sie wird unruhig. Man störe sie so wenig als möglich, gebe ihr aber reichlich trockne Streu. Die Hauptplage für Besitzer von Kühen ist immer, wenn diese bei Nacht kalben, da man dann bei ihnen wachen muß; ein Mittel, welches sie zwingt, am Tage zu kalben, ist daher sehr willkommen. Es ist ganz einfach: Sobald die Kuh trocken zu stehn beginnt, soll sie das letztemal Abends gemolken, und dann das Euter nicht mehr berührt

werden. Dieses Mittel hat Numann, Professor der Thierheilkunde zu Utrecht, bekannt gemacht. Mir ist es bei meinen Kühen jedesmal damit geglückt und andren Leuten hiesiger Nähe, welchen ich es mitgetheilt, ebenfalls fast ohne Ausnahme. Sobald das Kalb geboren ist, nimmt man der Kuh die Nachgeburt (Reinigung) weg, damit sie selbige nicht frißt; das Kalb aber legt man ihr zum Ablecken vor, und wenn sie dies verweigert, so bestreut man es mit etwas Salz, wozu man auch wohl Kleie mengt, um sie dadurch anzulocken. Der Kuh macht man nun einen guten, lauen, aber nicht zu reichlichen Trank, auf den man ein halbes Bierglas Leinöl schütten kann; das Euter wird, wenn es sehr strotzt, ausgemolken, und die gewonnene Milch ist nicht für die Kuh zum Trank, sondern für die Schweine oder Hühner u. dgl. zu benutzen. Es ist übrigens gut, wenn man das Euter nicht ganz ausmilkt, damit das Kalb von der ersten Milch saufen kann, da sie ihm vorzüglich wohl thut. Sobald das Kalb stehn kann und Durst zeigt, bringt man es an's Euter und wiederholt dies von Zeit zu Zeit, bis es sich selbst findet. Sind mehrere Kühe im Stalle, so bindet man das Kalb nahe bei der Mutter fest und läßt es, so oft es Durst zeigt (wenigstens 3mal des Tags), los, um zu saugen. Bemerkt man, daß das Kalb nicht alle Milch aussaugen kann, so wird die Kuh noch täglich einmal, nachdem es sich eben gesättigt, ausgemolken. Selbst beim Anbinden des Kalbes muß man einige Vorsicht anwenden. Einst legte eine meiner Schwestern ein Kalb mit einem Hundehalsband an. Sobald die Kuh es roch, wurde sie wie toll und rasend und ließ nicht eher mit Toben nach, bis das Halsband entfernt war. Die Geschwulst des Euters hält oft 9 Tage an und man darf nichts dagegen thun. Manche Kühe, namentlich solche, die das erste Kalb bekommen und sehr kräftig sind, stellen sich, sobald es geboren ist, wie unsinnig an, schlagen und stoßen. Man muß dann das Kalb schnell entfernen und sie erst austoben und hungern lassen, sonst sind sie im Stande, es zu tödten. Es ist sehr gut, eine junge Kuh oder Ziege vor dem ersten Kalben fleißig daran zu gewöhnen, daß sie sich an's Euter greifen läßt, weil sie sonst oft sehr schlimm thut, wenn sie gemolken werden soll. Tobt sie beim Melken, so läßt man sie, während die eine Person milkt, von einer andren bürsten, wobei sie gewöhnlich, weil es ihr sehr wohl thut, stille steht; hilft dies nicht, so legt man ihr einen recht kalten, großen, nassen Lappen auf's Kreuz, oder verengert ihren Stand so, daß sie sich nicht regen kann, oder man bindet ihr die Hinterbeine zusammen,

was am leichtesten vermittelst eines Riemens geschieht, der eine Schnalle hat, und am sichersten schützt. Bei einer Erstlingskuh hat man auch darauf zu sehn, daß das Kalb wechselnd aus allen 4 Strichen saugt. Zwillinge und Drillinge sind bei Kühen selten.

Das Kalb bringt 8 Schneidezähne mit auf die Welt, oder sie erscheinen doch in den ersten Wochen. Nach Vollendung des ersten Jahres wechselt es die beiden mittelsten; nach Vollendung des zweiten die beiden diesen zunächst stehenden; nach Verlauf des dritten das dritte Paar, und nach Verlauf des vierten endlich die beiden äußersten; der Zahnwechsel geschieht also ganz wie bei dem Schaf und der Ziege. Während ein Milchzahn, von dem darunter wachsenden Zahne gehoben, wackelt, wird das Thier am Fressen gehindert, und dauert dies lange, so läßt man den wackligen Zahn, sei es ein Schneide- oder Backenzahn, gern vom Hirten ausziehn. Die neuen Zähne sind breiter als die Milchzähne, rein milchweiß, aber mit dem fünften Jahre fangen sie schon an, schmutziger zu werden, und zwar in der Ordnung, wie sie gekommen sind; im 16ten bis 18ten Jahre sind sie oft alle, zumal bei Kühen, die auf die Weide gehn, abgebrochen. Will man ein Rind von fern und auf den ersten Blick, z. B. inmitten der Heerde, beurtheilen, so sieht man ihm nach den Hörnern. Sind diese kurz und verdünnen sich vom Kopf des Thieres an bis zu ihrer Spitze regelmäßig, so ist es jedenfalls noch jung; sind sie aber nach dem Kopf hin (also unten) dünner als in der Mitte, so ist es schon bedeutend alt. Im dritten Lebensjahre bildet sich gewöhnlich unten an jedem Horn ein Ring und mit jedem folgenden Jahr ein neuer, wonach man also auch urtheilen kann, wiewohl nicht sicher, denn sie erscheinen zuweilen gar nicht, zuweilen unregelmäßig, lassen sich auch wegfeilen. Im hohen Alter verschwinden sie allmälig. Das Alter erstreckt sich auf 25 bis 30 Jahre; allein schon im zwölften bis sechzehnten hören die Kühe auf, Milch zu geben, und man schafft sie dann ab.

Will man ein Kalb nicht behalten, so verkauft man es je eher je lieber; es thut sonst durch Milchsaufen zu viel Schaden, wie man aus folgendem Beispiel ersehn und berechnen mag. Ich ließ ein Kalb 30 Tage lang an einer Kuh saufen, deren Milchertrag täglich 24 Pfund betrug, welche das Kalb sämmtlich aussoff. Nachdem verkaufte ich es und bekam vom Metzger $5\frac{1}{2}$ Thaler dafür; aber die Milch, welche es während der 30 Tage gesoffen, betrug an Geldwerth allein 10 Thlr. 24 Sgr., das Pfund (Nösel) zu $4\frac{1}{2}$ Pfennigen gerechnet, was damals der Preis war. Hat man die Absicht,

ein Kalb für sich selbst zum Schlachten zu behalten, so wird es freilich desto delikater, je länger man es frische Milch saufen läßt; man steckt ihm dann auch wohl, wenn's ein Festbrätchen werden soll, noch täglich 2 Hühnereier mit sammt der Schale in's Maul, und zerdrückt sie im Augenblick, wo sie drin sind. Zieht man ein Kalb auf, um eine gute Milchkuh draus zu machen, so genügt es, wenn es sich 5 oder 6 Wochen lang an der Alten recht satt trinkt. In den letzten 2 Wochen bietet man ihm schon fleißig zartes Heu und laues, mit Roggenkleie und wenig Salz gemischtes Wasser an. Soll es gar nicht mehr an der Mutter trinken, so kann man ihm dann noch je länger je lieber täglich, so viel man hat oder es will, süße, abgerahmte Milch, oder abgerahmte saure, oder Molken geben, Alles anfangs lau. Die saure Milch muß so weit sauer sein, daß man den Schnitt eines Löffels in der Masse sieht; die Molken muß, so bald als der Käsestoff herausgenommen ist, oder jedenfalls kurz nachher gegeben werden, und ganz wegbleiben, wenn sie Durchfall erregt. Hat man keine Milch oder Molken, so gibt man Wasser, in welchem sich für den Tag ein Theelöffel Salz und etwa 6 tüchtige Hände voll Roggenkleie oder halb so viel Roggenmehl oder Roggenschrot befinden, wozu noch beliebig viel Brodkrumen oder Krumen von gekochten Kartoffeln kommen können, nachdem von letzteren die Schale getrennt ist. Sollte Durchfall eintreten, so thue man nur Brodkrumen hinein. Haferschrot erregt in diesem Alter leicht Durchfall und wird schädlich; auch Gerstenschrot taugt nicht viel. Statt bloßen Wassers ist solches angenehmer, womit man Heu abgebrüht hat. Als Futter dient anfangs nur zartes Heu; dem fügt man aber bald auch geschnittne Möhren, Runkelrüben, Rüben, Gras u. s. w. bei, und wenn das Kalb ½ Jahr alt ist, so wird es wie alte Kühe gefüttert, doch gibt man ihm lieber, bis es ein volles Jahr alt ist, gar kein Stroh in's Futter. Manche Leute, denen es an Heu fehlt, füttern das abgesetzte Kalb auch vermittelst einer mit heißem Wasser zu Brei gemachten und dann wieder abgekühlten Mischung von Haferspreu, gekochten und dann geschälten Kartoffeln, Roggenkleie und Leinmehl, wobei sie gut gedeihen. Wenn man ein Kalb von der Mutter trennt, so brüllt die letztere oft Wochen lang jämmerlich. Man kann die Sehnsucht derselben mildern, wenn man dem Kalbe von Anfang an einen Strick um den Hals bindet und diesen dann, sobald es weg ist, der Kuh um die Hörner legt. Auch ist es gut, wenn man das Kalb so entfernt, daß die Kuh es nicht bemerkt. Als eine Merk-

würdigkeit will ich hier folgenden Vorfall erwähnen: Eine meiner Schwestern nahm einer Kuh das Kalb sehr bald und ließ an dessen Stelle einen Ziegenbock stellen. Die Kuh nahm ihn an Kindesstatt an und faßte eine außerordentliche Zuneigung zu ihm. Einst war sie auf der Weide, als der Bock zufällig, vor einen kleinen Wagen gespannt, vorüberzog. Sobald sie den Bock erblickte, gerieth sie vor Seligkeit ganz außer sich, that in ihrer Begeisterung ganz merkwürdige Sprünge, rannte auf den Wagen los, sprang mit einem tölpligen Satze gerade über ihn hin und dann wieder zurück, so daß die darin sitzenden Kinderchen in die größte Lebensgefahr kamen, aus welcher sie jedoch durch den Hirten gerettet wurden, welcher die begeisterte Kuh vermittelst tüchtiger Prügel vertrieb.

Was die Fütterung des erwachsenen Rindviehs betrifft, so kann dieselbe, wenn man will, ganz einfach sein, und das ganze Jahr hindurch rein aus Heu und Wasser bestehn; man probirt, wieviel das Thier frißt und säuft, und gibt dann jedesmal so viel, daß ein klein wenig übrig bleibt; Krippe und Tränkgefäß müssen immer vor der neuen Fütterung von allen Ueberbleibseln gereinigt werden, denn alles Vieh hungert und durstet viel lieber, als daß es solche Reliquien verzehren sollte. Je nach der Größe und dem Appetite des erwachsenen Rindviehs wird man auf den Tag 24 bis 40 Pfund Heu bedürfen, und man vertheilt das Futter im Winter auf 3, im Sommer auf 5 Mahlzeiten täglich. Wie schon bei der Ziege bemerkt worden, so ist es bei jedem Vieh eine Hauptsache, daß man es bei jeder Mahlzeit auch wirklich sättigt, damit es nicht in gierigem Hunger, bei sich darbietender Gelegenheit, dadurch, daß es sich überfrißt, krank wird, oder sich durch Verschlucken großer Kartoffeln oder Rübenstücken Schaden thut. Eine Hauptsache ist ferner, daß man alles Futter, sei es dürr oder grün, vorher tüchtig zerkleinert, zu welchem Zwecke man jetzt die Häckselmaschinen hat. Gibt man dem Rindvieh ungeschnittnes Futter, so sucht es nur das Beste heraus, und wirft auch im Sommer viel vom Besten weg, wenn es von Fliegen geplagt wird, die es durch Futterbüschel, die es in's Maul nimmt und nach hinten schleudert, zu verscheuchen sucht. Hat man eine Kuh oder Ziege, die gewohnt ist, mit langem Futter bewirthet zu werden, so behagt ihr das Kurze, wenn sie sich dran gewöhnen soll, anfangs durchaus nicht, und sie hungert und schreit vielleicht drei Tage lang jämmerlich, woran man sich indeß nicht kehren muß. Es ist gut, wenn man selbst das kürzeste Grummt von der Maschine schneiden läßt, und

noch besser, wenn man es vorher mit langem Heu mischt, weil es, allein in Menge gefressen, sich im Magen zusammenballen und dadurch schaden kann. Füttert man übrigens Rindvieh nur mit Heu oder Grummt, so wird es, wenn es sonst Anlage zur Mast hat, leicht zu fett; man thut daher besser, immer zu $\frac{3}{4}$ Heu $\frac{1}{4}$ Stroh zu setzen, welches man auf das Tuch der Häckselmaschine legt, so daß das Heu drüber kommt. Den Zugochsen gebe man, wenn sie nicht arbeiten, immer $\frac{2}{3}$ Stroh zu $\frac{1}{3}$ Heu. Auch beim Strohzusatz muß man regelmäßig verfahren, und darf ihn, wenn er einmal eingeführt ist, bei keiner Mahlzeit weglassen.

Das beste Heu und Grummt bekommt man von Esparset, Luzern, Kopfklee, Wicken, Hafer, Alles in dem Augenblicke gemäht, wo es eben aufblühen will; übrigens gibt auch jede gute Wiese ein vortreffliches Heu und Grummt; das von sauren Wiesen taugt für Rindvieh durchaus nichts. Das Heu des Kopfklees gibt viele Milch, sie ist aber nicht sehr butterreich; auch muß man, wenn man lauter Kopfkleeheu füttert, dem Vieh das Saufen reichen, wenn es erst eine halbe Portion gefressen hat, und dann das Uebrige geben, weil das Tränken nach einer vollen Portion Kopfklee zuweilen bläht. Das Heu von Bastardklee ist bedeutend butterreicher als das vom Kopfklee. Alles Heu, was sich in der Scheuer erhitzt hat und dunstet, wie das in den ersten Wochen nach dem Einfahren gewöhnlich geschieht, taugt nicht zur Fütterung, bis es nicht mehr dunstig ist. Sollte man durch Mangel zur Verfütterung desselben gezwungen sein, so bringt man die Portionen vorher erst einzeln und ausgebreitet an trockne Luft. Heu, welches über $1\frac{1}{2}$ Jahr alt ist, hat seine Kraft zum Theil verloren. Jedes übelriechende, dumpfige, schimmlige, schmutzige Heu taugt nichts. Zwingt einen die Noth, solches doch zu verfüttern, so läßt man es wenigstens vorher bei starkem Luftzug tüchtig dreschen. Ist es bei anhaltend nassem Wetter unmöglich, das Heu ganz trocken einzubringen, so muß man es wenigstens in der Scheuer schichtweis legen und jede Schicht mit Salz und trocknem Stroh bewerfen; nach 2 Wochen panst man es wo möglich ganz um und wiederholt das einigemal. Bringt man dickstengliges Heu ein, so darf man es nur dann für trocken halten, wenn sich auch die Stengel beim Zerbrechen trocken zeigen. Kein Heu darf im Dunste der Ställe oder Abtritte liegen, keins den Hühnern zugängig sein, auch muß es durch gute Katzen vor Ratten und Mäusen geschützt werden.

Aus bloßem Stroh darf die ganze Fütterung nie bestehn, es

sei denn, daß die größte Noth dazu zwänge, und dann muß es jedenfalls klein geschnitten und durch Abbrühen erweicht sein. Roggenstroh wird auch als Zusatz zu andrem Futter nur in der Noth verfüttert, und dann die dünneren Enden der Halme; Haferstroh gibt einen trefflichen Zusatz zu jedem Futter, Weizenstroh ist auch gut, Gerstenstroh etwas geringer; Erbsen-, Wicken-, Linsen- und Buchweizenstroh ist noch geringer und wird am besten gleich im ersten Herbste oder Winter verfüttert. Was an Blättern bei allen genannten Strohsorten abfällt, gibt, so wie die Spreu der Getreidearten, einen nahrhaften und guten Zusatz zu jedem Futter, das feucht gegeben wird, eben so die Kapseln des Leins; die Schoten des Rübsamens und Dotters haben geringeren Werth.

Vielen Landwirthen der Ebnen fehlt es jährlich regelmäßig so weit an Heu, daß sie gezwungen sind, Stroh als Hauptsache und Heu, Wurzelwerk, Kleie und Schrot als Zusatz zu verbrauchen. In solchem Falle bereiten sie Brühfutter (Sieden, Sidden), d. h. sie brühen Strohhäcksel mit dem gehörigen Zusatz an Heu oder gestoßnen Rüben, Kartoffeln, Kleie, Schrot, Mehl, Biertrebern, Lein- oder Rübmehl, Spreu, Abgang vom Dreschen der Hülsenfrüchte u. s. w. in einem großen Fasse, decken es zu und lassen es 24 Stunden stehn; höchstens darf es lau, nie heiß verabreicht werden. Fehlt es an Brennstoff zur Erhitzung des Wassers, so kann man solches auch kalt aufgießen, so daß Alles eben naß wird, aber kaum noch flüssiges Wasser zu sehn ist, und dann die Masse 48 Stunden stehn lassen. Kommt Brühfutter den ganzen Tag über in Anwendung, so ist es nöthig, dem Vieh täglich einmal trocknes Stroh vorzulegen, welches in diesem Falle ungeschnitten sein kann.

Vom Wurzelwerk sind Möhren und Runkelrüben am besten, und man kann davon dem Milchvieh täglich dreimal, nachdem es vorher etwa 5 Pfund einer Mischung von Heu und Stroh gefressen und dann gesoffen hat, einen tüchtigen Eimer voll geben, Alles natürlich in Scheiben geschnitten, die höchstens fingersdick sind, denn die wiederkauenden Hufthiere können die Backenzähne nicht weit von einander entfernen. Zum Zerschneiden der Rüben dienen große Messer, deren Klinge über 1 Fuß lang und etwa 1 Zoll hoch ist; beim Anfang des Schneidens kann man sie mit einem hölzernen Hammer durchtreiben. In großen Wirthschaften läßt man das Zerschneiden durch eigne Maschinen verrichten. Kohlrüben füttern auch gut, sind aber gefährlicher, wenn das Vieh hinterher säuft, und geben eine Milch, die bei schwachem Magen Blähungen erzeugt.

Gute, mehlige Kartoffeln geben reichliche Nahrung und gute Milch; man füttert sie nur dann roh, wenn man dürres Futter zur Gnüge daneben geben kann. Sobald sie Durchfall erregen, was seifige Kartoffeln noch weit leichter thun, muß man weniger oder keine geben, oder gekochte Kartoffeln beimengen, welche keinen Durchfall erzeugen, aber mehr auf Fleisch und Fett als auf Milch wirken; sie müssen auch ganz klein gestoßen oder zwischen ganz engen Walzen zerquetscht sein, denn wenn sie in Menge mit voller Schale gereicht werden, so kann die letztere sich im Magen zu tödtlichen Klößen zusammenballen. Erfrorne Kartoffeln sind roh jedesmal schädlich. Wasserrüben haben unter dem Wurzelwerk die geringste Nahrungskraft.

In Brennereien brüht man das Futter mit Branntweinschlempe, und solches Futter eignet sich vorzugsweis für Mastvieh; eben so der Abgang der Stärkefabriken. Was in Bierbrauereien und Runkelzuckerfabriken abgeht, thut auch dem Milchvieh gut.

Oelkuchen dürfen nur im Brühfutter oder im Saufen verabreicht werden. Leinmehl (zerstoßener Leinkuchen) muß sehr sorgfältig so vertheilt sein, daß nirgends der geringste Klumpen bleibt; es gibt viel Fleisch und Fett, Vierteljahre lang und länger täglich gefüttert, schwächt es die Verdauung. Statt es mühsam im Futter zu vertheilen, thut man besser, ganze Leinkuchen in Wasser zu legen und täglich von dem, was sich da ganz in Schleim verwandelt hat, zum Futter oder Saufen zu thun. Es dauert etwa 24 Tage, bis sich jeder einzelne Leinkuchen im Wasser ganz in Schleim verwandelt. Rübmehl gibt viel Milch, bildet keine gefährlichen Klumpen, erregt aber leicht Durchfall, wenn es in Menge neben fettem Gras, Klee, Rüben oder Kartoffeln gegeben wird. $\frac{1}{3}$ Leinmehl und $\frac{2}{3}$ Rübmehl geben eine gute Mischung. Mohnmehl und Dottermehl, zur Abwechslung gegeben, sind nicht schädlich; Bucheckerkuchen darf nie verfüttert werden.

Körner sollte man nie ganz und trocken verfüttern, denn sie gehn zum Theil unverdaut in den Mist über, auch kann das Vieh leicht krank werden, wenn es zu viel davon frißt und namentlich wenn es gleich nachher säuft. Gekocht sind sie schon besser, am besten aber geschroten und dann erst 12 bis 24 Stunden in Wasser geweicht. Bekommt das Milch- oder Zugvieh nur Heu als Futter oder Heu mit $\frac{1}{4}$ Stroh, oder viel Wurzelwerk, so gebe man ihm gar keine Körner oder Schrot, weil es sonst allmälig fett wird; es

genügt ihm für den Tag ½ Pfund Roggenkleie oder ¼ Pfund, dem ¼ Pfund Rübmehl beigefügt ist. Will man magerem Vieh aufhelfen, bis es kräftig ist, so dient am besten Hafer- oder Roggenschrot, beides erst 12 Stunden oder länger eingeweicht, täglich 1½ bis 2 Pfund, oder die Hälfte durch Lein- oder Rübmehl ersetzt; auch Schrot von Weizen oder Buchweizen thut gute Dienste; Gerste und Hülsenfrüchte wirken vorzugsweis auf Fetterzeugung; Weizenkleie ist immer schädlich. Gekochte Linsen wirken gewaltig auf Milch und bringen sie bei Kühen und Ziegen oft schnell wieder, wenn sie durch schlechte Nahrung vergangen war.

Wem in der warmen Jahreszeit Triften zu Gebote stehn, auf welchen das Vieh genügende und gute Nahrung findet, der benutzt sie natürlich gern, und es ist dabei Folgendes zu bemerken: Vor dem Ausgehn ist das Vieh mit dürrem Futter zu sättigen und auch zu tränken; Abends kehrt es in den Stall zurück und bekommt wieder dürres Futter und Trank. Treibt man es hungrig hinaus, so könnte es sich leicht, wenn großer Vorrath guter Pflanzen draußen ist, überfressen, oder bei Mangel die schädlichen Gewächse angehn, als z. B. Flachs, Eibe, Wasserschierling, Läusekraut, Binsen, Simsen, Seggen, Schafthalm, Froschlöffel, Zeitlose, Wolfsmilch, Eisenhut; vor jungem Eichenlaub und vor Wallnußblättern muß es in Acht genommen werden; Kopfklee darf es nie abweiden, wenn er von Thau oder Regen naß ist, es sei denn, daß es vorher viel Dürres gefressen hätte. Während der Mittagshitze muß das Vieh ruhen, wo möglich im Schatten; ehe es dann wieder weidet, ist es, wenn sich Gelegenheit darbietet, zur Tränke zu treiben. Jedes ekelhafte Wasser ist zu meiden, vorzüglich das der Flachsrösten. Im Spätherbst darf nicht eher ausgetrieben werden, als bis der Reif verschwunden ist, und nach starkem Froste treibt man gar nicht aus. Es ist gut, wenn das Rindvieh nicht auf sauren Wiesen zu weiden braucht, jedoch verträgt es sie weit besser als das Schafvieh. Findet nur ein Theil des Rindviehs auf der Trift reichliche Nahrung, so behält man die Milchkühe im Stall und treibt das übrige Vieh hinaus.

Hat man keine sehr gute Trift, so ist es weit vortheilhafter, das Vieh während der ganzen warmen Jahreszeit im Stalle zu füttern, wobei man weit mehr Milch und Mist bekommt, und Krankheiten vermeidet, die im Freien leicht durch Erhitzung, unzeitiges Saufen, Genuß schädlicher Dinge, Stürzen u. s. w. erzeugt werden können. Zugvieh füttert man wo möglich mit bloßem Heu,

Stroh und Wasser, wobei es kräftiger bleibt; dem Jung- und Milchvieh gibt man dagegen in der Regel auch Grünes, wenn man's leicht haben kann, und verfährt dabei wie folgt: Früh etwa 5 Uhr 2 Pfund Heu nebst 3 Pfund Stroh, zu Häckerling geschnitten; sobald es verzehrt ist, Saufen bis zur vollen Stillung des Durstes; ist dies verschluckt, so viel Grünes, mit $\frac{1}{6}$ Stroh, auf der Maschine geschnitten, als das Thier zu fressen vermag. Mittags und Abends 8 Uhr genau eben so; 9 Uhr früh und 4 Uhr Nachmittags eine ebenfalls sättigende Zwischenmahlzeit von geschnittenem Grünen und Stroh. Von Grünfutter verzehrt das Vieh, wegen des vielen darin enthaltenen Wassers, ungefähr dem Gewicht nach viermal so viel als von Heu, säuft dagegen natürlich auch weniger. Das beste Grünfutter gibt Esparset, Luzern, Kopfklee, Bastardklee, Wicke und Hafer, alle kurz vor dem Aufblühen gehauen und alle an Nahrungskraft gleich, nur daß der Kopfklee weniger Butter gibt und leichter und stärker bläht als die andern, wenn zufällig hinterher gesoffen wird. Das Gras von guten Wiesen ist auch sehr gut, und jedes grüne Futter desto besser, je fetter der Boden, worauf es wächst, und je fetter es im vergangenen Herbste gedüngt war. Ist man genöthigt gewesen, Wiesen im Frühjahr zu düngen, so benutzt man das, was drauf wächst, wo möglich zu Heu. Auf sandigem Boden gibt der Spörgel ein herrliches Grünfutter, und da er binnen 7 bis 8 Wochen schon mähreif ist, so kann er selbst mit Vortheil in die Roggenstoppel gesäet werden. Auch grüner Buchweizen ist sehr willkommen. Ist man genöthigt, oft stark von Thau oder Regen durchnäßtes grünes Futter zu geben, so läßt man selbiges erst auf einem Stangengerüste abträufeln, setzt dann viel Dürres zu, und wenn's auch nur Stroh ist, gibt doppelt so viel Salz als gewöhnlich, täglich auch eine Hand voll Wachholderbeeren oder Absud von Wachholderreis, das man dem gewöhnlichen Saufen beimischt, dessen Menge in solchem Falle sehr verringert werden muß. Am schlimmsten ist immer durchnäßter Kopfklee. Um den Thau zu meiden, haut man am Abend zuvor und breitet über Nacht die Masse gut aus. Kohl- und Rübenblätter sind, wenn hinterdrein gesoffen wird, fast so blähend wie Klee. Zu den Blättern der Runkelrüben muß, wenn sie in Menge gereicht werden, viel Heu oder Stroh geschnitten werden. Gras von sauren Wiesen taugt nichts; auch Kartoffelkraut darf nicht gefüttert werden. Alles Grünfutter muß so frisch als möglich sein, darf sich nicht auf Haufen erhitzt haben, nicht von der Sonne halb gewelkt sein, nicht an einem dunstigen,

stinkigen Orte gelegen haben. Petersilie, Sellerie, Kerbel, Lauch und Zwiebeln dürfen nicht gefüttert werden, da sie der Milcherzeugung entgegen wirken. Gefrorne Rübenblätter gebe man, wenn sie wieder aufgethaut sind, keinem trächtigen Vieh, und selbst dem andren nur sparsam. Man kann sie übrigens auch kochen, oder (so wie auch frischen Klee) wie Sauerkraut einmachen, wozu man Stücken von Rüben und Kartoffeln setzen kann. In 8 Tagen ist dies Futter gewöhnlich schon gut. Ein sehr gutes Futter für alles Vieh sind junge Ackerdisteln (Cardŭus arvensis) und Löwenzahn (Leontŏdon). Beide sticht man im Frühjahr aus und wäscht sie, die Disteln stößt man in der Regel auch.

Frißt das Rindvieh oder andres Vieh Kalk und Lehm aus Wänden, so sei man überzeugt, daß es ihm nicht schadet; ja man kann ihm zuweilen dergleichen zerstückelt zu beliebigem Gebrauche vorwerfen; dem Futter oder Trank darf man aber nichts davon beimischen.

Ueber das Tränken bemerke ich Folgendes: Im Freien auf der Trift ist es am besten, das Vieh kann recht oft klares, gutes Wasser nach Belieben saufen, weil es bei heißem Wetter leicht zu viel säuft, wenn es über ½ Tag dursten muß. Im Stalle tränke man täglich 3mal, und zwar beim Anfang jeder Mahlzeit, nachdem etwas dürres Futter gefressen ist, und jedenfalls, ehe das grüne Futter gereicht wird. Ein Maß gibt es nicht; es wird so viel gereicht, als das Thier will. Manche Kuh trinkt jedesmal einen halben Eimer aus, während eine andre jedesmal 3 ganze ausleert. Bei guter Nahrung reicht im Sommer reines, frisches Wasser hin; im Winter mache man es nur so weit lau, daß es etwa noch dem frischen Herbstwasser gleich kommt, und jederzeit kann man es für Kuhkälber und Milchkühe mit etwas Roggenkleie, Hafer-, Roggen-, Erbsen-, Bohnen-, Linsen- oder Wickenschrot versetzen, auch einige Hände voll zerstoßne frische oder gekochte Kartoffeln, Möhren, Runkeln oder Rüben hineinthun. In großen Wirthschaften, wo man die Molken nicht für Schweine braucht, schüttet man sie den Kühen in's Saufen, ja auch die saure, abgerahmte Milch, wo man sie nicht auf Käse benutzen will. Das Wasser von gekochten Möhren und Rüben ist vortrefflich, von Kartoffeln aber schädlich. Jeden Tag einen halben oder ganzen Eßlöffel Salz beigemengt, ist sehr wichtig; auch kann man täglich ⅓ Eßlöffel reine Holzasche beifügen; mehr aber gebe man von beiden nicht. Am besten ist es, jedesmal Abends für den ganzen nächsten Tag Kleie und Schrot in Wasser

zu weichen, auch kann man etwa alle 2 Wochen ein Pfund Sauerteig in das Gefäß werfen. Zuweilen eine Abkochung von Kümmel-, Anis-, Fenchel-, Dill- oder Angelikasamen beigefügt, ist gesund und vermehrt die Milch. Daß man nur in dem Falle viel Schrot geben solle, wo die Hauptnahrung aus Stroh besteht, welches wenig Nahrung enthält, ist schon oben gesagt. Den Tränkeimer muß man fest stellen, weil ihn sonst die Kuh unversehens oder absichtlich umwerfen kann. Man gibt ihm seinen Platz rechts oder links an der Krippe; an dieser sind oberhalb des Eimers 2 eiserne Oehre von ½ Zoll Weite senkrecht über einander und durch diese geht ein Stab von festem Holz, den man in den Eimer bis an dessen Boden senkt, so daß er ihn fest hält. Der Boden des Eimers muß doppelt sein, so daß er überall auf dem Boden liegt, und nicht zerbricht, wenn das Vieh mit dem Fuße hineintritt. Bei Kühen, welche aus Gierde nach dem Besseren gleich bis an die Ohren in den Eimer fahren, um am Grunde zu fischen, darf man entweder gar nichts Leckeres hinein thun, oder man macht den Eimer sehr tief und nie voll. Was beim Tränken übrig bleibt, muß, wie beim Futter, jedesmal ganz weg, und kann, wenn es Nahrungstheile enthält und nicht mit Stroh u. s. w. verunreinigt ist, an die Schweine kommen. In großen Wirthschaften hilft man sich, weil das Einzeltränken sehr lästig ist, dadurch, daß man das Vieh in's Freie an einen Bach, Brunnen, oder an ein großes Tränkkübel treibt; oder, was freilich noch einfacher ist, jedes Stück Vieh hat eine tiefe, steinerne Krippe, und in diese wirft man das geschnittne dürre Futter und gießt dann gleich so viel Trank drauf, als die Kuh zu sich zu nehmen pflegt. Zugochsen bekommen jedenfalls immer kalten Trank, und man hat nur darauf zu sehn, daß sie sich nach Erhitzung vor dem Saufen erst gehörig abgekühlt und etwas Dürres gefressen haben.

Zur Mast eignet sich vorzugsweis die kühle Jahreszeit. Die Vorbereitung dazu kann dadurch geschehn, daß man das Vieh auf die fettesten Triften bringt, wo es nur wenig getrieben werden darf, denn Ruhe ist ein Haupterforderniß. Wird dann im Stalle gefüttert, so ist es rathsam, es täglich 6- bis 10mal zu thun. So lange noch frischer Klee vorhanden, kann dieser nebst Heu die Hauptnahrung sein; dann gibt man bloßes Heu und nebenbei noch viele geschnittne Möhren, Runkeln, Kohlrüben, gekochte Kartoffeln, Roggenkleie, Haferschrot, zu 10 bis 18 Pfund täglich, später zur Hälfte oder ⅔ mit geschrotnen Wicken oder Erbsen gemengt. Auch Leinkuchen nähren stark. An Salz gibt man täglich 2 Eßlöffel voll,

und setzt wo möglich eben so viel oder mehr Wachholderbeeren, auch öfters etwas Sauerteig zu. In Brennereien mästet man mit Branntweinschlempe, die man auf geschnittnes Heu gießt; in Brauereien mischt man die Trebern mit geschnittnem Heu, in Runkelzucker- und Stärkemehlfabriken die dortigen Abgänge. — Den Grad, bis zu welchem die Mast gediehn ist, beurtheilt man theils nach der volleren Abrundung aller Theile des Thiers, theils indem man die Hautfalte zwischen Schenkel und Bauch befühlt, um zu wissen, inwieweit sie sich gefüllt hat und dicker geworden ist, theils indem man mit den Fingern auf den Hals, die Brust, die Rippen und die Hüften drückt und nachfühlt, ob Alles unter der Haut hoch und weich gepolstert ist. Das Gewicht des Ganzen wissen erfahrene Fleischer ziemlich genau abzuschätzen; um nicht zu irren, kann man auch eine Wage, die eigens für lebendes Vieh eingerichtet ist, gebrauchen. Große Ochsen können bis über 20 Centner gemästet werden.

Der Stall des Rindviehs muß an einem trocknen Orte liegen, Wände und Decke müssen dicht gebaut, und unter der letzteren Zuglöcher einander gegenüber angebracht sein, damit der Dunst immer freien Abzug hat, ohne daß der Zug dem Vieh schadet. Die Nässe muß gut abziehn und in ein außerhalb des Stalles in der Erde stehendes, gut zugedecktes Kübel oder in eine wasserdicht ausgemauerte Grube fließen. Den Boden belege man weder mit großen Steinplatten, noch mit Bohlen, denn auf beiden glitscht das Vieh leicht und letztere faulen auch bald; gewöhnliches Steinpflaster ist am besten. Um im Sommer dem Uebermaß der Fliegen zu steuern, kann man verfahren, wie bei der Ziege angegeben ist, oder man läßt immer ein hoch gelegenes Fensterchen offen, durch welches Schwalben aus- und einfliegen können, und schlägt für diese Thierchen 4 Zoll unter der Decke, wo keine Katze, Ratte oder Maus hinkann, Leisten an, auf welchen sie nisten können. Von selbst werden sie im Stalle keine Fliege wegschnappen, aber so oft deren viele da sind, schließt man spät Abends das Fensterchen, setzt Wasser zum Saufen auf ein Bret neben demselben, läßt am folgenden Tage keine zur Thür hinaus, zwingt sie so, das Ungeziefer wegzuschnappen, und öffnet gleich wieder, sobald dies Geschäft vollendet ist, denn ihre Jungen verhungern leicht, wenn sie nicht immer vollauf haben. Soll die Sache gelingen, so ist auch erforderlich, daß der Stall hell genug sei. Hühner und Kaninchen taugen nie in den Viehstall; es ist dort Alles immer so rein als möglich zu halten. Gibt's Ratten

und Mäuse, so schneidet man den Katzen ein Loch in die Stallthür oder besser an einem Flecke, von wo kein kalter Zug eindringen und dem Vieh schaden kann. Hat man dem Loch, wie das oben S. 358 beschrieben ist, einen Vorhang gegeben, und es ist etwa ein naseweiser Hofhund da, der sich einen Spaß daraus macht, diesen zu zerreißen, so gibt man dem Vorhang eine Höhlung und steckt in diese ein Dütchen voll Schnupftabak. Bei sparsamer Streu mistet man täglich aus, bei reichlicher alle 2 oder 3 Tage. Bei Mangel an Stroh streut man trockne Erde, Sand, Tannennadeln, Moos, dürres Laub, Heide. Große Ställe müssen mehrere Thüren haben, damit man bei Feuersgefahr schnell austreiben kann.

Frischmelkende Kühe werden 2 Monate lang täglich dreimal gemolken, später nur noch Morgens und Abends. Was sonst beim Melken zu beobachten, ist schon bei der Ziege gesagt. Die meisten Kühe stehn 4 bis 6 Wochen vor dem Kalben trocken. Den Ertrag einer gewöhnlichen Milchkuh möge der Leser aus Folgendem beurtheilen: Ich kaufte im Sommer 1839 eine im vierten Jahre stehende, magre, aber gesunde, mittelgroße Landkuh für 24 Thaler, fütterte sie bis Ende des Jahres gut und maß dann im folgenden täglich die Milch, was sehr leicht ist, wenn man an jeden Topf schreibt, wieviel er faßt, oder die Nösel im Melkstotz anzeichnet. Ich habe schon bei der Ziege gesagt, daß das hiesige Nösel Milch fast genau einem Pfunde gleich kommt. Sie gab:

Im	Januar	24¼	Nösel,
»	Februar	kein	» , 1 Kalb,
»	März	592¼	»
»	April	562	»
»	Mai	525	»
»	Juni	505	»
»	Juli	488	»
»	Aug.	413	»
»	Sept.	389	»
»	Okt.	355	»
»	Nov.	335½	»
»	Dec.	276	»

Summa in Einem Jahre 4465 Nösel.

Das Nösel gilt hier im Sommerhalbjahr 4 und im Winterhalbjahr 5 Pfennige. Die 4465 betragen also 67½ Thaler, das Kalb wurde zu 2 Thlr. verkauft, den Mist kann man (ohne die Streu) wenigstens auf 8 Thlr. schätzen, Ertrag der Kuh im Ganzen auf's Jahr 77½ Thaler.

Wir wollen nun auch untersuchen, wieviel eigentlich bei dieser Summe Gewinn ist. Die Fütterung bestand von Mitte Oktober bis Mitte Mai (212 Tage) aus täglich 3 Mahlzeiten und jede Mahlzeit aus Heu, dann Saufen mit Schrot, dann Runkeln, Kohlrüben oder Kartoffeln, Summa täglich 18 bis 20 Pfund Heu, $1\frac{1}{2}$ Pfund Haferschrot, 15 Pfund Rüben oder Kartoffeln, Werth des täglichen Futters nach hiesigen Preisen 4 Groschen 3 Pf. (den Thaler zu 24 Groschen gerechnet). Im Sommer bestand jede der 3 Mahlzeiten aus Heu, dann Saufen und dann Grünem vollauf, wo ich den Tag zu 3 Groschen 9 Pf. ansetzen kann. Betrag des Futters in Einem Jahre 61 Thaler 10 Groschen 9 Pf. Es bliebe demnach ein artiger Gewinn von der Kuh übrig, wenn er nicht dadurch verschwände, daß man den Tagelohn der Magd, welche das Vieh besorgt, und die Zinsen des Kapitals in Anschlag bringen muß, welches man in den Ankauf der Kuh und des Stalls gesteckt hat. Jedenfalls ersieht man aus diesem Beispiel, daß man sich verrechnen würde, wenn man alles Futter kaufen müßte, und glaubte, man wollte noch Gewinn bei der Sache haben. Anders stellt sich freilich die Sache bei dem Landmann, der die Wiesen und Felder einmal besitzt, deren Ertrag verwerthen muß und jährlich bedeutend viel Dünger braucht, den er gar nicht würde kaufen können. Auch an Pferden, Schweinen, Ziegen, Schafen hat man Geldverlust, wenn man das Futter kaufen muß, und dieser ist desto bedeutender, wenn das Vieh, was doch nicht selten vorkommt, verdirbt oder ganz verunglückt. — Eine andre vierjährige Kuh, der ich im Jahr 1842 nachmaß, gab 4220 Nösel und ein Kalb; die Fütterung bestand nur aus Heu, Grünfutter und täglich $\frac{2}{3}$ Pfund Haferschrot.

Der Zugochse ist in Ankauf, Geschirr und Fütterung wohlfeiler als das Pferd, bedarf weit weniger Abwartung, zieht stärker und bedächtiger, geht aber langsamer. Man gebraucht ihn vorzugsweis zum Ziehen schwerer Lasten, zum Pflügen schweren Bodens, wobei auch das Pferd nicht schnell sein kann, und hat den Vortheil, daß man ihn gleich an den Metzger verkaufen kann, wenn ihm etwas zustößt, oder daß man ihn mästen kann, wenn man auf einige Zeit nichts für ihn zu thun hat. Viele Landleute, die im Winter keine Beschäftigung für Zugvieh haben, kaufen mit Beginn der Frühjahrsarbeit Ochsen, benutzen sie bis in den Herbst, mästen und verkaufen sie dann zum Schlachten. Pferde haben einen entschiedenen Vorzug, wo es auf rasche Bewegung ankommt, leisten also auch beim Pflügen in leichtem Boden mehr, weil sie da ebenfalls schnell gehn können. Während

der größten Mittagshitze des Sommers läßt man die Zugochsen gern 4 Stunden ruhn, und bei großer Winterkälte hängt man ihnen eine tüchtige wollene Decke über. Müssen sie auf steinigem Boden ziehn, so bekommen sie Hufeisen, für jede Hälfte jedes Fußes (jeden Zeh) eins. In kleinen Wirthschaften ist es vortheilhafter, Kühe anzuspannen, statt Ochsen oder Pferde zu halten; doch dürfen die Zugkühe täglich höchstens 6 Stunden arbeiten, keine sehr schwere Fuhren thun, und müssen ganz verschont werden, wenn sie frischmelkend oder hochträchtig sind. Jedes zum Zug gebrauchte Rindvieh muß die gehörige Ruhe zum Wiederkauen haben, darf nicht zum Traben gebracht werden, zieht am besten mit der Stirn. Soll es beschlagen oder unbeschlagen gehn, so nimmt man jedenfalls vorher die Spitzen der Hufen, wenn sie im Stall unnatürlich lang geworden, mit einer feinen Säge weg, nachdem man den Fuß auf ein Holzklötzchen gestellt.

Das Fleisch von gut gemästetem Rindvieh ist eine der besten Speisen; von geringerem Werthe ist das von mageren Thieren und Kälbern. Talg, Leder, Eingeweide, Blut, Hörner, Klauen, Knochen, Haare, Knorpel, Sehnen, kurz, Alles wird genutzt. Die Milch ist süß und sauer sehr gesund und nahrhaft; auch gibt sie Butter, Käse, Milchzucker. Der Mist ist eine vortreffliche, langsam treibende, aber desto anhaltender wirkende Düngung. Er dient auch, nebst dem der Pferde, Schafe, Büffel, Kameele, in holzlosen Gegenden allgemein als Brennstoff, namentlich im ganzen südlichen Rußland und in den unermeßlichen Ebnen Mittelasiens, Vorderasiens, und in Aegypten. Gut getrocknet brennt das Alles langsam, wie Torf, und ohne üblen Geruch. Der Pferdemist brennt an sich nicht gut, muß daher erst mit Kuhmist zusammengeknetet werden. An vielen Orten hat man die Gewohnheit, den Kuh- und Büffelmist zu trocknen, indem man Klöße daraus formt und diese an die sonnige Hauswand klatscht.

In Betreff der Krankheiten vergleiche man das schon beim Pferde und der Ziege Gesagte, und es ist hier nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß man ihnen am besten durch richtige Behandlung vorbeugt, und diese namentlich befördert, indem man oft nachsieht, ob die Dienstleute Alles richtig besorgen, namentlich ob sie richtig ausmelken, und indem man die Sache so einrichtet, daß sie am Gewinne Theil nehmen, bei Nachlässigkeit und Verlust aber jedesmal Schaden haben. — Kann man eine von dem Thiere hastig verschluckte Kartoffel, die im Halse stecken geblieben, nicht

von außen herauf oder hinunter drücken, so stellt man sich zur linken Seite des Halses, legt den rechten Arm um die Hörner, dessen Finger in die Nasenlöcher, hebt so die Schnauze empor, und schiebt den Klumpen vorsichtig mit einem geölten Peitschenstiel hinunter. — Dem Rindvieh kann man leicht und ohne Gefahr flüssige Arznei einschütten, indem man den Kopf auf die beschriebene Art hebt und die Flüssigkeit mit einer starken, langhalsigen Flasche zwischen den Schneide- und Backenzähnen eingießt. Zwischen die Backenzähne darf man nie mit dem Finger oder dem Gefäße, womit man eingießt, kommen, denn sie zerquetschen Alles mit großer Kraft. — Hat ein Kalb den Durchfall, so gießt man ihm täglich dreimal einen Eßlöffel voll Branntwein ein; alten Kühen kann man ihn oft im Saufen beibringen, und jedenfalls muß man die Fütterung zu ändern suchen, denn Grünes, Kartoffeln, Rüben ohne Dürrfutter, zu viel Kleie oder Schrot oder Oelkuchen tragen oft die Schuld. — Gegen innere Krankheiten, deren Natur man nicht kennt, und die doch gewöhnlich von unverdauten Dingen oder von Erkältung kommen, gebe man täglich 2 Eßlöffel voll Sauerteig und 3 Gläser Wachholderbranntwein in's Saufen, auch 2 Eßlöffel oder mehr Wachholderbeeren. Hilft das Alles nichts, so gebe man täglich 4 bis 8 Eßlöffel Leinöl in's Saufen oder schütte sie in's Maul; das Leinöl ist vorzüglich gut, wenn sich nach dem Kalben Unwohlsein einstellt. — Weiß man, daß die Krankheit von Klumpen trocknen Leinmehls oder andren Mehls kommt, so gebe man Sauerteig und Abkochung von Lindenrinde in's Saufen. — Mit dem Euter gibt es oft Noth. Hat es auswendig Grind oder inwendig Knoten und Geschwüre, so muß es doch täglich rein ausgemolken werden, und wenn die Kuh vor Schmerz rasend werden möchte. Man streicht es dabei mit frischer gesalzener Butter oder wendet Butter an, die mit Schafgarbe oder Zwiebel gebraten ist. Gibt ein Strich plötzlich keine Milch mehr, so schiebt man eine geölte, stumpfe Stricknadel, so lang der Strich ist, hinein. Eine abscheuliche Unart mancher Kühe und Ziegen besteht darin, daß sie sich selbst aussaugen. Entweder man läßt ihnen ihren Willen, mästet und schlachtet sie, oder man legt sie an 2 kurze Ketten, so daß sie den Kopf nach keiner Seite weit rückwärts biegen können, oder legt sie mit einem um die Hörner gezognen Strick kurz an und verengert in beiden Fällen vorn ihren Stand, damit sie den Leib nicht vorbringen können, oder man legt ihnen einen Maulkorb an, sobald sie mit Fressen und Saufen fertig sind. — Schüttet sich die Milch beim Ko-

chen, so versucht man dem abzuhelfen, indem man dem Thier Kamillenthee in's Saufen thut, oder eine Abkochung von Hopfen, Malzschrot und Senf gibt. — Gefährlich ist ein Zaun von Weißdorn oder andren starken Dornen. Kommt davon, z. B. beim Beschneiden des Zauns, in's Futter, so kann sich das Thier leicht einen Dorn in's Maul stechen und lange daran leiden. — Beulen, welche auf die Weide gehendes Rindvieh auf dem Rücken hat und worin die Maden der Oestrusfliegen wohnen, lasse man in Ruhe. — Ist ein Stück Rindvieh, oder eine Ziege, oder ein Schaf, nach dem Genuß von vielem guten Klee, grünem Buchweizen, Kohl, Rübenblättern, Rüben, Getreidekörnern, Malz, gekochten Kartoffeln und darauf erfolgtem Saufen (oder auch ohne Saufen) aufgebläht (Trommelsucht), so reibe man den Bauch, wie bei der Kolik der Pferde angegeben, mit einer Mischung von Terpenthinöl und Weingeist tüchtig ein, und gebe guten Essig oder Branntwein ein, am besten Kümmelschnaps. Vorzüglich wirksam ist das Eingeben von 24 Tropfen Salmiakgeist, mit 1 Tasse Wasser vermischt; auch ist ½ Loth Steinöl, mit 2 Löffel Branntwein gegeben, wirksam. Ist das Thier dem Tode nah und man hat keins der genannten Mittel bei sich, so sticht man eine Handbreit vor dem linken Schenkel ein spitziges Messer rasch und heftig mit der ganzen Klinge in den Bauch des Thieres und dreht die Klinge in der Wunde zuweilen, so daß die Luft heraus kann. Die Wunde bestreicht man alsdann mit Fett und läßt das Thier 1 Tag hungern. Man hat auch ein eignes Instrument zum Stechen, welches Trokar heißt. Die Klinge desselben steckt in einer oben und unten offnen Scheide und diese Scheide läßt man in der Wunde, bis die Luft heraus ist. — Ist eine Seuche in der Nähe, so gebe man jedem Stück Vieh täglich 2 Hände voll Wachholderbeeren, oder 1 Eßlöffel Asche von verbrannten Wachholderzweigen oder 1 Glas Wachholderschnaps in's Saufen, oder die Abkochung von Wachholderzweigen, an denen wo möglich Beeren hängen müssen; man seihet die Flüssigkeit erst durch, damit die Nadeln zurückbleiben. — Die Rinderpest (Löserdürre) kommt zuweilen aus Podolien und Ungarn nach Deutschland und rafft ganze Heerden weg. Das Wiederkauen hört auf, es tritt ein spritzender Durchfall ein, der Tod erfolgt binnen 4 bis 7 Tagen. Im Blättermagen (Löser) findet sich zwischen den Blättern trocknes Futter. Unheilbar. Jedes kranke Vieh ist schnell abzusondern, jedes todte tief mit Haut und Haar zu begraben. — Der Milzbrand ist eine der schrecklichsten Krankheiten, selbst für

Menschen so ansteckend, daß schon viele, welche von dem Blut eines daran krepirten Viehs berührt wurden, ja an die sich nur Fliegen gesetzt, welche davon gesogen, schnell gestorben sind; Hühner, Hunde, Schweine u. s. w., welche vom Blute gekostet, sterben. Am häufigsten zeigt sich der Milzbrand bei großer Dürre und Hitze, namentlich wenn das Vieh dabei aus Flachsrösten säuft. Meist stürzen die Thiere plötzlich, ohne vorhergehendes Krankheitszeichen nieder. Sie müssen so schnell als möglich eingescharrt werden, und wer mit ihnen zu thun gehabt, muß sich die Hände in Chlorwasser waschen, welches in jeder Apotheke zu haben, oder, wenn diese nicht in der Nähe, mit Wasser, worin Kochsalz bis zur Sättigung aufgelöst ist. — Maul- und Klauenseuche sind meist vereint. Das Innere des Mauls ist entzündet, bekommt Blasen, das Fressen geht nur schwer, das Saufen aber gut; über den Hufen ist Geschwulst und entstehn Bläschen, das Thier ist lahm. Man gibt viel Schrot und Salz nebst Sauerteig in's Saufen, reinigt die Klauen mit Wasser, worin Chlorkalk aufgelöst ist. Eine trockne, gute Streu ist sehr wichtig. Diese Krankheit, welche meist bei Mastvieh entsteht, welches nicht trocken steht, steckt an und geht auch auf Schafe, Ziegen, Schweine über. Die Milch der kranken Thiere ist schädlich, noch mehr die Butter, am meisten der Käse, weniger das Fleisch. — Der Zungenkrebs, ein brandiges Geschwür auf der Zunge, kann dem Menschen, welcher es berührt, durch Ansteckung tödtlich werden. — Auf Schiffen sind Rinder und Pferde der Seekrankheit ausgesetzt, und da sie nicht speien können, so äußert sie sich mit starkem Durchfall, wobei sie nichts oder wenig fressen und saufen und schnell abmagern. Beide werden, wenn man große Sendungen macht, auf eigens für sie gebauten Schiffen transportirt. Das Innere derselben ist ganz wie ein Stall eingerichtet. Man führt die Thiere auf's Verdeck, stellt sie in der Mitte auf eine wagrechte, starke, in's Innere führende Thür, legt ihnen Gurte um den Leib, hebt sie vermittelst eines Windenwerks in die Luft, öffnet die Thür und senkt sie hinab.

Die Kuh- und Schafheerden des Thüringer Waldes haben ein volltöniges, sehr genau zum Akkorde gestimmtes Schellengeläute, das eine wunderliebliche Musik gibt, die am schönsten klingt, wenn auf jeder Seite des Thales eine Heerde weidet, wo bei der einen der Akkord etwas höher oder tiefer steht als bei der andern. Beim Kuhgeläute sind der verschiednen Schellen und somit auch der Töne 8, deren Namen, vom tiefsten begonnen, so lauten: Baß,

Mittelbaß, kleiner Baß, Halbstumpf, Auchschelle, Beischlag, Lammschelle, Gitzer. Das ganze Geläute jeder Heerde muß Einem Besitzer gehören, was bei uns der Hirt selbst ist, sonst ist an einen richtigen Akkord nicht zu denken, auch dürfen keine von Messing oder Bronze gegossene Glocken dabei sein, weil diese sich nicht stimmen lassen. Die Schellen des Geläutes bestehn sämmtlich aus Schmiedeisen, mit Messing gelöthet. Jedes Frühjahr werden die Schellen mit Aschenlauge gereinigt und dann vom Schellenrichter, der ein sehr fein musikalisches Gehör haben muß, gestimmt. Er nimmt 4 Mann zu Hülfe, wovon jeder in jeder Hand eine Schelle von verschiednem Tone hält und sie klingen läßt. Ist der Ton bei einer zu hoch, so wird er tiefer gemacht, indem man von der Seite Tellen hineinschlägt; ist er zu tief, so wird er dadurch höher gemacht, daß man vom Unterrande abfeilt. Ist ein Ritz da, so wird er zugelöthet. Eine Schelle, deren Ton zum Akkorde nicht paßt, kann durchaus nicht dabei gebraucht werden, und unsre Hirten haben ein so feines Gehör, daß sie die geringste Abweichung sogleich bemerken. So z. B. steht der Akkord bei einer der zwei zunächst um Schnepfenthal weidenden Heerden nur ein klein wenig höher als bei der andern, und doch kennt jeder der beiden Hirten jede einzelne Kuh sogleich am Ton, wenn sie sich unter seine Heerde oder im Walde verirrt hat. Die Schellen werden von einem Schlosser, dem Schellenmacher, deren es nur einzelne gibt, gemacht; der Gitzer, welcher am kleinsten ist, kostet 15 sgl., der Baß 30. Das gekrümmte Holz, welches auf dem Halse hängt und die Schelle trägt, heißt Kanfe und kostet 8 sgl.; die Riemen, welche die Schelle mit der Kanfe verbinden, heißen Stripfen und kosten zu jeder Schelle 3 sgl. Der Klöppel in der Schelle hängt vermittelst eines Leders an einem Oehr. Das Repariren einer Schelle kostet 2 bis 8 sgl.; das Stimmen eines Geläutes von 40 Schellen 10 sgl. Das Anstreichen von 40 Kanfen mit Oelfarbe kostet ½ Thlr.; die besten sind von Birkenholz. Alles Lederwerk wird jedes Frühjahr mit ungesalznem Schmeer bestrichen. Wird eine Heerde, die noch nicht an's Geläute gewöhnt ist, neu damit ausgerüstet, so thut man am besten, weil doch einzelne Thiere wild werden könnten, die Schellen erst etwa 3 Tage im Stall oder auf einem verschlossenen Hofe umzuhängen. Für gewöhnlich nimmt man wenigstens die großen Schellen im Stalle ab, weil sie leicht an der Krippe, namentlich wenn sie von Stein ist, beschädigt werden. Ist das Vieh einmal an die Schellen gewöhnt, so hat es sie offenbar sehr gern,

auch weiß jede Kuh nach deren Klang ihre Heerde, von der sie sich etwa verloren, wieder zu finden. — Das Schafgeläute hat kleinere Schellen und nur 7 Töne; die Schelle kostet 2 bis 6 sgl., die Kanse 2. Die Schafe wecken Nachts bei jeder Beunruhigung den Schäfer durch das Geläute, finden sich auch jederzeit, wenn sie sich verirrt, nach ihm zurück. — Bei uns erbt das Kuh- oder Schafgeläute in der Regel durch Kauf von einem Hirten zum andern fort; was fehlt, wird einzeln nachgekauft. Da hier alle einzelnen Theile der Schellen von andren Leuten gemacht werden, so möchten Liebhaber wohl besser thun, vollständige, schon gestimmte Geläute in Berlin zu kaufen, wo sie zu haben sind.

Eine merkwürdige Benutzung des Rindviehs, welche sich schon bei den alten Römern findet, ist die, daß man wüthende Stiere mit Menschen kämpfen läßt. Heut zu Tage ist dies noch immer in Spanien, Portugal und Peru die Hauptbelustigung des Volkes. Ich theile hier zuerst dasjenige mit, was Bory de Saint-Vincent von den spanischen Stiergefechten erzählt. „Sonst," sagt er, „hatten die geringsten Dörfer ihren Kampfplatz, und in den Städten war ein großer Platz dazu bestimmt. Mehrere Tage bereitet man sich zum Feste vor und selbst der Aermste trägt sein Bischen Habe in's Leihhaus, um sich nur auf einige Stunden sein Lieblingsvergnügen zu verschaffen. Man wählt mit großer Sorgfalt die zum Kampfe bestimmten Stiere aus denen, welche, sich selbst überlassen, beinahe im Zustande der Wildniß leben. Mit Hülfe der Cabestros d. h. eigens dazu abgerichteter zahmer Ochsen, lockt man sie in eine Umzäunung und wählt unter den stärksten und ungestümsten, weil die ruhigen und tückischen zu gefährlich sind. Mit Lanzen bewaffnete Leute, Picadores genannt, leiten die Cabestros, denen die wüthenden Opfer folgen, zur Stadt. Auf beiden Seiten des Weges sind Seile gezogen, um die Menge zurückzuhalten, deren tumultuarische Vivas sich mit dem Brüllen der Thiere mischen. Die leidenschaftlichen Liebhaber in glänzendem Aufzug zu Pferde sprengen dem Zuge entgegen, fliegen auf die Seiten, untersuchen jeden Kampfstier und sprechen ihr Urtheil über seinen Muth, indem sie im Voraus bestimmen, wie ihm beizukommen und welche Listen er anwenden wird. Wenn der Zug die Stadt erreicht, sind die Fenster schon mit Damen angefüllt, die ihre Schnupftücher wehen lassen. Wenn endlich die Stiere im Circus angekommen sind, sperrt man jeden einzeln in einen kleinen Stall. Nicht weit davon ist eine kleine Zelle, worin sich neben einem Bette ein Betpult befindet

und ein Geistlicher nebst einem Wundarzt sich bereit halten muß, den verwundeten Toreadors (Kämpfern) geistliche und weltliche Hülfe zu leisten. Die ganze Bevölkerung der Stadt ist nun in den Schenken; der so nüchterne Spanier wird dann ganz ein andrer; die Nacht vergeht mit Schwelgen; man muß den Schlaf entfernen, um lange vor Tag einen Platz im Circus zu erhalten, denn mit Sonnenaufgang wird ein Stier gratis losgelassen, um die Neugierigen anzulocken, dem zu bezahlenden Feste des Tages beizuwohnen. Wenn nun jener hinlänglich gemartert worden ist und die kühnsten Angreifer verwundet oder in die Luft geworfen hat, so schlägt ihn der geschickteste Matador (Tödter) nieder, und die armen Leute müssen sich entfernen, um Denen Platz zu machen, die bezahlen können. Im Mittelpunkte des Umkreises und im Angesichte der Thür, woraus sich der Stier stürzen soll, befindet sich eine für den König bereitete Loge. Der Ceremonienmeister sitzt auf einem weiten Sessel; ein schwarzgekleideter Beamter zu Pferde reitet auf den Kampfplatz, begrüßt zuerst den König oder dessen Loge und empfängt hierauf die Befehle des Ceremonienmeisters, der ihm den mit Bändern besetzten Schlüssel zu den Behältern der Thiere zuwirft, deren Todesqualen die Menge, die jetzt in Erwartung der großen Begebenheit kaum athmet, ergötzen sollen. Ein Gefreiter hebt ihn auf. Ihm folgen 2 oder 3 Picadores auf mittelmäßigen und wohlfeil erkauften Pferden, da sie einem gewissen Tode geweiht sind; die Augen derselben sind verbunden, damit ihr Entsetzen den Reiter nicht in Gefahr bringen kann. Der Picador trägt ein Wamms von Gold- oder Silbertuch und mit Eisenblech besetzte, gemslederne Hosen; sein Spieß hat vorn einen Eisenknopf mit nur 4 bis 6 Linien langer Spitze. Die Picadores reiten pelotonweis, unter dem Klange der Trompeten, in den Circus und reihen sich rings an der Einfassung des Platzes, welche aus starken Bretern besteht und 5 Fuß hoch ist, wodurch jedoch mancher wüthende Stier vom Uebersetzen nicht abgehalten wird. In der Einfassung befinden sich hier und da Oeffnungen, die so schmal sind, daß hart bedrängte Kämpfer hinaus schlüpfen können, ohne daß es dem Stiere möglich ist, zu folgen. Nach den Picadores kommen, mit Bändern geschmückt, in Figarotracht, die Chulos herein, welche eine lange, aufgerollte, seidne Schärpe in der Hand tragen, von der lebhaftesten gelben, rosa oder himmelbauen Farbe. Nachdem sie leicht gegrüßt haben, umgehen sie den Circus und verschwinden durch die Zwischenräume der Umzäunung, um den Berittenen die ersten Gefahren des Kampfes zu überlassen. Endlich

erscheinen die Matadores in seidenen Strümpfen, den bloßen Degen in der einen, die Muleta in der anderen Hand. Letztere ist ein kurzer Stab, an dessen Spitze ein viereckiges Stück glänzenden Seidenzeugs, welches als Schild dient, befestigt ist. Nach den gewöhnlichen Grüßen ziehen sie sich zurück, und auf dem Platze befinden sich nur noch die Kämpfer zu Pferde, welche mit eingelegter Lanze den Stier erwarten, den die Trompeten verkünden. Kaum sind die Trompetenstöße verklungen, so öffnet sich die Thüre und der Stier stürzt hervor, durch den Anblick von zwölf= bis funfzehntausend Zuschauern aufgeschreckt, die ihn mit Freudengeschrei begrüßen, indem sie Hüte und Schnupftücher schwenken, und nachdem er im Galopp den Umkreis des Zircus durchrannt hat, gleichsam um letzteren kennen zu lernen, und keinen Ausgang findet, stampft er mit den Füßen und der Dampf seiner Nasenlöcher treibt tosend den Staub auf. Sich selbst anfeuernd schlägt er seine Seiten mit dem Schweife, und bald, erbittert durch das Zischen und Geschrei der ungeduldigen Menge, stürzt er auf den nächsten Picador, der ihn mit seiner Lanze empfängt, deren Spitze genau auf das Schulterblatt gerichtet sein muß. Die Spitze ist kurz und macht nur eine kleine Wunde. Der Stier rennt nun wüthend auf den zweiten Berittenen und greift nach diesem, mit derselben Heftigkeit, seinen dritten und vierten Feind an. Wenn die Picadores nicht sehr gewandt und stark sind, oder die Lanze zerbricht, so wird das Pferd umgerannt, mit den Hörnern durchbohrt und seine Gedärme dringen aus weiten Wunden hervor. Man sah schon welche sich noch aufrecht erhalten und herumgaloppiren, die heraushängenden Eingeweide unter ihre eignen Füße tretend und auf dem gerötheten Kampfplatze herumschleppend. Der Picador selbst würde nun auch durchbohrt werden, wenn die Chulos nicht seinen furchtbaren Feind umschwärmten und dessen Wuth ablenkten. Der Stier verläßt nun den Besiegten, um auf die leichte Schaar loszustürzen, welche ihn fliehend in einen andern Theil des Circus lockt, von wo aus der Stier nicht säumt, sich von Neuem auf die noch kampffertigen Picadores zu werfen. Man hat Stiere gesehn, welche 9 bis 12 Pferde tödteten, deren ganz mit Blut bedeckten Kopf nun Kronen zierten, welche ihnen der allgemeine Enthusiasmus zuerkannte. Nachdem der Stier so viele Pferde getödtet hat, daß deren Mangel für den übrigen Theil des Tages zu befürchten ist, ziehen sich die Picadores zurück. Jetzt ergreift ein verwegener Chulos ein kleines Stäbchen, woran ein Feuerwerkchen befestigt ist, und stößt es mit der daran befindlichen Stahlspitze dem Thiere in den Nacken. Von

Eisen und Feuer zugleich gepeinigt, brüllt und schnauft es, rennt und steht still, macht Sprünge, geht rückwärts, stürzt vorwärts, schäumt, und bereitet sich mit flammenden Augen auf einen verzweifelten Widerstand. Da verkünden die Trompeten den Augenblick, der seiner Qual ein Ende machen soll. Von einer Quadrille der Chulos unterstützt, setzt sich der Matador mit fliegender Muleta und entblößtem Degen gravitätisch gegen das Thier in Marsch und beide Kämpfer messen sich mit den Augen. Der Mann, kaltblütig auf seiner Hut, bewegt seine Fahne, die bald die ganze Aufmerksamkeit seines ungeheuren Gegners erregt. Der Stier beobachtet die geringsten Bewegungen der Muleta, und indem er sicheren Stoßes auf den Feind zu stürzen glaubt, wirft er sich nur auf die wehende Fahne; der behende Matador weicht aus und stößt dem Stier, im Augenblicke, wo er unter seinem linken Arme weggeht, mit der rechten Hand den Degen durch die Brust. Der Stier stürzt zusammen, und gelingt es dem Sieger, den Degen im Augenblick wieder aus der Wunde zu ziehn und die Gesellschaft auf der Stelle mit blutiger Waffe zu grüßen, so ertönt von allen Seiten der lauteste Beifallruf; die Damen werfen ihm Blumen, Zuckerkörner oder Konfekt zu, und reiche Leute oft einen Regen von Piastern und Goldstücken. Wenn dem Matador der Stoß aber mißlingt, so treten Hohngeschrei und Beschimpfung an die Stelle des Beifalls, und tödtet der Stier seinen Gegner, so schreit die Menge bravo und klatscht wie wahnsinnig. Jedoch es tritt wieder ein neuer Matador hervor und der Stier muß doch am Ende sterben. Jeder Stier ist auf seinem Rücken mit einer Bandschleife versehen, welche die Farbe seiner Rasse bezeichnet. Nach errungenem Siege knüpft der Matador dieses Band ab und überreicht es einer Dame der Versammlung, welche, ist sie nicht die seines Herzens, nicht verfehlt, auf eine solche Galanterie mit einem reichen Geschenke zu antworten. Die berühmtesten Toreadors sind beinahe alle, nach einer längeren oder kürzeren Ausübung ihres gefährlichen Handwerks, auf dem Kampfplatze umgekommen. Man nennt unter andern den berühmten Romero. Er hatte seit einigen Jahren, in Folge mehrerer Wunden, dem Ruhm entsagt, die Damen Madrids durch seine Heldenthaten zu entzücken; da wünschte die Gemahlin Karl's V., welche stets seine Gönnerin gewesen war, ihn noch einmal in der Arena zu sehn. Romero mißtrauete seinem Glücke; er wollte, sagte er, Gott nicht versuchen. Seine Beschützerin befahl, und Romero starb vor ihren Augen, auf die Hörner eines Stiers gespießt, der mit ihm stolz um den Kampf-

platz galoppirte, gleich als ob er die Wichtigkeit seines Triumphes fühlte. Diesmal war die Menge mitleidig und überhäufte das Opfer des königlichen Eigensinns nicht mit Schmähungen. Wenn ein Stier getödtet ist, führt man, während des kurzen Zwischenraums, bis die Trompeten die Ankunft eines andern Opfers verkünden, reich geschmückte Maulthiere herein, welche den todten Stier sammt den todten Pferden hinwegschaffen. Neun bis zwölf Stiere müssen bei einem solchen Festspiele unterliegen, dessen Herrlichkeit durch den Tod von etlichen 20 Pferden vollkommen wird."

In der portugiesischen Stadt Leiria sah der Berliner Professor H. F. Link ein Stiergefecht auf einem freien Platze zwischen den Häusern der Stadt. Ehe der Stier herausgelassen wurde, befanden sich eine Menge Masken und Possenreißer da, welche nur zum Theil davonliefen, wenn der Stier kam. Es geschah nicht selten, daß dergleichen Leute vom Stier ertappt und mißhandelt wurden, der doch aber, wie überall in Portugal, Knöpfe an den Hörnern hatte. Einen von ihnen warf der Stier mit vieler Leichtigkeit über den Rücken; einen Possenreißer, der sich einen dicken Bauch gemacht hatte, holte der Stier ein, als er eben über das Geländer steigen wollte, und versetzte ihm einige derbe Stöße. Vor dem Durchgang durch ein Haus stand eine Menge Bauern ganz frei, nur mit langen Knüppeln bewaffnet. Näherte sich der Stier, so schlugen alle auf ihn los, schrieen dazu und brachten ihn, mit Hülfe der Neckereien von Seiten der Kämpfer, gewöhnlich zum Weichen. Ein Stier jedoch machte einen verzweifelten Angriff auf diesen Haufen und warf Alles durch einander. Einige litten bei diesem Vorfall Schaden. Fällt der Stier, so stürzt Alles über ihn her und gibt ihm auf alle mögliche Weise den Rest. — Es gibt auch Stiergefechte, bei denen Leute erscheinen, die in einem stark geflochtenen, tonnenförmigen Korbe ohne Boden gehn; sie gucken heraus, necken den Stier, ziehn sich zusammen, wenn er sie erwischen will, und bleiben meist unbeschädigt, wenn er den Korb wegrollt oder in die Höhe wirft.

„Peru," so sagt der Naturforscher J. J. v. Tschudi im Jahr 1838, „ist das einzige Land in Südamerika, in dem noch förmliche Stiergefechte gefeiert werden. Zu Lima geschieht es in einem eigens dazu gebauten Amphitheater. Der Kampfplatz ist einige Zoll tief mit Sand bedeckt und von gemauerten Zimmerchen umgeben, welche rings eine Barriere bilden, die der Stier nicht überspringen kann, und über ihnen erheben sich in aufsteigenden Reihen Bänke und Logen. In der Mitte des Kreises ist die mit

rothem Tuch ausgeschlagene Loge des Präsidenten, und dieser gegenüber die schmale Thüre des Torils. Es ist dies ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampfe bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens erwartet. Das Toril ist so enge, daß sich das Thier darin kaum bewegen kann; überdies wird es noch mit Querstangen eingepferchet, so daß jede Bewegung auf die Seiten oder nach rückwärts gehemmt wird. Mit breiten Nadeln werden hier dem Schlachtopfer bunte Bänder durch das Fell gezogen, reiche Schabracken auf den Rücken genäht, Schwärmer und Raketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen, feinen Lanzen sticht man ihn von allen Seiten, bis seine Wuth auf den höchsten Grad gesteigert ist. In der Mitte des Kampfplatzes sind ein Dutzend Pfähle eingerammelt, die so enge stehn, daß nur ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich hart bedrängte Kämpfer, um den gefährlichen Verfolgungen des Stieres zu entgehn. Am bestimmten Tage ist ganz Lima in Bewegung und um 2 Uhr sind im Amphitheater 12- bis 15,000 Menschen versammelt. Gegen halb 3 Uhr kommt der Präsident, von einer starken Leibgarde von Lanciers eskortirt, gefahren, die Musik spielt eine rauschende Fanfare, und schweigend betreten elegant gekleidete Kämpfer zu Pferd und zu Fuß, ohne Waffe, nur mit einem Mantel in der Hand, durch dessen Schwenkung sie den Stier necken, den Kampfplatz. Dreimal umgehen sie den Platz, den Präsidenten und das Publicum begrüßend. Berühmte Helden, ja selbst Heldinnen, die sich unter ihnen befinden, werden mit tausendfachem Beifalljauchzen begrüßt. Die schmetternde Trompete gibt nun das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Kämpfer zerstreuen sich; nur Einer stellt sich zu Pferd dem Toril gegenüber. Noch einmal ruft die Trompete; der Stier stürzt aus der geöffneten Thüre und tobt mit hoch aufgehobenem Schwanze, Feuer sprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern in blinder Wuth einher. Ruhig erwartet ihn der Kämpfer, schwenkt seinen Mantel, weicht dem Stoße des Feindes aus, verfolgt und neckt ihn, stürmischer Beifall ertönt; ein Kämpfer zu Fuß löst ihn ab, hält einen scharlachrothen Mantel vor, weicht dem Stoße aus, neckt wieder, wird endlich hart bedrängt, flüchtet zwischen die Pfähle, gegen welche der Stier mit der Stirn stößt, sich dann abwendet und auf eine weiße, in Papier gehüllte, mit einem Feuerwerk gefüllte Menschengestalt losstürzt und sie umwirft; es folgt ein Knall, Rauch steigt auf, zahllose Schwärmer schwirren um das tobende Thier, brennende Reste hängen an seinen Hörnern; es schüttelt mächtig

den Kopf, stampft, brüllt, und durchrennt, bebend vor Wuth und Schmerz, den Kampfplatz. Jetzt reitet ein Kämpfer dem Stier entgegen, sein Pferd bäumt sich, in weitem Bogen spritzt ein dicker Blutstrahl aus der durchbohrten Brust; der Stier weicht, wie mit Grausen über seine That erfüllt, zurück und das Pferd stürzt todt unter seinem Reiter zusammen. — Nun erscheint ein Matador, in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blicke und fester Haltung tritt er vor, schwingt ein paar Mal seinen Mantel, und schon hat ihn der Stier bemerkt und rüstet sich zum Angriff; weite Kreise schlägt er mit seinem Schweife, tief gesenkt hält er den Kopf, und mit Heftigkeit wühlt er den Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern dahinrollenden Donner, dringt. Wenige ängstliche Minuten verstreichen. Mit emporgehobnem Dolche heftet der kühne Matador seine Augen auf den furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick, und er liegt im Todeszucken vor seinen Füßen. Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Geld werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem Haare des leblos dahin gestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegstrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält. Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor öffnet sich und zwei Neger jagen auf vier stolzen, reich geschmückten Hengsten, die einen eisernen Haken nach sich schleppen, herein. Wie sie sich dem todten Thiere nahen, scheuen sie zurück, bäumen sich, aber schnell wird der Haken in den Strick gehängt, und in sausendem Galopp, von Trompetengeschmetter begleitet, reißen es die feurigen Rosse mit sich zum Thore hinaus. Dann gleichen einige Neger mit Besen den Sand aus und verwischen alle Blutspuren. — Schon wird wieder zum Kampfe geblasen; ein neuer Stier, mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geschmückt, tobt auf dem Kampfplatze, wird von unbewaffneten Kämpfern gehetzt, dann tritt ihm ein Reiter entgegen, versetzt ihm einen Lanzenstoß, aber der Stier rächt sich und trifft mit scharfem Horne die Weichen des Rosses, daß die Gedärme hervorquellen; ein Theil derselben schleppt im Sande nach, aber doch folgt das edle Thier dem Zaume, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Lanzenkämpfer ist nicht glücklicher, bald ist er sammt seinem Pferde über den Haufen geworfen und muß sich zurückziehn. Bluttriefend ruht das Schlacht-

opfer einige Augenblicke aus. Da kommen leise von hinten Leute und durchhauen ihm die Sehnen, es bricht zusammen und mit satanischem Triumphe eilen nun Neger mit Messern und Lanzen herbei, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe vertheidigt es sich mit Muth und schon mancher dieser Henker hat seine Mordlust mit dem Tode gebüßt. — Nun kommen ein halb Dutzend Indianer singend und tanzend auf den Platz und springen eine Zeit lang unter drolligen Geberden herum. Wird der neue Stier losgelassen und stürzt auf sie zu, so verwunden sie ihn, aber immer springend und tanzend, und stoßen ihm endlich die Lanzen in den Leib, daß er todt niederstürzt. — Es wird Abend; schon 4 Stunden hat das Schauspiel gedauert, und 11 Stiere sind als Opfer eines barbarischen Vergnügens gefallen; aber 16 stehn auf der Liste. Ein Theil mag auf den nächsten Kampftag verspart werden; aber noch einmal öffnet sich das Toril und heraus sprengt ein Reiter auf einem ungesattelten Stier. Die Schwierigkeit, sich auf einem solchen tobenden Thiere zu erhalten, ist sehr groß; der Reiter bekommt daher seine Prämie, wenn er nur bis zur Mitte des Platzes gelangt, ohne abgeworfen zu werden. Es gibt jedoch einige Neger, die so gewandt sind, daß sie nicht bloß fest sitzen, sondern sogar im Reiten Feuerwerke losbrennen, wodurch sie den lebhaftesten Beifall der Zuschauer erwerben. — In den Städten und Dörfern der Thäler des peruanischen Hochlandes werden die Stiergefechte immer auf dem viereckig gebauten Hauptplatze gehalten, nachdem man die Straßen durch Balken abgesperrt hat. Die Indianer versammeln sich nach dem Gottesdienste, betrinken sich in Branntwein, reiten dann betrunken auf den Kampfplatz, necken den Stier eine Zeit lang und erlegen ihn zuletzt, indem sie sich massenweis auf ihn stürzen, mit unzähligen Stichen. Jedes solche Stiergefecht kostet das Leben von Menschen und Pferden. Ich habe mehr als 20 dieser Stiergefechte beigewohnt. Während meiner Anwesenheit in Jauja wurden an Einem Tage 14 Indianer und 19 Pferde schwer verwundet und getödtet."

Von der Heldenthat einer Kuh erzählt A. Antoine: „Im 8. Jahre der Republik, im Monat Pluviose, waren bei Auxonne mehrere Leute von einer hungrigen Wölfin überfallen worden. Ein etwa 14jähriger Hirtenknabe, Namens Fourcault, den sie sich ebenfalls zum Opfer ausersehen, ward auf eine ganz unerwartete Weise gerettet. Er weidete auf dem Gebiet von Villiers-les-Pots eine Heerde Kühe. Die Wölfin erschien; die Kühe bildeten einen Kreis

und zeigten ihr die Hörner; aber die Wölfin stürzte sich nicht auf sie, sondern auf den Knaben, welchen sie packte und gewaltig schüttelte. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht eine Kuh plötzlich hervorgesprungen und mit solcher Gewalt gegen die Wölfin gestürzt wäre, daß sie ihre Beute mußte fahren lassen. Der Knabe benutzte den Kampf, der sich nun zwischen der Wölfin und seiner Befreierin entspann, um sich aus dem Staube zu machen, aber das Raubthier eilte ihm nach und packte und schüttelte ihn wie das erste Mal; doch auch jetzt eilte die Kuh zu seiner Hülfe herbei, befreite ihn nochmals, und durch Hülfe zufällig hinzukommender Leute von Villiers-les-Pots ward die Wölfin vollends verjagt. Fourcault kam mit einigen Wunden glücklich davon und hat weiter keinen Schaden gelitten."

„Ich habe Ochsen gesehn," sagt Plinius, Buch 8, 70, „welche auf Befehl kämpften, Räder schlugen, auf die Hörner fielen und wieder aufstanden, sich auf die Erde legten und wegtragen ließen, und sogar auf schnell rennenden Wagen wie Kutscher standen. Die Thessalier wissen die Ochsen geschickt zu tödten, indem sie ihnen zu Pferd nachjagen, ein Horn packen und ihnen den Hals brechen. Dieses Schauspiel hat in Rom zuerst der Dictator Cäsar gegeben. In Aegypten wird sogar ein Ochse als Gott verehrt. Er heißt Apis und hat auf der rechten Seite einen weißen Fleck in Form des zunehmenden Mondes; unter der Zunge hat er einen Knoten. Er darf nur ein bestimmtes Alter erreichen, dann wird er im Priesterquell ersäuft, und unter Jammer und Wehklagen ein neuer gesucht. Mit geschornen Köpfen trauern sie nun, bis ein neuer Apis gefunden ist, was meist nicht lange dauert. Ist er gefunden, so führen ihn die Priester nach Memphis." — Den Worten des Plinius füge ich die Bemerkung bei, daß ich in der ägyptischen Sammlung zu Wien einen schönen, großen, einbalsamirten Apiskopf gesehn habe. Will der Leser diese oder andre Sammlungen in Oesterreich ebenfalls besehn, so darf er im Voraus überzeugt sein, daß ihm die Sache durch die freundliche Güte der Beamten sehr erleichtert wird.

Der **Auerochs** (Ur, Wisent, Bison), Bos Urus, L. S. Bild 57. Franz. l'Aurochs. Unterscheidet sich vom Rind durch seine gewölbte Stirn, die breiter als lang ist, durch Hörner, welche vor (unter) der Leiste stehen, die das Stirnbein vom Hinterhaupt scheidet, während sie beim Rind an den zwei Enden derselben stehn, und durch ein Paar Rippen mehr; er hat deren 14 Paar; ferner durch das krause Haar, welches Kopf und Hals des Männchens bedeckt und unter dem Kopfe einen Bart bildet; endlich durch seine Stimme und den

Mangel der Wamme. Die Hörner sind kurz, aufwärts gebogen, glänzend schwarz. Das Haar ist schwarzbraun. Er ist das größte europäische Landsäugethier und man hat ihn ehemals von 13 Fuß Länge gefunden. Seine Stirn riecht nach Bisam; er ist äußerst wild und stark und bewohnte sonst fast ganz Mittel-Europa. Jetzt findet er sich nur noch, und zwar als Seltenheit, am Kaukasus, ferner im 17 Quadratmeilen großen Walde von Bialowies im litthauischen Gouvernement Grodno, woselbst ohne Erlaubniß des Kaisers kein Stück geschossen werden darf. Nach der Zählung vom Jahre 1828 befanden sich in jenem Walde 696 Stück und in einem kleinen daneben liegenden 40 Stück. Der Wald besteht aus Laub- und Nadelholz und hat viel Sumpf. Die Auer leben darin bis zum zwölften Jahre in Heerden von 20 bis 40 Stück; die älteren leben einsam. Die Vermehrung ist sehr gering, weil die Kühe nur selten kalben. Im August ist die Brunftzeit. Dann kämpfen die Männchen gegen einander, und die jüngeren werden öfters todt gestoßen. Ende März bekommt das Weibchen Ein braunrothes Kalb, das es gegen $5\frac{1}{2}$ Monate säugt. Sie fliehen die bewohnten Stellen, verlassen nie den Wald und halten sich meist im Dickicht auf. Ihre Stimme ist ein kreischendes Gebrüll. Im Zorne greifen sie den Menschen an, wedeln drohend mit dem Schweife und ihre Augen sind dann stärker geröthet. Gegen das zahme Rindvieh zeigen sie eine angeborne Feindschaft; die Pferde haben große Angst vor ihnen. — Die alten Deutschen faßten, wie Cäsar erzählt, die Hörner erlegter Auerochsen am Rande in Silber und tranken bei festlichen Mahlen daraus.

Der **Bison** (amerikanische Auerochs oder Büffel), B. Bison, L., sieht dem europäischen Auerochsen ganz ähnlich und es ist nicht erwiesen, daß er eine von ihm verschiedne Art sei. Er war sonst über ganz Nord-Amerika verbreitet, lebt aber jetzt nur noch in den Wildnissen der westlichen Theile, und ist am zahlreichsten in dem Felsengebirge (Rocky Mountains) und dessen Umgebung. Die meisten Bewohner jener Gegenden leben hauptsächlich vom Fleisch der Bisonten und vom Verkaufe des Felles. Fort Union am Missuri führt, nach Prinz Neuwied's Angabe, jährlich 40- bis 50,000 Stück Felle von Bisonkühen aus, während man die der Stiere nicht in Handel bringt, weil sie zu schwer sind. Die Stiere erreichen oft ein Gewicht von mehr als 14 Centner. Um das Felsengebirge sieht man überall die Gerippe der Bisonten und überall in den Flüssen ihre Leichen schwimmen. Die Stämme der Indianer und die Pelzjäger

ziehen den wandernden Heerden nach und es sterben oft ganze Familien Hungers, wenn es an diesem Wilde fehlt. Man erlegt sie theils einzeln, theils heerdenweis in sogenannten Bisonparks (Büffelpferchs).

Im Jahre 1820 sah Kapitän John Franklin den Büffelpferch ohnweit Carlton. Es war ein ungeheurer, mit Pfählen und Schnee umzäunter Platz ohne Eingang. Berittene Indianer treiben eine Büffelheerde gegen die Seite des Pferchs, wo der Schnee festgestampft und bis zur Höhe der Pfähle aufgeworfen ist, und zwingen sie dann durch entsetzliches Geschrei und Flintenschüsse, hinein zu springen, woselbst sie leicht erlegt werden können. Mitten im Gehäge stand ein großer Baum, an welchem Stücken Büffelfleisch und Tuch als Opfer für den Großen Herrn des Lebens hingen, auf dessen Beistand bei der Jagd gerechnet wird. — „Die Büffeljagd," sagt Franklin, „wird noch auf andre Weise von den Indianern mit Erfolg betrieben: Ein gut berittener Jäger sprengt auf die Heerde zu, trennt ein auserwähltes Thier von den andern, nahet sich ihm auf gehörige Schußweite und streckt es mit der Kugel nieder. Selten wird er sein Ziel verfehlen, obgleich er in vollem Galopp schießt. Bei dieser Gelegenheit kann der Jäger leicht mit dem Pferde stürzen, weil jene Ebnen überall von Dachsen unterwühlt sind; auch droht ihm Gefahr von der Wuth des Büffels, der sich plötzlich zur Wehr setzt, wüthend auf das Pferd losrennt, und dieses oft verwundet oder den Reiter herunterwirft."

Als T. J. Farnham auf seiner Reise nach dem Felsengebirge im Mai des Jahres 1839 an den Fluß Pawneefork im Lande der Kauzaus-Indianer kam, fand er, daß diese ihre Winterwohnungen verlassen hatten, um, wie jedes Jahr, während der warmen Jahreszeit Vorrath an Büffelfleisch für den Winter zu sammeln. Im Lager befanden sich an 1500 Seelen. Ihre Zelte waren von Stangen gebaut, die mit Büffelfell überspannt waren, und überall brannten Feuer, über und neben denen Büffelfleisch in langen, dünnen Streifen, die einen höchst widrigen Geruch verbreiteten, getrocknet wurde. Bei den Jagden waren die Indianer zu Pferd, jagten neben den flüchtigen Büffeln hin und tödteten mit Lanze, Pfeil oder Kugel so lange, bis ihr Pferd ermattet nicht mehr weiter konnte. Hinter den Männern kamen die Frauen, streiften das erlegte Wild ab, schnitten das beste Fleisch herunter, und ritten dann, schwer mit Beute beladen, langsam in's Lager zurück, wo sie das Trocknen des Fleisches und die Zubereitung der Häute besorgen. Etwa am 1. Au-

gust wird das Lager abgebrochen, die Rückreise nach den Wohnungen am Konzas-Flusse angetreten, dort die Ernte des im Frühjahr gesäeten Maises und der Bohnen vorgenommen, und dann der Winter in aller Ruhe und Sorglosigkeit erwartet. Nachdem Farnham das Lager der Kauzaus-Indianer verlassen, fand er, nach einem zweitägigen Marsche, in der weiten, baum- und strauchlosen Ebne am Pawneefork, so weit das Auge schauen konnte, 3 Tage lang die ganze Gegend mit Büffelheerden überzogen, welche zum Theil ganz nah an die Gesellschaft der Reisenden kamen. Die Erde war überall mit Büffelmist bedeckt, und dieser gab jedesmal, wenn Halt gemacht wurde, den Feuerstoff. Am Arkansas-Flusse wurden dann die Büffelheerden seltner.

Nach Catlin's Angabe jagen auch die Indianer, welche in den Gegenden wohnen, wo die Büffel ihr Winterquartier halten, dieselben bei tiefem Schnee auf Schneeschuhen, mit denen sie leicht über die weiße Fläche hingleiten, während das Wild bei jedem Schritt tief einsinkt. Er gibt auch an, daß sich Indianer in Wolfspelz kleiden, so daß der Wolfskopf ihre Mütze bildet, während der Schwanz hinter ihren Füßen hängt; daß sie sich dann an Orten, wo Büffel erwartet werden, auf die Erde legen, und schießen, sobald sich staunende Büffel vor ihnen hingestellt haben.

Als Kapitän Bonneville am Snakeriver (Schlangenfluß) war, hatten die Wilden in der Nähe die Büffel gejagt, und aus ihrem Bereiche vertrieben. Plötzlich sah man von des Kapitäns Lager aus, wie sie in ungeheuern Heerden von den Bergen herabkamen. Sie bildeten große dunkle Massen, von wo ihr tiefes Brüllen, wie das dumpfe Rollen des Donners beim Anfang eines Gewitters, herüber schallte. „Es ist ganz unmöglich," sagt Bonneville, „sich eine Idee von dem Anblick eines solchen Getümmels von Thieren zu machen, die so groß und so lebhaft sind, und wie vom Wirbelwind geführt vorbei fliegen." Großer Mangel an Lebensmitteln, den Bonneville's Leute erlitten hatten, gab ihnen jetzt doppelten Eifer bei der Verfolgung. Ein Indianer, der sich unter denselben befand, war zu Pferde mitten unter die Büffel gerathen, ohne Flinte oder Bogen und Pfeile zu haben. Doch stürzte er sich auf eine Kuh, die dicht an ihm vorbei kam, und stieß ihr sein langes Messer so glücklich in die Brust, daß sie gleich darauf zusammenbrach. Es war dies eine verwegne That, doch hatte ihn der Hunger desperat gemacht. Oft haben die Büffel ein zähes Leben, und sie müssen an gewissen Theilen verwundet werden. Eine Kugel, die die zottige

Stirn des Ochsen trifft, bewirkt nur ein heftiges Aufwerfen des Kopfes; eine Kugel, welche eine Kuh auf dasselbe Fleck trifft, ist tödtlich. Die Ochsen, wenn sie auch eine tödtliche Wunde haben, kämpfen doch bisweilen noch wüthend; so sah Kapitän Wyeth, daß ein Indianer, der einem verwundeten Ochsen noch zusetzte, hart büßen mußte. Der Büffel wendete sich plötzlich gegen ihn, sein Pferd scheute, warf ihn ab, und ehe er noch aufspringen konnte, hatte ihm das Thier schon mit dem Horn die Brust durchbohrt. Unter den Indianern und den von Indianerinnen und Weißen abstammenden Jägern, welche Kapitän Bonneville bei sich hatte, waren treffliche Reiter und kühne Jäger. Wenn diese einen recht großen Ochsen in der Ebene antrafen, machten sie sich ein Vergnügen daraus, denselben zu reizen und zu quälen. Sie umgaben ihn zu Pferde und schossen schnell hinter einander ihre Pfeile auf ihn ab, um ihn zum Angriff zu reizen; stürzte er sich auf einen los, so wich dieser mit großer Geschicklichkeit aus. Auf diese Weise umschwärmten sie ihn, seine Haut mit ihren Pfeilen spickend, die endlich ganz von Pfeilen starrte. Wenn der Büffel endlich anfing, matt zu werden, und nicht mehr auf sie losstürzte, stiegen sie ab, näherten sich ihm vorsichtig von hinten, ergriffen ihn beim Schwanz, zogen ihn rückwärts und rissen ihn von einer Seite zur andren, bis das Thier, von Neuem zur Wuth gereizt, noch einmal seine Kraft zusammennahm und auf die nächsten mit vor Wuth flammenden Augen und heiserm Gebrüll losrannte; doch nach Kurzem stürzte es, von aller Kraft verlassen, nieder und gab den Geist auf. Die Jäger zogen dann ihre Pfeile wieder heraus, schnitten ihm nur die Zunge aus, und ließen den todten Körper den Wölfen zur Speise liegen. Als Kapitän Bonneville einst mit dreien seiner Leute auszog, um Biberjäger, um die er in Sorge war, aufzusuchen, traf er unterwegs einen Haufen Banneck-Indianer, die ihm vorschlugen, mit ihnen eine Büffeljagd zu machen. Er willigte gern ein. Am andern Morgen wurde erst eine Wache ausgestellt, damit keine feindlichen Indianer sie überfallen möchten, dann näherten sich die Indianer auf den flinksten Pferden vorsichtig den Büffeln, indem sie durch Vertiefungen und Schluchten ritten, damit sie die Thiere nicht sähen. Als sie nahe genug waren, stürzten sie auf ein gegebenes Zeichen, wie eine Koppel Hunde, mit lautem Geschrei mitten unter die Heerde, und schossen ihre Pfeile rechts und links ab. Die Ebene schien wirklich unter den Tritten der Büffel zu beben, als sie davonstürmten, die Kühe in größter Angst; die Ochsen, in höchster Wuth, stießen ein

dumpfes Gebrüll aus, und wendeten sich oft gegen ihre Verfolger. Nichts gleicht der Lebhaftigkeit, Anmuth und Geschicklichkeit, womit diese Indianer ihre Pferde lenkten und zwischen der erschrocknen Heerde hin- und herjagten, wobei sie ihre Pfeile abschossen und stets sicher trafen. Mitten in dieser Verwirrung wählten sie mit der größten Kaltblütigkeit gewöhnlich die fettesten Kühe aus, da das Fleisch der Ochsen zu dieser Zeit nichts werth war. In wenig Minuten hatte jeder Jäger mehrere Kühe angeschossen, ein einziger Pfeil reichte hin, sie zum Weglaufen unfähig zu machen, und oft tödtete er auf der Stelle. Erst als die Jagd ganz vorüber war, wurden die noch lebenden vollends getödtet. Ein andermal hatte Kapitän Bonneville einen hohen, steilen Felsen erstiegen, um sich in der Gegend umzusehn; er hatte eine außerordentlich weite Aussicht, und dennoch war, so weit das Auge reichen konnte, die ganze Ebne von unzähligen Büffelheerden schwarz. „Keine Sprache kann," sagt er, „eine Idee von dieser lebenden Masse, die sich meinem Auge zeigte, geben."

Kapitän Wyeth, welcher nach St. Louis zurückkehren wollte, machte sich ein Boot aus Büffelhaut. Die Haut eines großen Büffels wird über eine Art von Rahmen gezogen; das seinige bestand jedoch aus drei Häuten, die fest zusammengenäht waren, und die Nähte stark mit Elendsfett und Asche bestrichen; es war 18 Fuß lang, fünf Fuß sechs Zoll breit und ging $1\frac{1}{2}$ Fuß tief im Wasser. In diesem schiffte er sich mit noch 5 andern Menschen und seinen Pelzen ein, und fuhr den Bighorn- und Yellowstonefluß hinab, bis in den Missuri. Ein solches Boot muß immer wieder getrocknet werden, damit die Häute nicht faulen. So hatten sie auch einen Abend das Boot an's Land geschafft und sich daneben gelagert, als sie am jenseitigen Ufer ein Brüllen, Stampfen, Rauschen, Plätschern und Schnauben hörten, was sie aus dem Schlafe aufschreckte. Es war eine Heerde Büffel, die durch ihre gewöhnliche Furth gingen. Man hatte kaum Zeit, sich zu besinnen und das Boot nebst den Habseligkeiten und sich selbst aus dem Wege zu räumen, als auch schon die vordersten Büffel das diesseitige Ufer an der Stelle erreichten, wo die Reisenden gelagert hatten. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, beim bleichen Mondschein diese unzählige Menge Thiere durch den Fluß kommen zu sehn, indem sie schnaubten, brüllten und das Wasser um sich spritzten.

Diese stets herumziehenden Thiere gehen in unzählbaren Schwärmen von einer Stelle der großen Wildniß zur andren, über die gro-

ßen Ebenen, durch die engsten Bergpässe, durch die Flüsse, über die sie oft schwimmen, immer rastlos, und auf ihren Wanderungen von der Kenntniß der Wege geleitet, die, so zu sagen, vererbt ist. Diese großen Büffelheerden haben ihre Straßen und Nebenstraßen, die deutlich in den Boden eingedrückt sind, und immer zu den sichersten Bergpässen und den besten Furthen der Flüsse führen. Ist einmal die ganze Kolonne im Rennen begriffen, so geht es gerade vorwärts, ohne daß ein Hinderniß sie aufhält, denn die Vordersten werden unwiderstehlich von den Nachfolgenden weiter getrieben. Auf diese Weise rennen sie mitten durch ein Lager und treten Alles auf ihrem Wege nieder.

„Die Schwarzfuß-Indianer," sagt Bonneville, „welche freilich wohl die schnellsten Läufer sind, jagen die Büffel zu Fuße. Dies geschieht im Frühling, wenn der Frost aus der Erde gezogen und diese noch ganz weich ist. Die schweren Büffel sinken dann bis über die Hufen ein und werden leicht von den Schwarzfüßen eingeholt, die mit wenig Beschwerde über den Boden hinlaufen."

Der **Büffel**, B. Bubălus, L. Franz. le Buffle. Die Hörner sind rundlich-dreieckig, biegen sich von ihrer Basis an nach hinten, die Spitzen richten sich auf. Stirn gewölbt, fast so lang als breit. Das Haar ist kurz, anliegend, schwarzbraun oder grau. Er stammt aus Ostindien und den Sundainseln, woselbst er sich zahm und wild findet, und wurde im Mittelalter nach Aegypten, Griechenland, der Türkei, Italien gebracht, wo er, so wie in Ungarn, noch häufig gezogen wird. Im ganzen warmen Asien, so wie durch Nord-Afrika ist er jetzt ebenfalls verbreitet. Er gedeiht nur in wasserreichen und sumpfigen Gegenden, schwimmt gut, legt sich gern während der warmen Jahreszeit bis an die Ohren in Wasser oder Sumpf. Die Kuh trägt gegen 12 Monate und bringt immer nur Ein Junges. Der Büffel nimmt mit sehr grober Nahrung vorlieb, wird vermittelst eines Ringes gelenkt, den man ihm durch die Nase legt, und dient vorzugsweis zum Ziehen, wobei er bedeutend mehr leistet als ein Rind oder Pferd. Seine Stimme ist ein fürchterliches Gebrüll. Im Zorn ist er schrecklich, stürzt sich blindlings auf den Gegenstand seiner Wuth, wirft ihn mit der Stirn nieder und zertritt ihn mit den Füßen, oder verfolgt den fliehenden hartnäckig, während das gewöhnliche Rindvieh, wenn man schnell ausweicht, wie blind weiter rennt. Selbst wenn er in tiefste Ruhe versunken scheint, ist ihm nicht zu trauen. Ich war einmal auf der schönen Pfaueninsel bei Potsdam, fand da einen von sehr starken Pfosten und Bohlen um-

gebenen Platz, und in dessen Mitte einen kleinen Teich, worin 5 Büffel der Ruhe pflegten und mir nicht viel mehr als Nasen, Hörner und Ohren zeigten. Die Neugierde trieb mich, mehr zu sehn, und ich dachte, sie würden sich langsam, gravitätisch drohend erheben, wenn ich einmal den Stock in der Luft schwenkte. Gedacht, gethan; aber wie der Stock pfiff, fuhren sie auch wie wahnsinnig, dumpf brüllend aus dem Schlamm, und so schnell auf den Ort, wo ich stand, los, daß ich mich eiligst duckte und zur Seite sprang. Kaum hatte ich ein paar Sprünge gethan, da stießen sie auch schon mit solch ungeheurer Gewalt gegen die Bohlen, daß diese weithin krachten und bebten, so daß ich sicher erwartete, sie würden das ganze Ding über den Haufen werfen. Seit jener Zeit habe ich keines Büffels Ruhe wieder gestört. — Auf Java macht man sich öfters das Vergnügen, Büffel in umschlossenem Raume mit Tigern kämpfen zu lassen. Gelingt es dem Tiger, gleich beim ersten Sprung den Büffel an der Kehle zu packen, so siegt er, sonst aber wird er besiegt, indem der Büffel ihn mit den Füßen zertritt.

„Von Büffeln," sagt Percival, „gibt es eine große Menge auf Ceilon zahm und wild; allein auch die zahmen legen ihre wilde Natur nie ganz ab, und es ist besonders für den Europäer, gegen dessen Farbe sie einen Widerwillen haben, gefährlich, ihnen zu begegnen. Ein rother Rock macht sie vollends ganz wüthend, was die englischen Soldaten oft in große Lebensgefahr bringt. Fleisch und Milch der Büffel haben einen ranzigen, sehr unangenehmen Geschmack."

„In Ostindien," so erzählt Johnson, der sich dort lange aufgehalten, „trieben 2 Leute eine Reihe beladener Büffel von Palamow nach Dschittrah. Etwa eine Stunde vom letzteren Orte fiel ein Tiger den hintersten Mann an. Ein Hirt, der Büffel in der Nähe hütete, eilte jenem Manne muthig zur Hülfe und verwundete den Tiger gefährlich mit seinem Schwerte. Der Tiger ließ den Mann los und packte jetzt den Hirten; aber die Büffel, welche dies sahen, stürzten sich auf den Tiger, befreiten ihren Herrn und warfen sich jenen mit den Hörnern zu, so daß er bald um's Leben kam." Beide Verwundete wurden Johnson's Pflege übergeben. Der Treiber genas, aber der Hirt war so übel zugerichtet, daß er starb.

Es gibt in Ostindien auch eine Rasse von Büffeln, welche man **Arni** nennt und die sich von der gemeinen durch bedeutendere Größe, Wildheit und durch Hörner unterscheidet, die 4 bis 5 Fuß lang werden. Auf den ostindischen Inseln findet man auch weiße Büffel.

Der **Grunzochs** (Jak, Yak), B. grunnïens, L., hat die Größe des gemeinen Rindviehs, aber überall sehr langes Haar und namentlich gleicht der Schwanz mit seinen 2 bis 3 Schuh langen, seidenartigen, feinen, aber steifen Haaren einem recht vollen Roßschweif. Die Farbe des Thieres ist verschieden, jedoch sucht man sich solche zu ziehn, welche schwarz sind, aber ein weißes Rückgrath und einen weißen Schwanz haben. Man findet dieses Thier, welches ein kühles Klima liebt, in den hohen Gebirgen Tibets, des nördlichen China's und der Mongolei, theils in großen zahmen Heerden, theils wild. Es ist ein äußerst nutzbares Thier, dient zum Reiten, zum Lasttragen, gibt vortreffliche Milch, gutes Fleisch, und sein Schweif, welchen man als Kriegspanier, als Zierde für Schiffe, Elephanten, Rosse, als Fliegenwedel u. s. w. gebraucht, wird sehr theuer bezahlt, oft gefärbt, und namentlich viel nach Persien und der Türkei verhandelt, woselbst man ihn Roßschweif nennt und als Auszeichnung für höhere Beamte gebraucht.

Der **Kaffernbüffel**, B. caffer, Sparrm. Die Hörner so groß und so dick, daß sie fast die ganze Stirn bedecken. Farbe dunkelbraun. Er bewohnt in großen Heerden Süd-Afrika, ist auch in der abyssinischen Gegend Kulla sehr zahlreich, woselbst man seine Haut bloß zu Schilden benutzt; die Haut eines erwachsenen gibt deren 4 und jedes kostet 2 bis 3 Speciesthaler.

Professor Thunberg erzählt, daß er mit seinen Begleitern im Kaffernland in ein Gehölz geritten sei, wo auf einem offnen Flecke ein großer Büffel gelegen habe. Kaum hatte dieser den Führer, welcher an der Spitze des Zuges ritt, erblickt, als er auch schon mit furchtbarem Gebrüll gerade auf ihn los stürzte. Der Führer schwenkte schnell sein Pferd und versteckte sich hinter einem dicken Baume. Der Büffel warf sich nun auf den nächsten Reiter und stieß dessen Pferd mit seinem Horn so gewaltig in den Bauch, daß es auf der Stelle sterbend niedersank. Die beiden Reiter kletterten so schnell als möglich auf Bäume und das rasende Thier lief auf die übrige, noch etwas entfernte Gesellschaft zu, bei welcher der Professor war. Vor dieser ging ein Pferd ohne Reiter her, und auf dieses stürzte sich der Büffel mit solcher Wuth, daß er es sammt dem Sattel durch und durch stieß, und es zugleich so gewaltig niederwarf, daß es auf der Stelle todt war. In diesem Augenblick kam der Professor an, und weil sein Weg zu schmal zum Umkehren war, so dankte er Gott, daß er Gelegenheit fand, sich auf einen ziemlich hohen Baum zu flüchten. Der Büffel rannte aber jetzt, ohne wei-

teren Unfug anzurichten, davon. Kurze Zeit darauf entdeckten die Reisenden eine große Büffelheerde, welche ruhig in der Ebne weidete. Weil es ihnen bekannt war, daß diese Thiere auf freier Ebne niemand anfallen, so näherten sie sich auf 40 Schritte und gaben Feuer. Die Büffel erschraken und flohen in den Wald, die verwundeten aber konnten ihnen nicht folgen. Unter diesen war ein alter Büffel, der rasend auf die Reisenden los lief. Obgleich die Kugel durch die Brust und einen großen Theil des Leibes gedrungen war, so galoppirte er dennoch mehrere hundert Schritte weit, bevor er zusammenbrach.

Die Kaffern erlegen gewöhnlich die Büffel mit Wurfspießen, die sie mit großer Geschicklichkeit schleudern. Hat ein Kaffer eine Büffelheerde entdeckt, so gibt er durch den Ton einer sehr laut klingenden Pfeife ein Zeichen, worauf andre herbeieilen und einen Kreis um die Thiere schließen. Sie werfen ihre Spieße so geschickt, daß selten einer entkommt. Zuweilen werden mehrere Jäger von den Büffeln getödtet oder verstümmelt, doch schreckt das die übrigen nicht ab. Sobald die Jagd vorbei ist, theilen sie das Fleisch der Beute unter sich zu gleichen Theilen.

Kolbe berichtet, daß ein am Kap von Europäern gejagter Büffel sich auf einen seiner Verfolger, der ein rothes Kleid hatte, stürzte. Um sein Leben zu retten, warf sich dieser in das Meer und floh schwimmend; das Thier jedoch folgte ihm so nahe, daß ihm keine andre Ausflucht blieb, als unterzutauchen. Der Büffel verlor ihn aus dem Gesicht, schwamm nach dem Ufer zu und wurde durch einen Kanonenschuß erlegt. Lichtenstein sah viele Leute, welche von Büffeln erhaltene Wunden an sich trugen.

Der **Bisamochs**, B. moschātus, Zimm. Er hat eine, wie beim Schafe, behaarte Schnauze, einen sehr kurzen Schwanz, kurze Beine, lange Haare. Farbe braun mit weißer Schnauze. Im hohen Norden von Amerika, vorzüglich im Lande der Eskimos.

„Die Bisambüffel," sagt Kapitän John Franklin, „treten in Heerden zusammen und halten sich während der Sommermonate gemeiniglich in den Steppen unfern der Flüsse auf, ziehen sich aber im Winter in die Wälder zurück. Sie scheinen weniger wachsam zu sein als das meiste andre Wild, und der Jäger kann sich ihnen daher, während sie äsen, gegen den Wind ohne Schwierigkeit nähern. Wenn 2 bis 3 Leute die Heerde so beschleichen, daß sie von verschiedenen Richtungen feuern, so drängen sich diese Thiere, statt sich zu zerstreuen oder flüchtig zu werden, immer dichter zusammen, so daß

gewöhnlich viele erlegt werden. Sind sie nur leicht verwundet, so gerathen sie in Wuth und schießen grimmig auf den Jäger zu, der ihnen dann nur durch Behendigkeit entgehen kann. Ihre kräftigen Hörner dienen ihnen zur Wehr gegen Wölfe und Bären, welche, nach Aussage der Indianer, nicht selten von ihnen getödtet werden. Die Bisambüffel fressen eben die Pflanzen wie das Rennthier, und die Fährten beider Thiere haben so viel Aehnlichkeit mit einander, daß nur ein erfahrner Jäger sie zu unterscheiden vermag. Das größte der von uns erlegten Stücke wog nicht über 300 Pfund. Das Fleisch hat, vorzüglich wenn das Thier mager ist, einen unangenehmen Moschusgeschmack." Aus dem Pelz machen sich die Eskimos Mützen, deren Haare über das Gesicht fallen und sie vor Mückenstichen schützen. Parry hat Bisambüffel erlegt, die im Ganzen 7 Centner wogen. Kapitän Roß traf im Lande der Eskimos einen Bisamstier, ließ seine 3 Hunde los und diese stellten ihn. Er zitterte vor Wuth und stieß nach den Hunden, welche aber immer auswichen. Roß feuerte auf eine Entfernung von 15 Ellen 2 Kugeln ab; der Stier fiel, sprang aber sogleich wieder auf und stürzte schnell auf ihn zu. Er barg sich hinter einem Felsenstück, gegen welches der Stier jetzt so heftig mit dem Kopfe rannte, daß er augenblicklich zu Boden sank. Bald aber war er wieder auf, rannte mit den Hunden umher und stürzte wieder auf Roß los, als dieser, nachdem er geladen, wieder hervortrat und ihn nun mit 2 Kugeln niederstreckte. Die Eskimos zwingen die Bisamochsen durch Hunde, sich von Felsen zu stürzen, so daß sie vom Sturze sterben.

Neunte Ordnung der Säugethiere.

Fischsäugethiere. Cetacea.

Die Vorderbeine sind kurz und bilden Flossen. Die Hinterbeine fehlen; der Körper endet in eine knochenlose, wagrechte Schwanzflosse. Körper fast oder ganz haarlos. Das äußere Ohr fehlt. Die Gestalt dieser Thiere ist fischähnlich; sie leben im Meere und wenige dringen in die Mündungen der Flüsse. Sie athmen durch Lungen und müssen daher oft an die Oberfläche kommen, sie haben

warmes Blut, bekommen lebendige Junge und säugen dieselben mit dem Euter. Die wagrechte Schwanzflosse unterscheidet sie von ferne schon von den Fischen, bei denen sie senkrecht steht.

Erste Familie der Fischsäugethiere:

Grasfresser. Herbivŏra.

Die Backenzähne haben flache Kronen. An der Brust stehen 2 Euter. Die Nasenlöcher öffnen sich vorn an der Schnauze, und diese hat einen Schnurrbart. Wenn sie sich mit dem Vordertheil aus dem Wasser erheben, so sind sie, von vorn und von Weitem gesehn, einem Menschen etwas ähnlich, und Reisende haben daher öfters geglaubt, Seejungfern u. dgl. gesehn zu haben.

Erste Gattung:

Manati. Manātus, Rond.

Allerwärts 8 Backenzähne; erwachsene Thiere haben weder Schneide- noch Eckzähne. — Der **Manati** (Lamantin, Seekuh), M. atlantĭcus, Ok. Trichĕchus manātus, Linn. Wird 10 bis 15 Fuß lang; die Haut ist schwarzgrau, die Schwanzflosse eirund. Er lebt gesellig an den Mündungen der großen Flüsse Süd-Amerika's und des östlichen und westlichen Afrika's, in die er oft weit hinauf steigt, und an deren Ufern er Pflanzen frißt. Man stellt ihm des Fettes, der 1½ Zoll dicken Haut und des wohlschmeckenden Fleisches wegen nach, hebt letzteres auch eingesalzen oder an der Sonne gedörrt auf. Die Geistlichkeit zählt das Thier zu den Fischen, daher gibt es eine gute Fastenspeise.

Zweite Gattung:

Dugong. Halicŏre, Ill.

Beim alten Thiere allerwärts 3 Backenzähne; im Zwischenkiefer 2 lang werdende Hauzähne, die jedoch von den großen Lippen verdeckt werden. — Der **Dugong** (Seekuh, Seemaid), H. cetacĕa, Ill., 7 bis 10 Fuß lang. Farbe bläulich, am Bauche weißlich. Er lebt von Seetang. Sein Fleisch ist vortrefflich. An den Küsten Ostindiens, Neu-Hollands, im rothen Meer.

Dritte Gattung:

Borkenthier. Rhytīna, Ill.

Das **Borkenthier**, Rh. Stellēri, Desm. Länge 23 Fuß; Gewicht 8000 Pfund. Farbe braun. Die Haut hat eine 1 Zoll dicke, hornige, rissige Borke. Statt der Backenzähne hat das Thier jederseits oben und unten Einen langen, gefurchten Knochen. Lebt an den Küsten Kamtschatka's von Seetang.

Zweite Familie der Fischsäugethiere:

Walle. Hydraula.

Die Nasenlöcher öffnen sich oben auf dem Kopfe mit Einem gemeinschaftlichen Loch (Spritzloch), nur bei den Wallfischen (Balæna) mit 2. Die Luft, welche sie beim Ausathmen mit Wasserdampf vermischt ausstoßen, bildet über denselben Dampfsäulen, die man bei kaltem Wetter weit sieht; sie können aber auch eigentliche Wassersäulen ausstoßen, indem sie das mit dem Mund gefaßte Wasser durch die Nase treiben. Da die Nasenlöcher oben stehn, so braucht das Thier beim Athmen den Mund nicht über das Wasser zu erheben. Sie haben keine Haare, mit Ausnahme weniger Bartborsten. Die Euter liegen weit hinten. Die Jungen hat man schon oft saugen sehn; sie sind dabei unter Wasser. Im Jahr 1836 stellte ein gelehrter Franzose (Geoffroy) die Behauptung auf, es sei unmöglich, unter Wasser zu saugen, stellte mühsame Untersuchungen mit den Eutern der Walle an und brachte heraus, daß ihre Muskeln so eingerichtet wären, daß sie dem Jungen die Milch in's Maul spritzten, und so ein eigentliches Saugen nicht nöthig wäre. Einem guten Beobachter der Natur, Namens Traill, wollte das Ding nicht recht einleuchten; mit dem Gegenbeweise war er übrigens sehr schnell fertig, denn er setzte sich in's Wasser, zog den Kopf unter die Oberfläche und sog da so gut, wie wenn er ihn in der Luft gehabt hätte. Ihre Nahrung kauen die Walle nicht, sondern verschlucken sie ganz.

A) Walle, deren Kopf nicht auffallend groß ist.

Vierte Gattung:

Delphin. Delphīnus, Linn.

In beiden Kinnladen einfache, fast immer kegelförmige Zähne. Sie sind die raubgierigsten dieser Ordnung.

Der **gemeine D.** (Tümmler), D. Delphis, L. S. Bild 58. Franz. le Dauphin. Die Schnauze gleicht einem flachen, dünn auslaufenden Schnabel, der auf jeder Seite jeder Kinnlade mit 42 bis 45 dünnen, gebogenen, spitzen Zähnen bewaffnet ist; beide Kinnladen sind gleich lang. Er wird 8 bis 10 Fuß lang, ist oben schwärzlich, unten milchweiß, bewohnt in großen Heerden das Mittel- und atlantische Meer, ist durch seine große Schnelligkeit berühmt und schnellt sich sogar auf das Verdeck kleiner Schiffe. Er verfolgt alle Fische, die er überwältigen kann; schaarenweis umringt er öfters die Schiffe, und die Schaaren werden von den stärksten angeführt. Das Weibchen bekommt 1 Junges, selten 2. Man verfolgt das Thier des Speckes wegen. Sein Fleisch ist schwarz, und schmeckt gut, wenn man nur gleich, nachdem das Thier getödtet ist, die dicke es bedeckende Specklage absondert. Vor alten Zeiten, bevor dieser Delphin, gleich andren Thieren, durch Feuergewehr scheu gemacht war, muß er gegen Menschen äußerst zutraulich gewesen sein. Die Alten führen eine Menge dies beweisender Beispiele an. Man vergleiche Aristoteles, Buch 9, 35; Plinius, Buch 9, 7 und 8; Aelian, Buch 2, 6 und 8; 6, 15; 11, 12; 12, 6.

Der **große D.** (Tümmler), D. Tursio, Bonnat., ist oben schwärzlich, unten weiß, hat auf jeder Seite jeder Kinnlade 21 bis 24 kegelförmige, stumpfe, gerade Zähne; der Unterkiefer ragt vorn über den Oberkiefer vor. Wird bis 15 Fuß lang, bewohnt die nordischen Meere.

Das **Meerschwein**, D. Phocæna, L. Ist oben schwarz, unten weiß, hat auf jeder Seite jeder Kinnlade 23 bis 25 Zähne, die von außen nach innen zusammengedrückt sind und nach der Spitze breiter werden; Rückenflosse stumpf und niedrig. Das Thier wird 4 bis 5 Fuß lang und seines Speckes wegen stark verfolgt, schwimmt äußerst schnell, heerdenweis, lebt von Fischen und findet sich häufig in allen europäischen Meeren. Im kleinen Belt, zwischen Fünen und Jütland, werden regelmäßig jedes Jahr im December Jagden auf die Meerschweine veranstaltet.

Die **Orka** (Butskopf), D. Orca, Fabr., D. Gladiator, Bonnat. Franz. l'Epaulard. Zähne dick, kegelförmig, auf jeder Seite jeder Kinnlade 11. Farbe oben schwarz, unten weiß; über dem Auge ein halbmondförmiger weißer Fleck. Die Rückenflosse hoch und spitz, weswegen er auch Schwertfisch heißt. Er ist ein gewaltiges Thier von 20 bis 25 Fuß Länge. In den nördlichen Meeren ist er gemein. Anderson erzählt in seinen „Nachrichten von Island,"

daß sich mehrere Butsköpfe vereinen, um den Wallfisch anzufallen, daß sie ihn so lange beißen und ihm Stücken aus dem Leibe zerren, bis er so abgemartert ist, daß er das Maul öffnet, worauf sie sich sogleich an die Zunge machen, um sie stückweis zu verschlingen. Martens hat es selbst mit angesehn, wie sie dem Wallfisch die Zunge ausfressen. „Die Orkas," sagt Steller, „fängt bei Kamtschatka niemand; wenn sie aber todt an den Strand getrieben werden, verzehrt man das Fett davon. 1742 im Monat November wurden 8 Stück zugleich todt auf Lapatka an das Land geworfen mit einem entsetzlichen Sturme. Es hat dies Seethier fast kein Fleisch, sondern lauter Fett, welches viel flüssiger als Wallfischthran ist. Es ist ein abgesagter Feind vom Wallfisch und stellt diesem Tag und Nacht nach. Verbirgt er sich in einer Einbucht am Land, so lauern sie auf ihn, bis noch mehrere dazu kommen, alsdann führen sie solchen in der Mitte wie einen Arrestanten, unter entsetzlichem Aechzen und Seufzen, nach der See, wo sie sich untertauchen und ihn mit ihrem schrecklichen Gebiß anfallen. Alle Kamtschadalen fürchten sich ungemein vor diesem Thiere, weil solches, wenn man ihm zu nahe kommt oder es mit einem Pfeil verwundet, die Kähne umwirft; dahero bekommt es, wo es entgegenkommt, Geschenke und wird mit einem besondren Spruch persuadirt, daß es gute Freundschaft halten und keinen Schaden zufügen solle." Auch Tilesius bezeugt (1835), daß die Orken den Wallfisch schaarenweis verfolgen und anfallen.

Der **schwarze D.**, D. melas, Traill. Ganz schwarz, nur bei alten am Bauche ein weißer Längsstreif. Auf jeder Seite jeder Kinnlade 9 bis 13 spitzige, nach innen gebogene Zähne; Rückenflosse lang zugespitzt. Wird bis 20 Fuß lang. Bewohnt die nordischen Meere. Im Jahr 1805 strandeten über 300 Stück an der Insel Hitland, im Dec. 1806 desgleichen 92 an der orkadischen Insel Pomona, im Januar 1812 70 bei Paimpol in der Bretagne. Am wichtigsten ist dieser Delphin für die färöer Inseln, wo man ihn Grindewal nennt. Sobald sich eine Schaar sehen läßt (so erzählt Graba als Augenzeuge), wird ein Zeichen gegeben; Rauchsäulen steigen auf der Insel empor, überall sieht man Leute wie unsinnig rennen, Kinder werden umgerannt, Alles schreit Grindabut, bewaffnet sich und stürzt in die Boote. Bald stoßen diese vom Lande und eilen wie im Fluge dem Orte zu, wo sich die Thiere befinden, schließen hinter ihnen einen weiten Halbkreis, treiben sie mit entsetzlichem Lärm in eine Bucht und dort gegen den Strand. Hier geht das

Blutbad los. Mit 14 Fuß langen Lanzen sticht man aus den Böten, vom Lande her waden eine Menge Leute in's Wasser, stoßen den Schlachtopfern eiserne Haken in den Leib und zerren sie an's Land; die Thiere, deren oft mehr als 100 sind, peitschen mit ihren Schwänzen das blutige Wasser, so daß es weit umherfliegt; viele hundert Menschen schreien, toben, kämpfen, sind über und über mit Blut bespritzt. Endlich wird's Ruhe; die todten Thiere werden an dem Strande hingelegt und unter Aufsicht des Amtmanns nach Stand und Würden vertheilt. Wenn die Färöer 14 Tage lang von diesem Fleische gegessen haben, so glänzen ihre Gesichter, Haare und Hände von Fett, welches durch die Schweißlöcher dringt.

Fünfte Gattung:

Narwall. Monödon, Linn.

Haben gar keine Zähne, mit Ausnahme zweier, geradeaus stehender, gewundener, spitzer Stoßzähne im Oberkiefer, wovon der linke oft eine bedeutende Länge erreicht, der rechte aber meist klein ist oder fehlt.

Der **Narwall,** M. Monocĕros, L. S. Bild 59. Franz. le Narval. Der Stoßzahn ist schraubenartig gefurcht, bis 10 Fuß lang und hat dem Thiere den Namen des Einhornfisches verschafft. Zwar ist der Keim zu 2 Stoßzähnen vorhanden, aber äußerst selten werden beide gleich lang; gewöhnlich verkümmert der rechte. Der Narwall wird 13 bis 16 Fuß lang; die Farbe ist unregelmäßig schwarz-, bräunlich-, grau- und weiß-marmorirt; ganz junge sind fast einfarbig schiefergrau. Der Mund ist klein; das Spritzloch steht oben auf dem Kopfe. Er hat keine Rückenflosse, sondern nur eine Erhöhung über das ganze Rückgrath. Er bewohnt die nördlichen Meere.

Ein alter männlicher Narwall, welchen Scoresby erlegte, maß 15 Fuß 4 Zoll in der Länge und 9 Fuß 4 Zoll im Umfange. Der äußere Theil des Zahns war 7 Fuß 6 Zoll und der im Oberkiefer sitzende 15 bis 16 Zoll lang. Die Haut war fast ganz weiß, mit wenigen grauen Flecken in den Seiten und auf dem Rücken. Der Körper war mit 4 Zoll dickem Specke umzogen. Die Oberseite des Zahns war mit einem schmierigen Stoffe größtentheils bedeckt, der einen schwärzlich-braunen Ueberzug bildete; die untere Seite hingegen und einige Zoll von der Spitze waren ganz rein, weiß und glatt. Diese Theile müssen also, wie es scheint, mehr gebraucht werden, so daß jener Ueberzug sich nicht darauf ansetzen konnte. Der

Magen eines Narwalls, welchen Scoresby untersuchte, enthielt verschiedene halb verdaute Fische und Fischgräten, ferner die Arme und andre Ueberbleibsel des Tintenfisches, welcher die Hauptnahrung auszumachen scheint, auch ein Stück vom Rückgrath der Butte, des Schellfisches, des Rochen nebst einem fast ganzen Rochen. Letzterer war 2 Fuß 8 Zoll lang und 1 Fuß 3 Zoll breit. Es ist merkwürdig, daß der Narwall, ein Thier ohne Zähne, ausgenommen den einen hervorstehenden, doch im Stande ist, so große Fische, wie den Glattrochen, der fast dreimal so breit ist, als die Weite vom Munde des Narwalls, zu fangen und zu verschlingen. Es ist wahrscheinlich, daß er den Rochen erst mit seinem Horn durchbohrt und tödtet, ehe er ihn verschlingt; sonst kann man sich nicht vorstellen, wie ein Fisch von einiger Behendigkeit sich von einem Thiere mit kleinem, glatten Maule, ohne Zähne zum Festhalten und Zermalmen, und ohne irgend ein andres Werkzeug zum Zusammendrücken, würde haben greifen und hinunter zwängen lassen. Die Flossen dienen dem Narwall, um sich im Gleichgewicht zu erhalten; zum Schwimmen dient der Schwanz. Es sind behende, muntre, harmlose Thiere, die mit beträchtlicher Geschwindigkeit schwimmen. Wenn sie an der Oberfläche athmen, liegen sie oft einige Minuten lang ohne Bewegung, indem sie Rücken und Kopf nur eben über dem Wasser halten. Sie sind von geselliger Gemüthsart und lassen sich oft in vielen kleinen Haufen von einem halben Dutzend und darüber beisammen sehen. Jeder Haufe besteht meistens aus Thieren von einerlei Geschlecht. Wird der Narwall mit einer Harpune verwundet, so taucht er auf eben die Art und fast mit derselben Geschwindigkeit unter, wie der Wallfisch, nur nicht bis zu einer gleichen Tiefe.

B) Walle, deren Kopf so groß ist, daß er ein Drittheil oder die Hälfte der Körperlänge ausmacht; dieses Mißverhältniß entsteht durch die erstaunliche Größe der Gesichtsknochen. Schädel und Gehirn haben keine bedeutende Größe.

Sechste Gattung:

Pottwall. Physēter, Linn.

Der Kopf ist vorn ungeheuer dick. Die Oberkinnlade hat keine Barden, keine, oder nur ganz kleine Zähne. Die Unterkinnlade ist schmal, lang, paßt in eine Furche der Oberkinnlade und hat auf jeder Seite eine Reihe walzen- oder kegelförmiger Zähne, welche, bei geschlossenem Munde, in Löcher der Oberkinnlade passen. Die Nah-

rung dieser Thiere besteht in anderen Seethieren verschiedener Art. Der Obertheil ihres ungeheuren Kopfes besteht fast nur aus großen Höhlungen, deren Wände knorplig sind; das Oel, welches sie ausfüllt, wird zum Theil beim Erkalten fest; die feste Masse nennt man Wallrath (Sperma ceti), die flüssige Wallrathöl. Um ihretwillen verfolgt man diese Thiere hauptsächlich, denn sie haben nicht sehr viel Speck. Jene Höhlungen sind vom eigentlichen Schädel sehr verschieden; dieser ist klein und enthält, wie gewöhnlich, das Gehirn. Auch in dem Specke, der unter der ganzen Haut liegt, findet man mit Wallrathmasse gefüllte Kanäle.

Der **Pottwall** (Kaschelot, Pottfisch), Ph. macrocephălus, L. S. Bild 60. Franz. le Cachalot. An jeder Seite der Unterkinnlade 20 bis 23 Zähne. Die Farbe ist oben schwärzlich, unten weißlich. Er wird über 60 Fuß lang, bewohnt die großen Meere vom Nordpol bis zum Südpol, und wird jetzt, nach den von Dumont d'Urville im Jahr 1840 angestellten Untersuchungen, am meisten bei der Insel Timor gejagt, wo d'Urville fast nur englische und nordamerikanische Schiffe mit dem Fang beschäftigt fand. Von einem großen kann man 56 Centner Wallrath und 234 Centner Wallrathöl erhalten. Man erhitzt die frisch gewonnene Masse, reinigt sie, läßt sie erkalten, preßt sie in leinenen Beuteln und trennt dadurch das Oel. In Handel kommt der Wallrath in schneeweißen, glänzenden Stücken, welche keine Fettflecken machen und, mit einem Dochte verbrannt, fast keinen Ruß geben. In der Regel vermischt man ihn mit Wachs und Schafstalg und gießt daraus Kerzen. Merkwürdig ist der Kaschelot noch durch die Ambra, welche man in seinem Darme, oder im Meere schwimmend findet. Man kann sie wie Wachs kneten, sie riecht eigenthümlich, aber keineswegs angenehm, ja sie stinkt, wenn man sie vor dem Löthrohr verbrennt. Man hat sie sonst als Arznei gebraucht und sehr theuer bezahlt.

Siebente Gattung:

Wallfisch. Balaena, Linn.

An Gestalt und Körpergröße sind sie den Pottwallen ähnlich, doch ist der Kopf vorn nicht so dick. Sie haben gar keine Zähne. Die Oberkinnlade ist inwendig zu beiden Seiten dicht mit schwarzen, gekrümmten Querplatten besetzt, welche Barden (Barten) oder Fischbein genannt werden, aus faseriger Hornmasse bestehen und an der dünnen, nach unten gerichteten Kante mit schwarzen Borsten

besetzt sind, durch welche das eingeschluckte Wasser abläuft, die zur Nahrung dienenden Thierchen aber zurückgehalten werden. Die Unterkinnlade wird durch 2 große gebogene Knochen gebildet und ist waffenlos. Die Zunge ist fleischig und dick. Der Schlund ist sehr eng, daher leben diese ungeheuer großen Thiere nur von kleinen Thieren. Die Augen sind sehr klein; die Ohröffnung ebenfalls. Das äußere Ohr fehlt.

Der **gemeine Wallfisch**, B. Mysticetus, L. S. Bild 61. Franz. la Baleine franche. Er unterscheidet sich von den übrigen durch den Mangel einer Rückenflosse. Der Kopf beträgt $\frac{1}{3}$ der ganzen Länge. Bewohnt in zwei nur in unwesentlichen Merkmalen abweichenden Rassen die dem Nord- und Südpol benachbarten Meere.

Die genauesten Nachrichten stammen vom Engländer Scoresby (Tagebuch, übersetzt v. Kries, 1825): „Der Wallfisch," sagt er, „ist ein schätzbares, merkwürdiges Thier, das den vornehmsten Handelszweig der Polargegenden ausmacht, da es einen reichlicheren Ertrag an Oel gewährt, als irgend ein andres Thier seiner Gattung, und, bei seiner furchtsameren Gemüthsart und geringeren Behendigkeit, leichter gefangen wird. So beträchtlich die Größe des Wallfisches ist, so hat man sie, bei dem Hange des Menschen zum Wunderbaren, doch noch um Vieles übertrieben. Von 322 Wallfischen, mit deren Fang ich persönlich beschäftigt gewesen bin, ist, glaube ich, nicht einer über 60 Fuß lang gewesen, und der größte, welchen ich gemessen habe, und der dem Ansehn nach einer der größten war, die mir je vorgekommen sind, war von einem Ende bis zum andern 58 Fuß lang. Ein ungewöhnlich großer Wallfisch, der vor ungefähr 20 Jahren in der Nähe von Spitzbergen gefangen wurde und beinahe 15 Fuß langes Fischbein hatte, maß, so viel ich weiß, noch nicht 70 Fuß, und die größte Länge, von der ich gehört habe, die man durch eine wirkliche Messung gefunden hat, ist die, von der uns Karl Gieseke Nachricht gibt, welcher erzählt, daß im Frühjahr 1813 bei Godhavn ein Wallfisch von 67 Fuß Länge getödtet worden sei. Solche Beispiele sind indeß sehr selten. Aus allen sicheren historischen Nachrichten geht übrigens hervor, daß früherhin die Wallfische keineswegs größer gewesen sind als jetzt. Ein ausgewachsener Wallfisch hält an dem dicksten Theile seines Körpers 30 bis 40 Fuß im Umfange. Wenn der Mund offen steht, so macht er eine Höhlung, die so groß ist wie eine Schiffskammer und geräumig genug, um ein ganz bemanntes Boot eines Kauffarteischiffes in sich zu fassen, da sie 6 bis 8 Fuß weit, 10 bis 12 Fuß hoch

und 15 bis 16 Fuß lang ist. Die 2 Flossen sind 7 bis 9 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß breit. Der Schwanz ist ein furchtbares Werkzeug zur Bewegung und Vertheidigung. Seine Länge beträgt nur 5 bis 6 Fuß, aber seine Breite 18 bis 26 Fuß. Die Lage desselben ist horizontal. Seine Bewegungen sind schnell, seine Kraft ungeheuer. Die Augen sind auffallend klein, wenig größer als ein Ochsenauge. Die Blaselöcher liegen ungefähr 16 Fuß von dem vordern Theil der Oberkinnlade. Sie sind die eigentlichen Nasenlöcher des Wallfisches. Ein feuchter Dampf, mit Schleim vermischt, wird aus ihnen herausgestoßen, wenn das Thier athmet. Der Rachen enthält, anstatt der Zähne, zwei lange Reihen von Barden (Fischbein), die an den Seiten des Schädels festsitzen. Sie sind im Allgemeinen der Länge nach gekrümmt, obwohl sie bisweilen gerade gehn, und geben dem oberen Theile des Rachens eine bogenförmige Gestalt. Sie sind unmittelbar von den Lippen bedeckt, die an dem untern Theil der Kinnlade festsitzen, und schließen zwischen ihren äußersten Enden die Zunge ein. Jede Reihe besteht aus mehr als 300 einzelnen Stücken oder Blättern; die längsten sitzen ungefähr in der Mitte, und von da nehmen sie nach beiden Seiten immer mehr ab, bis auf nichts. Funfzehn Fuß ist die größte Länge des Fischbeins, aber schon 13 Fuß ist eine Länge, die man selten findet; die größte Breite beträgt 10 bis 12 Zoll. Die Blätter, welche die beiden Reihen von Fischbein ausmachen, laufen parallel, mit ihrer breiten Seite gegen einander gekehrt, in einem Abstand von ⅔ eines Zolls, die Dicke des Blattes mitgerechnet, und gleichen einem Satz von Sägen in einer Schneidemühle. Die innern Ränder sind mit Fransen von Haaren besetzt. Ein großer Wallfisch gibt bisweilen 3360 Pfund Fischbein. Die Zunge kann der Wallfisch nicht ausstrecken. Ein dünner Bart aus wenigen, kurzen, weißen Haaren sitzt auf dem vordersten Theile der beiden Lippen. Das Weibchen hat 2 Euter am Unterleibe, die man beim todten Thiere immer zurückgezogen findet, und die beim lebenden wohl nicht länger sein können als ein paar Zoll. Die Milch gleicht in ihrem Ansehn der Milch andrer Säugethiere. — Aeltere Wallfische sind größtentheils grau und weiß; ich habe Wallfische gesehn, die über und über scheckig waren; jüngere sind bläulichschwarz und saugende haben eine bloß blaue oder bläulichgraue Farbe. Die Haut am Körper ist mit leichten Furchen, gleich den Wasserlinien in grobem Papier, durchzogen. Sie ist etwa einen Zoll dick und geht dann allmälig in den Speck über, welcher das ganze Thier umkleidet, gelblichweiß, gelb oder roth ist, und

im Wasser schwimmt. Die Dicke des Speckes geht von 8 bis 20 Zoll. Die Zunge besteht vorzüglich aus einer weichen Art von Fett, das aber weniger Oel enthält als ein gleich großer Theil des Specks. Speck und Fischbein sind die Gegenstände, um derentwillen der Wallfisch gefangen wird. Fleisch und Knochen werden zurückgelassen, ausgenommen bisweilen die Kinnladen. Das Fleisch eines jungen Wallfisches hat eine rothe Farbe, und wenn es vom Fett gereinigt und gebraten wird, so schmeckt es wie derbes Rindfleisch; von alten dagegen sieht es beinahe schwarz aus und ist überaus grob. Der Gehörsinn des Wallfisches scheint stumpf zu sein. Ein Geräusch in der Luft, z. B. wenn jemand aufschreit, bemerkt er, selbst in der Entfernung einer Schiffslänge, nicht; hingegen macht auch ein geringes Plätschern im Wasser, bei ruhigem Wetter, ihn aufmerksam und verscheucht ihn. Sein Gesicht ist scharf. Man bemerkt bisweilen, daß ein Wallfisch den andern in klarem Wasser, unter der Oberfläche, in einer erstaunenswerthen Entfernung wahrnimmt. Auf der Oberfläche aber können sie nicht weit sehn. Sie haben keine Stimme; aber wenn sie Athem holen oder blasen, so machen sie ein lautes Geräusch. Der Dampf, welchen sie ausstoßen, steigt einige Ellen hoch, und sieht von Weitem wie ein hervorschießender Rauch aus. Ist das Thier verwundet, so ist das Spritzloch oft mit Blut gefärbt, und bei der Annäherung des Todes strömt bisweilen lauter Blut heraus. Sie blasen am stärksten, dichtesten und lautesten, wenn sie im vollen Laufe begriffen sind, wenn sie aufgescheucht und in Unruhe gesetzt werden, oder wenn sie zuerst auf der Oberfläche erscheinen, nachdem sie lange unter Wasser gewesen sind. Sie blasen ungefähr 4- oder 5mal in einer Minute. Da der Wallfisch leichter als das Seewasser ist, so kann er an der Oberfläche mit seinem Scheitel und einem beträchtlichen Theile des Rückens über Wasser bleiben, ohne die geringste Anstrengung oder Bewegung. Hinabzusteigen aber fordert eine Anstrengung. Derjenige Theil seines Körpers, welcher über dem Wasser hervorragt, wenn das Thier lebt oder nur eben getödtet ist, beträgt wahrscheinlich nicht den zwanzigsten Theil desselben; aber in der Zeit von einem Tage nach dem Tode, wenn die Fäulniß angefangen hat, schwillt der Fisch zu einer ungeheuren Größe, so daß wenigstens ein Drittheil des Ganzen zum Vorschein kommt, und der Körper bisweilen durch die in ihm erzeugte Luft auseinander berstet. — Vermittelst des Schwanzes geht der Wallfisch im Wasser vorwärts. Die größte Geschwindigkeit bewirkt er durch kräftige Schläge, die er mit demselben abwechselnd

auf- und niederwärts gegen das Wasser thut. Die Flossen sind insgemein in horizontaler Richtung ausgestreckt, und ihre Hauptbestimmung scheint zu sein, den Körper im Gleichgewicht zu erhalten; denn in dem Augenblick, da das Thier stirbt, fällt es auf die Seite oder kehrt sich auf den Rücken um. Es scheint auch, daß sie gebraucht werden, um die Jungen wegzutragen, und die Richtung beim Fortschwimmen zu ändern. So plump der Körper eines Wallfisches ist, und so unbehülflich er zu sein scheint, so sind doch seine Bewegungen nichts weniger als ungeschickt und langsam. Ein Wallfisch, der, ohne sich zu rühren, auf der Oberfläche ruht, kann in 5 oder 6 Sekunden außer dem Bereich seiner Verfolger sein. Indessen hält diese Schnelligkeit nur wenige Minuten an. Seine gewöhnliche Bewegung, wenn er von einem Ort zum andern schwimmt, beträgt selten mehr als 4 Meilen in einer Stunde. Bisweilen fährt er mit solcher Heftigkeit gegen die Oberfläche, daß er ganz über dieselbe herausspringt; und dies geschieht, wie es scheint, zum Zeitvertreib, zu großer Verwunderung des entfernten Zuschauers, aber zu nicht geringem Schrecken des unerfahrnen Schiffers in der Nähe, zumal wenn der tollkühne Harpunirer gerade alsdann befiehlt, vorwärts zu rudern, um einen Angriff zu machen. Bisweilen stellt sich der Wallfisch mit dem Kopfe gerade niederwärts, hebt den Schwanz in die Luft und schlägt auf das Wasser mit furchtbarer Gewalt. In beiden Fällen wird das Meer zu Schaum geschlagen und die Luft weit umher mit Wasserdunst erfüllt. Das Getöse, das dabei entsteht, wird bei stillem Wetter in großer Entfernung gehört, und die wogenden Kreise verbreiten sich auf eine ansehnliche Weite. Bisweilen schüttelt der Wallfisch seinen furchtbaren Schwanz mit einer Heftigkeit in der Luft, daß man es 2 bis 3 Meilen weit hören kann. Gewöhnlicherweise bleibt der Wallfisch, wenn er athmen will, ungefähr 2 Minuten an der Oberfläche, selten länger, und in dieser Zeit bläst er 8- oder 9mal; alsdann taucht er unter und bleibt etwa 8 oder 10 Minuten aus, bisweilen auch, wenn er auf Nahrung ausgeht, 15 bis 20 Minuten. Die Tiefe, zu welcher er hinabsteigt, ist unbekannt, wiewohl man aus der wirbelnden Bewegung des Wassers an der Oberfläche schließen kann, daß sie nur gering ist. Ist er aber verwundet, so geht er in große Tiefen hinab, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß man Beispiele hat, daß die Kinnladen oder der Schädel durch das Aufstoßen gegen den Boden zerbrochen wurden. Manche glauben, daß der Wallfisch, wenn er ungestört ist, mehrere Stunden nach einander unter Wasser aus-

halten kann. Selten findet man ihn schlafend; bisweilen sind jedoch, bei ruhigem Wetter und zwischen dem Eise, auch hiervon Beispiele vorgekommen. — Die Paarung der Wallfische hat man oft in der letzten Hälfte des Sommers beobachtet, und da man Weibchen, die ihre Jungen mit sich führen, meistens im Frühjahr antrifft, so kann man annehmen, daß sie im Februar oder März werfen. Der Wallfisch bringt nur Ein Junges auf Einmal zur Welt. Das Junge soll bei der Geburt wenigstens 10, wo nicht 14 Fuß lang sein. Es geht unter der Leitung der Mutter ein Jahr und darüber, oder so lange, bis es durch das Wachsthum des Fischbeins in den Stand gesetzt ist, sich selbst seine Nahrung zu verschaffen. Die mütterliche Liebe des Wallfisches, der in andrer Hinsicht ein stumpfsinniges Thier zu sein scheint, ist auffallend und merkwürdig. Das Junge, das die Gefahr nicht kennt, wird leicht harpunirt; alsdann zeigt sich die Zärtlichkeit der Mutter in einem so hohen Grade, daß sie dadurch oft in die Gewalt der Wallfischfänger geräth. Wenngleich daher ein Junges von geringem Werthe ist, so wird doch bisweilen Jagd darauf gemacht, um die Mutter herbeizulocken. Diese eilt sogleich zu dem verwundeten Jungen, steigt mit ihm auf die Oberfläche, um zu athmen, treibt es an fortzuschwimmen, sucht ihm auf der Flucht behülflich zu sein, indem sie es unter ihre Flosse nimmt, und verläßt es selten, so lange es noch lebt. Alsdann ist es gefährlich, sich ihr zu nähern, aber sie gibt dabei oft Gelegenheit, angegriffen zu werden. Aus Angst für die Erhaltung ihres Sprößlings setzt sie alle Rücksichten für ihre eigne Sicherheit bei Seite, fährt mitten durch ihre Feinde hindurch, verachtet die Gefahr, welche ihr droht, und bleibt freiwillig bei ihrem Jungen, selbst wenn schon mehrere Harpunen sie getroffen haben. Im Juni 1811 harpunirte einer von meinen Harpunirern einen jungen Wallfisch, in der Hoffnung, die Mutter dadurch zu fangen. Sogleich kam diese an die Oberfläche, ganz nahe an das Boot des Harpunirers, ergriff das Junge, und riß es ein hundert Faden lang mit ausnehmender Gewalt und Schnelligkeit mit sich fort. Darauf kam sie wieder empor, schoß wüthend hin und her, hielt oft inne, oder änderte plötzlich ihre Richtung, und gab alle Zeichen der höchsten Angst. So fuhr sie eine lange Zeit fort, obgleich beständig von den Booten gedrängt. Endlich kam eins derselben ihr so nahe, daß eine Harpune nach ihr geworfen wurde. Sie traf, aber blieb nicht sitzen. Es wurde eine zweite Harpune geworfen; auch diese drang nicht ein; eine dritte hingegen war wirksamer und hielt fest. Gleichwohl versuchte sie nicht

zu entfliehn, sondern ließ auch die andern Boote nahe kommen, so daß sie in wenigen Minuten noch 3 Harpunen empfing, und in Zeit von einer Stunde getödtet war. Gewiß ist es etwas höchst Peinliches, ein Thier unter solchen Umständen zu tödten, wo es einen Grad von Zärtlichkeit und Selbstaufopferung beweist, der einem vernünftigen Wesen Ehre machen würde. Gleichwohl ist der Fang eines Wallfisches für den Wallfischfänger ein Gegenstand von so großer Wichtigkeit, daß er sich um seinetwillen tausendfachen Gefahren und Beschwerden aussetzt, und daher die Erreichung seines Zweckes und selbst die Freude eines gelungenen Fanges nicht den Gefühlen des Mitleides aufopfern kann. — Obgleich man Wallfische oft in großer Menge beisammen findet, so kann man doch nicht füglich sagen, daß diese Thiere heerdenweis zu leben pflegen, denn die meiste Zeit werden sie nur einzeln oder paarweis angetroffen, außer wenn sie durch den Reichthum an Futter, oder durch die günstigste Lage des Eises an denselben Platz geführt werden. Der Wallfisch wird in den eisigen Meeren von Grönland und der Davisstraße, in der Baffins- und Hudsonsbai, in dem Meere nordwärts von der Behringsstraße, und längs einigen Theilen der nördlichen Küste von Asien in Menge angetroffen. Niemals aber findet man ihn in der Nordsee, und selten innerhalb 200 Meilen von den britischen Küsten; dagegen erscheint er an den Küsten von Afrika und Süd-Amerika periodenweise in beträchtlicher Anzahl, doch ist es ungewiß, ob er genau von derselben Art wie der von Spitzbergen und Grönland ist. Ein auffallender Unterschied, vielleicht eine Folge des Orts und Klima's, ist, daß der südliche Wallfisch oft mit einer Muschel, der sogenannten Wallfischpocke, Lepas Diadēma, bedeckt ist, während der nördliche davon frei bleibt."

„In dem Augenblick," so erzählt Scoresby ferner, „wo der verwundete Wallfisch unter das Wasser geht, wird in dem Boote, aus welchem die Harpune geworfen worden ist, auf einem Stock eine Flagge aufgesteckt. Auf dieses Zeichen machen Die, welche im Schiffe auf der Wache sind, Lärm, und indem sie auf das Verdeck stampfen, rufen sie zu wiederholten Malen aus: a Fall! (Getroffen). So wie dieses Wort erschallt, stürzt Alles auf's Verdeck; wer noch schläft, springt aus dem Bette heraus, rennt mit den zusammengebundenen Kleidern in der Hand herbei und drängt sich in die Boote. Wäre auch die Temperatur auf Null, und man hört a Fall, so sind Alle den Augenblick da, wenn auch nur im Hemde oder sonstigen Nachtanzuge. Gemeiniglich wissen sie sich anzuziehn, wenigstens zum

Theil, während die Boote ausgesetzt werden, bisweilen aber fahren sie ab, so wie sie aus den Betten gekommen sind. Der Lärm, welcher bei dem Ausrufe a Fall in einem Schiffe entsteht, macht auf schlafende Personen, die dies nicht kennen, einen ganz besondern Eindruck. Oft wird es für das Zeichen eines Unglücks gehalten, oder man glaubt, die Leute wären alle närrisch. Schlimm ging es einem, der, durch den ungewöhnlichen Lärm aufgeschreckt, auf das Verdeck lief, und da er sah, daß die Leute im Hemde nach den Booten rannten, sich einbildete, das Schiff wäre im Begriff zu sinken. Er bemühte sich daher, auch in ein Boot zu kommen, aber da alle besetzt waren, ward er überall zurückgestoßen. Außer sich vor Angst fing er an zu schreien: Was soll ich machen? will mich denn niemand mitnehmen?"

Wie leicht und wie schnell ein Mensch beim Wallfischfange verunglücken kann, geht aus folgender Thatsache, welche Scoresby mittheilt, deutlich hervor: „Die beiden Boote," sagt er, „hatten sich, bei der Abfahrt, von den andern getrennt, und gereizt durch einen Wallfisch, auf den sie Jagd machten, und durch die Schönheit des Wetters, waren sie so weit fortgegangen, daß sie das Schiff aus dem Gesichte verloren. Der Wallfisch, den sie verfolgten, führte sie in eine ganze Heerde von Wallfischen; ihre Anzahl war so groß, daß sie auf nicht weniger als hundert geschätzt wurde. Aus Furcht, sie aufzuschrecken, ohne einen zu bekommen, blieben sie einige Zeit, ohne eine Bewegung zu machen, um einen günstigen Augenblick zu einem Angriff abzupassen. Einer derselben kam endlich so nahe an das Boot, in welchem William Carr, der Harpunirer, war, daß dieser es wagte, auf ihn zurudern zu lassen. Es gelang ihm, das Thier mit seiner Harpune zu treffen. So wie es getroffen war, fuhr es mit großer Schnelligkeit an dem Boote vorüber, dadurch wurde die Leine aus ihrer Lage geworfen, schlang sich um den Arm des Harpunirers und riß ihn in einem Augenblick über Bord und unter das Wasser hin, daß er nicht wieder zum Vorschein kam. Das Unglück geschah so schnell, daß nur ein einziger Mann, der gerade seine Augen auf ihn gerichtet hatte, sah, was mit ihm vorging. Es ist kaum möglich, sich eine schnellere und unerwartetere Todesart zu denken. Die Schnelligkeit, mit welcher der Wallfisch im Anfang hinabsteigt, beträgt, wie ich aus eigner Beobachtung gefunden habe, gemeiniglich 13 bis 15 Fuß in einer Sekunde. Das Unglück erfolgte in der That so schleunig, daß er nicht einmal Zeit hatte aufzuschreien, und der Mensch, der es mit ansah, wie er fortgerissen

wurde, bemerkte, daß es so außerordentlich schnell geschehen wäre, daß, obgleich sein Auge in dem Augenblick auf ihn gerichtet gewesen wäre, er doch kaum den Gegenstand hätte unterscheiden können, als er verschwand."

„Das Fleisch des Wallfisches ist für manche Bewohner der nördlichen Küsten von Europa, Asien und Amerika ein vorzügliches Nahrungsmittel. Die Eskimos trinken auch das Wallfischöl mit Begierde. Manche Stämme, die mit geistigen Getränken unbekannt sind, nehmen in ihren Kähnen, beim Fischfang, Blasen, mit Oel gefüllt, mit, die sie auf eben die Art und mit eben dem Wohlgefallen gebrauchen, als ein britischer Matrose sein Schnapsgläschen. Sie essen auch die Haut des Wallfisches roh, und zwar Kinder sowohl als Erwachsene; denn es ist nicht selten bei ihnen, daß, wenn ihre Weiber die europäischen Wallfischfänger besuchen, sie ein Stück Haut zu bekommen suchen, besonders ein solches, woran noch etwas Speck sitzt, und es ihren Kindern, die auf ihrem Rücken hängen, geben, welche es mit sichtbarem Appetit aussaugen. Wenn der Speck eingepökelt und gekocht wird, soll er recht gut schmecken; auch der Schwanz soll, bei gehöriger Zubereitung, nicht übel sein, und daß das Fleisch von jungen Wallfischen sich recht gut essen läßt, weiß ich aus eigner Erfahrung. Die Indianer und Eskimos machen auch von andern geringeren Theilen des Wallfisches Gebrauch; ja einigen Völkerschaften sind diese zu einem behaglichen Zustande unentbehrlich. Manche Häute des Unterleibes sind für sie ein Hauptartikel zu Kleidungen, und das Bauchfell dient ihnen, wegen seiner Durchsichtigkeit, statt des Glases in den Fenstern ihrer Hütten; die Knochen werden zu Harpunen und Sparren verarbeitet, zu Stützen in ihren Zelten, und von manchen zu Gerippen ihrer Boote angewendet; die Sehnen spalten sie in Fäden und brauchen sie als Zwirn, um die Häute an ihren Booten und Zelten zusammenzunähen, und die Nähterei an ihren Kleidungsstücken verfertigen sie mit großer Geschicklichkeit und Nettigkeit. Auch von dem Fischbein und den wichtigeren Produkten des Wallfisches, die in Europa geschätzt werden, wissen sie Gebrauch zu machen."

Auch M a r t e n s, welcher im Jahr 1671 auf einem hamburger Schiffe dem Wallfischfang beigewohnt, beschreibt denselben ausführlich. „Das Seil," so sagt er unter Andrem, „woran die Harpune befestigt ist, hat eine Länge von 80 bis 100 Faden und ist in Kreise gelegt, damit es sich beim Abwinden nicht verwirrt. Wenn der Wallfisch schnell sinkt, so entzündet sich das Holz, über welches das Seil

läuft, wenn es nicht immer befeuchtet wird. Zuletzt wird der Wallfisch mit Lanzen todt gestochen, worauf man ihn an's Schiff bindet. Die Speckschneider haben unter den Absätzen spitzige Nägel, damit sie nicht ausrutschen. Ist aller Speck der einen Seite abgeschnitten, so kehrt man den Fisch um."

Steller, welcher sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Kamtschatka befand, erzählt über die Wallfische Folgendes: „In Kamtschatka trifft man die Wallfische öfters bei abgelaufner See (Ebbe) am Strande an. Sie verfolgen im Frühjahr die Fische, besonders die Häringe, bis in den Hafen St. Petri und Pauli. Sie werden auf verschiedene Weise gefangen. Um Lapatka und die kurilischen Eilande fahren die Einwohner an die Orte der See, wo die Wallfische zu schlafen pflegen. So viele Thiere sie antreffen, so viele schießen sie an, mit vergifteten Pfeilen, davon sie sogleich aufschwellen und erschrecklich toben. Die Elutoren haben eine andre Art, Wallfische zu fangen: Sie machen Netze von Wallroßhäuten, die sie räuchern und in armsdicke Riemen zerschneiden. Diese Netze setzen sie innerhalb des elutorischen Meerbusens. Wenn die Wallfische aus- und eingehen, verwirren sie sich mit dem Schwanze darin in kurzer Zeit zu Tode. Darauf fahren die Elutoren mit Kähnen nach ihm, befestigen ihn mit Riemen und buxiren ihn an das Ufer. Während der Zeit, da sie nach dem Lande rudern, stehen die Jungfern, Weiber und Kinder am Ufer, singen, schreien, tanzen und springen und gratuliren zur Beute. Wenn der Wallfisch am Lande ist, so ziehen sie alle ihre besten Kleider und Zierrathen an, schneiden ihn in Stücken und präpariren ihn als ihr vornehmstes Proviant auf das ganze Jahr folgendermaßen: Das Fleisch, so sich nicht lange halten läßt, ohnerachtet es sehr hart und grob, wird am ersten verzehret, und was sich in der Geschwindigkeit nicht verzehren läßt, wird in der Luft aufgehangen und getrocknet; die Haut wird von dem Speck abgesondert, geschabet und in Rauch getrocknet, alsdann geschlagen und geschmeidig gemacht und zu Schuhsohlen gebraucht, die von solcher Stärke sind, daß sie sich zu keiner Zeit abnutzen oder unbrauchbar werden. Alsdann graben sie sehr viele Gruben in die Erde, deren Boden sie mit Steinen auslegen; auf die Steine legen sie Brennholz, daß es einige Schuh noch über die Grube hervorraget, zünden solches von unten an und legen so lange frisches zu, bis die Gruben völlig wie ein Backofen ausgeheizt sind. Alsdann kehren sie die Asche zusammen, säubern die Gruben und belegen die Steine mit frischem Ellernholz und Blättern, legen den

Speck schichtweis hinein, bedecken Alles mit vielem Gras, auf welches sie Erde werfen, daß nicht der geringste Dampf herauskommen kann. Nach etlichen Stunden nehmen sie den Speck heraus, da er rings herum eine braune Rinde hat, von dem überflüssigen Thran entledigt ist, und können sie solchen nach diesem ein ganzes Jahr lang, ohne daß er verderbe, aufbewahren. Er schmecket gar nicht thranig oder unangenehm, sondern wie Schweinespeck und ist sehr gut zu essen, wie ich vielmal selber probiret. Die Gedärme säubern sie, blasen sie auf und füllen sie mit dem Thran, der unter dem Schneiden abrinnet, und dem inwendigen flüssigen Fett. Die Tschuktschen, so die Wallfische in großer Menge fangen, kommen mit der Art zu fangen der europäischen am allernächsten. Sie rudern in sehr großen, mit Fellen überzogenen Kähnen, 8, 10 und mehr Mann stark, auch 2 bis 3 Fahrzeuge zugleich, in die See. Wenn sie nun einen Wallfisch sehen, rudern sie behende auf ihn zu und stoßen einen großen Spieß von Eisen oder Knochen tief in ihn hinein; an diesem ist ein Riemen befestigt, dessen andres Ende sie im Kahne haben. An dem Riemen ist eine mit Luft gefüllte Blase, und an derselben erkennen sie allezeit auf der See, wo der Wallfisch hingehet. Sie stoßen und jagen den Wallfisch, bis er sich abmattet. Sie fangen nun aus Leibeskräften an zu schreien, klatschen in die Hände und machen allerlei Geräusch; darauf eilet der Wallfisch nach dem Ufer mit vollen Kräften. Ist er beinahe am Ufer, so toben und wüthen sie noch ärger, bis der Wallfisch in Eifer und Blindheit sich selbsten mit der größten Forsche weit auf das Land setzet, wo er von ihnen vollends massakrirt wird. Während der Zeit stehen die Uebrigen, Alt und Jung, mit großem Frohlocken am Ufer und tanzen und springen. Obgleich die Tschuktschen sehr zahlreiche Heerden Rennthiere haben und davon satt sein könnten, befleißigen sie sich doch sehr auf den Fang der Seethiere, weil sie den Speck nicht allein für die größte Delikatesse, sondern auch den Thran, in Ermangelung aller Holzung, Feuer zu erhalten, höchst nöthig haben, welchen sie auf Moos, Torf und Wallfischknochen gießen und statt des Holzes brennen. Die Tschuktschen machen aus den Därmen der Wallfische Hemden wie die Amerikaner und gebrauchen solche auch anstatt der Tonnen. — Außer den Wallfischen, so gefangen, oder in Amerika verwundet in Kamtschatka todt an's Ufer geworfen werden, verschaffen die Orcæ (die Delphine, welche man Orka nennt) den Einwohnern großen Nutzen, welche die Wallfische auf das grausamste verfolgen und mit ihren erschrecklichen Zähnen verwunden und

tödten, und habe ich sowohl auf der See als Bäringseiland mit meinen Augen den Kampf zwischen ihnen angesehn. Die Wallfische machen ein so erschreckliches Getöse und Brüllen, so sie von ihnen angefallen werden, daß man es etliche Meilen hören kann, und wird ihnen so bange, daß sie lebendig auf das Land auflaufen. — Mit dem Fischbein fügen die Kamtschadalen ihre Kähne zusammen, machen Fischernetze, Fuchsfallen und Wassereimer daraus; aus den zwei Knochen der Unterkiefer machen sie Schlittenläufer, Messerhefte, allerhand Ringe und Riegel zu ihrem Hundegeschirr. Aus den Sehnen machen sie elastische Sehnen zu ihren Fuchsfallen, bedienen sich ihrer auch anstatt des Bindfadens; aus den Rückenwirbeln machen sie Mörsel; die Zunge ist von sehr gutem Geschmack, nach dem sind die Pennen (Flossen) die besten Theile."

Wie fest die Wallfische mitunter schlafen, ersieht man aus der Erzählung Otto v. Kotzebue's, dessen Schiff bei Unalaska in vollen Segeln heftig gegen einen schlafenden stieß. Das Thier erschrak über den Puff nicht wenig, that einen ungeheuren Satz und fuhr dann auf den Grund. Kotzebue sah dort auch eine Menge Wallfische, welche sich hoch in die Luft warfen und mit einem ungeheuren Knall wieder in's Wasser fielen, wobei das Wasser schäumend um sie spritzte.

„Außerordentlich reich an Wallfischen," so berichtet Eduard Pöppig, „ist die Küste von Chile; allein der Fang ist dort in der Bai von Talkahuano streng verboten, weil die Strömung des Meeres den Ueberrest des Thieres jedesmal an's Land treibt, wo er auf eine fürchterliche Weise die Luft verpestet. Die Wallfische sind dort, im Bewußtsein ihrer Sicherheit, so zahm, daß sie ruhig um die Schiffe herumspielen."

Jacquinot, Kapitän des Schiffs Zélée, welcher im Jahr 1838 die dem Südpol benachbarten Meere besucht hat, berichtet, daß dort noch überall Wallfische von 50 bis 80 Fuß Länge vorkommen, daß dort amerikanische, französische und englische Wallfischjäger in Menge ihr Wesen treiben, und daß die Wallfische an der Westseite Amerika's bis Conception und Talcahuano kommen.

Den Thran gewinnt man aus dem Specke des Wallfischs, indem man denselben in kupfernen Kesseln erhitzt und dann das Flüssige trennt. Das Fischbein wird wegen seiner großen Elastizität zu vielerlei Zwecken verbraucht. Vorzüglich viele und gute Fischbeinwaare liefert die Fabrik des Herrn Lilliendahl zu Neudietendorf bei Gotha.

Der **Finnfisch**, Balæna Physälus, L. Hat auf dem Rücken eine Flosse, am Bauche dicke Längsfalten, ist oben schwärzlich, unten weiß, wird so lang wie der gemeine Wallfisch, ist aber weit dünner. Er ist in den nördlichen Meeren sehr gemein und bewohnt auch die südlichen. Die Schiffer meiden ihn, weil er wenig Speck und kurze, schlechte Barden gibt, sehr schnell, wild und durch seine heftigen Bewegungen gefährlich ist.

Register.

Die Umlaute ä, ö, ü, suche man bei a, o, u.

Nachtrag.

Ich habe, als der Druck des Ganzen fast vollendet war, die Nachricht bekommen, daß der auf Seite 37 genannte Herr Alexander **Gerhard** sich jetzt nicht in Leipzig, sondern in Amerika befindet, woselbst er Naturalien aller Art sammelt.

Zu Seite 667: Wenn man einer Kuh oder sonst einem Stück Vieh flüssige Arznei eingießt, so gieße man langsam und halte augenblicklich ein, wenn es hustet. Fährt man dennoch fort, so füllt sich die Lunge mit der Arznei und der Tod erfolgt.

Gotha, Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei. 1851.

Naturwissenschaftliche Schriften.

In unserem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lenz's, Dr. H. O., gemeinnützige Naturgeschichte, vollständig in fünf Bänden, mit 41 Tafeln schwarzer Abbildungen, gr. 8. 6⅔ Thlr.

— — mit fein illuminirten Abbildungen, gr. 8. 9⅓ Thlr.

Die Bände werden auch einzeln abgelassen, und zwar:

I. Bd. die Naturgeschichte der Säugethiere, mit 8 Taf. schwarz. Abbild. Dritte Ausg. 1851. 1⅔ Thlr., mit f. illumin. Abbild. 2⅓ Thlr.

II. Bd. die Naturgeschichte der Vögel, mit 8 Tafeln schwarz. Abbild. Zweite Ausg. 1842. 1⅙ Thlr., m. f. illum. Abbild. 1⅚ Thlr.

III. Bd. die Naturgeschichte der Amphibien, Fische, Weichthiere, Kerbthiere u. Pflanzenthiere, m. 7 Taf. schwarz. Abb. Zweite Ausg. 1843. 1⅓ Thlr., m. f. illum. Abbild. 2 Thlr.

IV. Bd. die Naturgeschichte des Pflanzenreichs, m. 10 Taf. schwarz. Abbild. Zweite Ausg. 1846. 1⅔ Thlr., m. f. illum. Abbild. 2⅓ Thlr.

V. Bd. die Naturgeschichte des Mineralreichs, m. 8 Taf. schwarz. Abbild. Zweite Ausg. 1846. 1 Thlr., m. 1 illum. Taf. 1$\frac{1}{10}$ Thlr.

Das ganze Werk, wie jeder einzelne Band ist auch in gepreßte Leinwand gebunden zu haben, unter Berechnung von 5 Sgr. pr. Einband.

Lenz's, Dr. H. O., kleine Naturgeschichte f. Schul- und Selbstunterricht. gr. 8. 1848. 21 Sgr.

Zum Unterricht in der Naturgeschichte bei dem Gebrauche jedes Lehrbuches:

Naturgeschichte in Bildern, 41 Tafeln mit schwarzen Abbildungen, ohne Text. gr. 8. gebunden 28 Sgr.

Dieselbe, fein illuminirt. gebunden 2 Thlr. 8 Sgr.

Lenz's, Dr. H. O., Naturgeschichte der Säugethiere, nach Cuvier's Systeme bearbeitet. gr. 8. 1831. (sonst 1 Thlr.) jetzt 15 Sgr.

— — Schlangenkunde, gr. 8. Mit einem Heft illumin. Abbild. in 4. 1832. (sonst 4⅓ Thlr.) jetzt 2½ Thlr.

— — Die nützlichen und schädlichen Schwämme, nebst einem Anhange über die isländische Flechte. 8. Mit 46 illumin. Abbild. Zweite Ausg. 1840. gebunden (sonst 1⅚ Thlr.) jetzt 1⅓ Thlr.

Schlotheim's, E. von, Beiträge zur Flora der Vorwelt oder Beschreibung merkwürdiger Kräuterabdrücke und Pflanzenversteinerungen. Mit 14 ausgetuschten Kpfrtfln. kl. Fol. 1804. (sonst 4 Thlr.) j. 2 Thlr.

— — Nachträge zur Petrefactenkunde. I. Abth. gr. 8. Mit 21 Kpfrtfln. in kl. Fol. (sonst 4 Thlr.) j. 2 Thlr.

— — — II. Abth. gr. 8. 1823. Mit 16 Kupfertfln. in kl. Fol. (sonst 3¼ Thlr.) j. 1 Thlr. 18 Sgr.

Das Werk: von Schlotheim's Petrefactenkunde (1820) selbst ist vergriffen; die dazu gehörigen Abbildungen aber sind mit den Abbildungen vorstehender drei Werke in ein Ganzes vereinigt unter dem Titel:

Schlotheim's, E. von, merkwürdige Versteinerungen, gr. 8. Mit 66 Kupfertafeln in zwei Heften in kl. Fol. 1832. (sonst 7 Thlr.) j. 4 Thlr.

Gotha, im April 1851.

Becker'sche Buchhandlung.

Thierreich. Classe: Säugethiere. Taf. I.

Ordnung: Affenthiere.



1. Orang=Utang. 2. Mandrill. 3. Brüllaffe. 4. Goldstirniger Marikina. 5. Rother Maki.

Ordnung: Fleischfresser.

6. Vampyr. 7. Zwergfledermaus. 8. Langöhrige Fledermaus.

Lithogr. & Druck b. Chr. Inger in Gotha. Gezeichnet v. J. C. Ausfeld.

Ordnung: Fleischfresser.



Gezeichnet v. J. C. Ausfeld.


1866
12 VIII

Ordnung: Fleischfresser.



21. Hÿäne.



22. Löwe.



23. Tiger.



24. Seelöwe.



25. Wallroſs.

Gezeichnet v. J. C. Ausfeld.



Gezeichnet v. J. C. Ausfeld.

Thierreich. Classe: Säugethiere. Taf. V.

Ordnung: Zahnarme.



39. Gürtelthier.

40. Zweizehiger Ameisenfresser.

41. Schuppenthier.

42. Schnabelthier.

Ordnung: Einfachkauende Hufthiere.



43. Asiatischer Elephant.

44. Flußpferd.

45. Wildes Schwein.

46. Nashorn.

Lithogr. & Druck b. Chr. Inger in Gotha.

Gezeichnet v. J. C. Ausfeld.



Gezeichnet v. J. C. Ausfeld.

Ordnung: Wiederkauende Hufthiere.



56. Steinbock. 57. Auerochs.

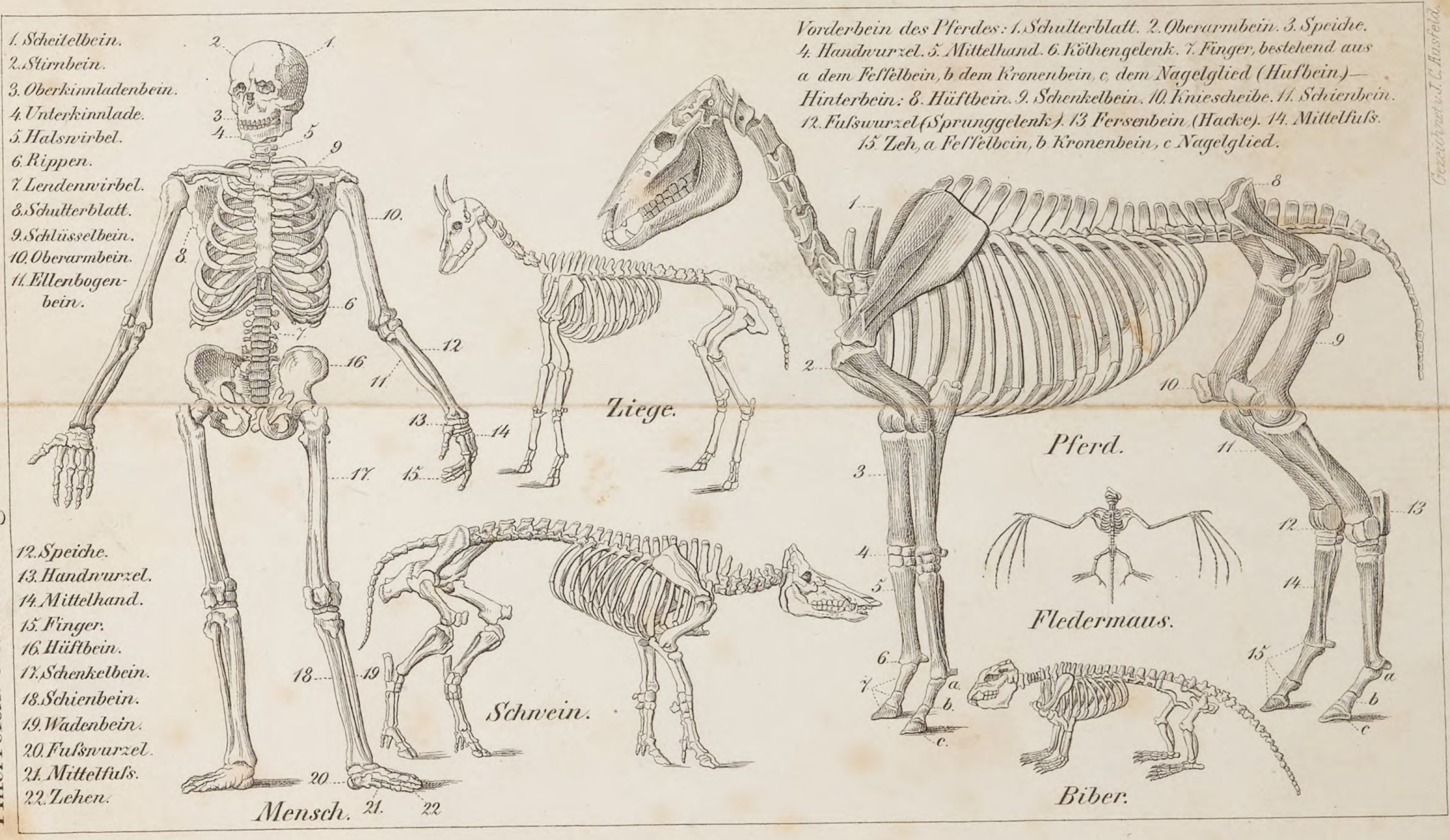
Ordnung: Fischsäugethiere.



Gezeichnet v. J. C. Ausfeld.

Taf. VIII.

Thierreich. Classe: Säugethiere. Deren Knochen.



Gezeichnet v. J. C. Ausfeld.

32	36
12	21
33	26
32	30
24	22
26	6
159	141